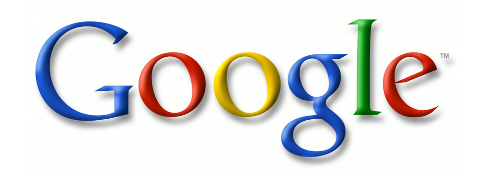
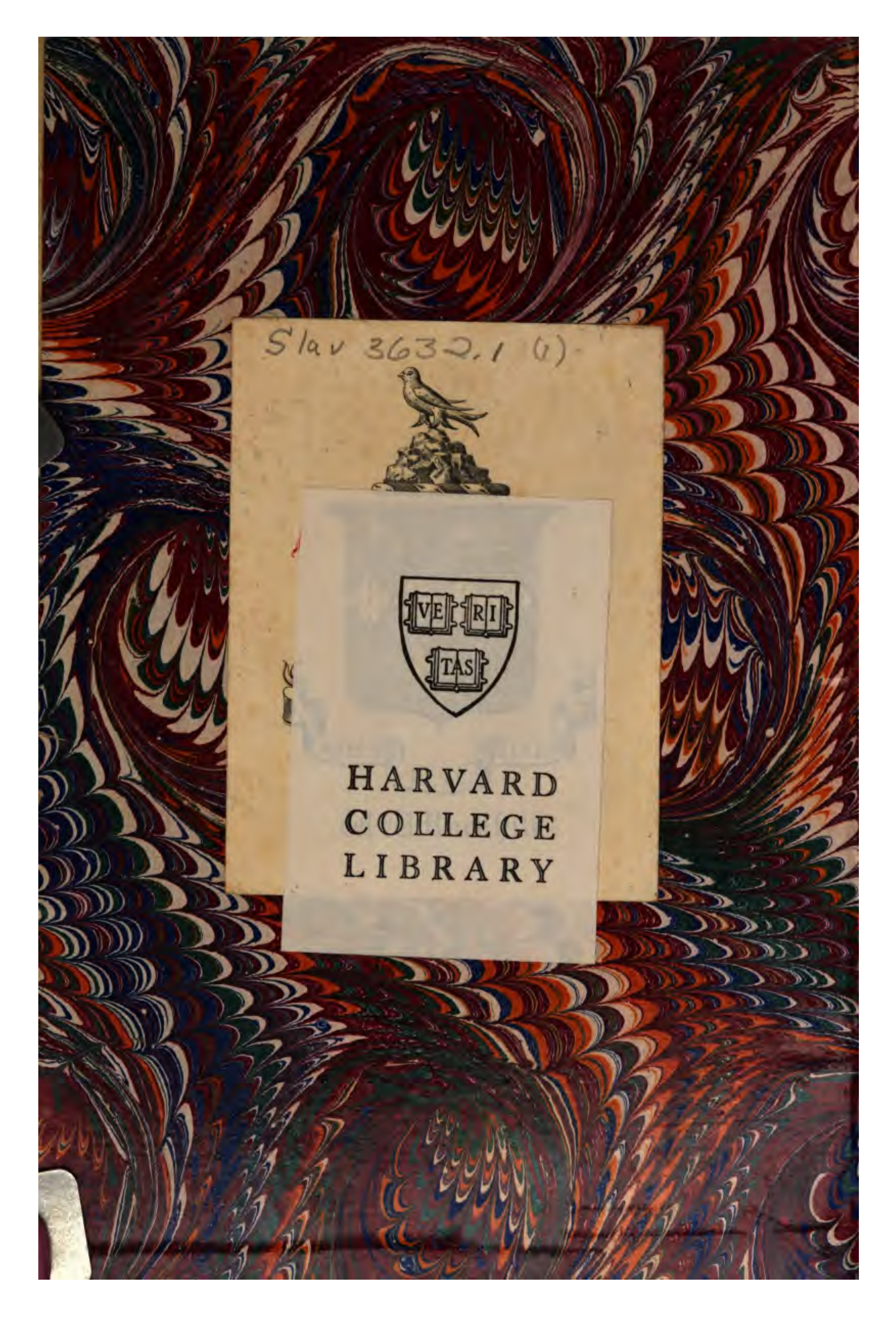
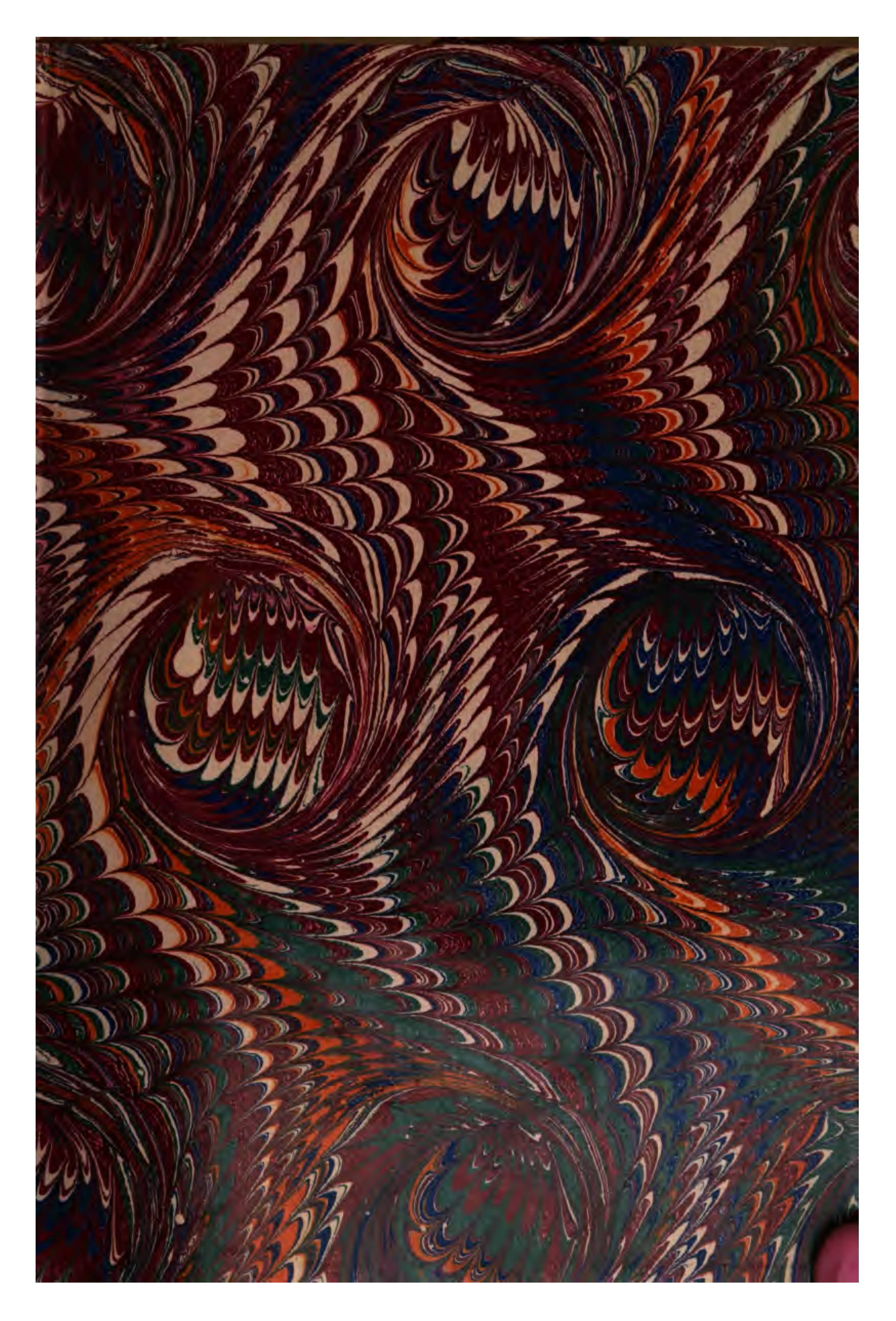
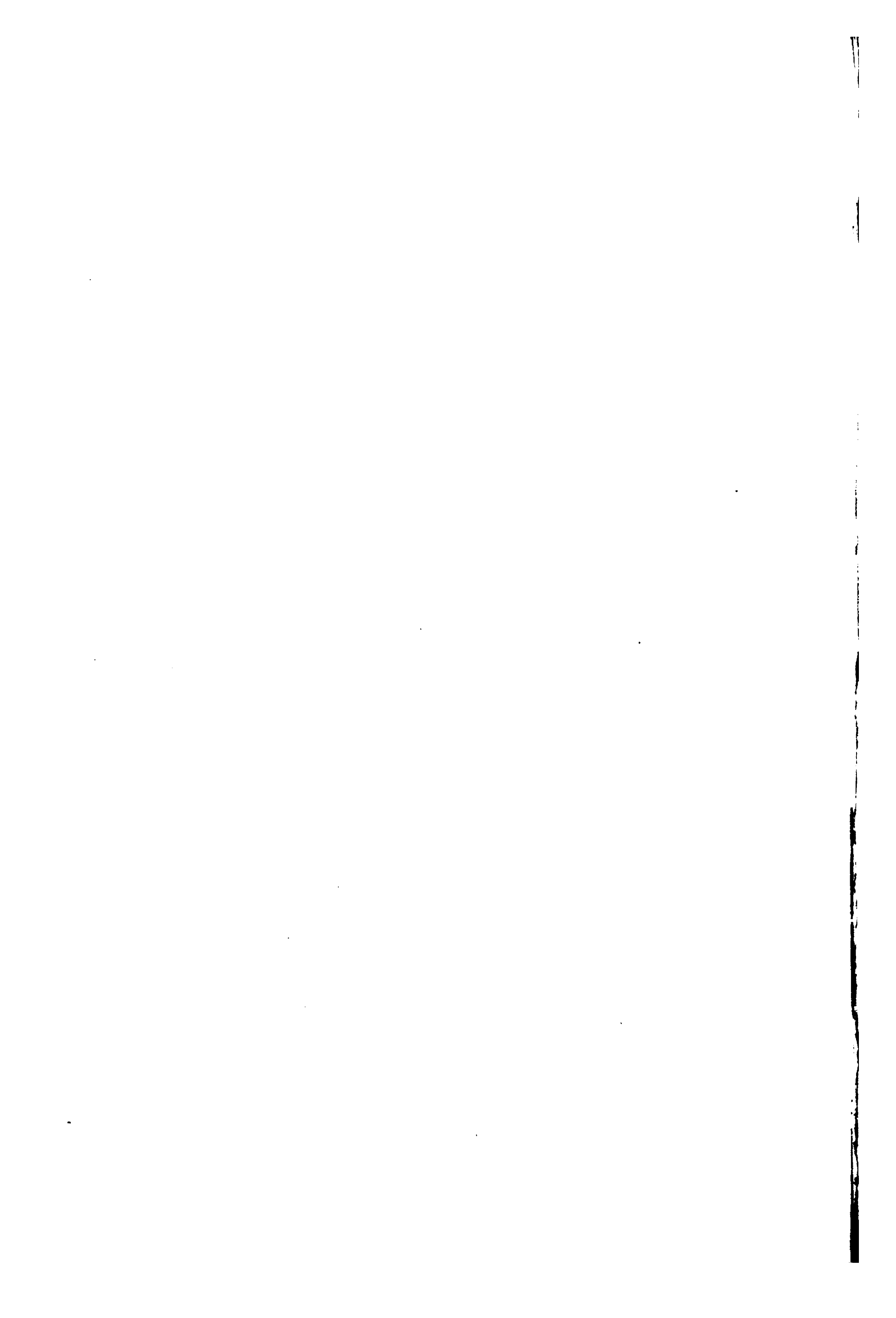




VE RI TAS





Sagajerin (Frau) im Festkleide.



Vorderansicht. Rückansicht.

Zu Radloff, Aus Sibirien. Lith. Anst. Aug. Kürth. Verlag von T.O. Weigel in Leipzig.

AUS SIBIRIEN.

LOSE BLÄTTER

AUS MEINEM TAGEBUCHE.

VON

DR. WILHELM RADLOFF.

ERSTER BAND

MIT FARBIGEM TITELBILDE UND 15 ILLUSTRATIONSTAFELN.

ZWEITE AUSGABE.



LEIPZIG

T. O. WEIGEL NACHFOLGER

(CHR HERM. TAUCHNITZ)

1893.

FRÄULEIN

EDITHA VON RAHDEN

ACHTUNGSVOLL GEWIDMET.

Vorwort.

Schon der Titel dieses Buches zeigt, dass es keineswegs den Anspruch macht, ein vollkommenes Bild Sibiriens vorzuführen, es sind vielmehr lose, einzelne Blätter, eine Reihe von Skizzen, in denen ich darzulegen versuche, was ich auf meinen Streifzügen gesehen habe und worauf ich im Zusammenhange mit meinen Studien und Forschungen zu achten hatte.

Mir hat die Zusammenstellung und Ausarbeitung dieser Skizzen viel Freude gemacht, sie bot mir reichlich Gelegenheit, mich im Geiste in längst durchlebte Zeiten zurückzuversetzen und diese Zeiten waren doch die schönsten meines Lebens.

Kasan, im October 1884.

Dr. Wilhelm Radloff.



I.

Geographische und statistische Uebersicht von Westsibirien und den südlichen Grenzländern.

Beschreibung der Fluss-Systeme des Ob und Irtisch. — Die Quellländer des Jenissei. — Das Becken der westmongolischen Seeen. — Die Quellländer des Ob und das Bergsystem des Altai. — Die Quellländer des Tom und des Kusnetzkischen Alatau. — Die Quellländer des Irtisch. — Das Nor-Saisan-Becken. — Der Tarbagatai. — Das Balkasch-Becken und seine Hauptflüsse. — Das Bergsystem des Alatau und Thianschan. — Der Issik Köl und die östliche Steppe. — Semenows Uebersicht und Charakteristik der sibirischen Gebiete mit statistischen Angaben der Bevölkerung und ihrer Produktivität.

Der Reisende, der den breiten Bergrücken des Ural überschritten, steigt unmittelbar, sobald er den Grenzpfahl, der das europäische und asiatische Russland scheidet, passirt hat, zu der grossen nordasiatischen Tiefebene hinab, welche gleichsam eine Fortsetzung der ural-kaspischen Niederung bildet, mit der sie einstmals den Boden eines gewaltigen Nordmeeres ausmachte. Den seiner Ausdehnung nach bei Weitem grössten westlichen Theil dieser gewaltigen Tiefebene bildet die Niederung des Obstromes, welche sich in drei mächtigen nach Norden geneigten Absätzen zum Eismeere hinabsenkt und wegen ihrer Wassermasse und ihrer Ausdehnung den grössten Flusssystemen der Alten und Neuen Welt würdig zur Seite gestellt zu werden verdient. Weiter nach Osten geht dieses Tiefland in die Niederung des Jenisseistromes über, der fast noch grössere Wassermassen zum Eismeere sendet, dessen Niederung aber an Umfang bei Weitem der des Ob nachsteht, da dieser Strom nur in seinem unteren Laufe zum Tieflande herabsteigt. Diese beiden mächtigen Ströme Nordasiens entspringen im nordwestlichen Theile des ostasiatischen

Hochlandes, oder vielmehr auf dem nördlichen Randgebirge desselben, dem grossen Altaischen Bergsysteme, wie es Ritter genannt hat.

Wenden wir jetzt zuerst unsere Aufmerksamkeit dem Quellgebiete und oberen Laufe des Jenissei zu, so sehen wir, dass dieser mächtige Strom auf den Südabhängen des Sojonischen Gebirges entspringt. Es sind zwei Hauptquellflüsse, die sich südlich vom Kamme des Sojonischen Gebirges schon zum Jenissei vereinigen, der Ulu Käm (der grosse Käm), den die Chinesen schon von Alters her Ta-Kimu nennen, und der Kämtschik (d. h. der kleine Käm). Der Ulu Käm entspringt westlich vom See Kossogol, etwa 51⁰ n. Br. und 69⁰ östl. L. (Pulkowa), er fliesst in seiner Hauptrichtung nach Westen und nimmt in diesem Laufe ausser vielen kleineren Nebenflüssen zwischen dem 63.⁰ und 64.⁰ östl. L. den von Norden kommenden Bei Käm auf. Zwischen dem 61.⁰ und 62.⁰ östl. L. vereinigt er sich mit dem Kämtschik und bricht sich dann durch das Sojonische Gebirge nach Norden Bahn. Südlich vom Thale des Ulu Käm zieht sich zwischen dem 50.⁰ und 51.⁰ nördl. Br. das Tangnu Ola-Gebirge hin und zwar fast bis zu den Quellen des Kämtschik. Dieser letztere entspringt etwa 59½⁰ östl. L. nördlich vom Dschulu Köl, an einer Stelle, wo der Tangnu Ola, die südlichen Ausläufer des Sojonischen Bergrückens und der Sailu Käm zusammenstossen, nicht weit vom Tschaptschyn Dava, der eine Höhe von 10360 Fuss erreicht. In seinem oberen Laufe nach Norden empfängt der Jenissei aus dem Sojonischen Gebirge vier Nebenflüsse: von rechts den Ut, Us, Oi und die Tuba, von links aber nur einen bedeutenderen Fluss, den Abakan, der etwa 12 Werst südlich von der Tubamündung bei der Stadt Minussinsk in den Jenissei fällt. Dieser Abakan entspringt etwa 52⁰ nördl. Br. und 57½⁰ östl. L. in dem westlichsten Theile des Sojonischen Gebirges, das hier in mehrere Bergrücken, *Abakanskija Belki* (Abakanische Schneeberge), *Karly Kan* (Schneefürsten) und *Tschuktschut* zerklüftet ist. Von rechten Nebenflüssen des Abakan will ich nur den Jany und den Tschagan erwähnen, von linken den Taschtyp, die alle im Hochgebirge zum Abakan fliessen. Nördlich vom Taschtyp öffnet sich die ziemlich ausgedehnte Abakansteppe, in der der Abakan von links die Seja und den Askys und mehrere andere unbedeutende Flüsse aufnimmt. Nach der Vereinigung mit dem Abakan und der Tuba hat der Jenissei schon eine be-

deutende Breite, man kann aber keinen rechten Ueberblick gewinnen, da er hier mit vielen Inseln besäet ist. Bis nach Krasnojarsk ändert der Jenissei seine Richtung nicht, sondern fliesst zwischen den meist steilen, felsigen Ufern stets in seiner Hauptrichtung nach Norden.

Südlich von dem Quellgebiete des Jenissei, d. h. südlich vom Tangnu Ola, zieht sich bis zu 47° nördl. Br. das ein Becken bildende Hochplateau der westmongolischen Seeen hin, das im Osten von dem Changai und im Süden von dem grossen Altaischen Bergrücken begrenzt wird. Die bedeutendsten Seeen dieses Beckens sind der Upsasee mit dem von Osten fliessenden Tes, der Kirgis-Nor mit dem ebenfalls von Osten fliessenden Dsapchyn und der Kara Ussu mit den von Westen fliessenden Flüssen Kobdo und Bujantu, der durch den Tschong Aryk mit dem See Durga-Nor in Verbindung steht. Der im Süden dieses Plateaus liegende Altaische Bergrücken zieht sich von 49° nördl. Br. und etwa 57° östl. L. in der Hauptrichtung nach Südosten bis zum 45.° südl. Br. und 68.° östl. L. hin und erhebt sich in seinem Hauptkamme oft zu einer Höhe von über 9000 Fuss. Dieser grosse Altaische Bergrücken, der sich im Norden an ihn anschliessende Sailu Käm und die Abakanischen Schneeberge bilden die mächtige Wasserscheide zwischen den Flussgebieten des Ob und Jenissei.

Wenden wir uns nun zu dem östlich von dieser Wasserscheide liegenden Quellgebiete des Ob. Dieses besteht aus drei grossen Quellgebieten: 1. dem Quellgebiet des Tom (des bedeutendsten rechten Nebenflusses des Ob) südlich bis zum 52.° nördl. Br.; 2. dem Quellgebiet des Ob, etwa bis zum 50.° nördl. Br.; 3. dem Quellgebiet des Irtisch (des den Ob an Wassermenge fast übertreffenden linken Nebenflusses des Ob), etwa bis zum 47.° nördl. Br. Ich beginne meine Uebersicht dieses Flussgebietes mit dem mittleren Theile der Quellgebiete des Ob, weil dieses Bergland den eigentlichen Centralstock des Altaischen Alpenlandes ausmacht. Das Altaische Alpenland besteht aus einem bunten Gewirr von meist in der Richtung nach NW. sich hinziehenden Gebirgsriegeln, die ich versuchen werde, hier nach den Flussläufen zu ordnen. Der Ob besteht aus zwei Quellflüssen, die beide türkische Namen führen, dem westlichen Flusse *Katyn* (Herrin), gewöhnlich Katunja genannt, und dem östlichen *Pï* (Herr), gewöhnlich Bija genannt. Die Katunja entspringt auf dem höchsten Gebirgsstocke des Altaischen Alpenlandes, dem

Katunja-Schneegebirge (Katunskija Belki), das sich im 50.° nördl. Br. und 54.°—55.° östl. L. hinzieht, und zwar auf dessen höchster Spitze, der Belucha, die nach Gebler eine Höhe von 11000 Fuss übersteigt. Von Süden betrachtet, sieht man, sagt dieser, wie der Gipfel der Belucha aus zwei gigantischen Alpenhörnern besteht, die durch einen horizontalen Sattel verbunden sind. Sie und die zunächst liegenden niederen Bergrücken ragen hoch über das sie umgebende Gebirge empor und erglänzen im Sonnenschein mit blendend weissem, ewigem Schnee, der sich tief herabzieht. Das östliche Horn scheint niedriger und breiter zu sein als das westliche und setzt sich in zwei Felsgraten nach Nordosten fort. Das westliche fällt steil und ohne Verlängerung nach Westen herab und ist reichlicher mit Schnee bedeckt als das andere. Der Sattel ist allenthalben mit Schnee bedeckt. Von der Nordseite gesehen, erscheint die Belucha weniger glänzend und kolossal. Von den Firnfeldern oder genauer von der Westseite des soeben erwähnten Felsgrates zieht, durch eine breite Felswand in zwei Theile getheilt, der Katunja-Gletscher herab. Das Gletschereis ist an der Oberfläche weiss mit meergrünen Eiszacken besetzt. Die Oberfläche ist an jener Felswand abwärts gewölbt. Querspalten durchbrechen die Gletscher und in ihnen sieht man die schöne grüne Farbe des Eises, auch fehlt es nicht an Gletschertischen. Von dem unteren Ende jenes gletschertheilenden Felsgrates zieht sich eine Moräne herab, die grösstentheils aus Bruchstücken von Talkchloridschiefer besteht. Unter dem Ende des Gletschers braust der Katunja-Fluss hervor und fliesst zuerst nach Südwesten und dann nach Westen. Oestlich von der Katunjaquelle ziehen sich von der Südseite der Belucha zwei Bergrücken nach Süden; der westliche derselben stellt die Verbindung der Katunja-Berge mit von Südwesten nach Nordosten liegenden Bergmassen des Cholsungebirges her, welche etwa vom 50.°—54.° östl. L. zwischen dem 50.° und 51.° nördl. Br. sich hinziehen. Der östliche Berggrat verbindet die Katunjaberge mit den nach Südosten liegenden Argytschen Alpen, die sich ebenfalls hoch über die Grenze des ewigen Schnees erheben. Nördlich von den Katunjabergen und dem Cholsun liegen parallel mit diesen zwei Alpenstöcke der westlichen Korgonischen Alpen und weiter nach Osten die bedeutend höheren Terektinischen Schneeberge. Wie ich schon vorher erwähnt, fliesst die Katunja zwischen den Katunja-Alpen

und dem Cholsun meist nach Westen, biegt dann aber allmählich nach Norden und umgeht fast in einem Halbkreise die westlichen Ausläufer der Katunja-Alpen. In ihrem nördlichsten Punkte nimmt sie hier den von Westen kommenden, in den Korgonischen Alpen entspringenden Köksu (Blaues Wasser) auf, wendet sich dann zuerst nach Südosten und später direct nach Osten und fliesst im Norden der Katunja-Berge und südlich von den Terektinischen Alpen bis zu $46^1/_2{}^0$ östl. L. Oestlich von der Köksu-Mündung bildet das Thal der Katunja eine wohl 20 Werst lange und 8—10 Werst breite Ebene, die unter dem Namen der Uimonschen Steppe, welche nach Ledebours Messung 3144 Fuss über dem Meeresspiegel liegt, bekannt ist, und in der sich mehrere Ansiedelungen russischer Bauern befinden. Im Osten der Terektinischen Alpen wendet die Katunja sich nach Norden und nimmt den aus den Argyt-Schneegebirgen kommenden Argytfluss auf. Von hier aus fliesst die Katunja nach NNO., ohne ihre Richtung bis $52^1/_2{}^0$ nördl. Br. zu ändern. Etwa 20 Werst abwärts von der Argyt-Mündung nimmt die Katunja von rechts die von Osten kommende Tschuja (Tschüi) auf. Dieselbe entspringt auf dem südöstlichen Theile des sich in einem Halbbogen von der Argytquelle nach Nordosten wendenden Bergrückens Sailu Käm. Zwischen dem Argyt und der Tschuja erstrecken sich von der Katunja bis zum Sailu Käm die Tschuiskija Belki, während sich im Norden der Tschuja von der Katunja an bis zum Sailu Käm die Saldsharberge, Aigulakberge und das Kuraïgebirge hinziehen. Weiter nach Norden nimmt die Katunja im Hochgebirge von grösseren Flüssen nur noch von links den Urussul auf, der an den nordwestlichen Abhängen der Terektinischen Alpen entspringt. Jenseits von der Quelle des Urussul zieht sich vom $51.^0$ nördl. Br. noch ein Gebirgsrücken nach Nordosten, der zum Theil noch die Schneegrenze überragt. Von dem Urussul nach Norden aber ziehen sich an der Katunja entlang und zwischen den Flüssen Kamenka und der in den Ob fliessenden Pestschanaja, dem Weissen Anui und dem Tscharysch viele unregelmässige Gebirgszüge nach Norden, die mit Ausnahme der Tscharysch-Schneeberge aber nirgends mehr bis zur Linie des ewigen Schnees emporsteigen. Oestlich von der Katunja zieht sich von den Aigulakbergen nach Norden bis zur Mündung des Maimaflusses, der sich von rechts in die Katunja ergiesst, der mächtige, weit verzweigte Gebirgsstock der Teletzkischen Berge hin. Nördlich vom Maima nimmt die Katunja noch

einen Nebenfluss von rechts auf, dies ist der Ishi, dann wendet sie sich nach Westen, wo sie sich bei der Stadt Büsk mit der Bija vereinigt, nachdem von Süden noch die Kamenka in sie gemündet. Die Gebirge des Flussgebietes der Katunja bilden wie gesagt das Centrum der Altaischen Alpen und haben eine eigenthümlich gleichmässige Bildung, die ich als bewaldetes Felsengebirge bezeichnen möchte. Die Russen nennen diese Gebirgsbildung Kamenj (Stein), die Altaischen Bergkalmücken bezeichnen sie mit dem Namen *Taiga*.

Der östliche Quellfluss des Ob, die Bija (oder Pī), fliesst aus dem östlich vom 57.⁰ östl. L. und südlich vom 52.⁰ nördl. Br. gelegenen Teletzkischen Bergsee, der sich in einer Länge von 90 Werst von Norden nach Süden zwischen himmelhohen Felsen hinzieht. Aus Süden erhält der Teletzkische See einen bedeutenden Zufluss durch den sich in ihn ergiessenden Fluss Tscholyschman, der aus dem Dschulu Köl nicht weit von der Quelle des Kemtschik in der Richtung nach Nordwesten fliesst und von Süden in den Teletzkischen See mündet, nachdem er von links den sehr bedeutenden Nebenfluss Baschkaus aufgenommen hat, der nördlich von den Kuraischen Bergen im Sailu Käm entspringt. Zwischen Baschkaus und Tscholyschman zieht sich vom Sailu Käm ein bedeutender Bergrücken nach Nordosten, der unter dem Gesammtnamen der Tscholyschman-Alpen zusammengefasst werden kann, während nördlich vom Tscholyschman die südlichen Zweige des Sojonischen Gebirges und die Abakanischen Alpen sich in hohen Riegeln bis zum östlichen Ufer des Teletzkischen Sees aufthürmen. Die Bija, die bei ihrem Ausflusse aus dem Teletzkischen See schon ein sehr bedeutender Fluss ist, nimmt von rechts nur einen grösseren Nebenfluss auf, den aus den nördlichen Ausläufern der Abakanischen Alpen fliessenden Lebed (Schwan), bis zu dessen Mündung sie fast direct nach Norden fliesst. An der linken Seite vereinigen sich mit der Bija, nicht weit von ihrem Ausflusse aus dem Teletzkischen See, die aus Süden kommende Pspha und die von Westen kommende Kokscha. Beide entspringen auf den Nordabhängen der Teletzkischen Berge. In ihrem oberen Laufe wendet sich unter vielfachen Krümmungen die Bija direct nach Westen und behält diese Richtung bis zu ihrer Vereinigung mit der Katunja bei. Nach dieser Vereinigung wird der Fluss *Obj* [d. h. Beide (?)] genannt.

Der Ob fliesst etwa bis zum 53.° östl. L. direct nach Westen. Hier wendet er sich scharf nach Norden, in welcher Richtung er mit Ausnahme eines grossen Bogens nach Osten, nördlich von der Stadt Barnaul, wo er von rechts den Tschumysch aufnimmt, bis zur Vereinigung mit dem Tomflusse (57.° nördl. Br.) verharrt.

Nicht weit von Biisk empfängt der Ob von Süden die aus dem Altai fliessenden Nebenflüsse Pestschanaja und Anui, dann südlich von Barnaul den aus den nordwestlichen Ausläufern des Altai fliessenden Alei. Nördlich von der Stadt Barnaul nimmt der Ob in seiner ganzen Ausdehnung bis zur Tommündung eine grosse Anzahl von Zuflüssen sowohl von der linken wie auch von der rechten Seite in sich auf. Besonders reich ist dieser Wasserzufluss aus den westlich zwischen dem 52.°—54.° nördl. Br. liegenden Kulundinischen Seen.

Das Quellgebiet des Tomflusses bilden die nordöstlichen Ausläufer des Altaischen Alpengebirges, ein aus vielen Bergrücken bestehendes Waldgebirge, und die nördlichen Zweige des Abakangebirges. Der Tom selbst entspringt zwischen dem 53.° und 54.° nördl. Br. und dem 59.° östl. L. und fliesst bis zur Stadt Kusnetzk in gerader Richtung nach Westen. Von Süden nimmt er den aus den Abakanischen Schneebergen nördlich vom Teletzkischen See entspringenden Mrass (von den Tataren *Pras* genannt) auf, der etwa 30 Werst östlich von Kusnetzk in den Tom fliesst. Südlich von der Stadt Kusnetzk fliesst der von Süden kommende Fluss Kondoma, der nicht weit von der Lebedquelle entspringt. Ausser dem nördlich von Kusnetzk von Ost fliessenden Oberen, Mittleren und Unteren Ters nimmt der Tom bis zu seiner Mündung in den Ob keine grösseren Nebenflüsse auf und fliesst in seiner Hauptrichtung nordwestlich. Das Waldgebirge, welches das Quellgebiet des Tom bildet, wird im Allgemeinen von den Russen Kusnetzkaja und Tomskaja Taiga genannt, die Eingeborenen haben für dieses Gebirgsland keinen Gesammtnamen. Der nordöstliche Theil dieses Gebirges, das sich bis zum 56.° nördl. Br. zieht, wird auch der Kusnetzki-Alatau genannt und zieht sich nach Osten bis zum 60.° östl. L. hin. Auf ihm entspringen die beiden Quellflüsse des nördlich vom Tom in den Ob fliessenden Flusses Tscholym, der Ak Jüs und Kara Jüs und die Kija, der bedeutendste der linken Nebenflüsse des Tscholym.

Das südliche Quellgebiet des Obsystems ist das Quellgebiet des Irtischstromes. Die Quellflüsse des Irtisch entspringen alle auf den südlichen Abhängen des grossen Altaischen Bergrückens. Der südöstlichste derselben ist der *Ku Irtisch* (Grauer Irtisch), der von den Kirgisen Ku Ertis, von den Mongolen Ku Irtsis genannt wird. Er entspringt 47° nördl. Br. und 60° östl. L. und fliesst zuerst in der Richtung nach Westen; 59½° östl. L. vereinigt er sich mit dem Kara Irtisch (Kara Ertis, Chara Irtsis), dem Schwarzen Irtisch, der nördlich von der Mündung des Ku Irtisch, südlich von den Quellen des Kobdoflusses entspringt. Der von jetzt ab Kara Irtisch genannte Fluss fliesst von hier nach Nordwesten bis zu seiner Mündung in den Nor Saisan. Von Süden erhält der Kara Irtisch keine Zuflüsse, von Norden aber ergiesst sich in denselben eine grosse Menge von Nebenflüssen; die bedeutendsten derselben sind der Kyrang, der Burtschun und der Kaba. Alle diese Flüsse entspringen auf den südlichen Abhängen des grossen Altaischen Bergrückens. Aus dem nordwestlichen Theile des Saisan-Sees fliesst der jetzt einfach Irtisch genannte Fluss nach Norden bis zu den südlichen Ausläufern des Altaischen Alpengebirges, und nimmt etwa im 50.° nördl. Br. von links den Fluss Buchtarma auf. Die Buchtarma entspringt im südwestlichen Theile des Argytschen Schneegebirges und erhält viele linke Nebenflüsse von den südlichen Abhängen des Cholsungebirges und den Koksu-Alpen. Von der Mündung der Buchtarma aus fliesst der Irtisch am Südrande der Altaischen Alpen in der Richtung nach Westen bis zur Stadt Semipalatinsk. Bei der Stadt Ust Kamenogorsk fliesst die aus den Koksu-Alpen und die nördlich an diese sich anschliessenden Ulbinschen Alpen kommende Ulba, die sich aus der Kleinen und Grossen Ulba bildet. Später empfängt der Irtisch die Uba, die am Südrande der Tigretzkischen Alpen entspringt, und zwar nicht weit von der Mündung des Koksu. Wir sehen somit, dass im Altaischen Alpenlande der Cholsun, die Koksu-Alpen, die Uba-Schneeberge und die Tigretzkischen Alpen die Wasserscheide zwischen dem System des Ob und des Oberen Irtisch bilden. Das Bassin des Nor Saisan wird im Süden durch den sich von Osten nach Westen hinziehenden Tarbagatai begrenzt, der etwa im Süden der Kyrang-Mündung beginnt und sich von dort bis zum 51.° östl. L. hinzieht, aber mit seinen Ausläufern bis zur Stadt Sergiopol reicht. Im Norden dieses Bassins lagert sich am linken

Ufer des Irtisch von der Mündung der Buchtarma bis ebenfalls etwa zum 51.° östl. L. der Kabinsche Bergrücken, dessen nördliche Ausläufer sich am linken Ufer weit über die Stadt Ust-Kamenogorsk hinausziehen und dann im Westen in das Aldschan- und Tschingisgebirge übergehen und mit dem Tarbagatai die Wasserscheide gegen das Gebiet des Balkasch-Seees bilden.

Von Semipalatinsk aus fliesst der Irtisch in der Niederung etwa bis zum 50.° nördl. Br. nach Nordosten, hier empfängt er von rechts den Om, der etwa im 51.° östl. L. entspringt und mit seinen Nebenflüssen und den südlich liegenden Seeen die Bewässerung der Baraba-Steppe bildet. Von hier wendet sich der Irtisch nach Norden, nimmt südlich vom 51.° nördl. Br. den von Osten kommenden Tarafluss auf, wendet sich dann wieder nach Nordwesten und ändert diese Richtung nicht bis zur Stadt Tobolsk. Von hier aus fliesst er nach Norden und vereinigt sich nördlich vom 61.° nördl. Br. mit dem von Osten kommenden Ob. In seinem oberen Laufe nimmt der Irtisch den Ischim und bei der Stadt Tobolsk den Tobol auf. Die hauptsächlichsten Nebenflüsse des letzteren bilden die von Nordwesten kommenden Flüsse Tawda und Tura.

Wie ich schon oben angedeutet, schliesst sich im Süden an das Flussgebiet des Oberen Irtisch und das Saisan-Becken das Becken des Balkasch-Seees an, zu dem auch die östlich vom Balkasch liegenden kleinen Seeen, wie der Sassyk Köl und andere zu rechnen sind. Dieses Becken erstreckt sich ungefähr vom 48.° nördl. Br. bis zum 43.° nördl. Br. und wird im Südosten von dem etwa südlich bis zum Issik Köl sich hinziehenden Bergrücken des Alatau-Gebirges begrenzt, dessen westliche Ausläufer unter den Namen Kopaltau, Altyn Ämäl und Alaman bekannt sind. Südlich lagert sich an den Alatau der mächtige Bergrücken des Thianschan-Gebirges, das etwa am 43.° nördl. Br. und 65.° östl. L. beginnt und sich in seiner Hauptrichtung nach Westen bis zum 42.° östl. Br. hinzieht. Von den Flüssen des Balkasch-Beckens will ich nur den von Nordosten fliessenden Ajagus nennen, der bei der Stadt Sergiopol vorbeifliesst, dann die auf dem Alatau entspringende und von Osten sich in den Balkasch ergiessende Lepsa mit dem Nebenflusse Aksu, den Karatal mit dem Nebenflusse Koksu, und endlich den bedeutendsten Fluss des Balkasch-Beckens, den von Südosten strömenden Ili.

Südlich vom Balkasch-Becken liegt zwischen den Bergriegeln

des Alatau und des Thianschau im Hochgebirge der Issik Köl (der heisse See) und am westlichen Ende dieses Sees breitet sich das Gebiet des im Thianschan entspringenden Schu-Flusses aus, der durch den kleinen Fluss Kötü-maldy sogar mit dem Issik Köl in Verbindung steht.

Der Schu fliesst parallel mit dem oberen Laufe des Ili im Süden des Balkasch-Sees nach Nordwesten, bis er sich schon im 36.⁰ östl. Br. in Sümpfen und kleinen Seeen verläuft; ebenso verläuft sich der südlich vom Schu fliessende Talas. Südwestlich schliessen sich an dieses Steppengebiet, durch die nordwestlichen Ausläufer des Thianschan getrennt, die Flussgebiete des Syr Darja und Amu Darja an, die ihre Wassermassen dem Aralsee zuführen.

Auf dem hier in kurzen Umrissen skizzirten Terrain habe ich von meinem Wohnsitze, der Stadt Barnaul, aus im Laufe der sechziger Jahre eine Reihe von Reisen zu dem Zwecke der Erforschung der Sprachen der dieses Gebiet bewohnenden Türkstämme unternommen. Gleich nach meiner Ankunft in Barnaul, im Sommer 1859, begleitete ich den Chef des altaischen Bergwerkbezirkes, den General Frese, auf einer Inspectionsreise zu den Goldwäschen an der oberen Kondoma, dem Mrass und Tom, und zu den Salairschen Hüttenwerken.

I. Im Sommer 1860 unternahm ich in Begleitung meiner Frau eine Reise durch den eigentlichen Altai. Wir gingen hier über Biisk nach Süden an der Kamenka bis zum Sebe und von dort zum mittleren Urussul; dann zuerst am Urussul aufwärts und hierauf über die Mission am Angodai auf der grossen Handelsstrasse am Ülögön entlang zur Katunja. Dann über den Saldshar und In zur Tschujamündung und darauf an der Tschuja aufwärts bis zu den Lawki der Kaufleute am Koschagatsch in der Tschujasteppe. Von hier aus machten wir zwei Ausflüge, zuerst zum chinesischen Grenzpiquet Suok und dann zum Jahrmarkte am Byraty. Von den Lawki am Koschagatsch kehrten wir auf demselben Wege zum Angodai zurück. Von hier aus begaben wir uns aber zu den Quellen des Kenji und von dort zu den Quellen des Sebe bis zur Kamenka, dann fuhren wir östlich über die Katunja zu dem nicht weit von der Maima gelegenen Dorfe Maima, und von dort zur Mission am Ulalu.

II. Im Sommer 1862 reiste ich in das Salair-Gebirge und

zwar über die Jegoriew'sche Goldwäsche zu den Teleutendörfern am Ur und Balschat, Nebenflüssen der Inja. Von hier ging ich über die Stadt Kusnetzk zum Mrass nach der an der oberen Kondoma gelegenen Goldwäsche Spaski, von hier über die Goldwäsche Zarewo Aleksandrowski zum Lebed, und an diesem Flusse aufwärts bis zur Bija. Hierauf folgte ich dem Laufe der Bija bis zum Teletzkischen See und fuhr auf diesem in einem Boote bis zur Tscholyschman-Mündung. Von hier aus wollte ich mich über chinesisches Gebiet zum Abakan begeben; wir gelangten aber nur bis zum Kara Köl, hier irrten wir mehrere Wochen im Hochgebirge umher und waren froh, zuletzt glücklich den Tscholyschman wieder erreicht zu haben. Von hier aus eilte ich südwestlich vom Teletzkischen See über die Flüsse Pyscha und Kokscha zur Mission am Ulalu und kehrte dann nach Barnaul zurück.

III. Im Sommer 1862 reiste ich zuerst in die Kulundinische Steppe und besuchte die zwischen der Borowski Farpost und Semipalatinsk liegenden Kirgisen-Aule der inneren Horde. Von hier aus ging ich nach Semipalatinsk und auf dem Postwege über Sergiopol. Von Sergiopol wendete ich mich südlich vom Tarbagatai nach Urdschar, dann nördlich vom Sassyk Köl wieder zur Poststrasse, der ich über Kopal bis zur Köksinskaja Stanitza folgte. Von hier aus ging ich nach Süden über das Alaman-Gebirge quer durch das Ilithal bis zum Flusse Karkara östlich vom Issik Köl. Dann wendete ich mich nach Westen in das Thal der Tschilik, überstieg den Bergrücken der nördlichen Alatauzüge und gelangte über die Stanitza Nadeschdinskaja und Sofiiskaja nach Wernoje. Von Wernoje folgte ich dem Postwege bis zur Köksinskaja Stanitza und machte von hier aus eine Reise bis zur chinesischen Stadt Kuldsha. Von hier aus kehrte ich über Kopal, Sergiopol und Semipalatinsk nach Barnaul zurück.

IV. Im Jahre 1863 begab ich mich über Biisk, dem Laufe der Bija folgend, zum Lebed; an diesem Flusse ging ich aufwärts und drang von hier zum oberen Laufe des Mrass vor. Vom Mrass begab ich mich zu den Quellen des Madyr und stieg an diesem Flusse bis zum Taschtyp hinab; diesen begleitete ich wiederum bis zum Abakan. Dem Abakan folgte ich in seinem Laufe bis zur Stadt Minussinsk, machte aber von der Thalniederung einen Ausflug in das nördliche Gebirge am Taschtyp. Von Minussinsk fuhr ich auf dem Jenissei in einem Boote bis nach Krasnojarsk. Von Krasnojarsk aus begab ich mich auf

der Poststrasse im Osten bis zur Stadt Kansk und wandte mich dann nach Süden bis zum Dorfe Agulsk. Dann kehrte ich auf der Poststrasse nach Krasnojarsk zurück und begab mich von hier nach der Jüs-Steppe, ging dann über den Boshje Osero bis zur Stadt Mariinsk, und von hier aus im Gebiete der Kija zum Flusse Tscherdat. Dann nahm ich über Tomsk meinen Weg nach Barnaul zurück.

V. Im Jahre 1865 reiste ich auf dem früher beschriebenen Wege über den Urussul bis zu den Lawki an der Tschuja, kehrte von hier zur Kuraisteppe zurück, durchritt die Tschuja in der Kuraisteppe und begab mich nun auf der südlich von der Tschuja führenden Handelsstrasse zum unteren Laufe des Argyt und von dort in die Uimonsteppe. Von hier aus wandte ich mich nach Süden über die westlichen Ausläufer des Katunja-Gebirges zur oberen Buchtarma und dem Dorfe Belaja, ging dann nach Osten über Fykolka bis zur Berelsteppe. Von hier aus wandte ich mich wieder nach Westen und folgte dem Laufe der Buchtarma und begab mich über die Syrjanow'schen Silbergruben zum Irtisch, dessen Laufe ich, auf einer Barke fahrend, bis nach Ust-Kamenogorsk folgte, von wo ich über Smeinogorsk auf der Poststrasse nach Barnaul zurückreiste.

VI. Im Sommer 1866 bereiste ich zuerst die Baraba-Steppe. Ich verliess den Postweg etwa 120 Werst vor der Stadt Kainsk und besuchte die Tataren-Dörfer Kargansk und Itkulewa und das Dorf Kysyr in der Gegend des Seees Ubinskoje Osero. Von hier aus begab ich mich zur Stadt Kainsk, folgte darauf dem Fluss Om und ging, im Norden den See Tschany berührend, zum See Sary Ösök und zum Dshylandy. Von dort reiste ich über Pawlodar mit dem Postwege bis Semipalatinsk und von hier nach Ust-Kamenogorsk. Hier setzte ich über den Irtisch und begab mich zu den Ruinen von Ablaikit und dann nach Süden zur Stadt Kokbekti, von wo ich über Ust-Kamenogorsk und Smeinogorsk nach Barnaul zurückreiste.

VII. Im Sommer 1867 machte ich abermals eine Reise durch die Baraba-Steppe über Kainsk und hielt mich besonders im nördlichen Theile derselben auf. Vom Dorfe Kamyschinskaja begab ich mich auf dem nördlichen Postwege bis zur Stadt Tara. Von Tara reiste ich theils zu Boote, theils zu Wagen am Irtisch abwärts bis Ust-Ischimskoje, einem Tatarendorfe an der Ischimmündung; von hier über die Tatarendörfer Karagai, Sala, Saus-

kan und Jurtutschak nach Tobolsk. Von Tobolsk ging ich, ebenfalls den Tatarendörfern folgend, nach Tjumen und Jalutrowsk und kehrte von hier aus über Ischim, Tjukalinsk und Kainsk auf dem Postwege nach Barnaul zurück.

VIII. Im Sommer 1868 reiste ich über Semipalatinsk, Sergiopol und Kopal nach Wernoje. Von hier ging ich über den Kastek-Pass zu dem Flussgebiete des Schu, nach den früheren Landbefestigungen, jetzt russischen Ansiedelungen, Tokmak, Pischtek und Märkä. Hier verliess ich den Fluss Schu und wandte mich zu den Städten Aulieta, Tschemkend und Taschkend. Von Taschkend begab ich mich, noch immer dem Postwege folgend, nach Chodshend, Ura Täpä, Samin und Dshisak; von Dshisak ging ich über Jangi-Kurgan nach Samarkand, das damals erst kürzlich von den Russen eingenommen war. In Samarkand theilte mich der damalige Generalgouverneur von Turkestan, General Kaufmann, der Commission zu, welche die Aufgabe hatte, die Grenzlinie zwischen Russland und Buchara zu bestimmen. Mit dieser Commission, bei der es mir oblag die Grenzverhandlungen mit den von Buchara ernannten Grenzcommissarien zu führen, bereiste ich das mittlere Serafschan-Thal, und zwar ging ich von Samarkand zuerst nach Katy-Kurgan und von hier quer durch das Thal zu der am Ak-Darja liegenden bucharischen Stadt Katyrtschy. Von Katyrtschy wandte ich mich nach Norden, überschritt das Gebirge Ak-Tay von Nurata und ging bis zum Flecken Aktschap. Dann wandte ich mich wieder nach Osten und ging über Koschrawat nach Türsün, welches sich bei den nördlichen Abhängen des Karatscha-Tau-Gebirges befindet. Darauf näherte ich mich abermals dem Kara-Tay und, im Osten den Karatscha-Tay umgehend, ging ich über Dshuma Basar und Tschiläk wieder nach Samarkand. Von Samarkand aus kehrte ich auf dem vorher passirten Wege über Jangi-Kurgan nach Dshisak zurück. Von hier aus reiste ich dieses Mal nicht auf dem Postwege, sondern durch die wasserlose Steppe über Tschinas direct nach Taschkend und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst wandte ich mich auf demselben Wege, den ich gekommen, über Wjernoje und Semipalatinsk nach Barnaul zurück.

IX. Im Sommer 1869 ging ich auf dem Postwege von Barnaul über Semipalatinsk und Kopal bis zur Poststation Altyn Ämäl. Von hier aus wandte ich mich nach Süden, überschritt

den Bergpass Altyn Ämäl und folgte dem Wege nördlich vom Ili-Flusse bis zu dem an der früheren chinesischen Grenze errichteten Lager von Borochudsir, welches sich in der Nähe der früheren Solonen-Stadt Türgän befand. Von hier aus besuchte ich die zerstörten Solonen-Städte Türgän, Samal und Korgas und ging dann über das Piquet Altyn-Ämäl nach der Stadt Wernoje. Von Wernoje aus begab ich mich über den Kastek-Pass abermals nach der Stadt Tokmak und ging von hier durch die Buam-Schlucht zum Flüsschen Kötü-maldy, welches den Schu mit dem Issik Köl verbindet. Darauf folgte ich dem Nordufer des Issik Köl bis zu seiner östlichsten Spitze, der Mündung des Tüb, und dann dem südlichen Ufer bis zur neu errichteten Stadt Ak-Tübä; hier erkrankte ich an einem heftigen Sumpffieber und kehrte im Spätherbste, kaum genesen, über Wernoje nach Barnaul zurück.

X. Im Sommer 1870 reiste ich in Begleitung des Veterinars Kalning auf der Handelsstrasse über Biisk, Urussul und dann am Tschuja-Ufer bis zu den russischen Lawki am Koschagatsch. Von hier ging ich über das Piquet Suok auf dem chinesichen Piquetwege bis zur chinesischen Stadt Kobdo. Von Kobdo kehrte ich über das Piquet Kak zur Tschujasteppe zurück und folgte von hier dem rechten Ufer der Tschuja bis zur Aigulak-Mündung. Dann ging ich nach Norden am Aigulak aufwärts, überschritt das Aigulak-Gebirge, begab mich über die Quellen des Jelagusch zur Katunja und von hier über den Urussul auf dem früheren Wege nach Biisk und Barnaul zurück.

Bevor ich zu den auf meinen eigenen Reisen gemachten Beobachtungen übergehe, in denen ich selbstverständlich kein vollständiges Bild des Landes zu entwerfen vermag, halte ich es für nützlich, hier dem deutschen Leser einen Auszug aus einem vortrefflichen Artikel des berühmten russischen Geographen und Statistikers Semenow „Westsibirien und sein jetziger ökonomischer Zustand“, den dieser Gelehrte in dem „Malerischen Russland“ in diesem Jahre veröffentlicht hat, mitzutheilen, da ich so hoffe, den Leser am Besten in die Verhältnisse des Landes einführen zu können.

Rechnet man zu den officiell jetzt Westsibirien bildenden beiden Gouvernements Tobolsk und Tomsk noch die beiden Re-

gierungkreise Semipalatinsk und Kokbektinsk, die als Theile des Semipalatinskaja Oblast zum Steppen - General - Gouvernement (Stepnoje Generalgubernatorstwo) gehören, weil sie den oberen Theil des Flusssystems des Irtisch und einen Theil der westlichen Ausläufer des Altaischen Alpengebirges ausmachen, so nimmt dieses einen Flächenraum von 43 600 Quadratmeilen ein, ein Flächenraum, der mehr als vier Mal so gross als Frankreich ist, und von der sehr gemässigten Zone (dem 47.⁰ nördl. Br.) bis weit über den Polarkreis hinausreicht (bis zum 73.⁰ nördl. Br.) Westsibirien umfasst sehr verschiedene Typen der Erdoberfläche: einer der grössten Niederungen der alten Welt, die jedes Gesteines entbehrt, steht hier ein felsiges Alpengebirge entgegen, das mit seinen Bergriesen weit über die Schneegrenze hinausreicht. Neben den Tundren, die jedes Baumschmuckes entbehren und neun Monate des Jahres gefroren sind, liegen die waldbedeckte Sumpfzone und das mit Jahrhunderte alten, undurchdringlichen Nadelwaldungen bedeckte Waldgebirge oder Taiga. Ein ebenso grosser Unterschied ist zwischen den reich bewässerten, mit schwarzem, fruchtbaren Humus bedeckten Ebenen, wo Waldungen mit zum Ackerbau trefflich geeigneten offenen Plätzen wechseln und den bezaubernden Gebirgsthälern, durch welche schäumende Bergwasser fliessen und in denen die spiegelglatten Alpenseeen sich ausdehnen, wie zwischen der mit Sümpfen und Morästen bedeckten, vollkommen ebenen Baraba-Steppe und den fast wasserlosen Steppen, die sich südlich vom Irtisch auf den kahlen Bergwellen hinziehen.

Die Bevölkerung Westsibiriens ist leider viel zu schwach, um den Reichthum dieses riesigen Gebietes auszubeuten. Der kolossale Flächenraum, der weit mehr Land umfasst als Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Grossbritannien zusammen genommen, hat nur 2 700 000 Einwohner, also nur 60 Einwohner auf der Quadratmeile. Selbstverständlich ist bei einer so verschiedenartigen Bodenbeschaffenheit des Landes die Vertheilung der Bevölkerung eine sehr ungleiche.

Nach der Dichtigkeit der Bevölkerung und dem Charakter des von dieser bewohnten Terrains kann Westsibirien in mehrere Districte getheilt werden, die selbständige, eigenthümliche Landtypen bilden.

Beginnen wir mit dem südwestlichen Theil von Sibirien, den vier Kreisen des Tobolschen Gouvernements: Tümen, Jalu-

trowsk, Kurgan und Ischim, welche 2030 Quadratmeilen umfassen. Nach seinen Hauptflüssen könnte man diesen Theil das Tobol-Ischim-Gebiet nennen. Dieses Gebiet zeichnet sich durch grosse Fruchtbarkeit aus, ist zum grössten Theil mit schwarzem Humus bedeckt und von zahlreichen Flüssen durchströmt. Hier übertreffen die zum Ackerbau geeigneten Flächen bei Weitem die Waldstrecken, obgleich auch an Wald durchaus kein Mangel ist. (Es sind hier $3^1/_2$ Millionen Desjätinen Wald oder 35 Proc. der ganzen Bodenfläche). Das Klima ist hier sehr günstig. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zwar nur 1—3°, was einer Jahrestemperatur der nördlichsten Länder Europas gleichkommt. Diese niedrige Jahrestemperatur hängt aber hier von der strengen Winterkälte ab, die im Laufe der Monate December, Januar und Februar eine mittlere Temperatur von — 14° bis — 18° beträgt. Vom halben Frühling an ist die Temperatur für den Bewohner eine äusserst günstige. Der April hat das mittlere Klima von Dorpat, der Mai das von Stettin, der Juni das von Dresden, der Juli das von Krakau und Prag, der August das Klima von Königsberg und Danzig. Nur im September tritt wiederum die sibirische Kälte in ihr Recht. Dieser verhältnissmässig lange und warme Sommer ermöglicht bei der ausgezeichneten Bodenbeschaffenheit ein treffliches Gedeihen aller Getreidearten.

In der Hälfte des XVIII. Jahrhunderts betrug die Einwohnerschaft des Tobol-Ischim-Gebietes etwa über 50 000 Seelen; seit den letzten 130 Jahren hat die Einwohnerzahl sich um das 16fache vermehrt, sie beträgt jetzt 800 000 Seelen, also 400 Einwohner auf die Quadratmeile.

Die Bevölkerung besäet jetzt ein Terrain von einem Umfange von 1 300 000 Desjätinen, so dass bei dem gegenwärtigen Wirthschaftssystem die Bevölkerung hier ungefähr den vierfachen Flächenraum bearbeitet, also 65 Procent des ganzen Gebietes, d. h. fast den ganzen waldfreien Theil desselben. Das Tobol-Ischim-Gebiet bietet also schon jetzt kein vortheilhaftes Gebiet für neue Ansiedler.

Unter den 800 000 Einwohnern des Tobol-Ischim-Gebietes sind nur 14 000 Eingeborene, so dass die rein russische Bevölkerung $98^1/_4$ Procent beträgt.

Die Lage des Tobol-Ischim-Gebietes ist für die Ausfuhr der meisten Produkte des Landes, Getreide und Vieh, die allergünstigste von allen Theilen Sibiriens, da es sich in der Nähe

des uralischen Bergbaubezirkes und am Anfange des grossen sibirischen Weges befindet. Jede Eisenbahn, die dazu berufen ist, das Wolga- und Ob-System zu verbinden, muss unbedingt durch dieses Gebiet geführt werden.

Folgen wir jetzt dem grossen sibirischen Wege nach Osten, so stossen wir auf den Tjukalinskischen und den Kainskischen Kreis, von denen der erstere zum Tobolskischen, der letztere zum Tomskischen Gouvernement gehört. Diese beiden Kreise umfassen 2660 Quadratmeilen. Nennen wir diesen Landstrich das Baraba-Gebiet, da der grösste Theil desselben von der Baraba-Steppe eingenommen wird. Hier ist dieselbe weite Ebene wie im Tobol-Ischim-Gebiete, die nirgends irgend welche Gesteine darbietet. Obgleich das Baraba-Gebiet nicht weniger Waldflächen aufzuweisen hat als das Tobol-Ischim-Gebiet (diese betragen 3 Millionen Desjätinen, d. h. 38 Procent des ganzen Flächenraumes), so sind diese doch nur dünn und stellenweise mit Birkengehölz bedeckt und von grossen, lichten Flächen unterbrochen und unterscheiden sich scharf von den dichten Waldungen der nördlichsten Gegenden. Die Gewässer des Baraba-Gebietes fliessen langsam und haben die Neigung, grössere, mit Sümpfen umgebene Seen zu bilden. Die klimatischen Verhältnisse des Baraba-Gebietes sind ebenfalls ungünstiger als die des Tobol-Ischim-Gebietes, die Jahrestemperatur beträgt von — 1° bis + 1°, der Winter ist strenger (Durchschnittstemperatur — 16 bis — 22°), der Sommer kurz und der Frühling kalt. Die mittlere Temperatur des April ist ungefähr dieselbe wie die von Uleaborg; nur vom Mai bis August herrscht ungefähr dieselbe Temperatur wie im Tobol-Ischim-Gebiete.

Der Boden im Baraba-Gebiete besteht zum Theil aus schwarzem Humus, zum Theil aus Schlamm und ist fruchtbar; es giebt aber verhältnissmässig wenige Stellen, die sich zum Landbau eignen. Aus diesem Grunde ist es leicht verständlich, dass das Baraba-Gebiet mit seinem Ueberfluss an Wasser und Sümpfen, mit seinen unzähligen Schwärmen von Mücken, Stechfliegen, Bremsen u. s. w., die den ganzen Sommer hindurch Vieh und Menschen peinigen, von altersher nicht im besten Rufe stand und nur von der Zeit an besiedelt wurde, als die Ansiedler nicht leicht mehr freies Land im Tobol-Ischim-Gebiete vorfanden. Eine natürliche Folge davon ist, dass es nur eine Bevölkerung von 250 000 Einwohnern bietet, d. h. nur 94 Menschen auf der Quadratmeile, also

ungefähr nur ein Viertel der Bevölkerungsdichtigkeit des Tobol-Ischim-Gebietes. Diese Bevölkerung besäet einen Flächenraum von 500 000 Desjätinen, welches mit dem jetzigen Brachlande etwa auf ein bebautes Terrain hinweist, das ungefähr 20 Procent des ganzen Baraba-Gebietes ausmacht. Es bleiben aber hier, trotz des grossen Flächenraumes, den Gewässer und Sümpfe einnehmen, immer noch riesige Flächen von Wiesen und Weideland, die gewiss hier eine den Ackerbau weit übertreffende Viehzucht hervorgerufen haben würden, wenn nicht die peinigenden Insecten und die sibirische Rinderpest, die fast alljährlich hier wüthet, eine grössere Entwickelung der Viehzucht unmöglich machten. Auch die Bevölkerung des Baraba-Gebietes ist fast ausschliesslich eine russische, denn es leben hier nur 4000 Eingeborene, die also nur $1 \frac{3}{4}$ Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Nördlich vom Tobol-Ischim- und zum Theil vom Baraba-Gebiete liegt ein Gebiet, das einen vollkommen anderen Charakter darbietet, als die eben beschriebenen. Es umfasst die Kreise Turinsk, Tobolsk und Tarsk des Tobolskischen Gouvernements. Nach ihrem Hauptkulturcentrum kann man dieses das Tobolskische Gebiet nennen. Es umfasst einen Flächenraum von 5150 Quadratmeilen, ist somit grösser als die beiden soeben genannten Gebiete zusammen genommen. Das Klima des Tobolskischen Gebietes ist bedeutend strenger als das der vorher beschriebenen Gebiete. Die durchschnittliche Jahres-Temperatur beträgt von — 2° bis 0°, ist also kälter als die von Archangelsk, Torneo und dem Nordcap. Besonders kalt sind die Wintermonate December, Januar und Februar, deren mittlere Temperatur von — 18° bis — 22° beträgt, also niedriger ist als in irgend einem äussersten Winkel des nördlichen Europa. Dahingegen stellt sich die Temperatur der Sommermonate verhältnissmässig günstig dar. Auf einen dem lappländischen gleichen April folgt hier ein Mai und Juni mit einer Durchschnittstemperatur, die der von Dorpat, Riga uud Danzig gleichkommt. Die Juli-Temperatur ist hier dieselbe wie im nördlichen Theile des Königreiches Polen und in Posen, also wärmer als die von Berlin; die Temperatur des August ist aber dieselbe wie im Petersburger Gouvernement und in Esthland; im September beginnt wieder eine der lappländischen ähnliche Kälte. Dieses Gebiet bildet gerade wie die vorhergehenden eine vollkommene Ebene ohne jegliches

Gestein, selbst an den offen liegenden Uferterrassen, mit Ausnahme der westlichen, dem Ural benachbarten Flussthäler.

Was hauptsächlich das Tobolskische Gebiet charakterisirt, sind die riesigen, undurchdringlichen Waldflächen von Nadelholz, die nur stellenweise von mit Gestrüpp bedeckten lichten Stellen und Moorsümpfen unterbrochen werden. Der Flächenraum, den die Wälder bedecken, beträgt hier über 20 Millionen Desjätinen, also 80 Procent des Flächenraumes des ganzen Gebietes. Es ist selbstverständlich, dass sich hier nur eine ziemlich spärliche Bevölkerung bilden konnte, obgleich dieses Gebiet an dem Hauptwasserwege Westsibiriens liegt und sich hier die russische Bevölkerung früher ansiedelte als in den übrigen Gebieten. Eine Bevölkerung von 450 000 Menschen ist auf einem Terrain wie Grossbritannien vertheilt und beträgt daher nur 85 Menschen auf die Quadratmeile, erreicht also nicht einmal die Bevölkerungs-Dichtigkeit des Baraba-Gebietes. Das Aussaatterrain der Bevölkerung beträgt hier 370 000 Desjätinen, d. h. weniger als 2 Procent des Flächeninhaltes des Gebietes. Ein solches Verhältniss ist ganz naturgemäss, da der Ackerbau nur an wenigen dazu passenden Orten inmitten der riesigen Waldflächen betrieben werden kann. Unter diesen Umständen bietet das Tobolskische Gebiet für eine dichtere Bevölkerung weniger günstige Bedingungen als selbst das Baraba-Gebiet. Es treten den Bodenverhältnissen gemäss hier der Ackerbau und die Viehzucht weit zurück gegen die Ausbeutung des Waldes, gegen Jagd und Fischfang, und alle diese Beschäftigungen bedürfen eines weit grösseren Betriebsfeldes als Ackerbau und Viehzucht. Es kann sich somit auch bei den allergünstigsten Kolonisations-Verhältnissen hier keine dichte Bevölkerung bilden. Zu bemerken ist noch, dass während in den zuerst beschriebenen beiden Gebieten die russische Einwanderung die Eingeborenen des Landes fast vollkommen verdrängt hat, sich hier in den Wäldern noch 32 000 Eingeborene erhalten haben, diese also ungefähr gegen 7 Procent der Gesammtbevölkerung des Gebietes ausmachen.

Oestlich von den hier betrachteten Gebieten liegt noch ein Gebiet, welches von der grossen Poststrasse und der grossen westsibirischen Wasserstrasse durchschnitten wird und zu Westsibirien gehört, dies sind die zum Tomskischen Gouvernement gehörenden Kreise Tomsk (ausser dem Narym-Distrikt) und Mariinsk), welches wir nach dem hier sich befindlichen ältesten

sibirischen Kulturcentrum das Tomskische Gebiet nennen wollen. Dieses Gebiet hat seinem Waldcharakter gemäss und nach seinen klimatischen Verhältnissen eine grosse Aehnlichkeit mit dem Tobolskischen Gebiete. Hauptsächlich unterscheidet sich aber das Tomskische Gebiet von dem Tobolskischen dadurch, dass es nicht wie jenes eine niedrig gelegene Ebene bildet, sondern im Allgemeinen aus einer Reihe von Hügelwellen besteht, die sich im südlichsten Theile des Gebietes sogar zu niedrigen Bergzügen erheben; überall aber sind diese Berge mit dichten, undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Hier im Tomskischen Gebiete sind nicht selten grosse Massen von festem Gestein blossgelegt und die reiche und dichte Waldvegetation bedeckt oft Reichthümer an Mineralien, die im Tobolskischen Gebiete nirgends anzutreffen sind. Wenn daher auch der Ackerbau und die Viehzucht hier eine ebenso untergeordnete Stelle einnehmen und nur sporadisch betrieben werden können, so tritt neben der Ausbeute des Waldes hier noch der Bergbau zu den Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Gebietes. Uebrigens steht das Tomskische Gebiet auch in Betreff des Ackerbaues etwas höher als das Tobolskische, da sich hier auch die klimatischen Verhältnisse etwas günstiger gestalten. Besäet werden im Tomskischen Gebiete 410 000 Desjätinen, also $2^1/_2$ Procent des ganzen Flächenraumes. Besonders ist zu erwähnen, dass sich das Tomskische Gebiet, da es von der westsibirischen Wasserstrasse und von dem grossen sibirischen Wege durchschnitten wird, zwischen Ural, dem metallreichen Altai, Ostsibirien und den zunächst nach Russland liegenden Goldwäschegebieten befindet und somit gewissermassen einen Knotenpunkt des Verkehrslebens bildet, welches mit der Zeit einen bedeutenden Einfluss auf die Kulturentwickelung und das ökonomische Leben ganz Sibiriens ausüben wird. Gegenwärtig leben auf dem 3500 Quadratmeilen betragenden Tomskischen Gebiete 300 000 Menschen, es kommen somit auf die Quadratmeile 86 Menschen. Es ist also die Bevölkerungsdichtigkeit ungefähr dieselbe wie im Tobolskischen Gebiete. Gegenwärtig beträgt die Menge der eingeborenen Bevölkerung 12 000 Menschen, d. h. ungefähr 4 Procent. Es daher somit hier viel weniger Nichtrussen als im Tobolskischen Gebiete. Der Grund dieser Erscheinung liegt offenbar darin, dass das Tomskische Gebiet von viel bequemeren Verkehrsstrassen durchzogen ist als

das Tobolskische und dass die Urbevölkerung sich hier leichter mit den Ansiedlern assimiliren konnte.

Südlich von dem Tomskischen Gebiete, am Quellgebiete des Ob, befindet sich das weite und in so vielen Beziehungen interessante Altaische Gebiet, welches die Kreise Barnaul, Kusnetzk und Biisk umfasst, die alle zum Tomskischen Gouvernement gehören. Dieses Gebiet unterscheidet sich von allen übrigen durch seine bergige, zum Theil sogar Alpen-Natur und nimmt den bedeutenden Flächenraum von 7300 Quadratmeilen ein. Die klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes sind in einiger Beziehung sogar günstiger als die des Tobol-Ischim-Gebietes. Der Winter im Altai-Gebiete ist mit Ausnahme der gegen Norden geschützten Thäler, die sich an den Südabhängen des Altai befinden, etwas strenger als der des Tobol-Ischim-Gebietes; dafür ist aber der Sommer vom Frühjahre an günstiger, besonders in der südlichen Hälfte des Gebietes, wo die mittlere Temperatur des April die von Danzig (6 ^{0}) ist, die des Mai wie in Dresden, die des Juni wie in Pest, die des Juli wie in Trapezunt und in Constantinopel, die des August und September wieder wie in Pest. Im October treten Stockholmer Fröste ein, im November aber lappländische Kälte.

Aus diesen günstigen klimatischen Verhältnissen und der reichen Bewässerung durch die aus den Schneegebirgen entspringenden zahlreichen Bergflüsse lässt sich auch die üppige Flora und Fauna des Altai-Gebietes erklären, wie auch die ausserordentliche Fruchtbarkeit seiner Thäler, die sich so vortrefflich zum Ackerbau eignen. Zugleich aber auch bieten die üppigen Alpenwiesen prächtige Weiden für die Viehzucht; diese und der unglaubliche Mineralreichthum dieses Gebietes, der aus reichen Goldschürfen, Silber-Bleierzen, Kupfererzen und Eisenerzen, wie aus den kolossalen Steinkohlenlagern besteht, ermöglichen hier nicht nur die Entwickelung des Bergwerkwesens, sondern auch noch die vieler anderer Industriezweige.

Selbstverständlich giebt es im Altai-Gebiete viele Strecken Landes, die vollkommen unbrauchbar sind: im Süden sind dies Fels- und Steinpartien, im Norden mit undurchdringlichem Walde bedeckte Berge, im Westen mit Sand bedeckte Steppen; aber schon jetzt sind im Altai-Gebiete über eine Million Desjätinen Aussaat, welche mit den nöthigen Brachfeldern ein bebautes Terrain von 14 Procent des ganzen Flächeninhaltes ausmachen,

während das Waldgebiet 4 Millionen Desjätinen, d. h. 11 Procent des gesammten Flächeninhaltes beträgt (ich halte die hier von H. Semenow bezeichnete Ziffer des Waldterrains für viel zu niedrig, da, wenn ich mich nicht irre, mir der Verwalter des Forstgebietes einst mittheilte, dass bei den 4 Millionen Desjätinen der grösste Theil der Wälder des Waldgebirges und der Waldungen im inneren Altai nicht mit inbegriffen sei). Die Bevölkerung des Altai-Gebietes beträgt 600 000 Menschen, also 82 auf der Quadratmeile. Eine äusserst unbedeutende Ziffer, besonders bei dem Reichthume des Landes, das eine viel dichtere Bevölkerung ernähren kann. Bei dem jetzigen Bestande der Bevölkerung beträgt die Zahl der Eingeborenen des Landes nahe 45 000, also ungefähr 8 Procent der Gesammtbevölkerung und mehr als im Tobolskischen Gebiete. Die hohe Ziffer der nichtrussischen Bevölkerung erklärt sich daraus, dass sich die eingeborene Bevölkerung in den für die russische Kolonisation am wenigsten zugänglichen Gebirgsthälern des südöstlichen Altai erhalten hat.

Im Süden des Altai-Gebietes liegt im oberen Systeme des Irtisch noch ein Gebiet, welches in administrativer Beziehung zum Steppen-Generalgouvernement gehört, in der That aber den natürlichen Uebergang zwischen Westsibirien und Turkestan bildet. Hierzu kann man die Kreise Kokbektinsk und Semipalatinsk rechnen, die jetzt zum Semipalatinskaja Oblastj gehören. Dieses Gebiet umfasst 3000 Quadratmeilen und besteht hauptsächlich aus dem südlichen Altai und dem Landstriche zwischen dem Altai und der Irtisch-Niederung einerseits, andererseits aus dem Tarbagatai und seiner Fortsetzung, dem Tschingistau. Man könnte dieses Gebiet nach dem es durchfliessenden Strome das Ober-Irtisch-Gebiet nennen. In seinem östlichen Theile besteht dieses Gebiet aus dem umfangreichen Becken des Saisan-Sees, in seinem westlichen Theile hingegen aus der unfruchtbaren, trockenen, unebenen Kirgisensteppe, die von vielen Granitfelsen und Berggruppen aus Porphyrgesteinen durchschnitten ist.

Der obere Theil des Ober-Irtisch-Gebietes ist in seinem bergigen Theile dem Altai-Gebiete ähnlich, in seinem westlichen Theile aber, der ein Steppengebiet bildet, den schlechtesten, dürren Bezirken des Baraba-Gebietes. Es unterscheidet sich aber in beiden Theilen durch die Trockenheit seines Klimas und die spärliche Bewässerung. In Folge dessen treten die zum

Ackerbau und zu festen Ansiedelungen geeigneten Stellen nur sporadisch auf, die von beständig fliessenden Gewässern durchrieselt werden, und längs der Hauptwasserader des Gebietes, dem Irtisch, dort wo der Boden nicht mit Flugsand bedeckt ist.

Ausser der eben erwähnten Trockenheit sind die übrigen Temperaturbedingungen für die fruchtbaren Oasen des Gebietes die allergünstigsten in ganz Westsibirien. Die mittlere Jahrestemperatur des ganzen Gebietes ist + 6°, dieselbe wie in Woronesh und Riga. Die Wintermonate December, Januar und Februar sind selbstverständlich rauh (die mittlere Temperatur ist von — 10 bis — 16°), die mittlere Temperatur des März ist aber dieselbe wie in Nowgorod, die des April wie in Warschau, des Mai wie in Wien, des Juni wie in Constantinopel, des Juli wie in Baku und Tiflis, des August wie in Bukarest, des September wie in Wien, des October wie in Stockholm; nur im November herrscht schon die Temperatur von Uleaborg, der Winter aber ist der von Lappland.

Das, was das Ober-Irtisch-Gebiet am meisten charakterisirt, ist der Mangel an Bewaldung. Der Wald nimmt hier nur ein Terrain von 800 000 Desjätinen ein, beträgt also nur 5 Procent des ganzen Flächeninhaltes. Dieser Umstand wird durch die Trockenheit des Klimas genügend erklärt, die nicht nur in der westlichen Steppe, sondern auch in den den trockenen und hohen Gebirgsplateaus Mittelasiens zugekehrten südlichen Abhängen des Altai herrscht.

Die Bevölkerung des oberen Irtisch-Gebietes beträgt kaum 250 000 Menschen, also 83 auf die Quadratmeile. Der grösste Theil derselben, 84 Procent, sind eingeborene Nomaden und nur 16 Procent sind angesiedelte Russen. Die Verhältnisse des Landes bieten nur wenig Raum für feste Ansiedelungen.

An der entgegengesetzten Seite des vorher beschriebenen mittleren Rayons zieht sich in der ganzen Länge das Unter-Ob-Gebiet hin, das weit über den Polarkreis hinausragt und das bei Weitem ausgedehnteste und ödeste Gebiet von ganz Westsibirien ausmacht; es wird von den Kreisen Beresow, Surgut und Narym gebildet, von denen die ersteren zum Tobolsker, der letztere zum Tomsker Gouvernement gehören. Dieses Gebiet umfasst einen Flächenraum von 20 000 Quadratmeilen, ist also zwei Mal so gross wie Frankreich. Die klimatischen Bedingungen dieses Gebietes sind äusserst ungünstig. Die mittlere

Jahrestemperatur ist in den mittleren Theilen — 4° bis — 10°, findet also noch eine entsprechende Temperatur in Europa in den Bezirken der unteren Petschora; im nördlichen Theil aber — 14° eine nur Sibirien eigene Temperatur und noch niedriger als die Temperatur der südlichen Insel von Nowaja Semlja. Die mittlere Temperatur der beiden kältesten Monate (— 20° bis — 30°) ist ebenfalls eine specifisch sibirische. Die Frühjahrsmonate April und Mai haben eine mittlere Temperatur wie Lappland, nur im Juni, Juli und August thauen die 9 Monate lang gefrorenen Tundren unter den Strahlen der fast nicht untergehenden Sonne auf. So rauhe klimatische Verhältnisse bedingen auch eine entsprechende Vegetation. Nur an den südlichen Grenzen des Gebietes sind noch dichte Waldungen zu finden. Im mittleren Theile siecht die Baumvegetation gleichsam hin, an Stelle der Nadelbäume tritt sich am Boden hinziehendes Gestrüpp, im nördlichen Theile des Gebietes endlich dehnt sich die unabsehbare Tundra aus.

Von Ackerbau kann in diesem Gebiete natürlich keine Rede sein. Die geringe Bevölkerung von 50 000 Menschen (also 2½ Bewohner auf der Quadratmeile) besteht nur aus 32 Procent Russen oder verrussten Individuen und 68 Procent (34 000) umherirrenden Eingeborenen, die sich mit Rennthierzucht, Jagd und Fischfang abgeben. So hat also das Unter-Ob-Gebiet den Zug mit dem Ober-Irtisch-Gebiet gemein, dass in beiden die eingeborene Bevölkerung vorherrscht. Im Unter-Ob-Gebiete ist auch in der fernsten Zukunft kein Raum für eine bedeutendere Kolonisation vorhanden. Die Produkte des Landes werden hier durch die Russen nach Art und Weise der alten Nowgoroder exploitirt, d. h. indem sie das Land nur als Gäste besuchen, die sich auf Faktoreien und Comptoire von einer geringen Bevölkerung, wie Beresow, Obdorsk, Surgut und Narym stützen.

Die hier geschilderten Verhältnisse der einzelnen Gebiete Westsibiriens zeigen, dass mit Ausnahme des Unter-Ob-Gebietes überall das Land noch eine Fülle von Einwanderern aufzunehmen vermag und gewiss noch eine bedeutende Bevölkerungszunahme und Kulturfortschritt zu erwarten sind. Die natürliche Bevölkerungszunahme durch Ueberzahl der Geburten beträgt ¾ Procent im Jahre, so dass eine Verdoppelung der Bevölkerung erst in einem Zeitraume von 100 Jahren vor sich gehen würde. (Diese Bemerkung Semenows ist wohl ein Irrthum, da durch die vielen An-

siedler und Verschickten, die hier sterben, die Zahl der Todesfälle grösser erscheint, als sie unter gewöhnlichen Verhältnissen wären?) Trotzdem wächst die Bevölkerung Sibiriens vier Mal schneller als der natürliche Zuwachs erwarten lässt.

Im Jahre 1622, d. h. 40 Jahre nach der Eroberung Sibiriens, betrug die Bevölkerung Westsibiriens nicht mehr als 50 000 Menschen, im Jahre 1709 hingegen schon 150 000; die Bevölkerung hatte sich also in 87 Jahren verdreifacht. Im Jahre 1822 war die Bevölkerung auf 440 000 angewachsen, hatte sich also in 103 Jahren abermals verdreifacht. Im Jahre 1850 betrug diese Bevölkerung eine Million, hatte sich also jetzt in 38 Jahren um zwei bis drei Mal vergrössert. 1883 bestand die Bevölkerung — ungerechnet die Nomaden-Bevölkerung (200 000 Menschen) des Ober-Irtisch-Gebietes — aus 2 500 000 Menschen, hatte sich also in 33 Jahren fünf Mal vergrössert, oder zusammen genommen in 71 Jahren sich versechsfacht. Eine so bedeutende Bevölkerungszunahme lässt sich natürlich nur durch eine freiwillige Ansiedelung aus dem europäischen Russland erklären. Diese Uebersiedelung hingegen findet ihre Erklärung zur Genüge im Reichthume Sibiriens, der trotz des rauhen Klimas immer neue Ansiedler zur Auswanderung aus Russland herbeizieht. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist natürlich der Ackerbau. Im Laufe der letzten 5 Jahre hat Westsibirien jährlich ungefähr erzeugt: 7 Millionen Tschetwertj Getreide, unter diesen $3^{1}/_{4}$ Millionen Tsch. Weizen und $1^{3}/_{4}$ Millionen Tsch. Roggen, ferner 1 Million Tsch. Kartoffeln und $4^{1}/_{2}$ Millionen Tsch. Hafer. Im Ischim-Tobol-Gebiet wird von den Getreidearten 60 Procent Weizen gewonnen, im Tomskischen Gebiete nur 25 Procent Weizen.

Bei dem bedeutenden Umfange der Brachfelder und dem grossen Wiesenterrain nimmt neben dem Ackerbau die Viehzucht auch eine bedeutende Stelle selbst bei den Landbauern ein. Die Zahl der in Westsibirien gehaltenen Pferde beträgt nach officiellen Nachrichten, die natürlich weit hinter der wahren Ziffer zurückbleiben, nicht weniger als 2 Millionen, Rinder $1^{1}/_{2}$ Millionen und 3 Millionen Schafe, Schweine 420 000 und im Norden 100 000 Rennthiere. Die grösste Anzahl von Vieh wird natürlich im Ober-Irtisch-Gebiete gehalten, wo den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Nomaden bilden; hierauf folgt das Altai-Gebiet und dannn das Baraba-Gebiet.

Ausserdem ist noch der Altai durch die Entwickelung der Bienenzucht berühmt, da für diesen Betriebszweig die Flora des südlichen und nordöstlichen Altai die günstigsten Bedingungen darbietet. Die Bienenzucht des südlichen Altai und im Norden des Altai in den Kreisen Kusnetzk und Büsk und zum Theil im Kreise Tomsk und Mariinsk producirt an Honig und Wachs nicht weniger als $^1/_2$ Million Rubel.

Von den übrigen Betriebszweigen der Einwohner nehmen wohl Jagd und Fischfang den ersten Platz ein. Der Fischfang wiegt natürlich im Unter-Ob-Gebiete vor, wo derselbe nebst der Rennthierzucht die einzigen Quellen für den Unterhalt der umherirrenden Einwohner bildet. Die Jagd hingegen ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner des Tobolskischen und Tomskischen Gebietes, und mit ihr auf gleicher Stufe auch die Ausnutzung des Waldes überhaupt, d. h. das Sammeln von Cedernüssen, das Kochen von Theer und Wagenschmiere, die Herstellung von Holzkohle, das Fällen von Brenn- und Bauholz u. s. w., was natürlich die Waldnatur dieser Gebiete mit sich bringt. In den übrigen Gebieten Westsibiriens werden Fischfang, Jagd und Waldnutzung zwar auch betrieben, aber in viel geringerem Maasse; ja sogar in dem Ober-Irtisch-Gebiete zieht der reiche Ertrag des Fischfanges eine ganz bedeutende russische Bevölkerung nach dem Saisan-See.

Beschäftigungen mit Fischfang und Jagd eignen sich zwar nur sehr wenig, durch statistische Zahlen ausgedrückt zu werden, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass diese beiden Betriebszweige einen sehr hohen Werth für die Bewohner Westsibiriens darbieten, welcher sich auf viele hunderttausend Rubel berechnet. Man kann über diesen Punkt nur einzelne Facta anführen, z. B. dass nach der versuchten Berechnung der Fischereiertrag in dem einen Tara-Kreise 640 000 Pud Fische zum Preise von 360 000 Rubel ergab. Auf dem Irbitischer Jahrmarkte erreicht der Verkauf von aus Sibirien ausgeführten Fellwaaren alljährlich die Summe von 4 bis 5 Millionen Rubel.

Der Bergbau spielt eine sehr bedeutende Rolle in dem ökonomischen Leben des Altai-Gebietes und des Tomskischen Gebietes, bedeutend geringer ist seine Bedeutung im Ober-Irtisch-Gebiete. Leider hat sich der Bergbau Westsibiriens bis jetzt fast ausschliesslich auf die Gewinnung edler Metalle beschränkt, so dass schon jetzt die Ausbeutung derselben in Abnahme ge-

rathen ist, während sich die Gewinnung von Eisen und Steinkohle nnr in den ersten Anfängen befindet. Trotz der bedeutenden Abnahme bei der Gewinnung von Metallen gegen frühere Jahre wurden im Jahre 1881 noch an Gold gewonnen im Altai-Gebiete 80 Pud, im Tomskischen 46 Pud, im Ober-Irtisch-Gebiete 9 Pud, Silber hingegen nur im Altai-Gebiete 463 Pud, Blei ebendaselbst 41 000 Pud, Kupfer 21 000 Pud. Es ist zu bedauern, dass trotz der riesigen Reichthümer des Altai-Gebietes an Eisen und Steinkohle die Gewinnung derselben nur auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Im Jahre 1881 wurden nur 800 000 Pud Steinkohle gewonnen und nicht mehr als 10 000 Pud Eisen, so dass Westsibirien den grössten Theil seines Bedarfes an Eisen noch aus dem Ural einführen muss. Wenn wir hierzu noch eine Million Pud Kochsalz und mehr als 100 000 Pud Glaubersalz hinzufügen, so stellt sich in dem Obengesagten die Summe des ganzen Bergbauertrages der drei genannten Gebiete dar.

Selbstverständlich ist es, dass der Bergbau eine grosse Anzahl von Arbeitskräften Westsibiriens unmittelbar beschäftigt. Die Zahl der Arbeiter, die in Bergwerken, Goldwäschen und Hüttenwerken Westsibiriens beschäftigt sind, ist jetzt auf 12 000 Menschen gestiegen, ausserdem gehen jährlich einige Tausend Arbeiter aus dem Tomskischen Gebiete in die Goldwäschen nach Ostsibirien.

Die übrigen Zweige des Fabrik- und Industriewesens, die noch in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts nur sehr schwache Anfänge aufzuweisen hatten, haben sich in den letzten dreissig Jahren ziemlich schnell entwickelt. Wenn sich auch die ganze Industrie auf die Verarbeitung einzelner Rohprodukte beschränkt, die der Ackerbau und die Viehzucht hier liefern. Die Textilindustrie befindet sich bis jetzt noch in den ersten Keimen des Entstehens. Trotzdem beschäftigen die verschiedenen Industriezweige, mit Ausnahme des Bergbaues, der kleineren Bauernindustrie (Kystarnaja pomyschlennostj) und der Mühlen jetzt in Westsibirien schon 13 000 Arbeiter und liefern Fabrikate, die eine Summe von 9 Millionen Rubel darstellen. Selbstverständlich wird hier in Westsibirien der Ueberschuss von Ackerbau- und Viehzuchtprodukten hauptsächlich nur für den eigenen Landesbetrieb bearbeitet, zum Theil gehen die gelieferten Produkte aber auch schon über die Landesgrenze und zwar wird hier

dargestellt aus Korn: Spiritus und Branntwein und aus Produkten der Viehzucht: Leder, gegerbte Schaffelle, geschmolzener Talg, Lichte und Seife.

Die erste Stelle in Bezug auf die Industrieproduktion nimmt natürlich das Tobol-Ischim-Gebiet ein, weil hier die Dichtigkeit der Bevölkerung schon die ökonomische Entwickelung der Bewohner gefördert hat. Die Industrie-Etablissements beschäftigen hier 9000 Arbeiter und producirten im Jahre 1880 Waaren in einem Betrage von 5 200 000 Rubel, unter diesen 294 Gerbereien 2 200 000 Rubel, 108 Talgschmelzereien und Lichte- und Seifenfabriken etwa eine Million Rubel, und 11 Branntweinbrennereien 600 000 Rubel. Die zweite Stelle nimmt das Tomskische Gebiet ein. Hier wurden in Fabriken 2000 Arbeiter beschäftigt und im Jahre 1880 für 1 800 000 Rubel producirt. Es waren hier 25 Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, die für 1 400 000 Rubel producirten. Diese Produkte reichten nicht nur für das Gebiet selbst aus, sondern versorgten auch zum Theil ostsibirische Goldwäschen und den ausser dem Gebiete liegenden grossen Postweg mit Spirituosen. Im Altai-Gebiete waren in Fabriken 900 Arbeiter beschäftigt und es wurden hier im Jahre 1880 für 700 000 Rubel producirt, und zwar Spirituosen für 280 000 Rubel, Leder für 200 000 Rubel. Etwas niedriger stellt sich das Fabrikwesen in dem Tobolskischen Gebiete dar und zwar: 600 000 Rubel bei 850 Arbeitern. Hier waren 11 Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, die für 380 000 Rubel Getränke lieferten. Am niedrigsten steht der Fabriksbetrieb im Baraba-Gebiete, wo nur 500 Arbeiter beschäftigt waren, die im Jahre 1880 Waaren im Betrage von 450 000 Rubel producirten. Die Bedeutung der einzelnen Zweige des Industriewesens von Westsibirien stellen deutlich folgende Zahlen des Produktionswerthes dar: Branntweinbrennereien $3\frac{1}{2}$ Millionen Rubel, Leder-Fabrikation 3 Millionen Rubel, Talgschmelzerei und Seifen-Fabrikation $1\frac{1}{4}$ Million Rubel.

Die übrigen Fabrikzweige befinden sich noch in den ersten Anfängen, es zeigt sich aber schon das Bestreben der Sibirier, auch andere sehr begehrte Industrieartikel im eigenen Lande herzustellen, da der weite Weg die eingeführten Produkte sehr vertheuert. So hat schon im Tobol-Ischim-Gebiete die Tuchfabrikation begonnen, es werden hier schon grobe Tuche im Werthe von 212 000 Rubel gefertigt; Glasfabriken im Tobols-

kischen und Altai-Gebiete lieferten schon für 86 000 Rubel Waaren und Eisengiessereien im Tobol-Ischim-Gebiete gaben fast einen ebenso hohen Produktionsertrag.

Der Handel in Westsibirien hat eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht. Zu dieser Entwickelung tragen besonders bei: einerseits die Nothwendigkeit der Ausfuhr des bedeutenden Ueberschusses an Rohprodukten, die jedes der westsibirischen Gebiete in grosser Menge liefert, andererseits das Fehlen von vielen für die Bevölkerung nothwendigen Industrie-Produkten, die vom weiten Westen hierher eingeführt werden müssen. Besonders aber wird die Bedeutung des Handels in Westsibirien durch den Umstand gehoben, dass dieses Land ein nothwendiges Transitgebiet für die Handelsbeziehungen zwischen der europäischen-russischen und Ural-Industrie und Ostsibirien, China, der Kirgisensteppe und den Eingeborenen des Unter-Ob-Gebietes und des Altai bietet. Um sich von der Bedeutung der Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Russland und Westsibirien ein Bild zu machen, genügt es, an den Handelsumsatz des berühmten Irbiter Jahrmarktes, welcher auf der Grenze zwischen dem Ural-Gebiete und Westsibirien stattfindet, zu erinnern, der jährlich eine Summe von 50—80 Millionen Rubel erreicht und lange noch nicht den Werth derjenigen Waaren ausdrückt, die von beiden Seiten die Grenze zwischen Westsibirien und dem europäischen Russland passiren. Aus Westsibirien nach Europa werden hier eingeführt: Pelzwerk, Wild, Fische, Getreide (zu den Ural-Fabriken), Talg, Leder, Schaffelle, Cedernüsse, Kupfer, edle Metalle, Thee und asiatische Baumwolle; aus dem europäischen Russland gehen nach Sibirien: Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Seidenstoffe, Zucker, Delikatessen, Gewürze, Wein, Farben, Eisen, Gusseisen, Metallwaaren. Aber diese Waaren sind nicht nur für den Bedarf der 2 700 000 Einwohner Sibiriens bestimmt, sondern auch für den Transit-Handel mit Ostsibirien, Mittelasien und China.

Sehr wichtig für jedes Land ist die günstige Lage der Verkehrsstrassen. Die Natur verlieh in dieser Beziehung Westsibirien ein ganzes Netz von Wasserstrassen in dem riesigen Flusssystem des Ob, welches das Land nach allen Seiten durchschneidet. Der Ob ist schiffbar bis zur Stadt Biisk und seine rechten Nebenflüsse, der Tom, Tscholym und Ket, berühren fast das mächtige Flusssystem des Jenissei. Der Irtisch ist

schiffbar bis Semipalatinsk und reicht mit seinen linken Nebenflüssen bis an den Ural heran. In kürzester Zeit wird das kolossale Flussgebiet des Tjümenschen Distriktes mit dem Kama-Wolge-Flusssystem durch die uralischen Eisenbahnen verbunden sein.

Es möchte scheinen, dass ein so ausgedehntes Flusssystem für Westsibirien vollkommen ausreichende Verkehrswege schaffe. Wie ausgedehnt und vortheilhaft auch diese von der Natur geschaffene Wasserstrasse ist, so leidet sie doch an vielen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten. Die erste Unbequemlichkeit ist die durch die klimatischen Verhältnisse bedingte kurze Zeit der Schifffahrt. Der mächtige Bogen, den der Wasserweg von Mariinsk und Tomsk nach Tjümen bildet, reicht zwischen Narymsk und Tobolsk weit in die rauhen nördlichen Theile Sibiriens hinein und beschränkt dadurch die Zeit der Schifffahrt auf eine Periode von drei Monaten, da die nördlichen Punkte des Bogens nur so lange eisfrei sind. Zieht man ferner in Betracht, dass der Abstand zwischen Tomsk und Tjümen auf dem Wasserwege nicht weniger als 2500 Werst beträgt, so zeigt schon dieser Umstand, dass dieser Weg nur bei der Entwicklung der Dampfschifffahrt von Bedeutung werden kann. Das erste Dampfschiff begann seine Fahrten auf dem Obsystem im Jahre 1845, aber erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich die Dampfschifffahrt zu entwickeln begonnen und transportirt jetzt viele Millionen Pud Lasten auf dem riesigen Wasserbogen. Trotz alledem steht die Flusskommunikation weit hinter der Verkehrsbewegung zu Lande auf der grossen Poststrasse Sibiriens zurück, welche auf einer 1400 Werst langen Sehne des Wasserbogens von Tomsk nach Tjümen führt und von so groser Wichtigkeit für das ganze Land ist, dass die Hauptmassen der Bevölkerung des Landes sich auf einen verhältnissmässig schmalen Streifen, der den Postweg begleitet, niedergelassen haben. Diese Hauptverkehrsader, welche Jahrhunderte geschaffen haben, wird wohl stets die eigentliche Handelsstrasse Sibiriens bleiben.

In der letzten Zeit hat man sowohl in West- wie auch in Ostsibirien den Versuch gemacht, einen Ausfuhrweg für den Ueberschuss an Rohproducten durch den nördlichen Ocean zu gewinnen und die Möglichkeit von Handelsstrassen über die Ob- und Jenissei-Mündung nach dem europäischen Westen zu be-

weisen gesucht; dennoch dauern diese Verbindungen selbst in den allergünstigsten Jahren viel zu kurze Zeit, um zu irgend einer grösseren Bedeutung zu gelangen, so dass Tjümen nach Beendigung der Eisenbahn, die über Jekaterinenburg geführt wird, immer ein Hauptcentrum und gleichsam die Mündung für die Verkehrsstrasse des ganzen Ob- und Irtisch-Systems bilden wird.





II.

Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe.

Tagebuch aus meiner Reise in den eigentlichen Altai über den Urussul zur Tschuja aus dem Jahre 1860. Zum Theil ergänzt durch Auszüge aus meinem Tagebuche vom Jahre 1870, wo ich diese Gegenden zum dritten Male durchstreifte. — Tagebuch-Auszüge meiner Reise in die Salairgebirge, die Tomskische Taiga, den Lebed, zum Teletzkischen See und durch das Waldgebirge westlich von diesem im Jahre 1861. — Tagebuch-Auszüge meiner Reise durch die Kulanda-Steppe und die östliche Kirgisen-Steppe im Jahre 1862. — Brief aus Wernoje im Jahre 1868. — Auszug aus einem Reisebericht von 1869.

(Den 15. Mai 1860.) Gestern gegen Abend verliess ich Barnaul und zwar nicht, wie ich anfänglich beabsichtigt hatte, allein, sondern in Begleitung meiner Frau, die trotz aller Vorstellungen unserer Freunde darauf bestand, mich auf meiner Altai-Reise zu begleiten. Unsere Begleitung bildete ein Diener und der Kalmück Jakob, den mir der Saisan Kurtu als Sprachmeister nach Barnaul geschickt hatte und der 6 Monate bei mir in Barnaul gewohnt hatte. Unsere kleine Karawane bestand aus zwei Wagen, einem ganz kleinen Tarantasse (einem auf langen Stangen statt Federn ruhenden Wagen), auf dem ich mit meiner Frau Platz genommen hatte, und einer gewöhnlichen russischen Postteljege, auf welcher sich der Sitz der Walakuscha (Schleife) befindet, welche späterhin als Reisefahrzeug für meine Frau dienen sollte und auf der jetzt Jakob in halb europäischer, halb kalmückischer Tracht mit freudestrahlendem Gesichte, aus seiner chinesischen Pfeife rauchend, thronte. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir das Dorf Gonjba, bei dem wir auf einer Fähre den Ob passiren mussten. Während der Zurüstung zur Ueberfahrt war die

Sonne untergegangen und die bleichen Strahlen des Mondes erleuchteten die Landschaft; wie ein glatter Silberspiegel floss der Strom vor unseren Augen dahin. Das linke Ufer entlang ziehen sich kahle, steile Lehmberge, auf deren Höhe sich das Dorf befindet, während sich das rechte Ufer, eine mit Gebüsch bedeckte Niederung, nur wenig über den Flussspiegel erhebt. Die Ueberfahrt war bei dem ruhigen Wetter und der magischen Beleuchtung des Mondes eine herrliche. Die Stille der Nacht wurde nur durch das Geplätscher der Ruder und den eintönigen Gesang der Fährleute unterbrochen. Der Strom war nach dreijähriger Unterbrechung wieder stark ausgetreten und hatte die ganze Thalniederung überschwemmt, so dass wir mehrere Werst auf dem Ob fahren mussten. Da wir die frischen Pferde auf der Fähre mit uns führten, so wurde unser Wagen gleich nach der Ausschiffung bespannt und wir konnten unsere Reise ohne Verzug fortsetzen.

Der Weg in der Niederung war wegen der Ueberschwemmung fast unpassirbar. Werste lang ging das Wasser bis über die Radachsen und wir mussten drei Nothfähren benutzen, was in der Nacht durchaus nicht angenehm war, besonders da der Himmel sich bezogen hatte und vollkommene Dunkelheit herrschte. Der Jamschtschik kam oft vom Wege ab und wir mussten jeden Augenblick fürchten, mit dem Wagen in Untiefen zu stürzen. Nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir die 28 Werst entfernte Station Bjelojarsk, wo wir uns nur eine Stunde aufhielten. Ohne weitere Beschwerde passirten wir am Morgen das Dorf Shilina (28 W.), am heutigen Tage Aftschinitowa (14 W.) und Petrowka (20 W.). Da im nächsten Dorfe, Charasowka, ein Rad am Wagen gebrochen war, mussten wir hier mehrere Stunden verweilen und konnten erst Nachts 12 Uhr das Dorf Bulanicha (20 W.) erreichen, wo wir wider unseren Willen wegen Mangel an Pferden übernachten mussten.

(Den 16. Mai.) Erst ziemlich spät erhielten wir heute frische Pferde und erreichten daher erst gegen 11 Uhr Morgens das Dorf Schubenka (18 W.), die letzte Station vor der noch 17 Werst entfernten Stadt Biisk, wo wir erst am Nachmittag anlangten. In starken Hügelwellen zieht sich das Land von Bjelojarsk bis Schubenka hin; es ist mit Ausnahme weniger Stellen baumlos und meist nur an den Ufern der Flüsse und in den Thal-

niederungen mit dünnem Gestrüpp bewachsen. Von Bulanicha an wird das Land flacher und man kann deutlich erkennen, wie sich grössere Hügelmassen weiter nach Osten aufzuthürmen beginnen. Von hier aus geht der Weg durch grosse, grasreiche Wiesen und ziemlich dichte Birken- und Espenwaldungen. Hinter Schubenka wird das Land wieder kahler, die Hügel steigen hier wieder nach Süden höher, bis sie ihren höchsten Kamm im Ufergebirge des Bijaflusses erreichen.

Eine kleine auf dem Hügelkamme errichtete Kirche liess uns vermuthen, dass wir die Stadt Biisk erreicht hatten. Die Uferberge fallen hier ziemlich steil zum Flussthale herab und sind, wie die des Ob bei Barnaul, Lehmberge. Der Weg steigt hier steil am Rande des letzten Hügels empor und windet sich rund um den Abhang desselben im Halbkreise entlang, so dass wir die Stadt Biisk erst dann erblickten, als wir den Berg umfahren hatten.

Der Anblick war ein eigenthümlicher; wir befanden uns gerade oberhalb der Stadt, die sich in einem langen, schmalen Streifen zwischen dem Grenzgebirge und den Ufern der Bija zu unseren Füssen hinzog. Die Stadt besteht nur aus Holzhäusern und gleicht daher einem grossen Dorfe; die wenigen steinernen Gebäude sind eine Kirche und ein Pulvermagazin, welches sich, obgleich es nur zweistöckig war, dennoch wie ein Palast vor den übrigen Häusern ausnimmt.

(Den 17. Mai.) Ich war in einer Wohnung abgestiegen, die mir von der Polizei angewiesen wurde, da hier kein Gasthaus existirte. Meine Wohnung hatte zwar drei Zimmer, sah aber sehr ungemüthlich aus, die Wände waren kahl und schmutzig und des Kalkverputzes zum grössten Theil entblösst. Das Ameublement bestand aus einem Bett, einem Tisch und einem einzigen hölzernen Stuhle. Die Wirthsleute waren sehr mürrisch (was man ihnen nicht verdenken konnte, denn wir waren ja gezwungene Einquartirung) und nur mit Mühe konnte ich einige Esswaaren für einen hohen Preis erhalten. Da meine Geschäfte nur darin bestanden, dem hiesigen Isprawnik das mir vom Gouverneur mitgegebene Schreiben zu übergeben, so konnte ich die ganze Zeit in der Stadt umherschlendern. Da ist aber nicht viel zu beschreiben. Die Stadt besteht aus drei langen, mit der Bija parallel laufenden Strassen, die von einer Anzahl ganz kurzer Quergässchen durchschnitten

werden. Am Ende der Stadt lag der verhältnissmässig sehr grosse Marktplatz, der von einem aus Buden bestehenden Viereck umgeben war und auf einen bedeutenden Handel der Stadt schliessen liess.

Während meines Aufenthaltes herrschte nur wenig Leben auf dem Markte, da die Wege schlecht waren. Ausser wenigen Russen traf ich auf dem Markte auch mehrere Altai-Kalmücken, die aber ausserordentlich verlumpt aussahen, so dass mein Jakob sich zwischen ihnen wie ein Fürst ausnahm. Biisk ist jetzt öde und verlassen und zählt nur 2000—3000 Einwohner. Vor einem Jahrzehnte hatte es eine viel grössere Bedeutung, da es der Sitz eines Kosakenkommandos war und wohl 1000 Einwohner mehr zählte.

Die Bevölkerung theilt sich, wie die aller kleinen sibirischen Städte, in drei Klassen. Die erste Klasse bilden die Dienenden: die Beamten des Kreisgerichts, der Land- und Stadtpolizei, der Kreiskasse und ausserdem zwei Aerzte, einer für den Stadt- und der andere für den Landbezirk, d. h. die sogenannte Blagorodnoje Obschtschestwo (die adelige Gesellschaft); die zweite Klasse bilden die Kaufleute, die wegen des Handels der Stadt mit dem Altai hier verhältnissmässig sehr zahlreich und begütert sind; es waren aber meist rohe, ungebildete Leute. Die dritte Klasse bilden die Meschtschane, ein Mittelding zwischen Bauer und Bürger, etwa wie die deutschen Ackerbürger; Handwerker giebt es gar nicht. Mit dem Schneider- und Schuhmacherhandwerk befassten sich nur einige Soldaten des hier stationirten Invalidenkommandos.

Der Isprawnik war so gütig, mir einen Kosaken für meine Altaireise zuzukommandiren, der für alles Nöthige zu sorgen hatte, ausserdem sandte er mir einige Säcke mit getrockneten Lebensmitteln und rieth mir, verschiedene Artikel, die ich auf der Reise nöthig haben würde, einzukaufen.

(Den 18. Mai.) Erst gegen Abend konnten wir Biisk verlassen. Nachdem wir die Ruinen der früheren Befestigungswerke passirt hatten, fuhren wir durch die herrlichen Wiesengründe, welche sich zwischen dem Flusse und der Hügelkette hinziehen, dann wandten wir uns den Grenzhügeln zu, die hier dicht mit Birken und Tannen bedeckt sind. Der Weg war mit gelbem Kiessande bedeckt und schlängelte sich zwischen den jungen Tannen hin, aus deren mit

dunklem Grün bedeckten Zweigen zahllose lange, hellgelbe, junge Triebe hervorgesprossen waren, die, von der Sonne beleuchtet, wie Kerzen flimmerten und an das liebe Weihnachtsfest in der Heimath erinnerten. Zu beiden Seiten des Weges war der Boden mit kleinen, dunkelblauen Schwertlilien bedeckt, die einen köstlichen Duft verbreiteten. Der Weg wand sich nun auf dem Hügelkamme hin, und jedesmal, wenn wir uns dem Rande desselben näherten und die Bäume sich lichteten, bot sich immer ein neuer Anblick auf den mächtigen Bijastrom und die dem Ehegemahl sich nähernde Katunja dar. Plötzlich öffnete sich der Wald und eine unabsehbare Wasserfläche breitete sich vor unseren Blicken aus. Der grüne Teppich ist verschwunden und grau-gelbes Gestrüpp bedeckt die Ufer. Die Katunja hat ihren Gemahl erreicht und setzt nun mit ihrem Neuvermählten den Weg in Gemeinschaft fort, aber noch von jungfräulicher Scheu befangen, wagt sie nicht, sich mit ihm zu vermischen und deutlich sieht man beide getrennt in einem Bette dahineilen, rechts den Bijastrom mit seinem klaren, durchsichtigen Wasser, links die weisslich-gelbe Katunja.

Ein so steiler Weg führte zum Ob hinab, dass wir zu Fusse gehen mussten. Die Pferde wurden ausgespannt und der Wagen vorsichtig herabgelassen. Die Fähre war so gross, dass zugleich mit unserem Wagen noch 5—6 Bauerteljegen übergeführt werden konnten. Am andern Ufer angelangt, schickte ich meinen Kosaken voraus, damit er mir frische Pferde besorge. Als wir von hier aus etwa drei Werst weiter gefahren waren, sahen wir uns plötzlich durch eine gleichmässige Wasserfläche von dem vor uns liegenden Dorfe getrennt. Da der Kosak nirgends zu sehen war, also die Wasserfläche passirt haben musste, befahl ich unserm Kutscher, gerade auf's Dorf zuzufahren. Dieser, ein Knabe von etwa 14 Jahren, verlor aber bald den Weg und der Wagen blieb zwischen den unterm Wasser befindlichen Baumstämmen stecken, so dass er trotz aller Bemühungen nicht von der Stelle zu bringen war. Jakob wurde daher zu Pferde in's Dorf geschickt, um Hilfe zu bringen. Trotzdem nach einer halben Stunde vier frische Pferde mit Jakob und dem Kosaken herbeigeschafft wurden, konnte doch der Wagen nicht von der Stelle gebracht werden. Um daher hier nicht die Nacht auf dem Wasser zubringen zu müssen, liess ich mich mit meiner Frau im Kahne an's Land setzen und schickte noch einige Bauern zur Hilfe. Nun erst

gelang es, meinen Tarantass herbeizuschaffen. Im Dorfe (Ikonikowa, 15 W. von Biisk) standen schon frische Postpferde bereit, so dass wir unseren Weg in 20 Minuten fortsetzen konnten.

Nach Zurücklegung einer Werst erreichten wir einen Arm der Katunja, der erst in letzter Zeit durch einen Durchbruch dieses Flusses beim Dorfe Katunskaja entstanden ist und sich weiter nach Westen in den Ob ergiesst. Dieser Katunja-Arm ist so reissend, dass eine Strickfähre angebracht werden musste. Die Hälfte des Weges von Ikonikowa ab war flaches, baumloses Land; von hier ab wurde das Land aber hügelig und war stellenweise mit Birkengestrüpp bewachsen. Etwa 9 Uhr Abends langten wir im Dorfe Smolensk an (30 W.), wo wir übernachteten.

(Den 18. Mai.) Das Haus, in dem wir abgestiegen sind, ist geräumig und so sauber, wie man es selten in den hiesigen Dörfern findet; es war mit blauer Oelfarbe gestrichen und reichlich mit Tischen, Bänken und Holzstühlen versehen. An der einen Wand standen zwei Schränke mit Geschirr und an der andern, hinter blendend weissem Vorhange, ein Bett mit weissen Laken und Kissen. Eine solche Einrichtung weist auf einen besonderen Wohlstand hin. Wir standen sehr früh auf, so dass wir schon um 3 Uhr Morgens das Dorf verlassen konnten. Das Dorf Smolensk hat einen bedeutenden Umfang, es besteht aus mehreren hundert Häusern, von denen viele von grossem Reichthume der Bewohner zeugen. Der Weg war schlecht und uneben, da die Hügel nach Süden immer höher aufsteigen. Der Steppencharakter verschwindet hier vollkommen. Bald fuhren wir durch mit dichtem Gestrüpp bewachsene Thalniederungen, bald auf den mit Gras bewachsenen Hügelkämmen, von wo dem Auge sich eine weite Aussicht auf die von zahlreichen Flüsschen durchschnittene und fleckweise mit Birkengesträuch bewachsene Thalebene bietet. Um $6^1/_2$ Uhr erreichten wir die Station Bjelokurinskaja (25 W.). Auch hier war ein sehr gutes Absteigequartier, das den Reichthum des Besitzers bewies. Man bewirthete uns hier mit prachtvollem Honig und sehr weissem Weizengebäck.

Der Charakter der Landschaft änderte sich wenig, nur nach Süden wurde eine blaue Gebirgskette am Horizonte sichtbar. Nach etwa 15 Werst wird das Land wieder flacher, die Hügel ziehen sich mehr nach Westen. Etwa gegen 10 Uhr erreichten

wir das Dorf Altaiskoje (24 W.). Hier mussten wir unseren Proviant an getrocknetem Brote verstärken, da weiter nach Süden wenig Getreidebau getrieben wird. Es war nicht leicht, das Nöthige zu besorgen, da kein Bauer über 10 Pfund getrockneten Brotes vorräthig hatte. So musste denn Jakob mit dem Kosaken von Haus zu Haus mit dem Brotsack wandern. Das getrocknete Weizenbrot kostete mich einen Rubel das Pud. Ein so hoher Preis wurde nur dadurch veranlasst, dass ich mich hier nicht aufhalten wollte. Weizenmehl kostet hier in guten Jahren 20 Kopeken das Pud, in schlechten Jahren und im Sommer steigt es manchmal bis 40 Kopeken. Die Bauern südlich von der Bija bauen nur Weizen. Auf unsere Frage nach Roggenbrot, sagte mir einer meiner Wirthe: „Gott sei Dank, das haben wir noch nicht nöthig gehabt hier zu essen“. Altaiskoje ist ein grosses, etwa aus 300 Häusern bestehendes Dorf. Es ist der Sitz eines Uprawitels (Distriktsbeamten der Bergregierung). Die hiesige Bevölkerung beschäftigt sich nicht nur mit dem Ackerbau, sondern treibt auch viel Handel mit dem Altai, denn sie versorgt nicht nur die Missionen mit Mehl, sondern führt auch viel Gerste (meist grobe Grütze) bis zum Urussul. Dieser Handel findet aber nur im Winter statt, wo der Schlittenweg grössere Transporte in den inneren Altai erlaubt.

(Den 19. Mai.) Wir konnten erst gestern Abend um 5 Uhr unseren Weg fortsetzen. Das nächste Dorf heisst Sarassa (sary-su = gelbes Wasser), es ist nur 8 Werst von Altaiskoje entfernt und war daher in einer Stunde erreicht. Bereits bei der Poskotina (dem das Dorf umgebenden Zaune, der das Vieh abhält, zu den Aeckern zu gelangen) kamen uns einige Reiter entgegen, die uns zum Hause des Dorfältesten (Starschina) geleiteten, wo schon unsere Pferde bereit standen. Die Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich hier versammelt. Das Dorf ist von vollkommen verrussten getauften Kirgisen bewohnt, die von der Buchtarma hierher übergesiedelt sind. Die Physiognomien zeigen noch deutlich die Abkunft der hiesigen Bewohner. Sie zahlen Abgaben wie die Kronsbauern, sind aber von jedem Militärdienst befreit. Die Einwohner von Sarassa machen einen recht guten Eindruck, ihre Kleidung ist gut und reinlich; auch die Häuser sind meist gut gebaut und zeugen von Wohlstand. Die Hauptbeschäftigung dieser Leute ist Ackerbau und Bienenzucht, letztere wird besonders

stark betrieben. Da die Wege hier schon schlecht sind, so sind nur wenige Teljegen im Dorfe vorhanden. Männer und Frauen sind geschickte Reiter. Man spannte sechs Pferde an meinen kleinen Tarantass und lud mein Gepäck auf zwei mit drei Pferden bespannte Teljegen, da, wie man mir sagte, der Weg Schwierigkeiten biete und die nächste Station 45 Werst entfernt sei. Ungefähr zwei Werst ging der Weg immer bergauf, ohne dass der Charakter der Landschaft sich wesentlich geändert hätte; jetzt aber veränderte sich die Natur wie mit einem Zauberschlage, als wir zur Sarassa hinabstiegen. Nackte, dunkle Felsmassen, die zum Theil mit gelben, grünen und rothen Moosen bewachsen sind, fallen senkrecht zum Flusse herab und wechseln in bunter Reihenfolge mit dicht belaubten Bergkuppen, deren Bewaldung sich vom Kamme aus gleichsam in Strahlen in den Vertiefungen der Bergwände entlang zieht. Im Thale wendet sich der Fluss abwechselnd durch dichtes Weidengestrüpp und herrliche, mit buntem Blumenflor bedeckte Wiesengründe und bricht sich zwischen mächtigen Steinmassen brausend und schäumend Bahn. Als wir im Thale etwa 25 Werst zurückgelegt hatten, wurde es dunkel und der Jamschtschik erklärte, der Weg sei von hier ab schlecht und in der Nacht unpassirbar. Wir übernachteten daher im Tarantass bei einem Bienengarten. Es wurde bitter kalt und fing heftig an zu regnen, so dass die Nacht nicht die angenehmste zu werden versprach; dabei mussten wir uns mit einem Stück Schwarzbrot begnügen, das der Jamschtschik mitgenommen hatte. Trotz alledem schliefen wir, in unsere Filzdecken gewickelt, ganz erträglich. Bei Sonnenaufgang brachen wir wieder auf. Der Weg verliess jetzt das Thal der Sarassa und führte an dem rechten Nebenflusse desselben, der Kamara, aufwärts. Die Ufer der Kamara sind nur zum Theil felsig, zum grössten Theile aber sind sie mit dichtem Lärchenwald bedeckt. Der Boden war vom Regen so aufgeweicht, dass die Räder unseres Wagens tief einschnitten, und so uneben, dass der Wagen bald rechts, bald links abglitt; trotzdem legte sich derselbe nur einmal und zwar ganz sanft auf die Seite, so dass wir sammt dem Gepäck in das nasse Gras fielen. Je weiter wir kamen, desto schräger und schlüpfriger wurde der Weg, und der Wagen musste oft lange Strecken durch die Schultern mehrerer Männer gestützt werden, sonst wäre er sicher in die Tiefe gestürzt. Dabei musste ich natürlich immer mithelfen, weil der Jamschtschik die

Pferde am Zügel führte; auf diese Weise brachten wir den Wagen mehr vorwärts als er uns. So ging der Weg ungefähr 15 Werst und nur die letzten 5 Werst konnten wir schneller fahren. Daher kam es, dass wir erst um 12 Uhr im nächsten Dorfe, Tschergi, anlangten (wir hatten also zum Passiren der 15 Werst fast sieben Stunden gebraucht).

Das Dorf Tschergi liegt 461 Meter über dem Meeresspiegel auf einer Hügelkette, die sich an dem gleichnamigen Flusse nicht weit von dessen Einmündung in den Sebe hinzieht. Es ist gross und gut gebaut und soll sehr reich sein. Die hauptsächlichste Beschäftigung der Bauern ist Bienenzucht; Getreide bauen sie nur für ihren eigenen Bedarf. Wagen und Gespanne besitzen sie in äusserst geringer Zahl, da die bergige Gegend (wie wir zu unserem Leidwesen erfuhren) selbst auf der grossen Strasse das Fahren sehr schwierig macht. Auch hier reiten die Frauen; wir selbst begegneten mehreren derselben, die vom Felde mit Sensen und Harken nach Hause ritten.

Von Tschergi aus führt der Weg in's Thal des Sebe, welches ziemlich breit und an mehreren Stellen bebaut ist. Zu beiden Seiten des Flusses ziehen sich waldige, nicht gerade hohe Berge entlang, an deren Abhängen viele Bienenhäuser stehen. Nicht weit vom Dorfe mussten wir den Fluss durchfahren, der bei der Furth doch so tief war, dass das Wasser in unseren Wagen drang. Nicht weit vom Dorfe trafen wir auf einen Haufen berittener Altajer, unter denen der Bruder des Saisan Kurtu sich befand. Die Altajer wohnen hier schon ganz in der Nähe, so dass alle hiesigen Bauern altajisch zu sprechen verstehen. Der Weg war durchaus nicht gefährlich, aber dennoch sehr unbequem, da der Boden oft mit grossen Steinen übersäet war, so dass der Wagen fortwährend unter den grimmigen Stössen krachte. Um 2 Uhr erreichten wir die Mission am Muitu (die nach Kalning's Messung schon 640,4 Meter hoch liegt). Es ist ein kleines, armseliges Dorf, dessen Bevölkerung nur aus getauften Teleuten besteht.

(Den 22. Mai.) Die Mission von Muitu konnte ich nur am Abend verlassen, da ich meinen Tarantass unterbringen musste, denn von hier konnte man nur noch in einer gewöhnlichen Bauernteljega weiterkommen. Wir fuhren zuerst durch das Flüsschen Muitu und erreichten bald wieder das rechte Ufer des Sebe. Im All-

gemeinen blieb der Charakter des Sebe-Thales der frühere, nur war der Weg steiniger und unebener. Nicht weit von Muitu ging der Weg über eine für eine Wagenfahrt recht gefährliche Stelle. Hier trat der etwa 100—150 Fuss hohe Fels dicht an den Fluss. Der Weg führte am äussersten Rande desselben entlang und war so schmal, dass unsere vier Pferde nur gedrängt nebeneinander gehen konnten, und dabei so schräg, dass der Wagen bei jedem Schritte vorwärts in die Tiefe hinabzustürzen drohte. Um 11 Uhr Nachts erreichten wir die Saïmka (das Landhaus) des Kalmücken Balgassain. Das Haus war einem grossen Bauernhause ähnlich, aber sehr schmutzig und voll Ungeziefer. Es befindet sich hart am Ufer des Sebe in einem einige Quadratwerst grossen Thalkessel. Am jenseitigen Ufer erhoben sich hohe, steil abfallende Felswände, die auf ihren Gipfeln nur mit einem schmalen Saume von Bäumen eingefasst waren; die Thalwände am diesseitigen Ufer hingegen sind niedriger und mit dichten Waldungen bewachsen. Der Boden des Thales ist eben und das Land vortrefflich zum Ackerbau geeignet, es liegt aber jetzt fast ganz brach, da die hiesigen Einwohner nur sehr wenig Gerste säen. Um die Saïmka herum stehen 12—14 Hütten, die theils von getauften oder ungetauften Altajern bewohnt werden, theils Speicher unseres Wirthes sind und sich alle in einem jämmerlichen Zustande befinden.

Ueber die Entstehung der Saïmka erfuhr ich, dass unser Wirth, Balgassain, sich bei seiner Taufe ausbedungen hätte, das Thal zu seinem Wohnsitze wählen zu dürfen; er hat sich darauf vor etwa 10 Jahren mit einem Dutzend Familien hier angesiedelt. Balgassain galt als reich und besitzt ansehnliche Heerden; die übrigen hiesigen Altajer lebten von seinem Reichthume; in der Ansiedelung herrschte bittere Armuth. An Teljegen waren hier nur zwei schadhafte vorhanden.

[Als ich auf meiner späteren Reise das Thal passirte, fand ich hier ein recht ansehnliches russisches Bauerndorf, Schabalina, vor, das den Reichthum des Landes besser auszunutzen verstand als das Häuflein Altajer. Nach Kalning's Messung liegt Schabalina 856,3 Meter hoch. Es ist interessant zu beobachten, wie die russische Bevölkerung immer mehr vordringt. Die Leute hatten sich hier ohne jedes Recht niedergelassen, und die Kalmücken waren aus Furcht zurückgewichen. Die Bewohner von Schabalina lebten in steter Angst, dass man sie ausweisen würde,

sie glaubten, als ich das erste Mal das Dorf passirte, ich wäre ein Feldmesser. Als sie ihren Irrthum erkannt hatten, waren sie sehr froh und schütteten mir ihr Herz aus; sie hätten von dem Sassedatel viel zu leiden, der sie immer auszuweisen drohe, aber durch Geschenke gewonnen, sie ungestört lasse. Die Leute mögen den Kalmücken Unrecht gethan haben; für das Land selbst ist es aber jedenfalls besser, wenn an Stelle der früheren Wirthschaft des Balgassain eine tüchtige Dorfschaft getreten ist].

Von hier aus setzten wir unsere Reise zu Pferde fort, meine Frau auf ihrer Walakuscha (einem auf zwei Stangen angebrachten Sitze). Der Weg ging von hier südöstlich an der Bergwand des rechten Ufers in die Höhe, zuerst schlängelte er sich zwischen dichtem Lärchenwald hindurch, viele umgestürzte Baumstämme sperrten den Weg und er war so dicht mit Gestrüpp verwachsen, dass man sich nur mit Mühe durch die herabhängenden Zweige hindurchdrängen konnte. Nach zwei Stunden erreichten wir die Höhe des Bergrückens, wo wir den ersten Obō (geheiligten Steinhaufen) erblickten.

Von der Höhe hat man eine kleine Rundsicht. Die ganze Gegend ist dicht mit Lärchenwald bewachsen und bietet wenig Abwechselung dar, auf den Berggipfeln liegt jetzt noch überall Schnee, der hier aber nur bis Mitte Juni liegen bleibt. Wir waren hier im Quellgebiete des Schibilik, eines Nebenflusses des Sebe. Der Weg geht meist auf der Höhe des Bergrückens bis zu den Quellen des Aschjaktu entlang. (Die Höhe des Sebe-Passes hat Kalning auf 1787 Meter bestimmt.) Hier passirten wir zwei Flüsschen, den Tschaptschyjak und den Kysyl-tasch (rothen Stein). Der Uebergang über den letzteren war ziemlich gefährlich, da das Bett desselben mit grossen Felsblöcken bedeckt ist. Der Schnee war an einigen Stellen noch nicht geschmolzen und bildete hier eine breite, aber schlüpfrige Brücke, unter der das Wasser wie in einem Tunnel dahinbrauste. Beim Aschjaktu (eigentlich Apschyjaktu, wo der Alte [der Bär] haust) ist der Lärchenwald nicht so dicht wie am Sebe. Der Boden ist überall mit einem hohen, sehr feinen Grase bedeckt, das ein treffliches Futter für die Pferde giebt. Am Aschjaktu stiessen wir schon auf zahlreiche Rinden-Jurten (Alatschyk), d. h. spitze Stangen-Jurten von konischer Form, die mit Birkenrinde belegt sind, und bedeutende Pferde- und Rinderheerden. Gegen 7 Uhr Abends erreichten wir die Jurte des Saisan-Kurtu, die

in spitzer Form aus einem achteckigen Balkengerüste gezimmert war, neben der noch zwei kleinere Rinden-Jurten standen, und nicht weit ab am Flusse ein aus Balken gezimmertes Häuschen, der Speicher des Saisan. Rings um die Jurte lagerten hunderte von Kühen und in einiger Entfernung eine grosse Schafheerde. Die Saisanin lud uns ein, die Nacht in der Jurte zuzubringeu.

(Den 21. Mai.) Die Nacht, die wir in der Jurte zubrachten, war durchaus nicht angenehm. So lange das Feuer brannte, war die Jurte so mit Rauch erfüllt, dass man nicht aus den Augen sehen konnte, nach dem Erlöschen des Feuers wurde es aber so kalt, dass ich trotz meiner Filzdecke am ganzen Leibe zitterte und lange nicht einzuschlafen vermochte, ausserdem schmerzte mir vom Dunst und Rauch der Kopf, und dazu kam das Lager auf dem harten Fussboden. Ein Streifzug zum Aschjaktu wurde unternommen. Mehrere Rinden-Jurten gesehen, ferner Opferstellen (auf langen Stangen ausgesteckte Pferdehäute). Verschiedene Jurten besucht; überall schreckliche Armuth; in einer Jurte traf ich einen alten Mann, der nur von seinen zwei Söhnen, zwei kleinen 10—12jährigen Knaben, gepflegt wurde. Er lag fast ganz nackt auf einem Haufen Heu und hatte sich, da er keinen Pelz besass, mit einer Schicht Heu zugedeckt. Sein ganzer Besitz war eine Kuh, welche die ganze Familie ernähren musste.

Das linke Ufer des Aschjaktu ist waldig, meist Lärchenbäume, zwischen denen nur vereinzelt Birken wachsen. Das rechte Ufer bilden steile, kahle Felswände, die aber jeder romantischen Bildung entbehren; zwischen den Steinflächen war überall feines Geröll. Im Thale wachsen dicht am Flusse viele Weiden und an einzelnen Stellen Pichten (pinus pichta). Ausser der Jurte des Kurtu ist nur die seines Bruders aus Balken gezimmert. Nur eine Stangenjurte habe ich gesehen, die mit sehr schlechten Filzdecken bedeckt war.

(Den 22. Mai.) Heute verliessen wir den Aschjaktu. Die Saisanin gab uns mit ihren Leuten das Ehrengeleit, so dass uns bei unserer Abreise eine Kavalkade von etwa 40 Pferden umschwärmte. Unser Weg führte zuerst am Aschjaktu aufwärts, dann am Flüsschen Tolgojok nach Süden. Der Charakter des Landstriches ist fast überall derselbe: von niedrigen Bergreihen eingeschlossene Wald-

und Wiesenflächen. Den Talgojok zweimal durchritten, dann nach Süden zu dem Bergplateau, welches das Gebiet des Urussul von dem der kleinen Nebenflüsse der Katunja trennt. Es ist ziemlich breit, hügelig und mit Birkengestrüpp bewachsen. Der Weg selbst ist hier vortrefflich. Gegen Mittag langten wir bei einem kleinen Bache, Karassu (Schwarzwasser), an und ruhten hier einige Stunden in einer kleinen Jurte. Alsdann brachen wir bei strömendem Regen auf, passirten den Tyt-Käskän, einen kleinen Nebenfluss der Katunja, und ritten über den Bergübergang zum Kaspa, ebenfalls einem Nebenflusse der Katunja. Bei dem letzten Bergübergange erblickt man die Bergschlucht des Kysköl, der gleichfalls zur Katunja fliesst. Der Bergabhang, an dem man zur Kaspa emporsteigt, ist sehr steil. Der dichte Wald raubte hier jede Aussicht. An der Kaspa selbst ist dichtes Weidengestrüpp und überall weicher Sumpfboden. Es war nirgends eine trockene Stelle zum Aufschlagen des Zeltes zu finden, es blieb uns also nichts übrig, als unter unserem Zelte eine Schicht dünner Baumzweige auszubreiten und auf dieser unser Lager aufzuschlagen. Ununterbrochener Regen.

(Den 23. Mai.) Bei Sonnenaufgang brachen wir beim schrecklichsten Regenwetter auf. Der Weg war eigentlich vortrefflich, nur von dem anhaltenden Regen aufgeweicht; jetzt war er so schlüpfrig, dass die Pferde mehrmals stürzten. Wir ritten ohne Unterbrechung und erreichten Abends 5 Uhr den Boguschtan. Jetzt hatte der Regen nachgelassen, der Himmel sich aufgeklärt und der herrlichste Sonnenschein beleuchtete eine wundervolle Landschaft, die sich an der rechten Uferhöhe des Boguschtan ausbreitet. Die Berge thürmten sich nach Süden hin immer höher und höher auf, bald kahle Felsblöcke, bald dicht bewaldete Bergkuppen, bis sie sich in eine dunkelblau geschattete Bergkette verloren, deren höchste Gipfel der silberglänzende Saum der Schneefelder bekränzt. Von dem Orte, wo wir uns befanden, fiel der kahle, mit Geröll bedeckte Fels steil zum Flusse herab. Am Fusse desselben herrscht die üppigste Vegetation, das dichte Weidengestrüpp mit seinem weisslich-grünen Laube, die hellgrünen Birken und die schwarzen, majestätischen Tannen- und Pichtenpyramiden stehen in buntem Gewirr durcheinander, zwi-

schen ihnen bricht sich der Fluss durch riesige Felsblöcke schäumend und rauschend seine Bahn.

Der Uebergang über den Fluss bot manche Schwierigkeiten; der Weg windet sich hier bald zwischen steilen, kahlen Felsen, bald durch undurchdringliches Gebüsch. Leider trafen wir nicht die hier erhofften Jurten, dieselben waren zum Korotty übergesiedelt; da wir keinen Proviant hatten, waren wir gezwungen, trotz des von Neuem herabströmenden Regens unseren Weg fortzusetzen und erreichten erst Abends gegen 7 Uhr die Jurten am Korotty.

[Im Jahre 1860 ging ich von Aschjaktu über den Kaspa zum Korotty auf einem etwas mehr nach Westen liegenden Wege und berührte dabei das Quellgebiet des Korotty. Hier ein Auszug aus meinem Tagebuche vom 3. und 4. Juni: Die Korotty-Quelle bildet ein ziemlich grosser See, welcher in einer weiten, von kleinen Hügelketten umschlossenen Ebene liegt. Diese Ebene machte einen recht trostlosen Eindruck, da sie überall mit vorjährigem graugelb gefärbten Grase bedeckt war. Der Boden ist hier durchgängig mit Steinsümpfen bedeckt. Diese Bodenbeschaffenheit ist charakteristisch für die Quellen der meisten grösseren Altaiflüsse. Auf dem See waren viele Angyr [anas clangula].

Uebernachten an einem Nebenflusse des Korotty, Kidis Basar. Dicht bei unserem Nachtlager ist eine Heilquelle. Rundes Loch, 6 Quadratfuss und etwa $1^1/_2$ Fuss tief. Wasser milchig, an vielen Stellen steigen Blasen auf. Wasser kalt, nicht über + 5 Grad; gefriert im Winter. Das Baden in diesem Quelle soll gegen Augenkrankheiten helfen. Dicht neben dem Quell ist ein Strauch, an dem allerlei Lappen und Bänder als Opfer der Badenden angehängt werden. Das Wasser hat keinen ausgeprägten Geschmack. Andere Heilquellen werden mir genannt am Katyrym, der zwischen dem Sumultu und Jailagusch liegt und von Osten in die Katunja fällt; dann beim Balyksu, einem Nebenfluss des Tschergi. Die Ufer des Korotty sind in seinem oberen Laufe flach und mit Weiden und Lärchenbäumen besetzt. Viele Anemonen.

Drei bis vier Werst ändert sich der Charakter des Thales nicht, überall dieselben Terrassenflächen, die von den Anemonen fast weiss gefärbt sind. Darauf wird das Thal enger. Nach etwa 6 Werst erreichen wir den Jān Korotty. Hier sind die Uferberge dicht bewaldet, nur am linken Uferberge sieht man kahle Baumstämme, weil hier vor vier Jahren ein starker Wald-

brand gewüthet. Im Thale Tannenwald, auf den Höhen ist aber Cedernwald (pinus cembra). Die Entwaldung durch den Brand, die sich mehrere Werst weit hinziehen soll, hat den hiesigen Einwohnern grossen Schaden zugefügt, da gerade die entwaldeten Berge früher eine reiche Ausbeute für die Eichhornjagd lieferten. Auf dem linken Ufer passirten wir den Taschtū-jyl und etwas niedriger den Pürtschüktü-airy, der von rechts in den Korotty fliesst. Zwischen diesen beiden Flüssen setzten wir über eine sehr bequeme Furth des Korotty, dann durchreiten wir die Flüsschen Orkoittȳ-airy und Taldū-airy. Jetzt erweitert sich wiederum das Thal, das linke Ufer steigt in baumlosen Terrassen auf; überall Fels und Geröll zu sehen. Darauf macht der Fluss eine Biegung nach Südosten und nimmt von links den Nebenfluss Bogaschtan auf, dessen Quelle mit der Kaspaquelle zusammenfällt. Etwas höher als die Boguschtan-Mündung hat vor 30 Jahren ein grosser Bergsturz stattgefunden, da damals ein überaus regenreiches Jahr gewesen. Noch jetzt sieht man am linken Ufer Steine und Baumstämme übereinandergethürmt liegen].

(Den 24. Mai.) Nach dem Mittagessen durchritten wir den Korotty. Der Fluss ist sehr breit und so reissend, dass die Walakuscha meiner Frau am Stricke von 6—8 Reitern festgehalten werden musste. Das Thal des Urussul ist hier wohl zwei Werst breit und mit dem schönsten Wiesenteppich bekleidet. Die Uferberge sind nicht hoch; auf dem rechten Ufer, der Schattenseite, Waldung, auf der linken aber, der Sonnenseite, kahl. Der Urussul selbst ist an seinen Ufern dicht mit Tannen und Pichten bewachsen und zieht sich wie eine dunkle Baumstrasse in vielen Windungen durch den Thalgrund. Am Flusse befinden sich überall Aule, durch Gruppen von 3—5 Jurten gebildet. Vom Korotty an sind nirgends mehr Rindenjurten zu sehen, überall sind die Jurten mit Filzdecken bedeckt, was darauf hindeutet, dass die Leute hier mehr nomadisirend umherschweifen. Im Thale und auf den ersten Uferterrassen weideten überall zahlreiche Viehheerden.

Nach etwa 10 Werst passirten wir den Tajaktū, einen kleinen linken Nebenfluss des Urussul, dessen Ufer sehr sumpfig sind. Nach weiteren 10 Werst das Flüsschen Taldū, an dessen Ufer der Saisan-Kupa wohnt, bei dem wir auch unser Nachtlager aufschlugen.

(Den 26. Mai.) Nachmittags verliessen wir die Jurte des Saisan Kupa. Wir nahmen unseren Weg am Urussul aufwärts. Das Thal war hier noch stärker bevölkert als bis jetzt. Der Charakter der Uferberge veränderte sich nicht. Niedrige Berge, auf dem rechten Ufer stark bewaldet, auf dem linken Ufer kahl, begrenzen ein breites Wiesenthal, durch welches sich der Fluss in vielen Windungen, inmitten eines breiten, mit Tannen bewachsenen Waldstreifens, hinschlängelt. Die Hitze im Thal war unerträglich. Wir folgten dem Urussul bis zur Mündung des Kengi, der etwa 8 Werst vom Taldū entfernt in den Urussul fliesst, und gingen dann an den Ufern des Kengi noch etwa 2 Werst weiter aufwärts, bis zur Jurte des Saisan-Muklai.

(Den 27. Mai.) Heute kehrten wir zuerst zum Urussulthale zurück und ritten dann an diesem Flusse aufwärts. Nach etwa 5 Werst wird das Thal schmäler, der Charakter der Uferberge ändert sich aber in keiner Weise. Etwas höher als die Mündung des von rechts in den Urussul fliessenden Urmalyk durchritten wir den Urussul. Das jenseitige Ufer ist sumpfig und scheint schwächer bevölkert. Das Ufergebirge steigt auf dieser Seite des Flusses höher und höher auf und gipfelt zuletzt in der mit Schnee bedeckten Bergkuppel des Mangdai. Wir schlugen unser Lager am Ufer des Karassu, nicht weit von der Jurte des Saisan Tschappan, auf.

(Den 28. Mai.) Morgens 10 Uhr verliessen wir bei herrlichstem Wetter die Jurte des Saisan Tschappan und passirten ohne Unfall auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, den Urussul und Kengi. Nach Tische überzog sich der Himmel mit Wolken und es begann heftig zu regnen. In der Jurte des Saisan Kupa wechselten wir die Pferde und konnten erst gegen 6 Uhr Abends unsere Reise fortsetzen. Dieselbe ging nur sehr langsam von statten, da der Regen den Boden aufgeweicht hatte. In vollkommener Dunkelheit erreichten wir den Steinsumpf am Tajaktu, der natürlich unter jeder Bedingung passirt werden musste. Die Passage mit der Walakuscha meiner Frau war sehr gefährlich; fünf Mal wurde dieses Fuhrwerk umgeworfen. Bis auf die Haut durchnässt und todtmüde machten wir bei der Jurte

des Kalmücken Pabyl, jenseits des Tajaktu, Halt und blieben daselbst die Nacht.

(Den 28. Mai.) Den Korotty überritten und dem Urussul abwärts gefolgt. Zwei Flüsschen passirt, den Taldu und den Schaschakman. Am rechten Ufer ragt ein recht hoher Berg hoch über den sonst unbedeutenden Bergrücken empor; er wurde mir als Kara-kol-baschy (die Quelle des Karakol) bezeichnet. Am linken Ufer bildet das Thal zwei Uferterrassen, der Weg führt auf der oberen dieser Terrassen hin. Ueberall waren reiche Viehheerden im Thale und an den Bergwänden zu sehen und im Thale mehrere Plätze von bedeutendem Umfange mit Stangenzäunen umgeben und als Aecker bearbeitet. Gräben sind zu den Aeckern geführt, da selbige hier am linken Urussulufer im Sommer mehrmals künstlich bewässert werden müssen. (Mein Tagebuch vom 4. Juni 1870 bietet folgende Stelle über das Urussulthal südlich vom Korotty: Die Physiognomie des Thales hat sich vollkommen geändert: wo einst ein so reges Leben geherrscht, ist jetzt alles öde, ganz vereinzelt sieht man nur ein paar Rinder oder Pferde weiden. Der Altai ist nach der Aussage meines Führers schrecklich verarmt. Die Rinderpest soll im vorigen Jahre von der Tschuja aus eingeschleppt sein. Jene Wassergräben, welche früher die Aecker bewässerten, sind allenthalben ausgetrocknet. Alle Ackerplätze, die ich früher hier vorgefunden, liegen jetzt unbenützt und die Zäune sind als Brennholz verwendet worden. Die Altajer scheinen also in jeder Beziehung herunterzukommen.)

Um 2 Uhr erreichten wir die etwa 25 Werst vom Korotty entfernte Ueberfahrtsstelle über den Urussul. Am rechten Ufer breitet sich ein grosses Plateau aus, eine liebliche, hellgrüne, blumenbedeckte Wiesenfläche, von waldbedeckten Bergen eingerahmt; am vorderen Rande des Plateaus befindet sich die kleine Missionsansiedlung Angodai. Das Plateau liegt etwa 100—150 Fuss über dem Spiegel des Flusses; (nach Kalning's Höhenbestimmung ist das Angodai-Plateau 816,2 Meter hoch).

Ueber den Fluss wird man in einem ganz kleinen Nachen gesetzt, worin nur zwei Menschen Platz haben. Der Fährmann bewies grosse Geschicklichkeit, wie ein Pfeil schoss der kleine Kahn durch das reissende, Strudel bildende Wasser.

Die Mission am Angodai machte einen recht ärmlichen Eindruck; im Hintergrunde stand eine kleine, recht freundlich aus-

sehende Kirche, um die sich etwa 50 Hütten gruppiren. Es leben hier nur getaufte Altai-Kalmücken und Teleuten, die ersteren noch vielfach in Rindenjurten. Die besseren Häuser gehören den Kaufleuten. In einem dieser Häuser stiegen wir ab. (Aus meinem Tagebuche vom 6. Juni 1870: Die Mission am Angodai hat sich in ihrem Aeusseren wenig verändert, nur haben sich die Häuser der Kaufleute vermehrt, einige derselben sind jetzt ganz stattlichen russischen Bauernhäusern gleich. Es ist eine Schule gegründet worden. Die Kalmücken sind noch ebenso ärmlich. Es soll seit einem Jahre unter der Bevölkerung die Syphilis schrecklich herrschen.) In der Gegend der Mission liegen viele Aecker; diese müssen in trockenen Jahren drei Mal künstlich bewässert werden, in regnerischen Jahren nur ein Mal. Daher kann der Acker nur an einer solchen Stelle angelegt werden, wo man zu ihm Wassergräben (welche die Altajer Su-ak nennen) führen kann.

(Den 3. Juni.) Jenseits des Angodai geht der Weg durch eine wohl 5 bis 6 Werst lange Ebene, die überall mit wundervollem Grün bedeckt ist; stellenweise ist die Ebene ganz weiss gefärbt und zwar von den Blüthen der grossen Erdbeere (glubnika). Ueberhaupt soll die ganze Gegend hier an geniessbaren Beeren aller Art (Himbeeren, Brombeeren, Stachelbeeren, Schwarzbeeren, Blaubeeren (golubniza), Erdbeeren, rothen und schwarzen Johannisbeeren) reich sein.

Am Ende der Ebene tritt das rechte Ufergebirge in seinen Abhängen bis an den Fluss. Die Ausläufer dieser Berge werden hier immer steiler und der Weg steigt hier an deren Abhängen empor. Die Berge selbst sind dicht mit Lärchenwald bedeckt. Als wir einige Werst auf dem Kamme der Gebirgsvorlage zurückgelegt hatten, kamen wir zu dem Flüsschen Ölötü, welches auch von dem Karaköl-bashy herabfliesst. Die Passage des Ölötü war nicht leicht. Obgleich der Fluss nicht breit ist, so ist er doch von so starkem Gefälle, dass das Wasser in hohen Strudelwellen schäumend zwischen grossen Felsblöcken hindurchrauscht. Es war sehr beschwerlich, hier die Walakuscha hinüber zu bringen, sie musste an vier Stricken angebunden und von vier Reitern gehalten werden. An beiden Seiten des Ölötü fallen die Uferberge steil und in wildromantischen Bildungen zum Flusse herab. Der Weg windet sich zwischen Felsblöcken und dichtem Gebüsch

hin. Hier im schwärzesten Dickicht vernahmen wir plötzlich starke, eigenthümliche Laute, die sowohl Brüllen als Grunzen heissen konnten, rings um uns knisterten und krachten die Zweige und wir sahen nahezu von allen Seiten Thierköpfe aus dem Dickicht tauchen, vor deren Anblick wir erschreckt zurückfuhren. Die Köpfe hatten zwar Aehnlichkeit mit den Häuptern der Rinder, waren aber von einer langen, buschigen, schwarzen Mähne umgeben und etwa zwei Fuss lange, hochgestreckte Hörner ragten aus den Haarzotteln empor. Unser Führer trieb diese Unholde zur Seite. Es waren Sarlik (bos gruniens), die an der Tschuja schon vielfach gehalten werden.

Einige Werst jenseits des Ölötü kamen wir wieder zum Flussthal des Urussul, der hier schmal ist. Steile Felsen treten links bis dicht an den Fluss. Etwa 6 Werst schlängelt sich der Weg in dem schmalen Flussthale hin. Hier herrscht eine üppige Vegetation. Birken, Pappeln, Tannen und allerlei hohe Gesträuche, wie Faulbaum (prunus padus), wilder Flieder und gelbblühende Akazien und dazwischen niedrige Hagebuttensträuche, die mit rothen, wilden Rosen übersäet waren. Dazwischen hohe Steinblöcke, mit Moos bedeckt, und wildgezackte Felspartien. Ein prächtiger Anblick, an dem das Auge sich nicht satt sehen konnte. Dabei war die Luft von balsamischen Düften geschwängert. Für uns mit der Walakuscha war der Weg, der überall zerstreut liegenden Felsblöcke wegen, ein recht schwieriger. Jetzt wandten wir uns zu dem zuerst schmalen, dichtbewaldeten Thale des kleinen Ulgemen (wie ihn die Russen nennen, die Altajer nennen den Fluss Kütschü Ülögön, den kleinen Ülögön). Die beiden Ülgemen entspringen ebenfalls auf dem Karaköl-bashy. Die Ufer des Ülgemen sind Anfangs flach und mit dichtem Gestrüpp bewachsen, dann wird der rechte Uferabhang steiler und der Weg sehr abschüssig; nachdem wir einige Werst aufwärts den Fluss durchritten, ward das Thal am linken Ufer breiter. Hier ist ein grüner Wiesenteppich, durch den sich der mit einem dichten Waldstreifen eingefasste Fluss dahinzieht. Der Wald am Flusse besteht hauptsächlich aus Lärchenbäumen, deren Holz gerade in dieser Gegend wegen seiner Härte berühmt sein soll. Die hiesige Gegend ist wenig bevölkert, wir stiessen nur auf eine Saïmka, die dem Kaufmann Chabaroff gehörte. In der Gegend der Saïmka waren einzelne Aecker.

Im Gebiete des Ulgemen sollen viele Familien des Altajerstammes Sojong leben, die eine etwas vom Dialecte der anderen Altajer abweichende Sprache reden. Die Flussnamen sind hier vielfach sojonisch, z. B. Kidis Basar (Kïs [Alt] Filzdecke = Kidis [Soj]).

Einige Werst jenseits der Saïmka Chabaroff's (die nach Kalning's Messung 946,5 Meter hoch liegt) hatten wir eine sehr unwegsame Bergkette, den Tschikä Taman, zu passiren, der zwischen dem kleinen Ulgemen und dem grossen Ulgemen (Jān Ülögön) sich hinzieht. Der Weg steigt hier so steil am Berge empor, dass vor die Walakuscha vier Pferde gespannt werden mussten. Wir erklommen mit Mühe die Hälfte des Bergrückens. Der Weg wurde hier immer steiler und ich hielt es daher für rathsamer, mit meiner Frau den Berg zu Fusse zu ersteigen. Selbst dem Fussgänger bot der Berg viele Schwierigkeiten. Bald mussten wir an steilen Felsen emporklettern, bald uns durch dichtes Gestrüpp hindurchzwängen. Auf der Höhe des Bergrückens ist ein ziemlich breites Plateau mit einer sehr üppigen Vegetation. Ein dichter, mit Blumen bedeckter Grasteppich und recht reiche Bewaldung. Die Ostseite des Tschikä Taman ist ebenfalls sehr steil, aber kahl und meist mit Geröll bedeckt, so dass das Herabsteigen fast noch schwieriger war als das Emporsteigen. Ehe wir den Fuss des Berges erreichten, überraschte uns die hier sehr schnell eintretende Dunkelheit, so dass wir die Höhen fast auf allen Vieren hinabkriechen mussten. Im Thale des grossen Ulgemen trafen wir auf viele Jurten und übernachteten daselbst. (Nach Kalning's Messung ist die Höhe des Tschikä Taman [Ulgemenski Perewal] 1334 Meter hoch.)

(Den 4. Juni.) Wir folgten am nächsten Tage dem linken Ufer des Ulgemen abwärts, der Weg läuft an einem ziemlich steilen Abhange einer wellenförmig sich hinziehenden Bergkette, die ihre Ausläufer bis an's Ufer des Flusses sendet, entlang; die Abhänge selbst sind wie die ganze Gegend überhaupt kahl und nur zu beiden Seiten des Weges stehen oft blühende Sträucher. Nach einigen Werst durchritten wir den Ulgemen selbst. Der Weg am rechten Ufer dieses Flusses ist viel anmuthiger als am linken, einige Werst weit durchzieht er eine freundliche, mit hellgrünem Grase bedeckte Niederung, die mit vielen blühenden Sträuchern

besetzt ist; bald wurde die Waldung dichter und wir geriethen in einen Sumpf, in dem wir vergeblich nach einem Wege suchten. Darauf stiegen wir am Uferberge empor und folgten dem kleinen Flüsschen Karasu, das hier fast parallel mit dem Ulgemen fliesst. Da es hier sehr sumpfig ist, ritten wir in dem festen Bette des Flusses. Beide Ufer des Ulgemen nehmen hier einen gleichen Charakter an, überall dicht am Ufer des Flusses aufsteigende kahle, mit Geröll bedeckte Hügelwellen. Als wir am letzten Bergabhange herabgeritten waren, breitete sich vor unseren Blicken eine weite Thalebene aus; dies war das Flussthal der Katunja. Das Thal ist von gewaltigen Bergen eingeschlossen. Die Gipfel dieser Bergriesen ragen weit in die Wolken hinein und sind nur undeutlich zu erkennen. So weit das Auge reicht, erscheinen die nächsten Berge kahl (nur in den Schluchten der tiefen Thalrinnen zeigt sich spärliche Bewaldung) und steigen in terrassenförmigen Absätzen bis zu den höchsten Gipfeln empor. Das Thal der Katunja, das wir hier durchritten, bildet die zweite Terrasse der Uferberge; es soll stellenweise fruchtbar und gut bebaut sein. Nachdem wir einige Werst in der steinigen Ebene geritten waren, liess sich in einiger Entfernung eine breite Furche erkennen. Erst als wir nahe an diese herangeritten waren, zeigte sich, dass hier das eigentliche Flussthal liegt. Der 3—400 Fuss breite Strom fliesst nämlich etwa 100 Fuss tiefer als das Terrassenplateau. Die Uferabhänge zum Niveau des Flusses sind steil, mit riesigen Felsblöcken besäet und fallen fast bis zum Ufer des Flusses ab. An diesem entlang und theils an den Uferwänden wachsen zahlreiche Pappeln von bedeutender Höhe. Der mächtige Strom, der hier mit rasender Schnelle vorbeibraust, bietet einen prachtvollen Anblick dar. Nur selten ist die Oberfläche glatt, an vielen Stellen lagern riesige Felsblöcke im Flussbette, gegen welche die Wassermasse anprallt, worauf sie hoch in die Höhe geschleudert wird und in schaumbedeckten Strudeln sich ausgleicht.

Wir passirten hier den Fluss auf einem kleinen Kahne, der aus einem 10 Fuss langen und etwa 3 Fuss breiten ausgehöhlten Baumstamme bestand. Der Fährmann entwickelte eine ausserordentliche Geschicklichkeit, er fuhr zuerst etwa 150 Schritte weit aufwärts am linken Ufer, dann stach er mit der Spitze des Kahnes direct in einen mit weissem Schaum bedeckten Wasserstrudel, der das kleine Fahrzeug erfasste und pfeilgeschwind vor-

wärts trieb. Ein mächtiges Brausen und Zischen umtönte uns und betäubte unsere Sinne, wir sahen rings um uns weissen Schaum; da hielt schon der Kahn am anderen Ufer in einer sicheren ruhigen Bucht. Wie wir über den Fluss gekommen sind, vermögen wir selbst nicht zu sagen.

Da jedesmal nur 3—4 Packsäcke über den Fluss gebracht werden konnten, so konnte ich die Geschicklichkeit des Fährmannes noch öfter bewundern, er landete jedes Mal genau an derselben Stelle. Die Pferde mussten durch den Fluss schwimmen; das gab eine recht wilde Scene. Alle uns begleitenden Altajer näherten sich den in einem Rudel stehenden Pferden, sie in eine lange Linie einschliessend, und gingen wie die Treiber auf der Jagd lärmend und schreiend auf die Pferde los. Diese traten wohl in das seichte Wasser, aber kein Schreien vermochte sie von der Stelle zu bewegen; deshalb wurde vom Uferrande aus ein Steinhagel gegen die armen Thiere eröffnet, die Steine wurden aber so geschickt geworfen, dass sie in der Nähe derselben in's Wasser fielen. Jetzt erst begannen einzelne Pferde vorzuschreiten, und in wenigen Sekunden hatte der Strudel alle erfasst; da aber einzelne wiederholt an's linke Ufer zurückkehrten, so musste das Treiben noch einige Male wiederholt werden.

Am rechten Ufer wachsen weniger Bäume als am linken. Wir schlugen unser Zelt in einer Schlucht der zweiten Terrassenebene des rechten Ufers auf. Die Fährstelle der Katunja wird Kör-kötschü (Brückenfurt) genannt. (Sie ist nach Kalning's Höhenbestimmung 691,2 Meter hoch). [Als ich im Jahre 1870 den Fluss passirte, war hier ein viel grösseres Boot vorhanden, so dass die Überfahrt weniger gefährlich erschien. — Aus meinem Tagebuche vom 6. Juni 1870: Der Name Kör-kötschü (Brückenfurt) kommt daher, dass sich nicht weit von der Ueberfahrtsstelle im Wasser am Ufer zwei riesige Felsblöcke befinden. Der Felsblock am linken Ufer liegt mit der oberen Fläche etwas schräg, der am rechten Ufer ist ganz horizontal. In der Mitte der Oberfläche jedes dieser Steine befindet sich ein künstlich gebohrtes Loch von etwa 3 Werschock im Durchmesser und von $^1/_8$ Arschine Tiefe. Nun geht die Sage, Amyrsana wäre hier über den Fluss gegangen und hätte über diese beiden Felsblöcke eine Brücke aus Stricken ausspannen lassen. Dies ist natürlich nur eine Sage; meiner Ansicht nach ist hier jedoch thatsächlich in früherer Zeit eine Seilfähre gewesen. — Die Vieh-

seuche hat hierorts im Vorjahre furchtbar gehaust und die letzten Überreste des Viehes der Altajer hingerafft. Der Fährmann erzählte mir, Kaufleute hätten ihn gezwungen, krankes Vieh über den Fluss zu führen und sich nicht um seinen Widerspruch gekümmert, obgleich er von dem Saisan den Befehl erhalten hätte, kein krankes Vieh über den Fluss zu lassen. Der Kaufmann O. habe zuerst krankes Vieh gekauft, die Felle des auf dem Wege hinsterbenden Viehes dann von seinen Leuten abziehen lassen und dadurch die Krankheit nach dem Altai verschleppt. Seinem Beispiele wäre der reiche Kaufmann G. gefolgt. Auf dem Saldshar wären einige hundert Stück Vieh gefallen und ein schrecklicher Gestank hätte die Luft verpestet.]

(Den 5. Juni.) Der Weg geht am rechten Ufer der Katunja an den in Terrassenstufen sich erhebenden Uferbergen entlang; auf den Terrassenflächen erscheinen schöne grüne Wiesen und Ackerflächen, an den Teichen dichtes Gestrüpp; überall zahlreiche Viehheerden. Die erste Thalterrasse ist hier am rechten Ufer wohl 300 bis 400 Schritte breit. Die Uferberge thürmen sich zu beiden Seiten des Flusses immer höher auf; sie sind überall kahl, nur am rechten Ufer wird der nackte Stein von grünen Wiesenstrichen unterbrochen, während am linken Ufer überall nur kahle Steine, Geröll und höchstens vereinzelte Gestrüpphaufen zu sehen sind. Nach einigen Werst tritt der rechte Uferberg bis dicht an den Fluss, so dass wir am steinigen Abhange des Flusses entlang klettern mussten. Die Walakuscha meiner Frau musste hier herübergetragen werden und wir passirten die gefährliche Stelle (Katyn-ssuǔnung Pōmy genannt) zu Fusse. Jetzt wendet sich der Weg vom Flusse ab und folgt dem Flüsschen Saldshar, das hier in die Katunja fällt. Zuerst fliesst dieser Fluss in einer Felsenrinne, in welcher zwischen mächtigen Felsblöcken nur spärliches Gestrüpp wächst. Weiterhin bildet der Fluss eine waldige Thalschlucht, in der wir emporritten. Der Fluss ist jetzt nicht mehr zu sehen, er fliesst einige Faden unter dem Boden. Im Thale des Saldshar übernachtet.

(Den 6. Juni.) Das Saldsharthal bildet eine wildromantische Gebirgsschlucht, die Uferberge fallen meist in glatten, abschüssigen Flächen bis zum Flusse herab, die zum grössten Theile mit

Lärchenbäumen und Pichten bewachsen sind. Der Boden ist weich und mit einem hohen, dichten Grasteppich bedeckt; viele Stellen sumpfig. An mehreren Orten trafen wir bedeutende Bergstürze, wo Tausende von Baumstämmen, in wilder Unordnung durcheinander geworfen, die Bergwand bedeckten. Wir fanden hier an mehreren Stellen Jurten. Man zeigte mir hier ein Kraut, „Koron ölöng" (Giftkraut, die Blätter sind denen des Eisenhutes ähnlich, es soll blaue Blüthen tragen), welches für die Pferde sehr gefährlich sein soll. Nicht weit von der Höhe des Berges Saldshar bashy (Saldshar-Quelle) theilt sich der Weg, der eine geht direkt über den Berggipfel zum In und dann zur Katunja, der andere nach Osten auf der Höhe des Saldshargebirges entlang, zur Quelle des Aigulak. Wir folgten dem ersteren Wege. Die Waldung reichte fast bis zur Höhe des Bergrückens, der zuletzt so steil wurde, dass wir unsere 16 Pferde vor die Walakuscha spannen mussten, um sie die letzte Stelle emporzuziehen. Der Kamm des Gebirges selbst ist an dieser Stelle waldfrei, und es bietet sich von hier dem Auge eine prächtige Uebersicht über einen grossen Theil des Altaigebirges. Im Vordergrunde dunkler Wald, nach Süden sich immer höher aufthürmende Bergmassen, die endlich in den Schneeriesen der Katunja-Alpen und des Argyt-Gebirges ihren Abschluss finden. Nach Westen erheben sich das Korgongebirge und die Talitzkischen Alpen. Jenseits des Saldshar fällt der Weg auch sehr steil ab. Wir ritten an dem Flüsschen Kara-ssa abwärts, wo wir auf einige Jurten stiessen. Ein ziemlich dichter Wald bedeckt auch hier die Bergwellen. Lärchenbäume, Tannen, Pichten und vereinzelt auch Cedern, weiter unten in der Thalrinne auch Weidengestrüpp und Pappeln. Obgleich hier überall die üppigste Vegetation herrscht, war doch alles öde und nirgends eine Jurte zu sehen. In der Entfernung zeigen sich nach Süden sehr spitzgezackte Berge, welche zwischen dem Flusse In und der Tschuja liegen sollen. Zuletzt erreichten wir das saftgrüne Thal des In, in welchem wir jetzt wiederum zur Katunja herabstiegen. Das Thal des In war ziemlich breit und der Fluss schlängelt sich durch prachtvolle Wiesenflächen, in denen sich wieder Jurten von Altajern zeigen. Im Thale nur wenig Gestrüpp und Buschwerk. An einigen Stellen sind eingezäunte Ackerflächen und künstliche Bewässerungsgruben. Nach der Mündung zu werden die Ufer des In steil; Sandstein mit ganz merkwürdigen Säulenbildungen am rechten Ufer. Der Pfad führt am

steilen, linken Ufer entlang und steigt zu der zweiten Terrasse des Katunjathales, das sich hier wieder unserem Auge öffnet. Von hier lenkt er einige Werst auf der Uferterrasse nach Süden, bis die Felsen des rechten Katunja-Ufers wieder dicht an den Fluss treten. Hier stiegen wir wieder zum Flussbette der Katunja hinab und zwar zwischen steinigen Felsblöcken. Dies ist der sogenannte Bitschiktū Kaja Pōm (der Pōm des Schriftfelsens). Hier fällt der Bitschiktū Kaja genannte Fels wohl mehrere hundert Fuss senkrecht zum Katunja-Ufer herab, ja an dem unteren Theile tritt die Felswand mehrere Fuss zurück, so dass man unter den überhängenden Felsen vor allem Unwetter geschützt ist. Der Uferrand ist hier mit grossen Felsblöcken bedeckt und nur wenige Faden breit. Seinen Namen hat der Bitschiktū Kaja daher, dass sich an seinem unteren Thale mongolische und chinesische Inschriften befinden, die aber jetzt kaum zu entziffern sind, da der unterste Theil des Felsens von Rauch geschwärzt ist. Da der Weg hier sehr schmal ist und sich zwischen grossen Felsblöcken hinschlängelt, so passirten wir den Pōm zu Fusse; es begann schon zu dunkeln und unsere Führer verloren den Weg. Um diesen wieder aufzufinden, kletterten wir in stockfinsterer Nacht über Höhen und durch Abgründe und erreichten erst spät (gegen 2 Uhr) Jurten an der Tschuja. Die hiesigen Einwohner sind noch Altajer, die Dwojedaner sollen erst weiter aufwärts an der Tschuja und an der Aigulakmündung anzutreffen sein.

(Den 8. Juni.) An diesem Tage machte ich einen Ritt zum Bitschiktū Kaja. Jetzt sah ich mit Grausen die Schluchten, die wir in finsterer Nacht passirt hatten.

[Ich ergänze die Beschreibung der Gegend zwischen dem Bitschiktū Kaja und der Tschujamündung aus meinem Tagebuche vom Jahre 1870. Den 8. Juni: Am Morgen früh verliessen wir den Bitschiktū Kaja; sobald wir die obere Uferterrasse erreicht hatten, öffnete sich eine weite Aussicht. Südöstlich erblickt man das Argytgebirge und nach Süden riesige Bergmassen, die südlich von der Tschuja liegen. Die Mündung der Tschuja ist von hier nur $1^1/_2$ Werst entfernt und sind hier am Tschuja-Ufer ebensolche Terrassen wie an der Katunja. Der Weg geht zuerst über bedeutende Bergwellen und ist wegen der glatten, schlüpfrigen Steinflächen sehr unangenehm zu passiren. Etwa nach 2 Werst er-

reicht man die Tschuja. Am ganzen unteren Laufe dieses Flusses sind die linken Uferberge mehr bewaldet, die rechten hingegen meist kahl. Die Berge treten hier in zackigen Bergriegeln oft bis an den Fluss, und zwischen jenen und dem Flusse selbst ist das Ufer meist mit einem grünen Grasteppich bedeckt. An den Ufern oft zwei bis drei Terrassenflächen. Der Fluss ist sehr reissend und aus seinem Bette ragen mächtige Felsblöcke hervor, neben denen das Wasser schäumend dahinbraust. Das Wasser der Katunja und der Tschuja hat eine weisse, milchige Farbe. Aule von Altajern giebt es hier an fünf oder sechs Stellen und bei diesen sind überall kleine Heerden. Am jenseitigen Ufer waren zahlreiche Viehheerden zu sehen; dort hat im vorigen Jahre die Rinderpest nicht gewüthet, da das Land daselbst gegen den Handelsweg nördlich von der Tschuja vollkommen abgesperrt ist. — Ich will hier noch die Höhenmessungen Kalning's nachtragen. Die Höhe des In-Ufers bestimmt er auf 882,1 Meter und die der Tschuja-Mündung auf 870,2 Meter.]

(Den 9. Juni.) Wir setzen unsere Reise am rechten Tschuja-Ufer fort, welches nur kahle Felsmassen bietet. Der Weg schlängelt sich hier in vielen Windungen durch die Felsen hin. Bald steigt er steil an ihnen empor, bald führt er an dem äussersten Rande der Felsen dicht am Wasser entlang. Die Passage war mehrmals so schwierig, dass den Pferden die Packsäcke abgenommen wurden und zu Fusse von den Führern über die Abhänge getragen werden mussten. Bei der Mündung des Flüsschens Jodro trafen wir auf die ersten Jurten von Dwojedanern (Tschuja-leuten), die sich in keiner Weise von den Altajern unterscheiden. An einem kleinen Nebenflusse der Tschuja, dem Sadakmynar, schlugen wir, da es schon spät geworden, unser Nachtlager auf. Wir hatten den ganzen Tag über viel vom Regen zu leiden gehabt.

[Mein Tagebuch vom Jahre 1870 giebt eine genaue Beschreibung des Tschuja-Ufers: Der erste Pōm, den wir an der Tschuja passirten, ist der Kysyl Otyrū (rother Bergvorsprung), er liegt dicht über dem Wasser und war früher sehr schwer zu passiren, jetzt ist er ausgebessert worden und bereitet der Passage mit Packpferden weiter keine grosse Schwierigkeit. Einige Werst weiter aufwärts passirten wir den zweiten Pōm, den die

Kalmücken Kalbak-tasch (den flachen Stein) nennen, so genannt, weil man dort einen grossen, flachen Felsen zu überschreiten hat. Der Pōm liegt nicht sehr hoch. Hier steigen die Uferberge zu einer bedeutenden Höhe empor; höchster Punkt der Adar Kaja. Der dritte Pōm heisst Ak-taschar-Pōm und ist sehr schwierig zu überreiten, da hier wirkliche Verbesserungen bedeutende Summen kosten würden. Kalning hat die Höhe dieses Pōms gemessen und auf 988,1 Meter bestimmt. Jenseits dieses Abgrundes fliesst der Jodro, wo ein Hürdenzaun angebracht ist. Auf jenseitigem Flussufer in einer Ebene liegt ein Aul. Wenige und unbedeutende Aecker und Wassergräben. In der Ebene könnten viel bedeutendere Aecker angelegt werden. Jenseits des Jodro passirten wir nach einigen Werst den vierten Pōm, den sogenannten Jan Sägirtpäk (den grossen Sprung), er ist sehr schwer zu passiren, wenn er auch nur niedrig ist. Dann gingen wir über den Kütschü Sägirtpäk (den kleinen Sprung), den fünften Pōm; er ist zwar höher als der vorige, aber viel leichter zu überreiten. Hierauf erreichten wir den Fluss Sadak-mynar. Dicht bei diesem befindet sich dann der sechste Tschuja-Pōm. Er wird von den Altajern Sadak-mynardyng Ak-pōmy (der weisse Pōm des Sadak-mynar) genannt. Der Name ist sehr erklärlich, da der Felsen am westlichen Theile des Abgrundes schneeweiss ist. Vor den Abhängen selbst liegt ein kleiner, mit Tannen bewachsener Vorberg. Der Aufritt zum Pōm ist äusserst steil. Der Weg führt hier wohl eine Werst an einer schrägen, ganz glatten Wand entlang, so dass die Passage selbst für Fussgänger nicht ohne Gefahr ist. Die Pferde klettern bewunderungswürdig an der glatten Wand entlang. Kalning machte mich darauf aufmerksam, dass die Pferde hier nicht mit den Hufen auftreten, sondern mit den Strahlen. Er meinte, es würde gefährlich sein, hier mit beschlagenen Pferden zu passiren. Unterhalb des Pōms liegt eine senkrechte Felswand. Hier stiegen selbst alle Kalmücken vom Pferde, nur mein Begleiter, der Schibä Bitä, wollte sich gross thun und ritt über die gefährlichsten Stellen. Es scheint mir fast unmöglich, hier einen Weg für Wagen herzustellen. Der Pōm ist nur dadurch zu vermeiden, dass man eine Brücke über den Strom schlägt und die gefährliche Stelle am linken Ufer passirt. Jenseits des Sadak-mynar durchritten wir das Felsenthor des Üttü Kaja, welches durch das Herabrücken eines mächtigen Felsblockes entstanden ist.

Bei hohem Wasserstande muss man durch den Üttü Kaja hindurchreiten, bei niedrigem Wasserstande geht der Weg am Rande des Wassers entlang. Nach etwa $1^1/_2$ Werst erreicht man endlich den siebenten Pōm, den Akta-Kyrylgan, so genannt, weil dort einst viele Pferde gestorben sind. Der eigentliche Pōm ist nicht lang, aber an mehreren Stellen sehr steil und felsig, so dass selbst die Kalmücken an zwei Stellen vom Pferde stiegen. Bei dem Bache Tyttū-oi (die mit Lärchenbäumen bewachsene Niederung) ist der Uferberg sehr steil. Der jenseitige Thaleinschnitt ohne Fluss heisst Sörölü-oi. Hierauf folgt eine Ebene, die von einem kleinen Flusse, Jangys Kaing (die einzelne Birke), durchflossen wird. Weiter flussabwärts ist der Sturzbach Tschyrlak, er fällt in einer schmalen Schlucht an einem fast senkrechten Felsen wenigstens 10 Faden herab. Etwa 50 Faden von dem Sturze entfernt, theilt sich der Bach in zwei Arme, von denen jeder für sich in die Tschuja mündet. Die Ufer dieser Bäche sind dicht mit Birken bewachsen. Im Thale sehr üppiger, hoher Graswuchs, viele Bäume; aus dem dichten Grün des Thales ragen steile, scharf gezackte, röthliche Felsen empor — ein wildromantisches Bild. Bald darauf passirten wir den achten und letzten Pōm, der nach dem jenseits liegenden Flusse, Aigulaktyng-ak-Pōmy (der weisse Pōm des Aigulak), genannt wird. Hier ist kein steiler Felsen. Der schmale Pfad geht wenigstens 30 Faden steil in die Höhe. Seinen Namen hat der Pōm von dem weissen Gestein, das häufig hervortritt. Hier ist wieder ein Hürdenzaun. Von der Höhe führt der Weg zwischen dichtem Gestrüpp bis zu der Mündung des Aigulak herab.

Jenseits des nicht sehr bedeutenden Flusses Aigulak, wo der vom Aigulak herabsteigende zweite Handelspfad sich mit dem Tschuja-Wege vereinigt, führt der Weg theils in der Niederung, theils auf hohen Uferterrassen zwischen riesigen Felsblöcken dahin. Der sehr reissende und ziemlich breite Fluss Jarbalyk (der nach Kalning's Messung 1119,8 Meter hoch liegt) wurde dicht bei der Mündung durchritten. Früher führte über diesen Fluss eine Holzbrücke, dieselbe ist aber jetzt durch die Frühlingswässer sehr beschädigt worden. Die Furt ist gefährlich, da das Wasser hier ein starkes Gefälle hat und leicht die Pferde mit sich fortreisst. Dies hatte auch die Kaufleute veranlasst, vor einigen Jahren hier eine Art Brücke anzulegen, da ihre Waaren oft verdorben wurden. An einer anderen Stelle

als dicht bei der Mündung, kann man den Fluss nicht durchreiten. Mittagrast machten wir bei dem Flusse Baka (Frosch). Dieser Fluss bildet weiter aufwärts auch eine Art Wasserfall, nur fällt das Wasser hier in einem Winkel von 70—80 Grad herab. Die Flussufer sind dicht bewaldet und sehen sehr wild aus. Der Baka fliesst schäumend und mit heftigem Getöse über mächtige Felsblöcke dahin. Nicht weit von ihm entfernt liegt ein Aul der Dwojedaner. Von hier aus wendet sich der Weg abermals zur Tschuja herab und führt nun durch das hier ziemlich dicht bewaldete Uferthal. Hier durchritten wir den kleinen Fluss Belgibasch. Jetzt liegt vor uns ein kleiner, spitzer Bergkegel, der hier Etschki Turū (Ziegenaufenthalt) genannt wird. Die Tschuja fliesst südlich von diesem Bergkegel, während nördlich eine höhere Bergterrasse sich erhebt. Unser Weg verlässt jetzt das Thal der Tschuja und steigt nördlich vom Etschi Turū in die Höhe. Man sieht bald in der Tiefe nach Südosten das Tschuja-Thal sich hinziehen und jenseits desselben den mächtigen Bergriesen Mangasch mit seinen schneebedeckten Kuppen sich erheben. Nachdem wir den kleinen Fluss Sardyma durchritten, gelangten wir zum Flusse Tschibit, dessen dichtbewaldetem Thale wir folgten. Am Tschibit schlugen wir unser Nachtquartier auf.

Am folgenden Tage durchritten wir den Tschibit. Jenseits des dichten Waldstriches breitet sich eine weite Ebene aus, die früher sehr dicht bevölkert war, jetzt aber vollkommen öde ist. Jenseits dieser Ebene fliesst der Fluss Mön, in welchen der Tschibit sich ergiesst (die Mündung des Tschibit ist nach Kalning's Messung 1343,0 Meter hoch). Die Ebene dehnt sich hier weiter nach Osten aus. Wir folgten der Ebene in dieser Richtung. Am Ende der Ebene wendet sich der Mön etwas nach Norden, dort ist ein dichter Lärchenwald. Im Walde steigt der Weg hier am Berge in die Höhe zu den Quellen des Mön (die Höhe dieser Stelle ist von Kalning auf 1465 Meter bestimmt). Hier ist zwischen der Waldung fast überall Steinsumpf und es fliesst hier an einzelnen Stellen der Bach mit seinem klaren Wasser hindurch. Von hier aus sind im Süden wiederum die mächtigen Schneegipfel des Mangasch zu sehen. Ein hoher Berg, der nördlich von dem Steinsumpfe Tschibä Ketschü liegt, wird mir als Kotschkorok genannt. Dort sollen sehr viele Steinböcke (Kotschkor) leben. Jenseits des Tschibä Ketschü ist der Berg-

pass zu passiren, den man mir Belkenekting Pogotschosy nannte. (Die Höhe dieses Bergüberganges ist nach Kalning auf 1482 Meter bestimmt.) Am Bache Kelindü stiegen wir wieder herab zur Tschuja. Vor uns liegt eine kleine Ebene, im Süden aber breiten sich mächtige Schneeketten aus. Ein kleiner Berg am rechten Ufer der Tschuja ward umritten. Hier ist ein schmaler Durchgang zwischen zwei Reihen von Steinen, die die Schilä-Festung genannt werden. Der hiesigen Sage nach hätten die Altajer sich erst den Chinesen unterworfen, dann wären sie vor diesen entflohen und die Chinesen hätten sie bis zum Bitschiktü Kaja verfolgt und dort die Inschriften zurückgelassen. Hier bei der Festung aber habe ein Kampf zwischen den Altajern und den Chinesen stattgefunden. Die Steine zu den Mauern sind hier offenbar von einem grossen Kurgane genommen, der in der Mitte der Festung liegt. Dicht am Tschuja-Ufer liegt hier ein kleiner, spitzer Fels, welcher Boschtu genannt wird.

Beim Flüsschen Kölöngdö verliessen wir von Neuem das Tschujathal nach Nordosten. Unwegsame Bergpartien, Lärchenwald. Ein ziemlich hoher Bergübergang, den man mir als Ortschonoidyng Bogatschy bezeichnet. Aufritt sehr steil. Auf der Höhe einige kahle Bergwellen. Die ganze Kette der Schneegebirge breitet sich nach Süden hin aus; weite Aussicht auf die Kurai-Steppe. In der Ferne sind die Tschuja und einige ihrer Nebenflüsse an den ihre Ufer begleitenden Waldstreifen zu erkennen. Die Steppe und die angrenzenden Gebirge sind kahl und nur sehr spärlich mit Gras bewachsen. Wir passirten die Flüsse Tadjulū, Togolok-törgün, den Adyr-törgün (liegt nach Kalning's Messung 1597 Meter hoch) mit einem breiten Steinbette, in dem nur einige schmale Wasserrinnen fliessen; dann den Tschibitü-törgün. Die beiden letzten Flüsschen vereinigen sich und fliessen dann in den Kurai-Fluss. Wir übernachteten am Flusse Kurai. Von den nach Süden liegenden Schneebergen wird mir der höchste als Tötö und zwei andere sehr hohe Spitzen als Ak Turū und Joschtū bezeichnet. Die von den beiden letzteren herabfliessenden Flüsse mit gleichen Namen vereinigen sich und fliessen zusammen in die Tschuja. Hier vereinigt sich mit dem Wege nördlich von der Tschuja der südliche Weg, der, nachdem er die Tschuja passirt hat, westlich an den Schneebergen vorbeigeht und von dort am Südufer der Katunja bis zur Uimon-Steppe führt.

Am andern Morgen verliessen wir die Kurai-Steppe. Dieselbe ist etwa 10—15 Werst lang und 5—6 Werst breit. Das nördlich gelegene Kurai-Gebirge ist ebenfalls auf seinen Gipfeln mit Schnee bedeckt. An der Tschuja mehrere Aule in Sicht. Die Steppe ist überall kahl, nur an den Flussufern starker Baumwuchs, Pichten und Lärchenbäume. Die graugelbe Steppe mit den dunklen Flecken und Streifen der Waldungen macht von der Höhe einen ganz eigenthümlichen Eindruck. In der Ebene wurde noch der Fluss Kysyldasch durchritten. Die Ebene wird nach Osten hin immer schmäler und mündet zuletzt in das schmale Tschuja-Thal, das von nicht sehr hoch erscheinenden Uferbergen, die aber fast alle auf den Gipfeln Schneefelder zeigen, eingeschlossen ist. Nachdem wir uns auf einige Terrassenstufen erhoben hatten, durchritten wir den Tyttū Käm, den Schirätasch und passirten den nicht schwierigen Abūm-Pōm, wo der grosse Felsblock über dem Grabe der Prinzessin liegt, wie die kalmückische Sage berichtet. Man erzählte mir, der Kaufmann Paul Chawroff habe unter dem Steine Nachgrabungen angestellt; von dieser Nachgrabung rührt auch der Lärchenbaum her, der zerbrochen unter dem Steine liegt. Wir stiegen höher in's Gebirge, indem wir abermals das Tschuja-Ufer verlassen. Beim Flusse Kujak-tanar (nach Kalning's Messung 1852 Meter hoch) erreichten wir einige grössere Schneefelder, aus denen ein Bach mit klarem, schwärzlichem Wasser herabfliesst. Der Weg führt an einem hohen Berge entlang. Wir überritten zwei Flüsse, Möschtü-joryk und den Fluss Balkasch. Die Berge werden jetzt allmählich niedriger. In einiger Entfernung sieht man ein Thal sich erweitern. Gegenüber des Tschagan Bältiri (Mündung des Tschagan) hielten wir Mittagsruhe. Wir waren soeben durch einen dichten Wald von Lärchenbäumen und Fichten geritten und lagerten hier auf einer recht bedeutenden Wiese. Nachdem wir abermals eine Strecke geritten, öffnete sich das Thal der Tschuja, zu dem wir an kahlen Bergabhängen hinabstiegen. Die Tschuja fliesst hier viel ruhiger und zertheilt sich in viele Arme. Der Weg führt am Rande der Bergwellen hin. Zuerst viele Lehmwände, die, wie ich früher zu meinem Leidwesen erfahren habe, bei schlechtem Wetter fast nur mit Lebensgefahr zu passiren sind. Die Tschuja-Steppe breitet sich jetzt allmählich aus; Berge ringsum kahl und graugrün gefärbt, auf den Bergkuppen viel Schnee, besonders auf den südlichen Bergen. Nachdem wir die

Balkaschtū-jar (Lehmwand) überritten, passirten wir im Anfange der Steppe das Flüsschen Etschki Bashy, darauf den Bach Üittü Täräk. An den Ufern der Tschuja viele kleine Seen und Wassertümpel. Schilfgras, überall Schwärme von wilden Enten, Gänsen und Kranichen. Hier umschwirrten uns leider auch zahllose Mückenschwärme, die Plage der oberen Tschuja, von der man im mittleren Altai vollkommen verschont wird. Abends spät überritten wir nicht weit von den Lawki die Tschuja, die hier ruhig und sehr tief ist. Rund um die Lawki, die sich seit den letzten zehn Jahren wenig verändert haben, dichter Lärchenwald.]

Ich fahre aus meinem Tagebuche vom Jahre 1860 fort.

(Den 13. Juni.) Heute ruhten wir am Kosho-Agatsch aus. Das Wetter war unfreundlich und die Luft nasskalt. Die ganze Gegend um die Magazine der Kaufleute ist sumpfig und mit ziemlich dichtem Lärchenwalde besetzt, in dem die einzelnen Häuser der Kaufleute zerstreut liegen. Eine furchtbare Landplage sind hier die Mücken, die Einem selbst am Tage keine Ruhe gönnen.

(Den 14. Juni.) Wir gingen von hier am Flusse selbst nach Osten und setzten in einem kleinen Boote über einen Arm der Tschuja, während unsere Pferde einen kleinen Umweg machten. Am jenseitigen Ufer wird das Land baumlos und eben. Der Boden ist mit kleinen Steinen besäet und nur ganz spärlich mit Gras bewachsen. Nach etwa 8 Werst erreichten wir den Tsagan Burgasun (weisses Weidengebüsch), der von Süden nach Norden die Steppe durchschneidet. Der Fluss hat diesen Namen von seinen dicht mit Weiden bewachsenen Ufern. Der Boden ist hier überall mit Schlamm bedeckt und die Büsche so voll Insekten (Mücken und grossen Stechfliegen), dass Menschen und Pferde beim Durchreiten wie mit einem Ueberzuge von Insekten bedeckt sind. Wir athmeten erst frei auf, als wir die fast eine halbe Werst breite Weidenstrasse durchritten hatten. Jetzt wandten wir uns nach Osten und erreichten etwa nach 30 Werst die Jurten des Mangdai Saisan. Am Vormittage war das Wetter sehr schön gewesen, gegen Mittag wurde es aber windig und kalt, ja es trat sogar ein ziemlich starker Schneefall ein, so dass der Boden

mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt wurde. Jedoch legte sich der Wind bald, der Himmel wurde wolkenlos und die durchbrechende Sonne hatte nach kurzer Zeit allen Schnee vernichtet.

(Den 20. bis 27. Juni.) Die Tschuja-Steppe (das Plateau, wo die Tschuja aus dem Zusammenflusse der Flüsse Tsagan Burgasun, Kosho-Agatsch, Boro-Burgasun und Jüs-tyt entsteht), die nach Kalning's Messung bei den Lawki der russischen Kaufleute 1745 Meter hoch liegt, ist wohl 50—60 Werst breit und etwa 150 Werst lang. Der südöstliche Theil der Steppe, vom Tsagan Burgasun östlich, den ich drei Mal in verschiedenen Richtungen durchritten habe, ist eine mit spärlichem Grase bewachsene und mit Geröll bedeckte Ebene, die nur von einigen wenigen Wasserrinnen durchschnitten wird, während der westliche Theil unebener ist und von vielen in die Tschuja fallenden Nebenflüsschen durchkreuzt wird. Der nordwestliche Theil der Steppe trägt einen ganz anderen Charakter; hier befindet sich eine Unzahl kleiner Flüsse, Seen und Wassertümpel, die sich in allen möglichen Windungen verschlingen und durchkreuzen, dazwischen grosse Waldpartien und Sümpfe. Den nordöstlichen Theil hingegen bilden nach Norden aufsteigende Terrassenstufen mit Wiesenland und steinigen Flächen, die allmählich in das Bergland übergehen. Der südliche Theil der Steppe ist öde und von Menschen und Thieren verlassen. Nur wenige Argali, Steinböcke, Gazellen, Moschusthiere und Wölfe durchstreifen jene öden Gegenden, während sich im nordwestlichen Theile unzählige Schaaren von Sumpfvögeln, Kranichen, Reihern, Enten, Gänsen und Schnepfen aufhalten. Auch der Mensch hat sich hier angesiedelt, ganze Reihen von Aulen und einzelne Jurten liegen zwischen den Seen und an den Ufern der Flüsse. Grosse Heerden von Hausthieren weiden in den grasbedeckten Steppen und wandern zeitweise auch weiter südlich zur kahlen Steppe, wo sie das Steppensalz in reichlicher Menge vorfinden. Die ganze Steppe ist ringsum mit Schneebergen umgeben, die aber hier bei der weiten Ausdehnung der Steppe in der Entfernung nur wie Hügelketten aussehen. Die nördliche Grenzlinie, die Kuraischen Alpen, sind durch vielfache Bewaldung stellenweise dunkel gefärbt, während die südliche und östliche Grenze der Berge, die unter dem allgemeinen Namen des Bergrückens des Sailū Käm bekannt sind, sich durch eine Reihe von Schnee-

kuppen auszeichnet. Bei Sonnen Auf- und Untergang glänzt die grosse Bergkette wie ein goldener Gürtel und die Steppe ist mit einem eigenthümlichen rosigen Schimmer übergossen.

Das Klima der Steppe weist schon deutlich auf die hohe Lage hin. Regen gehört zu den Seltenheiten und ist, wenn er wirklich eintritt, nur ein feiner Staubregen, der oft in nasskalten Nebel übergeht. Ebenso selten ist ein längerer Schneefall selbst im Winter. Der im Sommer fallende Schnee thaut natürlich schnell in der Sonne, der Schnee im Winter wird von dem Winde bald von der Steppenebene fortgeweht. Das Wetter ist hier äusserst unbeständig, meist einige Tage Sonnenschein und dann wieder kaltes, trübes Wetter mit lange hängenden Nebeln. Es wurde als eine grosse Seltenheit gepriesen, dass wir während unseres zehntägigen Aufenthaltes anhaltend gutes Wetter hatten. Im Sommer herrscht nur während der Mittagszeit bei Sonnenschein grössere Hitze, Nachts ist es aber durchgängig kalt, so dass in den Monaten Juni und Juli, wie ich selbst oft Gelegenheit hatte zu beobachten, die ganze Ebene mit Reif überzogen ist. Im Winter soll hier, nach Angabe der Kaufleute, die Kälte bis zu 30° Réaumur steigen. Wenn anhaltend schlechtes oder kaltes Wetter ist, so nimmt das Wasser in den Flüssen ab, dahingegen schwellen alle Gewässer bei anhaltend gutem Wetter an, da dann der Schnee auf den Bergen schmilzt und das Wasser sich zur Steppe hinabzieht. Merkwürdig ist der Temperaturwechsel beim Eintritt schlechten Wetters. Am 23. war es Vormittags so warm, dass wir es in der Jurte kaum aushalten konnten, plötzlich überzog sich der Himmel und nach kaum einer Stunde war es so kalt geworden, dass wir in unseren Pelzen froren und Feuer in der Jurte anzünden mussten. Es war ein Temperaturunterschied von wenigstens 25° Réaumur im Verlaufe weniger Stunden eingetreten. Ausserordentlich ist der Fischreichthum der hiesigen Seen und Flüsse. Die Kaufleute besorgen sich ihre Vorräthe für's ganze Jahr in wenigen Tagen. Mancherlei Fischarten scheint es hier nicht zu geben. Der Chairus (Charius) und der Basman sind die einzigen Fische, die ich hier gesehen habe. Beide sind sehr schmackhaft, nur hat letzterer sehr viele Gräten.

(Den 4.—5. Juli.) Rückkehr von der Tschuja bis zur Mission am Angodai auf dem vorher beschriebenen Wege.

(Den 10. Juli.) Gegen Mittag verliessen wir die Mission und setzten unsere Reise am linken Ufer des Urussul aufwärts fort. Um 3 Uhr wurde der Korotty glücklich erreicht und passirt. Da hier frische Pferde für uns bereit standen, so ritten wir ohne Aufenthalt weiter. Abends 8 Uhr kamen wir bei der Jurte des Saisan Kupa an, wechselten abermals die Pferde und setzten unsere Reise ohne Aufenthalt fort. Da der Kengi-See nur noch 14 Werst entfernt sein sollte, beschloss ich, trotz der schon anbrechenden Dunkelheit, weiter zu reiten. Bis wir die Mündung des Flusses Kengi erreicht hatten, war es vollkommen dunkel geworden. Von hier aus sollte, nach Angabe der Eingeborenen, die Entfernung zum Kengi-See nur noch 2 Werst betragen. Wie man sich auf solche Entfernungsangaben verlassen kann, erfuhren wir hier auf's Deutlichste. Nachdem wir zwei Stunden im scharfen Trabe geritten, hatten wir die Entfernung von 2 Werst immer noch nicht zurückgelegt. Während dieser Zeit hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen und ein wolkenbruchartiger Regen stürzte herab, dabei war es schneidend kalt und nicht die Hand vor Augen zu sehen. Der Weg war in der Dunkelheit schrecklich, bald sumpfige Stellen, an denen die Pferde fast stecken blieben, bald Felspartieen. So waren wir abermals zwei Stunden geritten und der Führer tröstete uns immer noch mit der sonderbaren Angabe: „äki kyigyryshym“ (2 Werst). Als wir nach einer Stunde endlich den Bergkamm erreicht hatten, zeigten sich in der Entfernung etwa 15 helle Punkte, die sich in matten Linien im Wasser zu brechen schienen. Es waren dies die Feuer der am Seeufer lagernden Kalmücken. Etwa 3 Uhr Morgens erreichten wir endlich den See und fanden zu unserer grössten Freude eine für uns hergerichtete Jurte vor.

(Den 11. Juli.) Der Kengi-See, welcher von dem aus ihm entspringenden Flusse seinen Namen hat, ist wohl eine Werst lang und eine halbe Werst breit. Er liegt in einem Thalkessel, der von niedrigen, bewaldeten Bergketten eingeschlossen ist. (Das Niveau des Thalkessels ist nach Kalning's Bestimmung 1111,1 Meter hoch.) Auf der Höhe der niedrigen Bergwellen befinden sich überall Cedern (pinus cembra), die hier im Altaischen Steingebirge nur in den höchsten Regionen auftreten. An den unteren Theilen der Berge sind Lärchenwaldungen und vereinzelte Pichten und Tannen

(die Bewaldung der mittleren Regionen des Altaischen Steingebirges). Die Ufer des Seees sind flach und mit einem Kreise von Steinsümpfen umgeben, so dass man sich dem Becken oft nur bis auf 100 Schritte nähern kann. Das Klima soll hier sehr rauh sein und besonders oft anhaltendes Regenwetter eintreten. Die ganze Färbung des Gebirgsbildes hierselbst ist eine düstere, traurige, da das Gras, das die Bergwellen und das Thal bedeckt, eine grau-gelbe Färbung hat und die Waldungen fast eine braun-grüne, dunkle Schattirung dieser Farbe bilden. Der Charakter der hiesigen Landschaft ist sehr charakteristisch für die Bergbildungen des Altai. Entweder sind die höheren Gipfel der Altai-Alpen Schneeberge mit hohen, weit über die Wolken ragenden Gipfeln, oder es sind Gruppen von niedrigen Bergkuppeln, die auf der Höhe Plateaus und der Kengi-Quelle ähnliche Thalkessel bilden. Die aus den Gipfeln entströmenden Wasserrinnen sammeln sich in diesen Thalkesseln in Steinsümpfen und kleinen Seen, aus denen dann die grösseren Flüsse, abermals Steinsümpfe durchrieselnd, entspringen.

(Den 15. Juli.) Morgens früh brachen wir vom Kengi-See auf. Der Weg ging nach Nordwesten und stieg immer höher am Bergkamme aufwärts. Der Charakter der Landschaft veränderte sich wenig, immer dieselben mit Lärchenwald bedeckten runden Bergwellen. Das Wetter war grauenhaft, kalt, nass und windig und die Wege vom Regen so schlüpfrig, dass beim Reiten die grösste Vorsicht nöthig war. Gegen Mittag erreichten wir den Bergkamm, der hier mit niedrigen, dichtbelaubten Cedern bewachsen war; wir passirten eine grosse Anzahl von Wasserrinnen, die von allen Seiten zum Kengi fliessen. Jenseits wurde der Weg immer schlechter. Ein tiefer Sumpf, der mit grossen Felsblöcken übersäet war, bedeckte in einer Ausdehnung von 6 Werst das Land; die Pferde sanken oft bis zum Bauche ein und blieben zwischen den Steinblöcken festgeklemmt, so dass der Reiter sein Thier mit Gewalt herausziehen musste. Wir durchritten den Sumpf die Quere wohl noch 2 Werst und bedurften dazu über zwei Stunden Zeit. Wie gewöhnlich Steinsümpfe auf der Höhe der Bergkämme den Flüssen ihren Ursprung geben, so war der eben durchrittene die Quelle des Flusses Sebe, an dessen Ufern wir unseren Weg fortsetzten. Der Weg wurde hier fest und bereitete wenig Schwierigkeiten. Wir folgten dem Laufe des

Flusses bis zur Saïmka Balgassaius, die wir am Abend erreichten. Ohne uns aufzuhalten, ritten wir weiter und langten Abends spät in der Mission am Muitu an.

(Den 21. Juli.) Den 20. Morgens früh verliessen wir die Mission am Muitu und passirten am Morgen das Dorf Tschergi; da aber das Wetter ungünstig und die Wege verdorben waren, langten wir erst spät Abends im Dorfe Sarassu an und fuhren von hier aus nach dem Dorfe Altaiskoje. In Altaiskoje übernachteten wir und reisten erst am 21. weiter. Wir folgten jetzt dem Flüsschen Kamenka nach Nordosten. Die Kamenka bildet gleichsam die Grenze des Altai-Gebirges. Nördlich ist ebene Steppe, wie ich sie jenseits der Katunja bei unserer Herfahrt beschrieben, südlich erheben sich die Randgebirge des Altai und man sieht von hier aus die Bergwellen nach Süden immer höher steigen. Die Ufer der Kamenka sind dicht mit Weidengestrüpp bewachsen und der Weg windet sich oft Werste lang durch das dichte Gebüsch. Die ganze Ebene ist ziemlich stark bevölkert, mehrmals passirten wir grosse, reiche Dörfer und langten spät in dem Dorfe Schulgin Log an, das dicht an der Katunja liegt, wo wir auch übernachteten.

Vom Fenster unseres Zimmers bot sich am Morgen eine herrliche Aussicht auf die Katunja dar. Der breite Strom treibt seine weisslich gefärbten Wassermassen durch frische, grüne Wiesenflächen und an seinen Ufern gruppiren sich zu mannigfaltigen Formen Weidengebüsche und Birkenwäldchen, die von kleinen Nebenflüsschen wie von Silberfäden durchzogen werden, am Horizonte sieht man nach Süden das Altai-Gebirge wie blauschwarze Wolkenbildungen sich aufthürmen.

(Den 22. Juli.) Von Schulgin Log fuhren wir am linken Ufer der Katunja aufwärts. Nach etwa 10 Werst passirten wir das Dorf Platowa und setzten nach abermals zurückgelegten 10 Werst eine Werst unterhalb des Dorfes Maima auf einer Fähre über die Katunja. Die Katunja ist hier sehr breit, da sie durch grosse Sandbänke und Inseln, die dicht mit Weidengestrüpp bewachsen sind, in mehrere Arme getheilt wird. Die Fährleute waren zur grossen Hälfte hier getaufte Kalmücken. Etwa eine Werst von der Fähre entfernt erreichten wir das

Dorf Maima. Die Einwohner der hiesigen Gegend sind vollkommene Russen, sie stammen aber zum grössten Theil von Teleuten und altaischen Kalmücken ab, wie man deutlich an vielen Physiognomien erkennen kann. In Maima wechselten wir nur die Pferde und langten etwa gegen Mittag in der 7 Werst entfernten Mission am Ulalu an. Die Ufer des Maima-Flusses, an denen sowohl Maima wie Ulalu liegen, sind schon sehr bergig und der Weg schlängelt sich zwischen bedeutenden Höhen hin. (Nach Kalning's Höhenbestimmung liegt die Mission Ulalu 293,9 Meter hoch.) Der Charakter der hiesigen Berge ist aber ein vollkommen anderer als der der Berge des eigentlichen Altai, den wir auf der ganzen Ausdehnung unserer diesjährigen Gebirgsreise besucht hatten. Der Lärchenwald ist verschwunden und an seine Stelle ist Pichten-, Tannen- und Birkenwaldung getreten, die hier alle Bergkuppen bedeckt. Die Kräutervegetation ist auch eine vollkommen verschiedene. Während im Altai überall feinblätterige Kräuter und dichtes Gras, meist von wenigen Zoll Höhe, den Boden bedecken, treten hier überall grossblätterige Stauden und Blumenbüsche auf, die den Erdboden mit einer undurchdringlichen und mindestens 4 Fuss hohen Vegetationsschicht bedecken. Jemehr man von hier nach Osten vordringt, um so mehr sollen die Cedern-, Tannen- und Pichtenwaldungen zunehmen.

Der sibirische Russe nennt die Formation des eigentlichen Altai, den wir besucht hatten, Kamenj (den Stein), während er den hiesigen Gebirgscharakter als Tscheren (Schwarzwald) bezeichnet, da die dunkle Bewaldung gleichsam das ganze Gebiet mit einem Tauerflor überzieht und nur von den Flussthälern unterbrochen wird, die mit weisslichem Weidengestrüpp und hellgrünen Birkenwäldchen bedeckt sind. Der Altajer hingegen nennt das Felsengebirge mit Lärchenwald Taiga, während er den Schwarzwald mit dem Namen Jysch bezeichnet. Die Grenze des Steingebirges (Taiga) bildet einerseits östlich die Katunja, andererseits der Breitegrad des Teletzkischen Seees, so dass der ganze westliche und südliche Altai dieser Formation angehört. Die Bewohner dieses Gebietes heissen Altai Kishi oder Altai-Leute. Aber alle Gebirge nördlich von dem Breitegrade des Teletzkischen Seees und östlich von der Katunja sind Schwarzwaldgebirge (Jysch) und ihre Bewohner werden von den Altajern Jyschkishi (Schwarzwald-Leute) genannt. Der Charakter des Jysch

erstreckt sich weit über den Altai hinaus, nach Nordosten über die Tomskischen und Jenisseischen Gebirge bis zur Lena. Die Russen haben das Wort Taiga von den Altajern erborgt, verstehen aber unter diesem Worte nur die Schwarzwaldgebirge (Tscheren, jysch) und reden daher von einem Tomskischen, Kusnetzkischen oder Jenisseischen Taiga.

Der Name Altai, über dessen Bedeutung so viel gesprochen und geschrieben worden und der bald als Ala-tau (buntes Gebirge), bald als Altyn-tau (Goldgebirge = Kin-schan) erklärt worden ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verschmelzung von Al-taiga, wie ich ihn auch in mehreren Märchen genannt fand; das Wort bedeutet in der Uebersetzung „erhabenes Steingebirge“.

Aus dem Tagebuche meiner Reise in den westlichen Altai.

(Den 11. Mai 1861.) Am 10. den Ob bei Gonjba passirt, von dort aus in der theilweise überschwemmten Ob-Niederung zum Dorf Oserki (kleine Seen, 29 Werst). In der Nacht passirten wir die Stationen Talmen (22 W.), Barowlanka (24 W.). Bei Barowlanka verliessen wir die Poststrasse. Von hier aus begann wieder das Leiden der Seitenwege. Die Pferde sind meist schlecht und werden nur langsam herbeigeschafft und dadurch ein fortwährender Aufenthalt veranlasst.

Am 11. legte ich folgende Stationen zurück. Schmakowa (15 W.), Berkowa (25 W.), Mamonowa ($15^1/_2$ W.), Sujenga (22 W.). Zwischen Mamonowa und Sujenga wurde der Fluss Berd auf einer sehr gebrechlichen Fähre passirt. In dem letzten Dorfe musste ich auf Pferde warten, so dass ich erst gegen Abend das 12 Werst entfernte Jegoriewsk erreichte.

Bis Barkowa war das Land fast ganz flach und meistens mit Fichtenwald bewachsen. Von hier an wurde es hügeliger. Bei Mamonowa nimmt schon die ganze Landschaft einen Gebirgscharakter an. Die Berge steigen immer höher auf, aber nirgends sind hervorragende Bergkuppen zu sehen. Der Hauptgebirgszug dieses nördlichen Ausläufers des Salairschen Gebirges zieht sich fast direkt von Süden nach Norden. Er ist nur dünn mit Bäumen bewachsen, meist Birken und Tannen, nur sehr wenige Fichten. Vor der letzten Station Sujenga zieht sich der Weg an dem Flusse Sujenga entlang bis zur Gold-

wäsche Jegoriewsk, die an demselben Flusse liegt. Der Weg schlängelt sich hier durch Berg und Thal entlang, geht bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Flusses und ist häufig nur mit dem Hemmschuh zu passiren.

Ehe man nach Jegoriewsk gelangt, muss man über einige ziemlich bedeutende Bergwellen, sie sind meist kahl und spärlich mit gelbgrünem Grase bedeckt. In den Vertiefungen lag allerorten noch Schnee, überhaupt mangelte der Landschaft noch jede Anmuth und Frische, da die Blätter der Bäume noch ganz klein waren und wie ein dünner Schleier die Aeste umzogen. Wenn man den letzten Bergwall passirt hat, sieht man die Sujenga das Thal durchströmen und an den Ufern die Goldwäsche, eine aus 100—150 Häusern bestehende Ansiedelung, liegen.

Die Jegoriewsche Goldwäsche ist die älteste des ganzen Altai. Sie wurde in den dreissiger Jahren gegründet und soll in den ersten Jahren sehr ergiebig gewesen sein. Hier an der Sujenga wird nicht mehr gearbeitet, ebenso wenig an der Kasma, 40 Werst von Jegoriewsk. Jetzt hat man 15 Werst von hier an der Liswinka Gold aufgefunden, leider nicht sehr reiche Lager, da von 100 Pud Erde nur 80 Doli Gold gewaschen werden.

Am 11. fuhr ich zu der Goldwäsche an der Liswinka. Der Charakter des ganzen Bergzuges ist hier überall der gleiche. Hügelwellen, breite Thäler, bald kahle Landstrecken, bald dünne Fichten- und Tannengehölze oder Birken- und Espenwaldung. Die Goldwäsche ist hier erst im Entstehen und ein Schuppen für die Aufbewahrung der Utensilien hier errichtet, ebenso ein Kanal zur Ableitung der Liswinka gegraben. Bis jetzt sind 2000 Pud Erde ausgewaschen worden, deren Durchschnittsertrag 50 Doli Gold auf 100 Pud Erde ergeben hat.

(Den 12. Mai). Um 11 Uhr erreichten wir das 20 Werst entfernte Dörfchen Podniwaja. Von hier aus wurde der Weg schlecht und sumpfig. Das immer noch wellige Land ist dicht mit Wald bewachsen. Die letzte Hälfte des Weges wurde es flacher. Der Wald ist hier nicht eintönig; alle im Altai wachsenden Bäume findet man vertreten. Zwischen dunkelgrünen Tannen, Pichten und Fichten stehen braungrüne Cedern und mattgrüne Lärchenbäume, deren feine Nadeln an den mächtigen, schwarzen Zweigen herabhängen. Dann wieder Laubholz: Birke, Espe, Pappel, Weide und die verschiedenartigsten Gebüsche: Faul-

baum, Schneedorn, Abarie, kurz Alles, was die Baumvegetation Sibiriens hervorbringt. Wir müssen schon weit herabgestiegen sein, denn die Bäume sind hier viel dichter belaubt. Dicht vor Kasma brannte der Wald, so dass wir eine ganze Strecke im Rauche fahren mussten. Die Waldbrände richten grosse Verheerungen in den Wäldern Sibiriens an; oft brennen meilenweit die schönsten Waldungen ab, es kann aber bei der verhältnissmässig geringen Bevölkerung dem Uebel in keiner Weise abgeholfen werden.

Um 2 Uhr erreichten wir Kasma, eine kleine Goldwäsche, in der dieses Jahr nicht mehr gearbeitet wird. Wir hielten uns hier nur zwei Stunden auf.

Etwa 10 Werst jenseits der Kasma änderte sich der Charakter der Landschaft in keiner Weise, überall derselbe bunte, dichte Wald, überall die gleichmässigen, niedrigen Bergwellen. Doch darauf wurde der Wald lichter und es dehnte sich vor uns eine weite, herrliche Ebene aus. Grasreiche, unabsehbare Wiesen von vielen kleinen Flüsschen durchschnitten, zwischen denen eine grosse Anzahl von Dorfschaften zerstreut lagen. Ich habe nirgends in Sibirien eine so dichte Bevölkerung wie hier gefunden; fast alle 2 bis 3 Werst passirten wir eine Dorfschaft und nach allen Seiten sahen wir deren mehrere liegen. Um 6 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Brykanowa (20 Werst). Hier waren die Pferde schon vor meinen Terantass gespannt (den ich von Jegoriewsk direkt nach Brykanowa geschickt hatte), ich fuhr deshalb ohne Aufenthalt weiter und erreichte nach 10 Uhr Abends das Dorf Bederowa (25 Werst). Hier musste ich mich eine Zeit lang aufhalten. Einer recht interessanten Unterhaltung mit dem hiesigen Starschina (Dorfältesten) entnehme ich Folgendes über die hiesigen Verhältnisse: Die in der Ebene nördlich von Salair wohnenden Russen beschäftigen sich weniger mit Ackerbau als mit Viehzucht. Hier an der Grenze des Waldgebirges gedeiht das Vieh besonders gut, da es sowohl das saftige Kraut des Waldes als auch reichlich Steppensalz vorfindet. Seit vielen Jahren treibt der ganze Kreis bedeutenden Viehhandel und versorgt die Städte Barnaul, Tomsk und Kusnetzk mit Vieh und Fleisch. Die im vorigen Jahre hier aufgetretene Rinderpest hat wieder neun Zehntel der Heerden hingerafft.

Jetzt ist hier Fleisch und Milch fast nicht aufzutreiben

und die Bauern leben jetzt meist von Brod und Kohl. Die hier lebenden Teleuten werden mir von den russischen Bauern sehr gelobt; es giebt unter ihnen reelle, tüchtige Arbeiter, weshalb bei ihnen auch Wohlstand herrscht. Nachdem ich in der Nacht das Dorf Timakowa passirt, erreichte ich am Morgen das erste Teleuten-Dorf am Flusse Ur, wo ich mich bis zum nächsten Tage aufhielt. Den 14. ging ich zum Teleuten-Dorfe Solkoi, am 16. zum Ulus-Schandy und am 17. zum Ulu-Ail, wo ich bis zum 18. Abends verblieb und dann mich über die Dörfer Sokolowa, Tereschkina und Nedoresowa nach Kusnetzk begab, wo ich auch am 18. Morgens eintraf.

(Den 20. Mai.) Die Lage von Kusnetzk ist reizend. Wenn man den Tom passirt hat, so führt der Weg am rechten Ufer die steile Uferwand hinauf. Hat man hier den Kamm erstiegen, so bietet sich dem Auge eine prächtige Aussicht auf die weite, grüne Ebene, die von dem klaren Wasserstreifen des Tom durchschnitten wird, an dessen Ufer sich die Stadt mannigfaltig gruppirt entlang zieht. Auf der Höhe steht die alte Citadelle der Stadt; jenseits des Tom sieht man sich die Kondoma in vielen Windungen hinschlängeln und sich dicht bei Kusnetzk in den Tom ergiessen. Als ich den Berg auf einem sehr gefährlichen, steilen Wege hinabfuhr, versetzte ich mich im Geiste in die Geschichte dieses alten Bollwerkes der russischen Macht im Altai. Was könnten diese alten Mauern Alles erzählen? Wie viele Kämpfe haben sie mit angesehen? Oft drängten die wilden Horden der Teleuten gegen sie an und nur dem Muthe und der Kühnheit der schwachen Kosakengarnison gelang es, die zahlreichen Feinde zurückzuschlagen. Unter solchen Gedanken langte ich in Kusnetzk an. Ein Kronsquartier wurde mir angewiesen. Die Wohnung war erbärmlich; niedrige, leere Zimmer; die Wände ursprünglich weiss, waren im Laufe der Zeit zu einem braunen Ueberzuge gelangt; zwei Stühle und ein Spieltisch mit drei Beinen, der nur an die Wand gelehnt stehen konnte, machten das ganze Mobiliar aus. Die Wirthin war freundlich und erquickte mich, den Hungrigen, mit einem frugalen Mahle.

Die Stadt selbst ist ohne jegliches Leben. Auf den Strassen, die ich mehrmals durchwanderte, begegneten mir nur selten einzelne Bauern und Bürger, oder auch wohl ein Be-

amter, häufiger traf man auf abgelumpte Soldaten des Invaliden-Commandos. Die Stadt liegt theils auf der Höhe des Uferberges, theils in der Flussniederung. Zur unteren Hälfte führt ein beschwerlicher Weg hinab. Die einzigen steinernen Gebäude von Kusnetzk sind zwei Kirchen, die Citadelle und das Haus eines Kaufmannes. Alle übrigen Häuser sind von Holz, meist ohne Fundament und daher zum grössten Theile im Laufe der Zeit aus ihrer senkrechten Lage gewichen.

Ich besuchte auch den Markt, einen viereckigen grossen Platz, der von zwei Seiten mit Reihen von Läden begrenzt ist. Kusnetzk ist die älteste Stadt des Altai (sie ist 1618 gegründet). Es wird behauptet, dass die Schmiedetataren der Stadt den Namen gegeben. Mir scheint es viel wahrscheinlicher, dass die Schmiedetataren (Kusnezi) von der Stadt Kusnetzk ihren Namen erhalten haben. Die Tataren nennen Kusnetzk Abatura. Der Name kommt augenscheinlich vom Flüsschen Aba her, das nicht weit von Kusnetzk in den Tom fällt. Die Volksetymologie hat aber aus Aba-Stadt „Vaterstadt" gemacht (von Aba = Vater) und nennt zum Gegensatze von Aba-tura (Vaterstadt) die Stadt Biisk Jasch-tura = die junge Stadt. Handel wird hier nur sehr wenig getrieben; die Tataren sind arm und der Goldwäschen am Tom-Gebiete sind nur sehr wenige. Die Einwohner der Stadt Kusnetzk, sowie die der umliegenden Dörfer bauen sehr viel Tabak, der gerade hier vortrefflich gedeihen soll.

Die Marktpreise der Lebensmittel waren hier in Kusnetzk doppelt so hoch wie in Barnaul. Man forderte für das Pud Rindfleisch 3—4 Rubel (in Barnaul kostete es 1—2 Rubel); für Schmalzbutter den Besmen ($2^1/_2$ Pfund) 70 Kopeken (in Barnaul 35 Kop.), Roggenmehl das Pud 60 Kop. (in Barnaul 30 Kop.), Weizenmehl das Pud 90 Kop. (in Barnaul 40 bis 50 Kop. Man versicherte mich, dass früher hier Alles billiger gewesen sei, als in Barnaul, die Theuerung sei erst nach der Viehseuche des vorigen Jahres eingetreten.

(Den 21. Mai.) In Kusnetzk liess ich meinen Tarantass und setzte meine Reise auf einer kleinen Bauernteljega fort. Der Weg führte zuerst in die Tom-Niederung hinab und schlängelte sich, vom Flusse wohl 1 bis 2 Werst entfernt, zwischen dem Gestrüppe, mit dem die ganze Niederung hier bewachsen ist, dahin. Der Weg

war schlecht und konnte nur langsam passirt werden, denn bald war der Boden mit Geröll bedeckt, bald sumpfig, so dass die Räder stecken blieben. Am unbequemsten sind die vielen Bäche und Wasserrinnen zu durchfahren, da an den Ufern derselben der Weg meist steil abfällt. Nach 12 Werst erreichten wir wiederum den Tom, der hier auf einer Fähre passirt werden musste. Am jenseitigen Ufer, etwa eine halbe Werst von demselben entfernt, liegt das Dorf Attamanowa. Der Wasserstand war sehr hoch und nach der Aussage der Bauern war es unmöglich, zu Wagen weiter vorzudringen, wir mussten deshalb den Weg zu Boote fortsetzen. Meines Gepäckes halber brauchten wir dazu zwei der hiesigen kleinen Boote.

Die Boote der hiesigen Bauern sind ungefähr 10 bis 12 Fuss lang und $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Fuss breit. Sie werden aus einem Pappelstamm gearbeitet und laufen an beiden Seiten in lange Spitzen aus. Jedes Boot wird von zwei Menschen fortbewegt, die es mit langen Stangen am seichten Ufer entlang stossen. Der Ruder bedient man sich nur bei Untiefen oder wenn man den Fluss durchfahren muss. Für die Fahrt zahlt man den Bauern Progone, d. h. Weggeld (für das Pferd $1^1/_2$ Kop. die Werst in Sibirien), indem man für jeden Menschen gleichwie für ein Pferd $1^1/_2$ Kopeken für die Werst berechnet. Zur Fahrt flussabwärts werden gewöhnlich kleine Fähren aus zwei Booten hergestellt.

Der Tom ist auf dem ganzen Wege ziemlich breit und es liegen am Flussbette viele mit Weidengestrüpp dicht bewachsene Inseln. Am linken Ufer ist durchgängig Niederung, die mit dichtem Gebüsche bewachsen ist; am rechten Ufer zieht sich eine ununterbrochene, dicht mit Tannen und Birken bewachsene Hügelkette hin, nur an sehr wenigen Stellen bricht der Fels (Sandstein) durch und wird dem auf dem Flusse Fahrenden sichtbar. Das Fahren zu Wasser ist durchaus nicht angenehm, man kommt gegen den Strom nur sehr langsam vorwärts und die Hitze ist auf dem Wasser wahrhaft unerträglich. Die Fährleute verdienen ihre Progone reichlich, da sie die ganze Zeit ununterbrochen angestrengt arbeiten müssen. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir das Dorf Besrukowa (25 Werst). Dieses Dorf wird gewöhnlich Protoka genannt, weil es sich an einem Arme des Tom befindet. Es zerfällt in eine russische und eine tatarische Hälfte, letztere liegt etwa eine halbe Werst weiter

aufwärts. Da es spät geworden, beschloss ich, in der tatarischen Hälfte des Dorfes zu übernachten.

(Den 22. Mai.) Mein Gepäck liess ich von Protoka aus in einem Boote transportiren, ich selbst setzte meine Reise zu Pferde auf dem Landwege fort. Bis zum Flüsschen Podabas, an dem ein grosses russisches Dorf gleichen Namens (etwa 6 Werst von Protoka entfernt) liegt, war der Weg gut und eben und das Land mit herrlichen Wiesengründen bedeckt. Dahingegen führte der Weg vom Podabas aus durch mit Gestrüpp bewachsenes Sumpfland, in welchem die Pferde oft bis zum Bauche einsanken, wir konnten daher das nur 2 Werst entfernte Balby erst nach einigen Stunden erreichen. In dem Tatarendorfe Balby hielt ich mich nicht weiter auf, da die Bewohner dieses Dorfes zum grössten Theile verrusst sind, und setzte meinen Weg zu Wasser fort. Die tatarischen Boote, die wir hier bestiegen, waren sehr unbequem, da sie kleiner und leichter gearbeitet sind als die russischen. Die Wände sind sehr dünn und werden durch zwischengeklemmte Querstöcke auseinandergehalten. Man muss sich beim Hinsetzen zwischen die Stöcke klemmen und kann dann den Unterkörper durchaus nicht bewegen. Dafür fahren aber die Tataren in ihren Booten schneller als die Russen.

Das Tom-Ufer hat bis jetzt seinen Charakter nicht verändert, nur die Hügel am rechten Ufer werden höher und häufig treten Sandsteinfelsen hervor. Nicht weit von der Mrassmündung durchfuhren wir den Tom und erreichten fast um 2 Uhr das am rechten Ufer liegende Tatarendorf Pras-pältärindä. (7 Werst von Balby).

(Den 24. Mai). Gestern Abend verliess ich das Dorf Pras-pältärindä. Zuerst fuhren wir den Tom eine Strecke aufwärts und passirten dann den Fluss gerade der Mrassmündung gegenüber. Die Ufer des Mrass sind anfangs niedrig und mit dichtem Gestrüpp bewachsen, nach einiger Zeit erheben sich Hügelwellen auf dem rechten Ufer, die weiter aufwärts am Flusse immer höher werden. Nach einer Fahrt von 6 Werst erreichten wir bei vollkommener Dunkelheit das Dorf Krasnojarsk. (Kysyl-jar = rothes Ufer.)

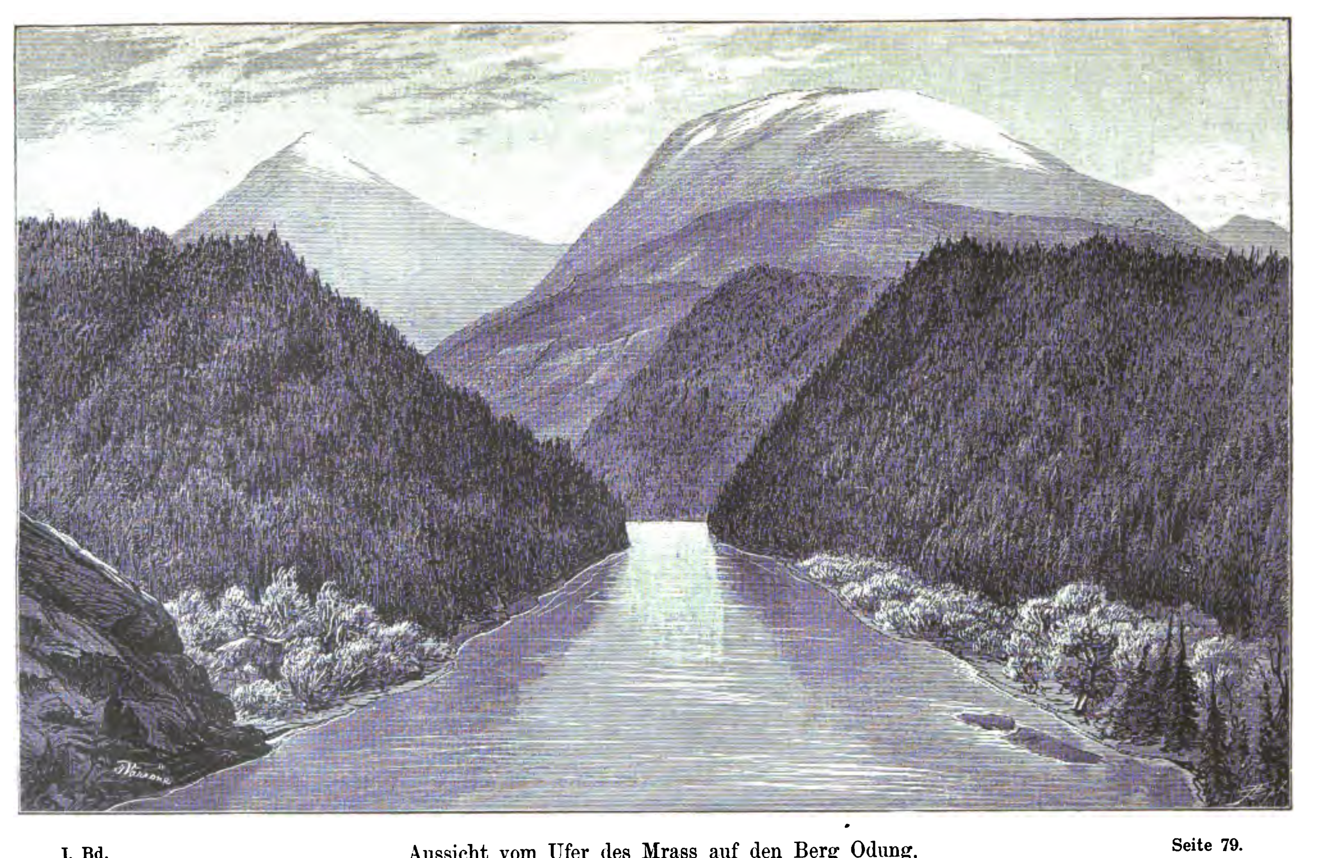
(Den 28. Mai.) Am 26. Mai fuhr ich von Krasnojarsk ab und kam bis zum Ulus am Sybyrgy; hier hielt ich mich einen Tag auf und fuhr dann weiter den Mrass aufwärts. Nach etwa 2 Werst erreichten wir das Dorfe Tschybasch (am linken Ufer) und fuhren nach 7 Werst am Ulus Kaintschak vorüber. Der Mrass bildet hier mehrere Arme, von denen der eine, der allein schiffbar ist, ein so starkes Gefälle hat, dass es äusserst schwierig ist, die kleinen Kähne gegen die pfeilschnell uns entgegenstürzenden Wasserwellen vorwärts zu bringen. In der Nacht erreichten wir erst den 22 Werst entfernten Ulus-Tos (von den Russen Sossnowaja Gora [Fichtenberg] genannt). Der Ufercharakter ist hier fast derselbe wie bei Sybyrgy. Ziemlich hohe, dicht mit Pichtenwald bewachsene Bergwellen. Bei Sybirgy war aber das linke Ufer noch flach, bei Tos hingegen waren auch am rechten Ufer waldbewachsene Bergwellen.

Heute verhinderte mich ein ununterbrochenes Regenwetter, den Weg fortzusetzen.

(Den 1. Juni.) Den 29. Morgens verliessen wir den Ulus-Tos in drei Booten. Der Tag versprach schön zu werden, denn der Himmel war wolkenlos. Ein prächtiges Panorama bildend, zogen die bergigen Ufer in buntester Abwechslung und wild romantischer Gruppirung an unseren Blicken vorüber. Alle die Schönheiten der wunderbaren Natur hier zu schildern, ist unmöglich, Worte vermögen durchaus nicht die Fülle der Bilder zu zeichnen. Bald ruht das Auge wohlgefällig auf der frischen Frühlingslandschaft der Uferniederung, die oft über 100 Schritte breit mit den üppigsten saftgrünen Kräutern dicht bewachsen ist. Hohe Blumenstauden beugen ihre bunt geschmückten Häupter auf die mächtigen Rhabarberbüsche herab, die sich jetzt noch nicht hoch über den Boden erheben und mit ihren Riesenblättern sich über die kühle Quelle beschattend ausbreiten. Wie von einem weichen, schwellenden Teppich ist der ganze Boden mit einer undurchdringlichen, 2—3 Fuss hohen Schicht graublätteriger Kräuter bedeckt, aus denen ein Meer verschiedenfarbiger Blumen, gleichsam eine zweite Vegetationsschicht bildend, hervorbricht. Diesen blumigen Uferteppich fassen weissliche Weidengebüsche und frischgrüne Birkenwäldchen wie mit einer breiten Verbrämung ein. Hinter diesen erheben sich anmuthige Hügelgruppen, die zum grössten Theil mit dichten Birkenwäldern be-

bewachsen sind, zwischen denen vereinzelt die schlanken spitzen Pichten wie schwere Obelisken hoch emporragen. Doch bald ändert sich das liebliche Landschaftsbild. Das frische Grün verschwindet, riesige Felsblöcke erheben sich am Ufer, der Wald, der an den Bergabhängen sich heraufzieht, wird lichter, nackte, schroffe Felsen brechen malerisch gruppirt und immer riesigere Dimensionen annnehmend hervor, in mannigfaltig gestalteten Steinmassen thürmen sich die steilen, zerklüfteten Felsriesen immer höher auf und nur wie schmale dunkelgrüne Linien und Streifen schlängeln sich die dichten Baumreihen in den Ritzen, Spalten und Schluchten entlang oder verzieren die Felskuppen mit einem dichten grünen Kranze. Zwischen den wilden Felszacken hindurch sieht man in der Ferne die Häupter mächtiger, dicht bewaldeter Bergriesen sich hoch über die kahlen Steine erheben. Aber auch das wilde Felsufer verschwindet bald vor unseren bewundernden Blicken. Die die Felsen einrahmenden Waldstreifen werden breiter und breiter und erlauben den Steinen seltener hervorzutreten, immer mehr breitet sich der waldige Ueberzug aus, die Bergzacken verschwinden und werden gleichsam von der Waldvegetation erdrückt. Dort macht der Fluss plötzlich eine Wendung, da verschwindet der Wald wie mit einem Zauberschlage und zwei riesige Steinmauern fassen den Fluss ein, den nur auf der höchsten Höhe eine Baumreihe begrenzt. Dabei sind die Steinmassen mit dichtem Moose bewachsen, hier roth, dort gelb, dazwischen hellgrüne, graue Streifen und Flecken, die dem eintönigen Gesteine ein anmuthiges Aeussere verleihen. Doch bald gewinnt der Wald wieder die Oberhand, das Gestein hört ganz auf. Die schwarze Pichte und die dunkle, braungrüne Ceder breiten sich auf der Oberfläche der Berge aus. Es sind Reihen von schwarzen Pyramiden, welche in der Entfernung immer höher aufsteigen und der ganzen Landschaft ein düsteres, aber majestätisches Ansehen verleihen. Durch die dazwischen liegende Luftschicht wird die Färbung der waldbedeckten Bergkuppen in der Ferne immer matter und bleicher, bis sich im Hintergrunde am Horizonte nur eine nebelhafte, blaugraue Bergmasse erhebt, auf deren obersten Gipfeln eine flache Schicht ewigen Schnees liegt, der von der Sonne beleuchtet wie Silber funkelt. Je weiter wir fahren, desto dunkler wird der die Uferberge bedeckende Wald. Todtenstille herrscht um uns, die ganze Natur ist hier gleichsam in eine schwarze Leichen-

Tafel 1.



I. Bd.

Aussicht vom Ufer des Mrass auf den Berg Odung.

Seite 79.

decke gehüllt und nur der glitzernde Schneestreifen, der das Haupt des Berges Odung bedeckt, ruht wie ein silberner Sargschmuck auf der dunklen Bergpyramide. Doch bald umgiebt uns wieder die frische, lachende Frühlingslandschaft. So wechseln die Bilder wie in einem Kaleidoskop, sich immer von Neuem in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen gruppirend. So reizend diese Uferlandschaften des Mrass auch sind, so fehlt doch überall das Herrlichste der Natur, das Leben. Die Natur verbirgt hier gleichsam in der Einsamkeit ihre Wunder; nie haben Menschen diese Gegenden bewohnt, selbst die Thierwelt ist hier ausnehmend schwach vertreten. Höchst selten hört man ein scheues Reh zwischen den Bäumen rascheln, oder den lieblichen Gesang der Vögel. Nur der Bär schleicht vereinzelt durch die Waldungen, da er hier seine Lieblingsspeisen: Beeren, Honig und Cedernüsse, ungestört verzehren kann. Der einzige thierische Laut, der oft durch die lautlose, stille Nacht des Waldgebirges tönt, ist daher auch das Brüllen der Bären. Es ist, als wenn in dieser üppigen Natur das vegetabilische Leben das thierische gleichsam durch seine Allgewalt erdrückt hätte.

Doch die Wahrheit des Sprüchwortes „Keine Freuden ohne Leiden" bewährte sich uns auch wieder auf dieser Reise. Die Glieder erstarren durch das lange Sitzen im Kahne, die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen auf uns herab und die Gluthhitze erscheint hier auf dem Wasser viel intensiver; und doch muss Alles ruhig ertragen werden, weil die geringste unvorsichtige Bewegung das leichte Fahrzeug umwerfen kann. Wie wünschten wir uns nach dem ersten Tage für die folgenden Tage einen wolkenbedeckten Himmel. Aber wehe uns! der Wunsch ward erfüllt, die Wolken brachten uns in den folgenden Tagen Regen. Jetzt wurden wir nicht nur von oben durchnässt, sondern auch von unten; der Kahn füllte sich bald mit Wasser und wir mussten mehrmals des Tages Halt machen, um das zum Theil mit Wasser sich anfüllende Boot auszuschöpfen. Kaum hatten wir aber nach den Mühen des Tages unsere Boote an's Ufer gebracht, so begannen andere Leiden. Tausende von Mücken umschwirrten uns und stachen so unbarmherzig auf uns los, dass Hände und Gesicht in wenigen Minuten mit dicken Schwielen bedeckt waren, selbst meine an derartige Leiden gewöhnten und körperlich so abgehärteten Eingeborenen wälzten sich oft fast wahnsinnig vor Schmerzen auf dem Boden. Wenn es weiterhin

in der Nacht den Mücken zu kalt wird, so kommt die noch grössere Plage in Gestalt der kleinen Moschki, winzige Fliegen gleich Sandkörnern, die in Mund, Nase und Augen kriechen und Thiere und Menschen zum Aeussersten bringen. Gegen all dieses Ungeziefer giebt es kein anderes Schutzmittel als den Rauch. Sobald man gelandet und das Gepäck in Sicherheit gebracht ist, gehen alle Begleiter aus und suchen grosse Massen von faulem Holze. Rund um die Lagerstätte werden Feuer aus faulem Holze angezündet, ja selbst in dem Zelte, dessen Wände sorgfältig an seinem unteren Rande verdeckt werden, werden Brände aus faulem Holz aufgeschichtet. So bringt man die ganze Nacht in einem undurchdringlichen Qualm zu. Die Augen brennen und thränen, man hustet unaufhörlich, man steht am Morgen von entsetzlichen Kopfschmerzen geplagt auf, trotzdem erträgt man gern alle diese Beschwerden, da sie uns wenigstens von jenen Unholden befreien.

Am zweiten Tage langten wir gegen Mittag bei der grossen Flusshemmung an, die man mir schon vorher als das grösste Hinderniss des Weges geschildert hatte. Die Uferfelsen treten hier in den Strom hinein, sind aber durch die Gewalt der Zeit und das Wirken des Wassers zertrümmert, und mächtige Granitblöcke, zwischen denen das Wasser schäumend dahinbraust, bedecken allenthalben das Flussbett. Hier im Boote zu passiren ist unmöglich, das Gepäck muss über die am Ufer befindlichen Felsblöcke hinüber getragen werden und die Kähne werden mit Stricken und Stangen am Ufer entlang gezogen. Meine Bootführer behaupteten, die Länge der gefährlichen Flusshemmung betrüge hier über 5 Werst, und wollten mich daher veranlassen, diesseits der Flusshemmung zu übernachten. Da es aber noch sehr früh am Tage war, so befolgte ich den Rath der Führer nicht, sondern befahl das sofortige Herüberschaffen der Lasten. Nach einem kurzen Imbisse brach ich selbst auf. Der Weg schlängelt sich hier zwischen mächtigen Granitblöcken am Ufer entlang. Bald muss man von Fels zu Fels springen, bald an den steilen Wänden herabrutschen, bald über hohe Felsenstufen emporklimmen. Erschöpft und abgemattet gelang es uns nach einem vier- bis fünfstündigen Marsche endlich spät am Abend das Ende des Bergsturzes zu erreichen. Unsere Führer hatten während dieser Zeit die Boote und einen Theil unserer Sachen hergeschafft, waren aber selbst zurückgekehrt, um den Rest der

Sachen zu holen. Leider brach die Nacht ein, und wir mussten jenseits der Flusshemmung ohne warme Kleider, ohne Nahrung, ja ohne Feuer übernachten. Wir fanden keine bessere Lagerstätte als eine hervorragende kahle Felsplatte, unsere Sättel als Kopfkissen gebrauchend. Hunger, Nässe und Kälte liessen uns wenig schlafen. In der Nacht wurden wir durch das Gebrüll von Bären mehrmals beunruhigt. Früh am Morgen langte wiederum ein Transport unseres Gepäckes an, und gegen Mittag endlich der letzte mit Nahrungsmitteln.

Erst am vierten Tage unserer Reise sahen wir an kahlen Uferbergen mit Gerste besäete Felder, im Flusse ausgestellte Fischnetze und noch andere Merkzeichen, die auf die Nähe menschlicher Wohnungen deuteten, und erreichten am Abend glücklich das Dorf Tschelei.

Wir hatten somit auf dem Mrass eine Strecke von 100 Werst zurückgelegt und auf dieser ganzen Strecke keine Spur von menschlichen Wohnungen angetroffen.

(Den 3. Juni.) Heute früh verliessen wir den Ulus Tschelei und fuhren am Mrass aufwärts bis zum Ulus Usmarga; hier fand ich Pferde bereit und benutzte deshalb den Landweg. Der Boden war vom anhaltenden Regen aufgeweicht, so dass die Pferde mehrmals stürzten. Mein Gepäck war nicht gross und so hätten wir an 8 Pferden genug gehabt, trotzdem hat man uns 14 Pferde gegeben, da jedes Packpferd von einem Führer bestiegen wurde. Im Laufe des Nachmittags langten wir am Ulus Karga an.

(Den 4. Juni.) Wir waren noch gestern aufgebrochen. Nach dem Rathe der Tataren fuhr ich von Karga noch 15 Werst aufwärts auf dem Mrass zu Boote, obgleich Pferde vorhanden waren. Wir erreichten aber gestern den Ulus Ak Kaja (weisser Fels) nicht mehr, sondern übernachteten in einer am Flusse befindlichen Hütte, etwa 5 Werst von Ak Kaja. Das Mrass-Thal ist hier stärker bevölkert und man sieht ausser den Dörfern viele einzelne Hütten am Ufer liegen. Die Ufer des Flusses haben einen anderen Charakter angenommen als unterhalb Karga. Bis Karga sind die Ufer und Höhen mit dichtem Pichten- und Cedernwald bewachsen, hinter dem sich riesige Felspartieen er-

heben; von Karga an sind das Mrass-Ufer und die nicht sehr hohen Uferberge mit dichten Fichtenwaldungen bedeckt. Die helleren Fichten mit ihren gelbrothen Stämmen verleihen der Landschaft eine grössere Lieblichkeit und Frische, während der dunkle Pichtenwald den Eindruck ernster Ruhe macht.

Beim Ak Kaja fand ich die Pferde bereit, die von den am Mrass liegenden Jurten hierher gesendet waren. Unser Weg führte am rechten Ufer des Mrass wohl 25 Werst auf der Höhe der Uferberge entlang. Ueberall dichter Urwald, steile Berge und abschüssige Abhänge. Der schmale Pfad schlängelt sich zwischen dicht verwachsenem Gebüsch dahin. Riesige umgestürzte Baumstämme, die ihre nackten Arme zum Himmel emporstrecken, mächtige Steinblöcke, mit Moos und Schlingpflanzen umwachsen, Moräste und Sturzbäche sind Hindernisse, die sich abwechselnd dem Reisenden in den Weg stellen. Bald gleiten die Pferde auf den schlüpfrigen Steinplatten aus, bald bleiben sie im Moraste stecken, dann muss ein Sprung über einen Baumstamm versucht werden, oder man muss denselben umreiten und einen neuen Weg durch das Dickicht suchen, wo die herabhängenden Zweige dem Reiter das Gesicht blutig schlagen. Aber trotz aller dieser Leiden erfüllt uns die Schönheit der uns umgebenden Natur mit Bewunderung. Die riesigen Pichten und Cedern steigen kerzengerade zum Himmel auf. Ihre dunklen Zweige sind oft in einen dichten Schleier von weissem Moose gehüllt und die Sonnenstrahlen können nur mit Mühe das sich über uns ausbreitende Zweigdach durchdringen, so dass uns ein magisches Zwielicht umgiebt. Der Boden ist fusshoch mit frischgrünen Kräutern und bunten Blumenbüscheln bedeckt und Schlingpflanzen ranken sich um die glatten Stämme der Pichten empor und scheinen die Zweige der Bäume mit der Vegetation des Bodens zu verbinden. Ueberall sieht man die Spuren des Fürsten dieser Wälder, des Bären (den die hiesigen Einwohner Apschyjak, „den Alten", nennen). Hier hat er auf dem Kräuterteppich gelagert, dort hingegen einen Ameisenhaufen auseinandergescharrt und den arbeitsamen Thierchen den Bau zerstört, um an ihren Eiern sein leckeres Mahl zu halten; ziemlich starke Stämme der grossen Sträucher und kleinen Bäume, nach deren Beeren ihn gelüstet, hat er mit seinen mächtigen Tatzen erfasst und wie eine Weidenruthe umgedreht und nach unten gebogen, und der an der gekrümmten Stelle zersplitterte Baum lässt

traurig seine Zweige über den Weg hängen. Erreicht man die Höhe der Bergkuppen, so lichtet sich der Wald und es eröffnet sich jedesmal eine herrliche Aussicht auf den Mrass, der in der Tiefe zwischen den Uferbergen dahinbraust.

Gegen Mittag erreichten wir den Ulus Kysyl Kaja und da ich hier einige Arbeit fand, verliess ich ihn erst gegen Abend. Wir durchritten den Fluss Psass nicht weit von seiner Mündung in den Mrass. Von hier aus erstiegen wir die Höhe des Gebirgskammes. Es war Nacht geworden. Der Weg führte durch dichte Waldstrecken, wo uns Finsterniss umgab, da die Mondstrahlen nicht durch das Zweigdach zu dringen vermochten. Die Huftritte der Pferde und der eintönige Gesang der Führer waren das Einzige, was die lautlose Stille der Nacht unterbrach. Auf der Höhe wurde der Wald lichter und der helle Mondschein erlaubte uns an einigen Stellen eine Fernsicht. Ringsum sah man die schwarzen Bergriesen aufsteigen und bei der matten Beleuchtung des Mondes in leichten Linien am Horizonte sich abzeichnen. In den Thälern herrschte undurchdringliche Nacht, da von den Flüssen mächtige Nebelwolken aufstiegen, die den Thalkessel bis zum Rande anfüllten. Um Mitternacht erreichten wir den Ulus Tajasch, der auf der Höhe des Bergkammes nicht weit vom Psass-Ufer liegt.

(Den 5. Juni.) Von Tagasch aus ist weniger Waldung. Die Berge werden niedriger und mehr abgerundet. Hier finden sich schon grosse Grasplätze, so dass die Eingeborenen gewiss hier bedeutende Viehheerden halten könnten. Nicht weit von der Alexandrowski-Goldwäsche erreichten wir den Fluss Kondoma, dessen Uferberge von nur geringer Höhe sind. Das Thal der Kondoma macht einen sehr freundlichen Eindruck, es bietet eine Frische und Mannigfaltigkeit dar, deren der Schwarzwald entbehrt. Die Hügelwellen sind theils mit Birken, Espen, Pappeln, Tannen und Fichten bewachsen, theils zeigen sie baumlose, mit üppigen Kräutern bewachsene Abhänge. Das Flussthal ist breit und häufig mit dichtem Weidengestrüpp bewachsen.

(Den 8. Juni.) Am 6. bin ich in der Goldwäsche Spasski angelangt und habe mich bis jetzt hier aufgehalten, um mich von den Beschwerden der Reise auszuruhen und meine Aufzeichnungen zu ordnen.

Die alte Goldwäsche Spasski, in der jetzt noch die Hauptanzahl der Arbeiter wohnt, liegt in dem hier recht breiten Thale der Kondoma. Sie besteht wohl aus hundert Häusern, die eine lange Strasse bilden, welche sich vom Hause des Verwalters aus bis zum Flusse hinzieht und wegen ihrer Sauberkeit und der schönen Lage des Ortes einen angenehmen Eindruck macht. Sie liegt in einem Thalkessel, welcher rings mit nicht hohen Bergen umgeben ist, die in abgerundeten Wellen sich gleichsam ineinander ketten. In Spasski selbst herrscht jetzt wenig Leben, da die Arbeiten des geringen Ertrages wegen eingestellt sind. In der Goldwäsche Alexandrowski, wo man schon seit längerer Zeit die Arbeit eingestellt hatte, hat man jetzt wieder neue Goldschürfe entdeckt und arbeitet schon den ganzen Frühling. Es ist für die Arbeiter der letzteren Goldwäsche sehr beschwerlich, dass sie in Spasski wohnen und den langen Weg von Spasski nach Alexandrowski (30 Werst) sehr oft zu Fuss zurücklegen müssen; sie können aber dennoch nicht nach Alexandrowski übersiedeln, da dort sämmtliche Wohngebäude verfallen und unbewohnbar sind.

Die Totalsumme des im Gebiete der Spasskischen Goldwäsche vom Jahre 1842—1860 ausgewaschenen Goldes beträgt 69 Pud 15 Pfund 2 Solotnik 2 Doli.

(Den 9. Juni.) Die Spasskische Goldwäsche verlassen und zwar in einer Telege. Jenseits von Spasski beginnt von Neuem der Schwarzwald und man sieht, wie sich die dunklen Berge im Süden höher aufthürmen. Der Weg war schlecht, weil der Verkehr mit der Goldwäsche Koaran nach Einstellung der Arbeiten in derselben vollkommen aufgehört hat. Wir erreichten Koaran im Laufe des Nachmittages. Von Koaran aus ist die Strasse nicht mehr zu Wagen zu passiren. Ich stieg jetzt zu Pferde. Der Weg führte hier durch den dichten Schwarzwald, wie ich ihn am Mrass beschrieben habe. Meine Führer bezeichneten mir die sich im Südosten aufthürmenden Bergmassen als das Abakanische Gebirge. Gegen Südwesten sieht man einen anderen Bergzug, der sich zum Teletzkischen Gebirge hinzieht. Der Weg war recht schlecht, wenn auch ziemlich breit angelegt. Der schon seit Wochen anhaltende Regen hatte den Boden aufgeweicht und die stark frequentirte Strasse in einen Morast verwandelt. Wir konnten hier nur Schritt reiten, da die Füsse

der Pferde bei jedem Tritt in den Boden einsanken, was um so unangenehmer war, als wir im Laufe des Nachmittages von einem heftigen Regen überfallen wurden. Spät am Abend erreichten wir eine Etappe (21 Werst), ein Haus, das von der Goldwäsche-Verwaltung hier errichtet ist. Dergleichen Etappen werden auf allen Wegen, die zu Kronsgoldwäschen führen, unterhalten, sie dienen als Stationen für den Verkehr der Goldwäschen. In jeder dieser Etappen ist eine Anzahl Kronspferde für den Verkehr stationirt. Solcher Etappenstrassen giebt es drei im Tom-Kondoma-Gebiete: 1. von der Biisker Strasse über Spasski nach Zarewo-Alexandrowski; 2. von Kusnetzk am Tom entlang nach Zarewo-Nikolajewski; 3. von Kusnetzk am Ussu entlang nach der Goldwäsche Zarewo-Mariinsk. Früher ging der Etappenweg von Zarewo-Nikolajewski am Mrass entlang.

Die hiesige Etappe besteht aus einem kleinen Häuschen, das recht wohnlich aussieht.

(Den 10. Mai.) Nach einer schlechten Nacht (das Ungeziefer liess uns nicht schlafen) brachen wir in der Frühe auf und erreichten zu Mittag die Biiskische Goldwäsche am Flüsschen Andaba; dieselbe ist ebenfalls seit längerer Zeit verlassen und nur ein Etappenhaus bewohnt. Ich ritt ohne Aufenthalt weiter und langte am Abend in der 20 Werst entfernten Goldwäsche Zarewo-Alexandrowski an. Freundlicher Empfang seitens des mir bekannten Verwalters Kulibin. Der Charakter der Landschaft hatte sich bei Zarewo-Alexandrowski nicht verändert. Ueberall dichter, fast undurchdringlicher Schwarzwald. Der ohne Unterbrechung auf uns herabströmende Regen nahm uns jede Fernsicht.

(Den 12. Juni.) Eine solche Goldwäsche bildet eine Welt für sich. Rings von Waldgebirgen umgeben, ist sie von jedem regeren Verkehre mit der Aussenwelt abgeschlossen. Wöchentlich trifft nur einmal die Post ein, und das nur in den Sommermonaten, sonst vergeht oft ein Monat, bevor die Bewohner der Goldwäsche wieder Nachricht von Aussen erhalten. Die hiesige Goldwäsche bildet eine recht ansehnliche Ansiedelung am rechten Ufer des Flüsschens Kontschak. Sie ist viel grösser als Spasski. Wenn man die Höhe des Uferberges erstiegen, so hat man eine gute Ueber-

sicht über die ganze Ansiedelung, die sich am Fusse des Berges bis fast zum Flusse hinzieht. Rings um den Ort steigen dunkle Waldgebirge auf und schliessen das freundliche Thal wie mit einer unübersteiglichen Mauer ein.

Der Verwalter der Goldwäsche und der Arzt des ganzen Kronsgoldwäschen-Bezirkes, der hier seinen Wohnsitz hat, führen hier in der Einsamkeit ein ganz erträgliches Leben. Die Leute sind nur auf sich selbst angewiesen, haben sich aber recht behaglich eingerichtet. Musik, Lektüre, Gartenkultur, Jagd, Fischfang gewähren ihnen so viel Abwechselung, dass sich das Gefühl der Langeweile, wenigstens im Laufe des Sommers, bei ihnen nur selten einschleichen kann. Im Winter, wo der hohe Schnee sie in die Häuser bannt, soll es dagegen manchmal unerträglich sein.

Das Leben der Arbeiter auf der Goldwäsche geht Jahr für Jahr gleichmässig fort. Zwei Wochen Arbeit und eine Woche freie Zeit. Ihre Nahrung ist den Umständen nach gut, denn sie erhalten Mehl und Fleisch (letzteres einen Theil des Jahres in getrocknetem Zustande) reichlich. Wie sich von selbst versteht, herrscht hier strenge Zucht. Jeder Arbeiter erhält sein Tagespensum; arbeitet er mehr oder an freien Tagen, so wird ihm dies besonders bezahlt. Die schwere Arbeit, die tödtliche Langeweile an freien Tagen und der Mangel an Frauen hat unter den Arbeitern einen grossen Grad von Stumpfsinn und grosse Unmoralität erzeugt, so dass hier schwere Verbrechen, die zuweilen nur aus Langeweile begangen werden, keine Seltenheit sind. Hier zwei Fälle als Beispiel.

Vor einigen Monaten nahm ein junges Weib ein zweijähriges Kind einer Nachbarin, das sie sonst sehr lieb gehabt, mit in die Badstube und schnitt ihm dort den Hals durch. Sie wurde bei der That ergriffen, gestand Alles ohne Zögern ein und gab als Grund des Verbrechens an, dass in ihr schon lange der Gedanke aufgetaucht sei, sie müsse ein Kind ermorden; endlich habe sich hierzu eine günstige Gelegenheit gefunden; sonst habe sie keine Veranlassung zum Morde gehabt. Vor einigen Wochen wurde hier ein Mann ermordet. Zwei Bergarbeiter waren des Mordes verdächtig. Man setzte sie in gesonderte Gefängnisse und erlangte von dem einen folgendes Geständniss: seine Frau habe mit dem Ermordeten in einem unerlaubten Verhältnisse gelebt, er habe desshalb beschlossen,

jenen zu ermorden; da aber jener gross und stark, er aber klein und schwächlich sei, so habe er seinen Freund gebeten, seinen Feind für ihn todtzuschlagen, und dieser habe ihm bereitwillig den Freundschaftsdienst geleistet und ihm bei der Ausführung der That getreulich beigestanden.

Heute, am ersten Pfingstfeiertage, wurde den Arbeitern Branntwein gereicht, aber nur im Magazin der Goldwäsche, wo er auch getrunken werden musste. Trotz des Verbotes der Beamten, den Branntwein nicht mit in die Hütte zu nehmen, war dies dennoch geschehen. Ausserdem hatten sich die Arbeiter noch anderen Branntwein verschafft, so dass die meisten betrunken waren und am Abend jubelnd und singend durch die Strassen zogen. Als es dunkel geworden war, versammelten sich die Einwohner vor den Hütten bei grossen Feuern, die man im Freien angezündet hatte. Die wohl von fünfzig solchen Feuern erleuchtete Goldwäsche machte einen sehr eigenthümlichen Eindruck.

Die Bevölkerung der Privatgoldwäschen ist viel sittenloser als die der Kronsgoldwäschen; auf letzteren sind stehende Arbeiter, auf ersteren aber sammelt sich alles mögliche Gesindel und unter diesen viele verschickte Verbrecher. Die Folge davon ist, dass auf den Privatgoldwäschen die schrecklichsten Verbrechen an der Tagesordnung sind.

Am dritten Pfingstfeiertage Morgens besuchte ich die dicht bei der Goldwäsche belegenen Arbeiten. Dieselben sind in der That recht bedeutend und zeugen von der Tüchtigkeit der leitenden Beamten.

Das Wasser des Flüsschens ist in ein anderes Bett geleitet und ein aus Brettern gefertigter Wasserzug führt über ein Balkengerüst zu dem Rade der Maschine. Durch eine eigenthümliche Schleusenvorrichtung kann die Menge des Wassers, die das Rad treibt, auf das Genaueste regulirt werden.

Die Maschine ist bequem und praktisch eingerichtet. Zu beiden Seiten des Wasserrades sind kreisrunde Vertiefungen, die im Durchmesser wohl drei Arschin haben und in welche die ausgegrabene Erde, die man auf Karren herführt, geschüttet wird. Ein senkrechter Eisenstab, an dessen Ende sich mehrere horizontale Arme befinden, dreht sich in seiner Achse, so dass die Arme die in die Vertiefung geschüttete Erde umrühren. Auf dem Boden ist eine Eisenplatte mit Löchern von einem

halben Zoll im Durchmesser, und von oben fliesst ein bedeutender Wasserstrahl in die Vertiefung, der die kleinen Steine und die Erde durch die Löcher treibt und die grösseren Steine abspült. Die grossen Steine werden nun von zwei bei jeder Vertiefung aufgestellten Arbeitern mit hackenähnlichen Werkzeugen entfernt und fortgeschafft. Der durch die Löcher herabgestürtzte feinere Grund fällt auf die Waschstelle und zwar auf einen zwei Arschin breiten und eine Arschin langen, etwas nach vorn geneigten, sehr glatten Bretterboden, an dem hinten und zu den Seiten sich ein etwa 2—3 Zoll hoher Rand befindet, an dessen vorderem Theile aber zwei etwa 1/4 Zoll tiefe Querrinnen sind. Unterhalb dieses Bretterbodens sind noch zwei bis drei geneigte, eine Arschin lange Stufen mit ebensolchen Querrinnen angebracht. Bei dieser Waschstelle sind an jeder Seite zwei bis drei Arbeiter aufgestellt, die mit an langen Stangen befestigten Brettchen die auf die Waschstelle herabgefallene Erde vorsichtig auseinander ziehen, so dass das Wasser die feineren Theile nach vorn treibt, die grösseren Steine aber zurücklässt; diese werden von den zu beiden Seiten stehenden Arbeitern vorsichtig entfernt. Der schwere Goldsand, der sich bei dieser Manipulation auf den Boden senkt, sammelt sich in den Querrinnen und wird nach der Entfernung aller Erde und der Steine aus den Querrinnen gesammelt. Der einmal durchgewaschene Sand sammelt sich in Trögen am unteren Ende der Waschstelle und wird noch einmal durchgewaschen. Sehr bequem ist die Beaufsichtigung der Waschstellen. Zwischen beiden Waschstellen, dicht unter dem Wasserrade, ist eine Ueberdachung und hier befindet sich eine Bank, von welcher aus man beide Waschstellen sehr leicht beaufsichtigen kann. Im Allgemeinen sollen 100 Pud Erde hierselbst 2 Solotnik Gold enthalten.

(Den 13. Juni.) Nach Tische verliess ich Zarewo-Alexandrowski und kehrte zur Biiskischen Goldwäsche zurück. Etwa 1 1/2 Werst von derselben wandten wir uns westwärts vom Flüsschen Andaba und folgten demselben bis zum Lebed, dann ritten wir am linken Ufer des Lebed bis zum Flüsschen Ulbas etwa 35 Werst vor Zarewo-Alexandrowski. Am Andaba fand ich drei frische Pferde bereit; mein Gepäck war schon am Morgen nach Ulbas gebracht worden. Die Ufer des Lebed tragen durchaus nicht den Charakter des Schwarzwaldes, es

sind vielmehr nicht hohe Bergwellen, die ebenso wie das Flussthal meist mit Birken- und Espenwald bedeckt sind; im Thale selbst ist ausserdem häufig graugrünes Weidengestrüpp. Am Ulbas traf ich auf den ersten Ulus der Lebed-Tataren.

(Den 14. Juni.) Mit Sonnenaufgang verliess ich den Ulbas. Unser Weg ging wohl 20 Werst am Lebed abwärts. Das Flussthal ist sehr breit und überall finden sich in demselben herrliche Wiesenflächen, durch die der breite, aber nur sehr flache Fluss sich hinzieht. Da Sümpfe und dichtes Weidengestrüpp die Wiesenflächen unterbrechen und der Fluss selbst viele Windungen macht, so musste er wohl zehn Mal durchritten werden. Die Passage aber war nur an einer Stelle gefährlich. Einige unserer Pferde verloren den Boden der Furth und stürzten mit dem Gepäck in den Strom, so dass sie an das Ufer schwimmen mussten. Noch im Laufe des Vormittags erreichten wir am Ufer zerstreut liegende Hütten. Im Ganzen ist der Lebed wenig bevölkert; man erklärte mir diesen Umstand dadurch, dass durch die Anlage der Zarewo-Alexandrowskischen Goldwäsche den Anwohnern viele Weideplätze genommen wurden, so dass ein grosser Theil der hiesigen Bewohner den Lebed verlassen habe. Obgleich der Wasserstand sehr niedrig war, rieth man mir doch, meine Reise zu Wasser fortzusetzen. Es wurde zu diesem Zwecke ein Floss aus Brettern gezimmert, auf dem mein Zelt aufgestellt wurde. Am Hintertheile wurde auf Brettern eine Schicht Erde aufgeschüttet und auf dieser ein Feuer angezündet. Das Floss wurde mit sechs Menschen bemannt.

(Den 16. Juni.) Zuerst war der Fluss sehr flach, das Floss fuhr mehrmals fest und nur nach grosser Anstrengung gelang es, dasselbe wieder flott zu machen. Später wurde das Wasser tiefer. Die Durchreise eines Fremden war hier ein wahres Fest, denn fast die ganze männliche Bevölkerung folgte uns am Ufer eine Strecke lang; sobald das Floss stehen blieb, ritten die Leute in's Wasser und singend und jubelnd arbeitete man so lange, bis das Floss wieder flott war. Um das Floss leicht zu machen, hatte man unser Gepäck 10 Werst weit zu Pferde transportirt und lud es erst hier auf das Floss. Die berittene Begleitung nahm hier von uns Abschied. Die Strömung des Lebed ist sehr verschieden, oft fast kaum merklich, so dass das Floss

mit Stangen fortgestossen werden muss, bei seichteren Stellen aber ist der Fluss reissend und voller Strudel. Das Flussthal bot mannigfaltige Abwechselungen, wenn auch der ganze Charakter der Landschaft sich wenig ändert. Oft ist das Thal breit und mit Wiesengründen bedeckt, oft verengt es sich, ist waldig und mit Birken, Weiden und Espen besetzt. Dann giebt es wieder Stellen, wo die Uferberge dicht bis an den Fluss treten, bald bedeckt, bald in kahlen Felsen steil herabfallend. Pichten und Cedern treten nur selten auf, nur von Zeit zu Zeit taucht einer dieser dunklen Waldriesen aus dem weisslichen Weidengestrüpp oder den hellgrünen Birken hervor. Die Schattirungen der Landschaft sind oft reizend. Der Fluss mit seinem silberweissen Wasser ist von weissgrünen Weidenbüschen eingefasst, dann folgt das glänzende Grün des Wiesenteppichs, an den Uferhügeln erhebt sich die mattgrüne Birke und in der Ferne steigen die dunklen Berge des Schwarzwaldes immer höher auf.

Etwa nach 24 Werst machten wir Halt und banden das Floss am Ufer fest. Kaum hatten wir uns niedergelegt, als plötzlich in der Nähe aus dem Gebüsch ein furchtbares Gebrüll ertönte. Der Schreckensruf der Tataren: Ajyg! Ajyg! (ein Bär!) machte mich sogleich mit dem Urheber bekannt. Ich feuerte daher mein Gewehr mehrmals ab und das laute Gebell meines Jagdhundes, das die Tataren mit Schreien und Pfeifen begleiteten, setzte Herrn Petz in Schrecken, so dass er sich eilig davon machte. Das Knistern der Reiser unter seinen Tritten konnten wir deutlich vernehmen.

(Den 17. Juni.) Den folgenden Tag fuhren wir ohne Hindernisse von Sonnenaufgang bis spät zum Abend und erreichten die Mündung des Flüsschens Togul. Hier ist die Strömung des Lebed so stark, dass unser Floss auf das andere Ufer geworfen wurde. Nach vielen Mühen gelang es meinen Leuten, das linke Ufer der Togulmündung gegenüber zu erreichen. Hier ist ein Etappenhaus, allwo im Winter Provianttransporte nach Zarewo-Alexandrowski vorbeigebracht werden.

(Den 19. Juni.) Während der ganzen Lebedreise und noch während des gestrigen Tages hatten wir heftiges Regenwetter. Erst heute gegen Mittag klärte sich der Himmel auf. Wir verliessen die Jurten am Togul zu Pferde und wandten uns vom

Lebed direkt nach Süden zur oberen Bija. Von der Höhe des Gebirgskammes war eine liebliche Aussicht auf den Togul, der sich durch ein weites, üppiges Wiesenthal hinschlängelt. Jenseits des Lebed erhebt sich ein hoher Gebirgszug, der zum Theil mit Wald bedeckt ist, zum Theil kahl sich am Horizonte sanft geschwungen dahinzieht. Jemehr wir uns vom Lebed entfernten um so dichter wurde der Wald. Nach einigen Werst trafen wir auf die erste Hütte der Schwarzwald-Tataren. Die Bodenvegetation zeigt hier dieselbe Ueppigkeit wie am Mrass, sie ist so hoch und dicht vorn am Walde von saftigen Kräuterbüschen bewachsen, dass nur der Kopf des Pferdes und seines Reiters aus der Pflanzenschicht emporragen. Trotzdem ist dies noch nicht der eigentliche Schwarzwald, wie ich ihn am Mrass beobachtete. Die Espen und Birken haben noch immer die Oberhand. Die Berge steigen nach Süden höher und erlauben uns keine Fernsicht. Deutlich kann man erkennen, wie zwei Hauptgebirge sich nach Süden hinziehen, im Westen ein Gebirgszug, der die Bija begleitet, und im Osten ein zweiter, der die Wasserscheide zwischen dem Tom- und Bija-Gebiet bildet. Besonders reich scheint die hiesige Gegend an Vögeln zu sein, die hier überall in unzähligen Schaaren die Luft durchschwärmen. Auch an Vogelwild sind die hiesigen Wälder reich, besonders an Auer- und Birkhühnern. Die erste Hälfte des Weges legten wir bei herrlichem Wetter zurück, nicht so den übrigen Theil; der Himmel überzog sich mit schwarzen Wolken und ein wahrer Wolkenbruch begleitete uns die letzten 10 Werst. Der Charakter des Waldes änderte sich insofern, als hier grosse Strecken mit Tannen- und Fichtenwaldungen bedeckt waren.

(Den 20. Juni.) Den 20. Juni verliessen wir den Ulus-Küsön und wendeten uns nach Südosten, dem Laufe der Bija in einiger Entfernung folgend. Auf den Höhen Pichten- und Cedernwaldung, in den Thälern Birken- und Fichtenwald. Im Altai kommt die Fichte nur in einigen Gegenden vor, ein Beweis der hohen Lage des Landes. Bunge macht darauf aufmerksam und meint, dass das Vorkommen von Fichten- und Tannenwaldungen im Tscholyschmanthale ein Kennzeichen der bedeutend niederen Lage dieses Landstriches gegen den übrigen Altai sei. Das Auftreten von Fichtenwaldungen ist aber nicht überall ein Zeichen der niedrigen Lage, denn sie kommen am oberen Mrass

in ziemlich hochgelegenen Landstrichen vor, desgleichen an der oberen Bija, während sie am Lebed fehlen, obgleich letzterer niedriger liegt. Einige Male führte der Weg auf die Höhen des Bergkammes am rechten Ufer der Bija und bis an das Ufer des Stromes selbst. Wir sahen lange den gewaltigen Strom tief im dichtbewaldeten Thale zwischen bedeutenden Uferbergen sich hindurchzwängen; ein überaus grossartiger Anblick. Der Weg war schlecht und sumpfig.

Um einen berühmten Sänger zu besuchen, ging ich nicht direkt zur Mission am Käbisän, den kürzesten Weg zum Teletzkischen See, sondern wandte mich östlich in's Gebirge. Hier lagen die Hütten der Talas zerstreut. Die Lage des Ortes, an dem wir unser Lager aufschlugen, war reizend. Wie ein Meer von sich hoch aufthürmenden Wellen sahen wir bis in unabsehbare Ferne die sanft abgerundeten Bergketten sich hinziehen, und im Hintergrunde erhoben sich die mächtigen Berggipfel der Gebirgskette des Teletzkischen Sees. Alle uns näher liegenden Bergwände waren mit dichtem Schwarzwalde bedeckt, und nur ganz im Vordergrunde lagen kahle, hellgrüne Hügel, auf deren Gipfeln und Abhängen die Aecker der Tataren wie bunte Flecken zerstreut lagen. Bei Sonnenuntergang glänzten alle Berggipfel in rosenrothem Scheine, während die Thalfurchen schon in das dunkle Schwarz der Nacht gehüllt waren. Die Nacht der Thäler schien gegen den Tag der Bergkuppen anzustürmen und stieg Schritt für Schritt höher, jemehr das Licht der untergehenden Sonne abnahm.

(Den 22. Juni.) Unser Weg ging wie am vorigen Tage an der Bija aufwärts. Hier trafen wir wieder Birkenrinden-Jurten. Wir durchritten zwei Flüsschen, den Tongoschty und den Toloi und langten im Laufe des Nachmittags in der an der Käbisän-Mündung gelegenen Mission an.

(Den 23. Juni.) Ich verliess schon in aller Frühe die Mission am Käbisän. Jenseits des Flüsschens ist eine wohl 6 bis 7 Werst lange Ebene, die aber nur an wenigen Stellen bebaut ist. Nachdem wir diese Ebene durchritten hatten, schlängelte sich der Weg in vielen Windungen zwischen grossen Steinblöcken und dichtem Buschwerk bis zum Kamme des Gebirgszuges empor. Der Boden war sehr weich und durch den an-

haltenden Regen in einen Sumpf verwandelt. Gegen 3 Uhr erreichten wir endlich die Jurte des Oroschok Saisan, die etwa $1^1/_2$ Werst von dem Ufer des Teletzkischen Sees entfernt ist.

Nachdem der Regen nachgelassen hatte, verliess ich die Jurte des Saisan und ritt von etwa 15—20 Tataren begleitet, zum Teletzkischen See. Das Gemälde ist herrlich. Zwischen den riesigen Waldmassen der Uferberge zog sich die hier schon bedeutende Wassermasse bis in weite Ferne hin. Das dunkle Grün der Berge ging am Horizont allmählich in Grau über, und im Hintergrunde erhob sich der mächtige Ängilgän wie eine silbergraue Wolke, die an ihrem unteren Saume mit der weissen, glänzenden Fläche des Wassers verschmolz. Am Ufer des Sees steht ein Speicher, in dem ein hiesiger Kaufmann seine Fischergeräthe und Boote aufbewahrt.

(Den 24. Juni.) Da ich den Teletzkischen See der Länge nach, in der Richtung von Norden nach Süden, zu durchschiffen gedachte, so miethete ich zu diesem Zwecke Boote eines Kaufmannes, der sich hierselbst mit dem Fischfange beschäftigt. Diese Boote sind bedeutend grösser als die gewöhnlichen Tatarenboote. Jedes Boot wurde mit drei Personen bemannt und auf 6 Tage Proviant mitgenommen, obgleich unsere Fahrt nur 90 bis 100 Werst betrug, da Stürme oft einen längeren Aufenthalt verursachen.

Der Teletzkische See wendet sich von dem Punkte aus, an dem wir uns befinden, in seiner Hauptrichtung zuerst nach Osten. Er ist hier von geringer Breite, wohl nicht mehr als eine halbe Werst. Die Uferberge sind hier hoch und steil und mit dichtem Schwarzwalde bekleidet. Etwa vier Stunden lang ruderten wir am linken Ufer entlang und passirten die Mündungen der Flüsse Ojor, Ümsär und Ürgö. Jenseits des Ümsär trafen wir auf vereinzelte Jurten der Schwarzwald-Tataren. Hier überzog sich der Himmel und es überfiel uns ein Gewitter, dem ein anhaltender Regen folgte. Es war allmählich dunkel geworden und die Landschaft wurde nur noch durch die zuckenden Blitze ab und zu erhellt. Der Donner rollte in langen Schlägen zwischen den hohen Bergwänden echoweckend entlang. Da der Regen immer heftiger wurde und das in den Booten sich ansammelnde Wasser uns sehr belästigte, befahl ich an's Land zu fahren, woselbst wir unter den Zweigen von Cedern und zwischen Steinblöcken einigen Schutz fanden.

Allmählich legte sich das Gewitter und der Himmel klärte

sich auf. Die Boote mussten umgepackt werden, denn unser Gepäck war durchweicht. Nachdem alles wieder in Stand gesetzt war, setzten wir unsere Reise fort und wandten uns nach Osten. Jemehr wir in dieser Richtung vordrangen, um so lichter wurde der Wald an den Uferbergen und es traten schon hier von Zeit zu Zeit Felsmauern hervor. Zwischen den Flüssen Ürgö und Tschentschenek zeigten sich am nördlichen Ufer fast nur Felspartien, die ihrer Farbe wegen von den Einwohnern Ak-Kaja (weisser Fels) genannt werden. Jenseits des Tschentschenek verliessen wir das nördliche Ufer und wandten uns nach Süden. Die Ueberfahrt dauerte ziemlich lange, da der See hier wenigstens 3 Werst breit ist. Als wir das jenseitige Ufer, nicht weit von der Mündung des Kondor, erreicht hatten, war es schon recht spät geworden; wir suchten nach einer Stelle zum Uebernachten. Man baute mir hier aus Zweigen eine Hütte, die allenfalls vor Regen schützte, und unsere Fährleute machten sich sogleich daran, für unser Abendessen Fische zu fangen. Obgleich mein Netz nur sehr kurz war, fingen sie dennoch in kurzer Zeit ein reichliches Gericht schöner grauer Fische, die die Tataren Kysyk, die Russen Teletzkische Heringe nennen. Der Kysyk ist sehr schmackhaft, wohl 10 Werschok lang und 2—3 Werschok breit und von silbergrauer Farbe. An Gestalt gleicht er dem Baikalischen Omul. Die Tataren versicherten, dies seien die ersten Kysyk, die sie in diesem Jahre gefangen hätten. Die Kysyk kommen meist zu Anfang Juli zum Vorschein und zeigen sich dann in riesiger Menge. In dieser Zeit finden sich auch die Kaufleute hier zum Fischfange ein. Im vorigen Jahre soll der Kaufmann Tschetin aus Ulalu 80 Pud Kysyk gefangen haben. Auch die Tataren kommen im Iuli von allen Seiten zum See und sammeln hier Vorräthe an Fischen. Von den Russen werden die Fische eingesalzen, die Tataren aber trocknen sie an der Luft. Ausser dem Kysyk giebt es im Teletzkischen See noch folgende Fischarten: Chairus, Salmo taimen (der besonders im Süden sich in ausserordentlicher Grösse vorfinden soll), Hechte und Raise.

(Den 25. Juni.) Nachdem wir den Berg Boldshor umschifft hatten, sahen wir, dass hier der See gänzlich seine Richtung ändert und sich im rechten Winkel nach Süden wendet. Seine Breite ist hier viel beträchtlicher, an der schmalsten Stelle

4 Werst. Die Uferberge steigen zu beiden Seiten immer höher auf und ziehen sich nicht in gleichmässigen Ketten dahin, sondern treten in mannigfaltigen Bildungen oft eine Werst weit in den See hinein Hier mussten wir über den See fahren, was nicht ohne Gefahr ist, da man vor Ablauf einer Stunde das jenseitige Ufer nicht erreichen kann, so dass man, wenn während dieser Zeit ein Sturm losbricht, Gefahr läuft, unterzugehen. Als wir die Ueberfahrt begannen, sah ich, wie sich die Fährleute gegen Süden hin verneigten, eine Hand voll Wasser in die Luft spritzten und einen Segensspruch murmelten. Man erklärte mir, man erbäte den Segen des Vaters des Berges, Altyn Tag („der Goldberg"), zur Ueberfahrt, denn wenn er Wind sende, so seien wir alle verloren.

Von der Mitte des Sees war eine weite Aussicht nach Süden. Die Entfernung ist so gross, dass die Berge am südlichen Ende des Seees vollständig im Nebel verschwinden. Als wir endlich das östliche Ufer südlich vom Flusse Körgürök erreichten, hatte sich der Charakter der Uferberge vollkommen geändert. An Stelle des Schwarzwaldes mit seinen Pichten und Cedern war jetzt die Taiga (Felsengebirge) getreten. Die Felsblöcke waren nur in den Rinnen zum Theil mit dünnen Waldstreifen überzogen. Hellgrüne Lärchenbäume, Birken, Espen und von Zeit zu Zeit Fichten und Kiefern zogen sich am Ufer und an den Felsspalten entlang und gaben den Uferbergen ein frisches Aussehen. Bald erreichten wir die Mündung des Aju Ketschpes (der Bär geht nicht herüber). Dieser Flussname soll daher kommen, weil die Bären, die hier nordwärts, besonders am Kangmy in grosser Zahl vorkommen, selten diesen Fluss überschreitten, da sie in der Taiga viel weniger Nahrung finden als im Jysch (Schwarzwald). Jenseits des Flusses Adamysch machten wir eine Stunde Mittagsrast. Die Uferberge senken sich hier an den meisten Stellen schroff ins Wasser, so dass sich nur sehr wenige Landungsplätze finden lassen. Weiter südlich waren die Uferberge Tschajak-Pakty und Sölök (am östlichen Ufer) fast ganz nackt und nur mit Gras und Geröll bedeckt. Die Bergmassen des Tschajak-Pakty erheben sich allmählich, während der Sölök fast senkrecht aufsteigt. Bäume sind hier nur dicht am Rande des Wassers. Das westliche Ufer hat, so viel vom östlichen zu erkennen ist, seinen Charakter wenig geändert. Bis zur Mündung des Kökschü wird die Aussicht auf

das Südufer des Seees durch die vorspringende Bergmasse des Kara-Korum (schwarzer Bergsturz) versperrt, doch sobald man die Mündung des Kökschü passirt hat, eröffnet sich eine Fernsicht nach Süden und es zeigen sich am Horizonte die mächtigen Höhen des Altyn-Tag und des Ak-Tasch, die sich zu beiden Seiten der Mündung des Tscholyschman erheben. Jenseits des Kökschü sind die Uferberge wieder zum Theil bewaldet und kahle Bergwände seltener.

Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Tolysch, wo wir die ersten Jurten der Dwojedaner vorfanden. Hier ist der See am schmalsten und man kann deutlich erkennen, dass auch am jenseitigen Ufer der Schwarzwald aufgehört hat und die Berge dort ebenfalls mit Lärchenwald bedeckt sind.

Der Abend war herrlich, kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Die Dwojedaner kamen aus ihren Jurten zum Ufer herab und versammelten sich um unser Feuer.

(Den 26. Juni.) Wir fuhren in der Frühe weiter am östlichen Ufer entlang. Das Ufer ist zuerst felsig. Diese Bergmasse wurde mir als Artal bezeichnet. Jenseits des Artal wird das östliche Ufer wieder waldig, abgerundet und endlich verschwindet der Felscharakter gänzlich. Auf der Höhe des Bergkammes sollen hier viele Jurten stehen. Beim Berge Pälä verliessen wir das östliche Ufer und durchritten, da das Wetter sehr günstig war, den See gerade südwärts. Das westliche Ufer ist von Kara-Korum ab weit schroffer als das östliche. Ueberall sieht man Felsmassen sich aufthürmen, auf deren Höhen ewiger Schnee liegt. Die höchsten Berge aber liegen an der Mündung des Tscholyschman und heissen Ak-Tasch (Weiss-Stein) und Altyn-Tag (Goldberg), der auch „Vater der Berge und Seeen“ genannt wird. Dieser steht in besonderer Achtung und Verehrung und Niemand hat ihn bis jetzt ersteigen können. Alle, die das beabsichtigt, sind umgekommen; „denn Gott will nicht“, sagen die Eingeborenen, „dass man den ‚Goldberg‘ ersteige“.

Etwa um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir die Mündung des Tscholyschman (hier ist die Höhe von Kalning auf 399,2 Meter bestimmt). Dieser Fluss ergiesst sich in mehreren Armen in den Teletzkischen See und beträgt die Breite des Thales an der Mündung wohl eine Werst. Nach der langen Wasserreise

macht das liebliche Thal des Tscholyschman einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden.

An beiden Seiten ist es von hohen, kahlen Felsmauern, deren Gipfel fast sämmtlich mit Schnee bedeckt sind, umgeben, aber zwischen diesen unwirthsamen Felswänden zieht sich der herrliche, in frischem Maigrün prangende Wiesenteppich hin, durch welchen sich in vielen Windungen die breiten Arme des Tscholyschman hindurchschlängeln, mit ihren von Fichten-, Pappeln- und Espenwaldungen reichbesetzten Ufern.

Wenn Ritter dem Teletzkischen See eine reiche Zukunft voraussagt, wenn er sich seine Ufer mit Dörfern und Städten bedeckt und seine Fluthen mit den Dampfschiffen der handeltreibenden Uferbewohner beschifft denkt, so sind das Phantasien, die wohl nie in Erfüllung gehen werden, denn nirgends sind Ankerplätze und Buchten, nirgends flache Ufer, an denen auch nur ein ganz kleines Dorf Platz fände. Der See in seinem Felsenkessel ist bis jetzt von der Civilisation ausgeschlossen gewesen und wird ihr wohl auch immer entfremdet bleiben. Die einzige Uferstelle, welche eine dichtere Bevölkerung erlaubt, ist die Mündung des Tscholyschman. Schon jetzt ist der Tscholyschman stark bewohnt. Wir trafen bereits an fünf bis sechs Stellen Filzjurten. Auf den Wiesengründen weiden viele Rinderheerden. Nicht weit von der Mündung des Baschkaus (Pasch-köbüsï, der „Vielquellige") mussten wir Halt machen, da die Nacht anbrach. (Kalning hat die Höhe dieser Stelle auf 418,3 Meter bestimmt. Den Quellsee des Tscholyschman, Dschulu Köl, bestimmt Kalning auf 2293 Meter Höhe; die Höhe des Kurai-Gebirges auf 2574 Meter, die Quelle des Baschkaus auf 1789 Meter.)

(Den 17. Juli.) Von der Mündung des Tscholyschman begaben wir uns heute zur Mündung des Tschöltschü. Nach etwa 2 Werst erreichten wir die Mündung des Baschkaus. Dieser Strom ist hier sehr reissend und das Durchreiten mit Gefahr verknüpft. Jenseits des Baschkaus ist das Tscholyschman-Thal von sehr verschiedener Breite, da die Uferfelsen an mehreren Stellen sehr nahe an den Fluss herantreten. Im Laufe des Nachmittags schlugen wir unser Zelt an der Mündung des Tschültschö auf.

(Den 24. Juli.) Der Tscholyschman war während unserer Reise zur chinesischen Grenze durch den anhaltenden Regen so

hoch gestiegen, dass er am Tschültschö nicht durchritten werden konnte. Wir setzten unseren Weg deshalb am rechten Ufer fort. Das Uferthal war hier schmal und der Boden meist mit Geröll bedeckt. Jenseits des grossen Bergsturzes, der bis an's Ufer des Flusses herabging, fanden wir ein kleines, halbverfallenes Boot, in welchem wir über den Fluss setzten. Da das Uebersetzen nur langsam von statten ging, konnten wir die Baschkaus-Mündung erst um 3 Uhr Nachmittags erreichen. Am Baschkaus fanden wir ebenfalls zwei kleine Boote, in denen wir den Fluss passirten. Der reissende Baschkaus ist schwieriger zu Boote zu durchfahren als der Tscholyschman. So ging auch unsere Ueberfahrt nicht ohne Unfall von statten; die Boote kippten um und sowohl Fährleute als auch unser Gepäck wurden durch den Strudel an's Ufer geschleudert, aber von am Ufer befindlichen Leuten gerettet. Jenseits des Baschkaus ritten wir noch 6 bis 8 Werst und übernachteten an der Uferwaldung bei einigen Jurten.

(Den 25. Juli.) Bei der vorgerückten Jahreszeit zog ich es vor, auf dem westlich vom Teletzkischen See führenden Landwege zurückzukehren. Wir brachen um 10 Uhr früh bei herrlichem Wetter auf. Da mein Gepäck sehr zusammengeschmolzen war, so genügten uns acht Pferde und drei Führer. Mit Proviant hatten wir uns auf einige Tage versorgt; Salz war leider nicht aufzutreiben gewesen.

Südlich vom Flüsschen Atschyman erstiegen wir das linke Ufergebirge des Tscholyschman. Der Fels erhebt sich hier fast senkrecht und an den Klüften steigt ein wenige Fuss breiter Pfad in vielen Windungen und Krümmungen empor. Zuerst bildet die Felswand einige Terrassen, die mit dichtem Birken- und Espengehölz bewachsen sind, dann hört die Bewaldung auf und nur niedriges Gestrüpp dringt aus den Felsspalten hervor. Hier wird der Weg so steil, dass die Pferde, dicht an die Felswand gedrängt, nur mit Mühe an den Steinplatten emporklimmen können. Ein Pferd stürzte wohl drei Faden herab und beschädigte sich den Fuss so stark, dass wir es zurücklassen mussten. Nachdem wir auf diese Weise etwa zwei Stunden bergan gestiegen waren, ruhten wir eine halbe Stunde auf einem grossen Felsvorsprunge. Ein herrliches Bild breitete sich vor unseren Augen aus. Das frische Grün des Tscholyschmanthales mit seiner dichten Uferwaldung, durch das sich der Fluss wie eine Schlange windet,

Tafel 2.

Aussicht auf den Teletzkischen See und die Tscholyschman-Mündung.

Seite 98—99.

lag jetzt gerade zu unseren Füssen. Wie zwei riesige Steinpfeiler erhoben sich zu beiden Seiten die Uferberge, und durch dieses Felsthor erblickten wir die weite Wasserfläche des Teletzkischen Sees, hinter dem das östliche Ufer, wie mit einem leichten Dunstschleier überzogen, seine gewaltigen Bergmassen terrassenförmig aufthürmte, deren höchste Gipfel mit dem Blau des Himmels verschmolzen.

Hier auf der Höhe beginnen schon die ersten Spuren des Schwarzwaldes. Rings aus den Spalten ragen dunkle Pichten hervor, deren Wurzeln in freier Luft die riesigen Steinblöcke umklammern. Der Weg wurde hier weniger steil, war aber sehr eng und durch den steinigen Boden nicht weniger beschwerlich. Nachdem wir abermals eine Stunde zwischen den Felsblöcken emporgeritten waren, erreichten wir das Flüsschen Atschyman, dessen Laufe wir etwa noch $1^1/_2$ Stunden folgten.

(Den 26. Juli.) Wir befinden uns jetzt wiederum im dichten Schwarzwalde; hohe Pichten- und Cedernwaldungen umgeben uns und der Boden ist mit üppigen Kräutern und Blumen bedeckt. Heute verliessen wir den Atschyman und wandten uns zu den nach Westen immer höher aufsteigenden Bergkuppen. Je höher wir stiegen, um so lichter wurde der Wald, die Pichten verschwanden und die Cedern fingen an, kleiner und verkrüppelter zu werden. Auf der Höhe wurde der Boden wieder sumpfig und der Wald verschwand gänzlich. Von dem obersten Gipfel des Bergkammes konnten wir die umliegenden Bergzüge übersehen. Nach Süden zieht sich das Randgebirge des Baschkaus mit seinen hohen Schneegipfeln, während sich das Ufergebirge des Teletzkischen Sees nach Nordosten hin ausbreitet. Nach Nordwesten hin sieht man die Gebirgszüge sich mehr und mehr abflachen. Die Berggipfel sind hier meist wellenförmig abgerundet und nirgends ragen zackige Spitzen hervor.

Auf der Höhe des Bergrückens überraschte uns ein starker Regenschauer. Als wir auf der anderen Seite des Bergrückens herabstiegen, erreichten wir bald wieder den Cedernwald und traten in das Fluss-System des Bishi. Zuerst folgten wir dem Flüsschen Aba bis zu seiner Mündung in den Schili. Den Schili verliessen wir bei der Mündung des Aktyra, an dessen Ufer wir aufwärts ritten. Dann überritten wir die Hügelkette zwischen dem Aktyra und Tölü (ebenfalls ein Nebenfluss des Schili), stiegen

von hier aus zu keinem Flusse herab, sondern folgten dem Bergzuge und erhoben uns auf demselben wiederum zu bedeutender Höhe. Am Abend langten wir auf dem Bergrücken südlich vom Flusse Bishi an, der auf dieser seiner Höhe ein ziemlich grosses, baumloses Plateau bildet. Da wir heute den Bishi nicht mehr erreichen konnten, schlugen wir hier unser Nachtlager auf und weil sich kein Bach in der Nähe befand, mussten wir das Wasser einer Regenpfütze benutzen.

(Den 27. Juli.) Wir brachen schon früh auf, die Witterung war ungünstig, denn es regnete sehr heftig. Das Herabsteigen zum Flusse Bishi war bei so ungünstigem Wetter mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. Der Weg war streckenweise mit Gesträuch und Gestrüpp bewachsen; bald waren Felsabhänge, bald sumpfige Stellen zu passiren. Der Bishi selbst ist an beiden Ufern von niedrigen, bewaldeten Bergzügen begleitet, die am rechten Ufer steil abfallen, am linken hingegen etwas weiter vom Flusse zurücktreten. Bei dem schlechten Wetter kamen wir nur langsam vorwärts und mussten daher übernachten, ehe wir die Wohnsitze der Schwarwaldtataren erreichten.

(Den 28. Juli.) An einem kleinen Nebenflusse des Bishi stiegen wir wieder am Bergkamme aufwärts. Der Weg war grauenhaft; dichter Wald, Sumpf und Steinmorast. Da gestern unser Fleisch zu Ende gegangen, so litten wir heute Hunger, denn wir hatten am Morgen nur Thee zu uns genommen. Wir ritten deshalb ohne Aufenthalt weiter. Ehe wir den Bishi wieder erreichen konnten, mussten wir vier bis fünf steinige Bergwellen, die in dichten Urwald gehüllt waren, übersteigen. Wir erquickten uns hier an Johannisbeeren, da der ganze Berg dicht mit Johannisbeersträuchern bedeckt war, deren herrliche Beeren in vollen Traubenbüscheln an den Zweigen herabhingen.

Von der Höhe des letzten Bergkammes sahen wir das Thal des Bishi zu unseren Füssen. An seinen Ufern waren viele Jurten, Heuschläge und bebaute Felder zu sehen. Gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir die erste Jurte und stärkten uns mit Gerstenmehlbrei, der uns sehr gut mundete. Da es früh am Tage war, ritten wir noch weiter. Etwa nach 5 Werst durchritten wir den Bishi, der sehr breit und reissend ist, und langten spät in der Nacht bei einem bedeutenden Tatarendorfe an. Der

Charakter der Thalniederung hat sich hier ganz geändert, der dichte Schwarzwald ist verschwunden und weite Wiesenflächen ziehen sich am Flusse hin. Das Land ist sehr bevölkert, wohl alle 2—3 Werst stossen wir auf kleine Dörfer. Die Einwohner sind arm, halten wenig Vieh und leben nur vom Ackerbau.

(Den 29. Juli.) Heute folgten wir dem Laufe des Flusses Ügön, in dessen Thale schon jede Spur von Schwarzwald verschwunden ist. Birken- und Espenwald, unterbrochen von frischen, grünen Wiesen, zieht sich am Flusse entlang. Gegen Mittag gelangten wir zu einer kleinen Ansiedlung von Jassak-Bauern und getauften Tataren. Diese Leute sind sehr wohlhabend und ihre Häuser in einem trefflichen Zustande. Sie treiben hier Ackerbau und Bienenzucht. Am Abend erreichten wir die Jurte des Saisan Tatar vom Stamme Kömnösch am Ufer des Kara Köpschü.

(Den 30. Juli.) Unser Weg führt jetzt weiter am Kara Köpschü entlang, wir passiren das Dorf getaufter Tataren am Paspagyl, in welchem der einzige getaufte Saisan wohnt. Vom Paspagyl wandten wir uns zum ersten Nebenflusse der Katunja, dem Ishi. Etwa 8 Werst vom Paspagyl führt der Weg über einen bedeutenden Bergrücken; ehe wir das Flussthal wieder erreichten, vergingen wohl zwei Stunden und bei dunkler Nacht langten wir beim letzten Tatarendorfe Taschtū (das Steinige), das von getauften Kumandinen bewohnt wird, an. Von hier hatten wir noch 7 Werst zu Pferde zurückzulegen, bis wir das erste russische Dorf erreichten und zu Wagen unseren Weg zur Biisker Strasse fortsetzen konnten.

Aus dem Tagebuche meiner im Jahre 1862 unternommenen Reise.

(Den 8. Mai.) Gestern Abend 6 Uhr verliessen wir Barnaul. Mit schlechten Pferden erst in der Nacht das 15 Werst entfernte Dorf Schachi erreicht. Ohne Aufenthalt weiter gefahren; gegen 2 Uhr Nachts kamen wir zu der Silberhütte Pawlowsk (25 W.). Die nächste Station Schabolicha (25 W.) am Morgen erreicht, dann Station Iliinsk (früher Idola genannt). Auf dem Wege am Ob zwei kleine Dörfer, Nishni Kuschuk und Patero, beide dicht

am Ob-Ufer, bei der Mündung gleichgenannter Flüsschen. Von Iliinsk bis zum Dörfchen Werchni Kuschuk (12 W.). Bis jetzt immer gleicher Steppencharakter, nur von Zeit zu Zeit Fichten- und Birkenwäldchen. Dichtere Waldungen sind bei Pawlowsk (wo sie offenbar gepflegt werden) und bei Werchni Kuschuk. Die Steppe sieht recht öde aus, das frische Grün beginnt kaum zu sprossen und birgt sich noch zum grössten Theil unter der graugelben Decke des vorjährigen Grases. Die einzige für das Auge wohlthätige Abwechselung bietet das Grün der Fichten, denn alle übrigen Bäume sind noch blätterlos.

Da wir in Werchni Kuschuk lange aufgehalten wurden, erreichten wir erst 7 Uhr Abends das Dorf Mosichi (20 W.). Der Weg war sehr schlecht, es fangen hier schon die Salzsümpfe an. Während der Nacht passirten wir Kulikowa (10 W.), Schorsina (15 W.), Korsina (20 W.) und Bukanowa.

(Den 9. Mai.) Hinter Bukanowa ist das Land eben und auf einer Strecke dicht bewaldet; überall Salzstellen. Das Gras zwar auch niedrig, aber schon grün. Etwa nach 8 Werst bekamen wir den östlich liegenden Kasmolinschen See zu Gesicht. Er ist 10 Werst lang und wohl eine halbe Werst breit. Das Wasser süss und reich an Karaussen, Barsen und Tschubak. An seinen Ufern liegen vier Dörfer. Am westlichen Ufer Butirki und Kosmalinsk (Wolostj), am östlichen Tschipanowa und Sarawina. Etwa eine Werst von Kosmalinsk liegt der erste Salzsee (1 W. lang) mit flachen, baumlosen Ufern. Salz wird hier nicht gewonnen. Kurganlager an zwei Stellen bei Butirki und Kosmalinsk. Das östliche Ufer des Kosmalinschen Sees ist mit dichtem Fichtenwalde besetzt. Der Boden am Ufer heller, gelber Sand. Das westliche Ufer kahl und schwarze Humuserde. Die Rinderpest hat im vorigen Jahre die Heerden aller Dörfer bis Schorsina heimgesucht, fast alles Vieh ist gefallen. Von Bukanowa an sind die Dörfer verschont geblieben. Von Kosmalinsk fuhren wir nach Gureletowa (20 W.). Der Weg geht ohne Unterbrechung am östlichen Rande des grossen Fichtenwaldes entlang, nur selten passirten wir einige Werst im Fichtenwalde. Hinter Kosmalinsk liegen bedeutende Kurganzüge. Bis zum Abend passirten wir die Dörfer Mormysch (15 W.), Semiwerstowa (24 W.), in der Nacht Ostrowo (28 W.); auf dieser Station fuhren wir wohl 6 Werst im Fichtenwalde. Das Dorf Woltschicha (25 W.)

erreichten wir am Morgen. In den letzten drei Dörfern wohnen schon einzelne Kirgisen als Arbeitsleute und Hirten. Das Land überall eben, ausser dem zur Linken liegenden Fichtenwalde nirgends Bäume. Ueberall kleinere und grössere Seeen (mit theils salzhaltigem, theils süssem Wasser).

(Den 10. Mai.) Gegen Mittag erreichten wir die 25 Werst entfernte Borowoi Farpost, die am Sary Köl (gelber See) liegt. Viele Salzstellen, an denen der Boden oft mit einer ziemlich dichten Salzschicht bedeckt ist, die in der Sonne wie Silber glänzt. Die Borowoi-Farpost (entstanden aus dem deutschen Worte „Vorposten", so wurden die vorgeschobenen Kosakenstationen benannt), ist zum Theil von Kosaken, zum Theil von Invaliden bewohnt, die hierher zur Gewinnung des Salzes kommandirt sind. Der See liefert gegen 100000 Pud Salz. Das Salz setzt sich bei grosser Hitze auf den Boden des Sees, es wird im Herbste losgeschlagen und an's Ufer geschafft. Die Ansiedlung besteht aus 50—60 Häusern. Zwei Beamte wohnen hier, die mich freundlich aufnahmen. Auch hier leben viele kirgisische Hirten. Nach Tische verliessen wir die Farpost und langten noch ziemlich früh bei den Kirgisen-Aulen an, die hier rundherum in grosser Anzahl liegen. Wir übernachteten im Aule des Erkimbai.

(Den 11. Mai.) Wir verliessen früh den Aul des Erkimbai, um uns zu der Jurte des reichen Kirgisen Maiky zu begeben. Mein Führer erzählte mir unterwegs, Maiky besitze 1000 Pferde, 1500 Schafe und 200 Kühe, er sei aber bei Weitem nicht der reichste Mann der Gegend. Tütö und seine drei Brüder besässen 7000 Pferde. Der Weg bot wenig Neues. Bald kahle Steppe, bald dünne Fichtenwaldung, häufig auch Pappeln, die aber noch blätterlos waren. Die ersten zwanzig Werst trafen wir nirgends auf Jurten. Dann stiessen wir auf zwei Aule und nicht weit von diesen auf Hütten, die als Winterquartiere dienen und am Rande der Fichtenwaldung an vom Winde geschützten Stellen aufgeführt sind. Der Aul des Maiky liegt jenseits eines kleinen Sees, an dessen Ufer wir einige gefährliche Salzsümpfe zu passiren hatten. Wir sahen wohl 25 Jurten, die in einer Reihe aufgestellt waren. Grosses Festmahl zur Erinnerung an den Tod der Frau des Wirthes.

(Den 12.—14. Mai.) Aufenthalt bei den Kirgisen der inneren Horde an der Grenze der Kulunda-Steppe.

(Den 15. Mai.) Gegen Mittag langten wir glücklich bei dem ersten Dorfe Baschköl an. Der Weg von den letzten Jurten hierher betrug 5 Werst, trotzdem brauchten wir in unserem Tarantasse 10 Stunden. So verläuft meistens eine Wagenfahrt mit kirgisischen Pferden und kirgisischem Kutscher. Die ersten 2 Werst fuhren wir wie ein Sturmwind, dabei hatte der Kutscher die Pferde überangestrengt, so dass sie alsdann nicht von der Stelle zu bringen waren. Der Kutscher musste nun zur Jurte zurückkehren und frische Pferde holen und wir standen in der glühenden Sonnenhitze volle zwei Stunden. Als neue Pferde angespannt waren ging es abermals 2 Werst sehr flott, dann aber brauchten wir für die letzte Werst zwei volle Stunden. Baschköl ist eine Ansiedelung Kasaner Tataren, die auf Wunsch der Regierung vor 20 Jahren hierher übergesiedelt sind. Sie besteht aus 60 sehr gut gebauten Holzhäusern. Ueberall herrscht in den Häusern Reinlichkeit und auch die Anzüge der Leute sind viel ordentlicher als die der Kirgisen. Wir fuhren noch im Laufe des Nachmittags weiter und passirten zuerst die Dörfer Malyi Wladimirski (25 W.), Bolschoi Wladimirski (8 W.) und erreichten in der Nacht das Dorf Kanonirski (20 W.). Die drei letzten Dörfer werden von Bauern bewohnt, die Russland erst vor kurzem verlassen haben. Sie wollten sich eigentlich am Amur niederlassen, haben sich aber hier angesiedelt, da der Landstrich hier ungemein fruchtbar ist. Diese Bauern sind überall wegen ihrer Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit bekannt, sie sollen in kurzer Zeit schon zu bedeutendem Wohlstande gelangt sein. Von Baschköl an beginnt der Weg den langen östlichen Waldstrich zu durchkreuzen, nur eine Stelle zwischen den beiden Wladimirski ist ganz waldlos; hinter Wladimirski führt der Weg 10 Werst im dichten Walde. Kirgisische Begräbnissplätze zeigen, dass überall in der Nähe Kirgisen wohnen.

(Den 16. Mai.) Nachdem wir ein Tatarendorf (15 W.) passirt hatten, gelangten wir gegen Mittag zum Kosaken-Piquet Staraja Krepost (alte Festung). Kurz vor jenem Dorfe hatten wir die Omskische Poststrasse erreicht. Die Station vor Staraja Krepost führte uns durch Fichtenwaldung. Boden überall Sand

und daher die Fahrt sehr beschwerlich. Staraja Krepost ist die alte Festung Semipalatinsk. Gleich hinter dem Piquet hatten wir den letzten Theil des Fichtenwaldes zu passiren. Hier ist das Land schon sehr uneben und bedeutende Hügelwellen ziehen sich bis zum Irtisch-Ufer hin. Der Weg geht nicht weit vom Irtisch entlang, dessen Thal ein recht belebtes Bild vor uns entfaltet. Mühlen, Landhäuser und Meiereigehöfte liegen im schönen Thalgrunde zerstreut, der mit einem reichen, saftigen Grasteppich geziert ist. Die nicht hohen Uferberge sind zum Theil mit Laubwaldungen bedeckt.

Nach Tische erreichten wir endlich die Stadt Semipalatinsk.

(Den 17.—23. Mai.) Semipalatinsk ist eine ziemlich bedeutende Stadt und zählt gegen 6000 Einwohner. Von diesen ist kaum der dritte Theil Russen, alle übrigen sind Tataren und Kirgisen. Semipalatinsk wurde im Jahre 1718 an der Stelle, wo jetzt Staraja Krepost ist, gegründet und einige Jahrzehnte später nach der jetzigen Stelle verlegt. Hier befanden sich sieben Gebäude (Mongolische Klöster) [semj palat], woher der Name Semipalatinsk. Jetzt ist Semipalatinsk der Mittelpunkt des Handels Westsibiriens mit der Kirgisen-Steppe und dem westlichen China. Die hiesigen Tataren vermitteln hauptsächlich diesen Handel und haben sich aus Ostrussland hier angesiedelt. In der letzten Zeit hat die tatarische Einwohnerschaft von Semipalatinsk bedeutend zugenommen. Ausser den russischen Tataren leben hier noch viele Taschkender Kaufleute, diese sind nicht russische Unterthanen, sondern weilen hier mit Pässen, die ihnen bei dem Zollhause, wenn sie den Irtisch überschreiten, ausgestellt werden. Dass hier viele Flüchtlinge und Deserteure sich als Taschkenden geriren, ist selbstverständlich. Es hatte sich vor einigen Jahren eine so bunte Gesellschaft zusammengefunden, dass die Regierung gezwungen war, hier Ordnung zu schaffen. Die Leute erhielten die Erlaubniss, sich als Tschala-kasaken (Halbkirgisen) einschreiben zu lassen, da ist denn mancher zu einem Halbkirgisen geworden, der kein Wort kirgisisch verstand, und über manche dunkle Vergangenheit ist ein Schleier gedeckt, der von Niemand gehoben wird, wenn nicht neue Verbrechen eine Untersuchung veranlassen. Der Irtisch wird bei Semipalatinsk als die eigentliche Grenze des inneren Reiches betrachtet, hier ist auch die Steuerlinie. Die südlichen Steppengegenden werden als jenseits der Grenze

liegend (sagranitschuija mjesta) betrachtet. Semipalatinsk ist die Hauptstadt des Semipalatinskischen Gouvernements (Oblastj). Es besteht aus einem inneren: Semipalatinsk, und vier äusseren Kreisen: Sergiopol, Kokpekti, Kopal und Wernoje. (Jetzt gehört Semipalatinsk, das früher zu West-Sibirien gerechnet wurde, zum Steppen-General-Gouvernement. In Wernoje ist ein neues Gouvernement errichtet und diesem sind die Kreise Sergiopol und Kopal zugezählt.) Die Stadt Semipalatinsk, die zum grössten Theil aus Holzhäusern besteht, liegt auf dem rechten Ufer des Irtisch, auf dem linken Ufer befindet sich nur eine kleine Vorstadt. In Semipalatinsk sind zwei russische Kirchen und acht Moscheeen, von denen nur eine aus Backsteinen erbaut ist.

(Den 23.—25. Mai.) Jenseits des Irtisch ist das Land zuerst vollkommen eben, nur in der Ferne sieht man am Horizonte sich ein niedriges Gebirge von Westen nach Osten hinziehen, das mir unter dem Namen Semei-tau (Semipalatinsker Gebirge) bezeichnet wurde. Der Weg war fest und eben, so dass wir schon nach zwei Stunden das erste Kosakenpiquet Ulugusski erreichten (Hölzernes Haus. Kaserne und Stallgebäude). In der Nacht fuhren wir noch zum zweiten Piquet Archalykski, das ähnlich wie das erste eingerichtet war.

Bis 5 Werst südlich vom zweiten Piquet ist das Land vollkommen eben und selten sind kleinere Hügel und Thalsenkungen zu passiren. Hierauf erreicht man einen bedeutenden Bergrücken, der sich von Westen nach Osten zieht und den man mir als Archalyk bezeichnete. Das Land steigt nun terrassenförmig zu bedeutenden Hügelwellen, die nach Süden höher und höher werden, auf. Diese Bergwellen sind meist abgerundet und mit einer spärlichen Grasdecke überzogen, selten durchbricht diese Grasdecke das dunkle, meist blau-graue Gestein. Auf solchen kahlen Hügelwellen zieht sich der Weg zwischen den Piquets Aschschy Köl, Dschartasch, Kysyl Mola und Arkat hin. Erst beim letzteren Piquet steigt das Gebirge nach Osten zu einer ganz bedeutenden Höhe auf. Es ist überall kahl und felsig und zeichnet sich ausserdem durch seine zackigen, eigenthümlich scharf zugespitzten Berggipfel aus. Man bezeichnete es mir als Aldschan Tau oder Aldschan Adyr. Mitten in diesem Gebirgszuge liegt das Aldschan-Adyrowski-Piquet. Zwischen den einzelnen Bergkämmen breiten sich weite Ebenen aus. Die Steppe ist in ihrer Vegetation

sehr eintönig. Das mattgrüne, spärliche Steppengras überzieht dies ganze Land mit einer gleichmässigen Decke, die nur durch riesige grau-braune Salzsumpfstrecken und einzelne Fels- und Steinpartieen unterbrochen wird. Waldung ist nirgends zu sehen, nur in den Vertiefungen und Rinnen ziehen sich die dichten Büsche der Karagalnik-Sträucher hin. Bei trockenem Wetter ist der Weg vortrefflich, sobald es aber zu regnen beginnt, so weichen die Salzsümpfe auf und bilden eine zähe Masse, die sich um die Räder ballt, so dass dieselben alle 100 Schritte gereinigt werden müssen.

Zwischen Semipalatinsk und Sergiopol sind die Postpiquets die einzigen russischen Ansiedelungen, sonst ist das Land ausschliesslich von Kirgisen bewohnt, die sich aber in der Gegend der Poststrasse nur während des Winters aufhalten, da hier sehr wenig Wasser vorhanden. Die einzigen Flüsschen, die wir hier passirten, war der Karassau-airy südlich vom Aldschan Adyr und der Aschschy-su südlich vom Piquet Ingirski. Südlich vom Piquet Ingirski sehen wir im Westen die Gebirgszüge des Tschingistau sich erheben, die sich in ihrem Charakter wenig von dem der vorher beschriebenen Berge unterscheiden. Nördlich von Sergiopol hatten wir die östlichen Ausläufer dieses Gebirges auf mächtigen Bergterrassen zu passiren.

Die einzigen Gebäude, die man auf dem Wege zwischen Sergiopol und Semipalatinsk antrifft, sind die Stationshäuser der Piquets, sie sind mit Ausnahme des ersten Piquets alle aus Stein gebaut und bestehen aus einem grossen Hause mit zwei durch einen Flur getrennten Zimmern (der Kaserne und dem Fremdenzimmer) und den Stallungen und Nebengebäuden, die aus Lehm aufgeführt sind. In jedem Piquet sind zehn Kosaken und vier Jamschtschiki (Postknechte) stationirt. Die Soldaten sind als Convoi für Reisende und für die Post bestimmt. Da die Steppe aber vollständig gefahrlos zu bereisen ist, so wird nur selten Convoi gefordert, und die Kosaken leben hier meist ohne jegliche Beschäftigung. Diese Piquets sind ein wahres Unglück für die Kosakenbevölkerung, sie sind wie eine Schule der Faulheit zu betrachten. Der Kosak liegt zwei Jahre ohne Arbeit in dem Piquet und hat natürlich das Arbeiten ganz verlernt, wenn er in sein Dorf zurückkehrt. Die Speise des Kosaken besteht zum grössten Theil aus Schwarzbrot, Fleisch und Brühe sind selten, nur an Feiertagen. (Als ich im Jahre 1868 abermals die Steppe

bereiste, waren die Kosaken-Piquets der Poststrasse schon aufgehoben und alle Poststationen zwischen Semipalatinsk und Wernoje von dem Kaufmann Kusnerow übernommen. Diese Uebergabe der Poststrasse in Privathände ist als ein grosser Fortschritt zu betrachten.) Die ganze Gegend soll stark von Kirgisen bevölkert sein. Wir trafen aber nur Kirgisen zwischen dem zweiten und dritten Piquet. Im Winter sollen sich viele Aule auf der Poststrasse befinden. Im Sommer ziehen die Einwohner sich zu den Höhen der Berge, da das Vieh dort weniger von der Hitze leidet.

(Den 25.—28. Mai.) Die Stadt Sergiopol ist die erste russische Ansiedelung, die ich in der Steppe getroffen. Seit einigen Jahren ist sie aus einem Kosakendorfe in eine Stadt umgewandelt worden. Dieselbe besteht aus 80 bis 100 kleinen Häusern, die zum Theil aus Lehm, zum Theil aus Holz gebaut sind. Die Holzhäuser bieten hier einen jämmerlichen Anblick dar, da das zum Bau verwandte Material krumme und schiefe Pappelstämme sind. Die Bevölkerung der Stadt sind Beamte, Kosaken und Tataren. Der Ort besteht aus drei Theilen: 1) der eigentlichen Festung; sie ist mit einem Graben und Wall umgeben, im Innern desselben befinden sich alle Amtsgebäude, Kaserne, Hospital und eine recht hübsche, aus Steinen aufgeführte Kirche; 2) der russischen Stadt; sie besteht aus zwei breiten Strassen und vier bis fünf Quergassen; 3) der Tatarenstadt, etwa eine Werst weiter abwärts am Flusse Ajagus gelegen, mit einer hölzernen Moschee.

Einen wahrhaft erquickenden Anblick gewährt der hiesige Garten. Er ist keineswegs ein Kunstgarten, aber dennoch erfreut den die baumlose Steppe Durchreisenden das reichbelaubte Weiden- und Pappelwäldchen und der an seiner Seite hinströmende, recht bedeutende Fluss Ajagus. Vor der Gründung der hiesigen Ansiedelung zog sich hier im Thale des Ajagus ein mehrere Werst langer Pappelwald hin. Leider hat die Kosakenbevölkerung diesen seltenen Schmuck der Steppe bis auf diesen Rest vernichtet und das Holz als Bau- und Brennmaterial verwandt. Jetzt ist grosse Noth an Brennmaterial, das man nun 30—40 Werst weit herbeizuschaffen hat, wodurch der Faden Birkenholz trotz des billigen Transportes auf 3 Rubel zu stehen kommt. Ueberhaupt ist das Städtchen an einem sehr unpassenden

Orte angelegt. Es verdankt seine Lage der Rücksicht auf die Poststrasse. Da sich hier in der Gegend keine Dörfer befinden, so sind die Einwohner angewiesen, selbt Ackerbau zu treiben, dabei sind die nächsten Aecker 15, die fernsten 60 Werst von der Stadt entfernt. In Folge dessen sind nur sehr wenige Aecker bebaut und der Preis des Brotes ist sehr hoch; Weizenmehl kostet 2 Rubel das Pud, Roggenmehl 1 Rubel 40—50 Kopeken; Gerste, Grütze 1 Rubel das Pud. Hafer ist gar nicht zu erschwingen. Im Winter sollen die Preise noch viel höher steigen, da dann die Kirgisen zur Zeit des Milchmangels viel Mehl aufkaufen. Fleisch ist hier viel billiger: Rindfleisch kostet das Pfund 6 Kopeken, Schaffleisch 5 Kopeken. Colonialwaaren sind sehr theuer, z. B. der Zucker 20 Rubel das Pud. Das Klima von Sergiopol ist sehr unbequem. Das ganze Jahr hindurch herrscht hier heftiger Wind, besonders im Frühling und Herbst, im Sommer grosse Hitze, im Winter ununterbrochene Schneestürme, so dass die Einwohner oft 4—5 Tage die Häuser nicht verlassen können. Im Sommer sollen hier die meisten Kinder sterben. Die Einwohner der Tatarenstadt beschäftigen sich nur mit Handel; unter der russischen Bevölkerung ist nur ein Kaufmann. Sergiopol ist der Sitz der Kreisverwaltung des Sergiopoler Kreises, der zum Semipalatinskischen Gouvernement gehört. (Jetzt gehört er zum Sessiretschkinskaja Oblastj, das in Wernoje seinen Hauptsitz der Verwaltung hat.) Die Garnison besteht aus zwei Compagnieen Infanterie, einer Artillerieabtheilung mit 8 Kanonen und Kosaken, die zum Theil in Sergiopol, zum Theil in Urdshar stationirt sind.

(Den 31. Mai.) Gegen Mittag reisten wir von Sergiopol ab und begaben uns zu den Kirgisen, die östlich von der Stadt nomadisiren. Zuerst folgten wir etwa 30 Werst der Poststrasse nach Urdshar (Tschugutschak). Auf zahlreiche Kirgisen-Aule stiessen wir erst beim Flüsschen Kargu.

(Den 1. Juni.) Heute verliessen wir das Gebiet des Ajagus und betraten das des Steppenflusses Ai. Der Charakter der Landschaft ändert sich nirgends: dieselben kahlen, mit spärlichem Grase bewachsenen Bergwellen, auf deren Gipfeln und Kämmen häufig der Stein hervortritt. Das Wetter war kalt und regnerisch. Die ganze Gegend stark mit Kirgisen-Aulen bevölkert.

(Den 2. Juni.) Da der Weg zur Lepsinkischen Stanitza jetzt ganz unbewohnt ist, beschloss ich, von hier zum Tentäk zu gehen, wo sich der Sultan Bek jetzt aufhalten soll. Die Gebirgsmauern ziehen sich zu beiden Seiten nach Osten und Westen hin und thürmen sich besonders nach Osten zu bedeutender Höhe auf. Vor uns, nach Süden, dehnte sich eine unabsehbar weite Ebene aus. Der Boden ist hier fast überall mit Geröll und kleinen Steinen bedeckt; Vegetation höchst unbedeutend. Der Himmel war wolkenlos und die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen auf uns herab, dabei konnten wir der Kameele halber nur langsam weiter. Ein solcher Ritt in der Sonne ist eine wahre Marter. Etwa vier Stunden darauf erreichten wir den Ai-Fluss, dessen Ufer mit Weidengestrüpp bewachsen. Nach dem langen Ritte in der kahlen Steppe erscheint diese spärliche Belaubung schon als eine das Auge erquickende Abwechselung. Gegen Mittag trafen wir an einem kleinen Bache die Karawane eines tatarischen Kaufmannes aus Kuldsha, der bei den Kirgisen Vieh aufgekauft. Hier erfuhren wir, dass Sultan Bek zum Ala-kul gegangen sei und wir zu ihm vier bis fünf Tage Weges hätten. Ich beschloss, meinen Marsch zu ändern und zur Piquetlinie zu gehen. Wir ritten deshalb zum Ai zurück, erstiegen jenseits desselben das Gebirge und erreichten schon am Abend einige Aule.

(Den 3. Juni.) Von hier aus ging der Weg grade nach Westen, immer höher ins Gebirge. Das Ziel unserer Reise, der Örgüldök, lag uns den ganzen Tag vor Augen und doch konnten wir ihn erst am Abend erreichen. Auch heute brannte die Sonne fürchterlich und auf dem ganzen Wege kam uns kein Baum zu Gesicht, der uns hätte Schatten gewähren können. Die Berggipfel sind meist steinig und haben eine grau-gelbe Färbung, nur die Thalrinnen zeigen eine etwas üppigere Grasvegetation. Die Färbung der Steppe ist ganz eigenthümlich, sie ist hell und matt getönt und auf ihr ziehen sich, wie bunte Arabesken eines Teppichs, dicht mit Karagalnikgestrüpp bewachsene Flecken und Streifen hin, die sich durch die dunkle Färbung der Blätter und die dichten, gelben Blüthenbüschel scharf von der hellen Grundfarbe der Steppe abheben. Der Örgüldök sind zwei hohe Bergrücken östlich vom Ajagus. Wir erstiegen den nördlichen, dessen östliche Seite vollkommen kahl ist und ganz allmählich aufsteigt. Hier fanden wir eine Quelle, die die Kirgisen zum Becken aus-

gehöhlt haben und als Tränke für das Vieh benutzen. Das Wasser war frisch und gut. Der Weg ging jetzt südlich am hohen Bergrücken entlang; etwa nach 5 Werst fanden wir einen Pass über den Bergrücken. Auf der Höhe überall nackte Steinlager, aber ohne jegliche Zackenlinien der sich aufthürmenden Felsmassen. Vier bis fünf Thalschluchten passirt, die üppigen Graswuchs und Quellen darbieten. Der Abfall des Gebirges nach Westen ist steiler und vielfach zerklüftet. Dicht am Fusse desselben liegt das Piquet Örgüldök.

(Den 4. Juni.) Das Piquet Örgüldök ist aus Lehm und Flechtwerk gebaut und in sehr baufälligem Zustande. Da das Wasser des Ajagus ausgetreten, ist es unmöglich, das hinter Kysyl Kyja liegende Denkmal des Kosy Körpösch zu besuchen. Ich reiste deshalb noch in der Nacht weiter. Wir passirten zuerst die Piquets Kysyl Kyja und Malki Ajagusk. Südlich vom Piquet Örgüldök zieht sich ein bedeutender Pappelwald am Ufer des Flusses hin. Dieser Wald ist im Winter überall von Kirgisen-Aulen bewohnt, im Sommer aber vollkommen verlassen. Die Piquets haben hier noch das Aussehen von kleinen Forts, obgleich sie lange nicht mehr zu Militärzwecken dienen. In den Mauern sind überall Schiessscharten und die Fenster der Gebäude liegen nach dem Hofe zu. Ein Ueberfall auf diese Piquets hat seit langen Jahren nirgends stattgefunden. Früher erhielt der Reisende einen Convoi von zwei Kosaken zu Pferde, jetzt kann man aber nur einen bewaffneten Kosaken auf den Bock bekommen, es fällt aber selten Jemandem ein, diesen Schutz zu fordern, da die Reise vollkommen gefahrlos ist. Am Tage passirten wir noch die Piquets Dshüs Agasch (100 Bäume), Arganat, Aschschy Bulak (Salzige Quelle), Lepsinsk und Baskan. Die Natur ändert sich nicht im Geringsten. Ueberall dieselbe kahle Steppe und die steinigen Höhenzüge. Kirgisen-Aule waren von der Poststrasse aus nirgends zu sehen.

(Den 5. Juni.) In der Nacht erreichten wir das Piquet Aksu und trafen am Morgen noch im Abakamowschen Piquet ein. Als wir am Morgen erwachten, bot der Blick auf die südlich sich hinziehenden Kopal-Berge ein wahrhaft imposantes Bild. Die weite, leere Steppe dehnte sich vor uns aus, am Horizonte aber erhob sich eine grauschwarze Bergmauer, deren wilde

Zacken auf ihrer ganzen Ausdehnung mit einer breiten, silberglänzenden Schneedecke bedeckt war. Das Piquet Abakumowsk hat seinen Namen vom Kosaken-Obristen Abakumow erhalten, der diese Gegenden unterworfen. Es ist recht gut meublirt. Von hier aus steigt der Weg in die südliche Gebirgskette. Der Bergpass ist mit unendlicher Mühe und Arbeit hergestellt worden, aber jetzt ohne jegliche Gefahr zu Wagen zu passiren. Werste lang ist der Felsen ausgesprengt oder der Weg aus grossen Steinquadern aufgeführt. Zwischen den schroffen Felszacken windet sich die bequeme Strasse hindurch. Man hat immer nur einen kleinen Theil des Weges vor Augen und es scheint oftmals, als ob der Weg bei den vor uns liegenden schroffen Felsabhängen plötzlich abbräche, aber immer wieder erscheint nach einer Biegung der Strasse ein Ausgang aus dem Felsenlabyrinthe. Durch diesen Felsendurchbruch ist eine sichere Verbindung mit der Südsteppe hergestellt worden. Erst nachdem man die Höhe des ersten Bergrückens erstiegen, sieht man die Reihe der Schneegipfel wieder vor sich liegen. In der Ferne sind hier die Schluchten der Berge, wie man deutlich sehen kann, mit dichtem Walde bedeckt, da hier durch die dem Schnee entströmenden Wasserrinnen eine reichliche Bewässerung der Bergschluchten hergestellt ist. In diesem Gebirge sollen schon häufig Tiger vorkommen.

Nach 21 Werst erreichten wir die russische Ansiedelung Tjeplo-Kljutschinskaja, von den Kirgisen Arassan (Mineralquelle) genannt. Es ist eine kleine Kosakenansiedelung und zugleich ein Badeort, der im Sommer von einigen Fremden besucht wird. Hier sprudeln zwei warme Quellen und eine kalte, die schwefelhaltig sein sollen. Die warmen Quellen haben durchschnittlich eine Temperatur von + 28° R. Bei den Quellen ist ein recht hübscher Garten, ein Badehaus und ein Fremdenhaus. Zur Instandhaltung der Badehäuser zahlt der Besucher für den Sommer drei Rubel. Eine Abtheilung des Kopalschen Militärlazareths ist hierher verlegt und zwar die an Gicht und Rheumatismus Leidenden.

Von Arassan aus ist der Weg ebener. Die Schneeberge liegen zu unserer rechten Seite frei da und scheinen ganz nahe, trotzdem versichert der Jamschtschik, dass sie wenigstens 70 Werst entfernt sind. Die kirgisischen Aule sollen sich jetzt alle dicht unter der Schneelinie befinden. Nach etwa 29 Werst erreichten wir die Stadt Kopal. Sie liegt am rechten Ufer der

Kopalka, eines aus den Schneebergen herabströmenden Giessbaches, und zieht sich in einer Thalfurche entlang. Kopal besteht aus mehreren hundert Holzhäusern, die sauber ausgeführt und mit Dachbrettern gedeckt sind. Nördlich liegt die Festung und am östlichen Ende der Bazar. Nicht weit von diesem die hölzerne Kirche. Eine neue steinerne Kirche ist im Bau begriffen. Kopal ist der Hauptsitz des Kopaler Kreises, der sich südlich an den Sergiopolschen Kreis anlehnt. Seine Nordgrenze bildet der See Balkasch und der Parallelkreis zwischen dem Arganatski-Piquet und dem Ala Kul. Südlich reicht er bis zur Karatalka.

(Den 6.—8. Juni.) Heute in der Frühe zogen eine Compagnie Schützen, einige Kanonen und eine Kosakenabtheilung zum Köksu, wo der Generalconsul von Kuldsha und der Grenzcommissar Obrist Babkoff eingetroffen sind. Es soll nämlich in diesem Jahre eine genaue Grenzbestimmung zwischen China und Russland getroffen werden, zu diesem Zwecke versammelt sich auch bei Tschugutschak eine russische Militärmacht. Die Grenzbestimmung beginnt vom Issikul, wo sich in diesem Augenblicke auch ein russisches Detachement befindet, und soll bis zum Schabin Dabaga (zwischen Kemtschik und Abakan) geführt werden. Die Chinesen ihrerseits scheinen ebenfalls Truppen zu sammeln. Es haben sich nämlich im Laufe des Frühjahrs mehrere bewaffnete Schaaren nicht weit von Kopal gezeigt, welche von den russischen Behörden die Erlaubniss erbaten, bis zur Stanitza, Lepsinsk und Kopal vorzudringen, da sie Schulden von ihren früheren Unterthanen, den Kirgisen, einzutreiben hätten. Dies ist ihnen natürlich nicht gestattet worden. Jetzt sollen sich wieder Schaaren bei Koksu zeigen. Die Kirgisen vergrössern natürlich das Gerücht des feindlichen Vordringens, da sie im Trüben zu fischen gedenken, denn sie allein ziehen den Vortheil aus jedem Kampfe, da sie sich jederzeit an den Gewinnenden anschliessen. Wie man mir hier mittheilt, ist das ganze Kriegsgerassel eine chinesische Farce. Die Chinesen beabsichtigen mit ihren Streifzügen, die Russen zu übervortheilen und so weit als möglich vorzudringen, um falsche Grenzzeichen, die sie mit sich führen, an verschiedenen Orten zurückzulassen. Sie wollen später auf solchen Zeichen fussen, um so die Grenze möglichst weit nach Westen zu verlegen. Die Russen sollen in letzter Zeit schon

mehrfach mit chinesischen Inschriften versehene Steine aufgefunden haben.

Der Bazar in Kopal ist ziemlich gross. Er besteht aus zwei langen Budenreihen. Auch hier bilden das grösste Kontingent der Kaufleute Tataren. Von den hiesigen tatarischen Kaufleuten sind nur wenige aus Semipalatinsk, die meisten sind Taschkender Sarte, ja sogar einige Bucharen haben sich hier angesiedelt. Die hiesigen Kaufleute vermitteln den Handel zwischen Semipalatinsk und Kuldsha und handeln auch in den kirgisischen Aulen. Von Kuldsha führen sie Thee und Porzellan ein, bei den Kirgisen kaufen sie Vieh und Felle auf. Nach China führen sie russische Waaren aus, zu den Kirgisen aber meist mittelasiatische Waaren. Europäische Waaren für die Bewohner Kopals und die nöthigen Lebensmittel und Colonialwaaren führen hier fast ausschliesslich die russischen Kaufleute ein. Die übrige Bevölkerung von Kopal besteht fast nur in Kosaken und Beamten. Die Kosaken beschäftigen sich mit Ackerbau, der hier sehr vortheilhaft ist. Der Boden muss zwar künstlich bewässert werden, ist aber ungemein fruchtbar und trägt fast immer das 15te—20ste Korn. Es wird hier ausschliesslich Weizen und Gerste gebaut. Erstaunenswerth ist der hohe Preis des Getreides bei so vortheilhaften Bedingungen für den Ackerbau und nur durch die Trägheit der Kosakenbevölkerung zu erklären. Das Weizenmehl kostet hier einen Rubel das Pud. Gemüsegärten haben hier alle Einwohner. In ihnen werden hauptsächlich Gurken, Melonen und Wassermelonen (Arbusen) gezogen. Auch hier herrscht ungemeiner Holzmangel. Bei Anlage der Stadt waren hier bedeutende Waldungen, diese sind aber jetzt alle abgeholzt und zum Häuserbau und Brennmaterial verwendet. Jetzt muss das Brennholz 20 Werst weit auf sehr schwierigen Bergwegen hergeschafft werden. Bäume, die in den hiesigen Schluchten wachsen, sind: Birken (wenig), Pappeln, Weiden (nur in den Niederungen), Tannen und wilde Apfelbäume, letztere tragen hier, obwohl wild, schon essbare Früchte. Südlicher kommen bereits Aprikosenbäume wild vor. Das Klima von Kopal soll nicht allzu günstig sein. Im Sommer brennende Hitze, dabei sehr unbeständig, da der Windwechsel bei der Nähe der Schneeberge oft mitten im Sommer eiskalte Nächte erzeugt; dazu kommt noch fast ununterbrochener Wind. Im Winter ist das Wetter noch unbeständiger. Im Ganzen die Kälte mässig, selten 20°. Der Schnee schmilzt

oft mitten im Winter. In den letzten 5—6 Jahren soll die Kälte im Winter zugenommen haben. So ist im vorigen Jahre der Schnee vier Monate nicht aufgethaut.

(Den 7. Juni.) Ich machte heute einen Ritt in die Umgegend. Ueberall fand ich hier bedeutende Kurgane: 1) östlich von der Stadt auf der Anhöhe; 2) nördlich von der Stadt auf der östlichen Seite des Semipalatinskischen Weges, eine dichte Reihe, fast bis Arassan sich erstreckend, unter ihnen mehrere ziemlich bedeutende, viele zeigten deutliche Spuren früherer Oeffnung; 3) zwischen der Kopalka und dem Kysyl-Agasch, etwa 4 Werst von der Stadt, befinden sich 7—8 Riesenkurgane; sie sind zum Theil mit kreisrunden Rinnen umgeben. Ueberall Steppencharakter. Nördlich und östlich steiniger Boden, nach Norden weiches Land. Viele Felder und Kanäle der jetzigen Bevölkerung, aber noch viel mehr sogenannte Tschudenkanäle, d. h. verlassene bedeutende Kanalsysteme der früheren Bevölkerung. An der Quelle der Kopalka hat der Ingenieur Nikitin Schlacke, Holzkohle, einen Schmelzofen und Stücke Bleierz gefunden. Alles das lässt darauf schliessen, dass in früherer Zeit hier eine zahlreiche Bevölkerung gelebt hat.

Der Thalkessel von Kopal und der von Lepsinsk (bei der Lepsinskischen Stanitza) erscheinen wie zwei grosse Oasen in der nordöstlichen Kirgisensteppe. Nördlich von diesen liegen nur drei kleinere Oasen, die von Sergiopol am Urdschar und die Oase von Kokbektinsk und eine grössere, das Becken des Nor Saisan. Nach Nordosten zieht sich die Steppe bis zum Ufer des Irtisch, an dessen rechtem Ufer sich von Buchtarminsk an bis Semipalatinsk überall fruchtbare, für Ackerbaubevölkerung passende Landstriche befinden, die auch von der Semipalatinskischen Kosakenlinie bewohnt sind.

(Den 9. Juni.) Kopal verlassen. Von Agatschka bis zum Piquet Sary Bulak steigt der Weg fast ununterbrochen aufwärts. Weite Flächen mit reichlichem Grase und Blumen bewachsen. Die Blumen stehen in grossen Flecken von einerlei Gattung zusammen, so dass die Steppe einem bunten Teppiche gleicht. Zwischen den Piquets Sary Bulak und Kara Bulak eine weite Ebene. Südlich sieht man das Gebirge sich von Neuem erheben. Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Gebirgszügen ist so

gross, dass man stets den Ueberblick über einen ganz riesigen Gebirgszug in seiner ganzen Ausdehnung gewinnt, ein Anblick, den man in dem nördlichen Altai-Gebirge niemals hat. Fluss Sary Bulak passirt, dann den Karatal in vier Armen. Bei der letzten Flusspassage brach uns ein Rad und der Wagen fiel mitten im Wasser um. Zum Glücke befanden sich in der Nähe Jurten von Ackerknechten und eine kirgisische Wassermühle, so dass wir Hilfe erhielten und in drei Stunden den Wagen aus dem Wasser bringen konnten. Es war durchaus keine angenehme Lage, mehrere Stunden im Wasser herumzuwaten. Die nächste Station war 31 Werst entfernt. Der Weg ist hier meist schlecht und steinig. Der bequemere Postweg führt am anderen Ufer des Karatal und nur 3 Werst von der Station hatte man den Fluss Karatal auf einer steinernen Brücke zu passiren. Diese Brücke aber, die man erst vor einigen Jahren hier erbaut hatte, ist in diesem Frühjahre vom Wasser fortgerissen worden. Vor der Brückenstelle sah ich am rechten Ufer viele Kurgane und künstlich aufgeschüttete Wälle.

Kara Bulak ist eine kleine Ansiedelung von 22 Häusern, die alle aus Lehm gebaut sind. Die Dächer sind alle flach. Diese Ansiedelung ist erst im Jahre 1859 gegründet. Da wir im Karatal ein unfreiwilliges Bad genommen, so mussten wir hier übernachten, um unsere Sachen zu trocknen. Das Land soll für Ackerbau sehr günstig sein (es wird hier gewöhnlich das 20ste Korn gewonnen). Ueberall wächst wilder Senf und wilder Roggen, nur macht sich der Holzmangel hier sehr fühlbar.

(Den 10. Juni.) Am Morgen verliessen wir Kara Bulak. Der Weg, welcher in der Niederung läuft, hatte bis zur Hälfte vielfach sumpfigen Boden. Die Niederung war mit sehr hohem Grase bewachsen, wie überhaupt südlich von Kopal die Steppe und ihre Vegetation sich verändert hat, und Ebenen und Berge überall einen reichen Graswuchs zeigen. Hier trafen wir auf die zurückkehrende Schützencompagnie. Gegen 10 Uhr langten wir bei dem Flusse Jangys Agasch an; hier Piquet (22 Werst). Von hier aus war der Weg wieder steinig und ging wohl 12 Werst immer bergauf, wenn auch auf einer nur sehr allmälig aufsteigenden Ebene. Ueberall Kurgane und Steinhaufen. Von der Höhe der Bergwelle erblickt man im Süden die hohen Schneezüge des Alatau. Der Weg ging nun abwärts in's Koksu-Thal. Breites, welliges



1. Ueberfahrt über den Ili.
2. Ilithal - Steppe.
3. Koksa - Brücke. Poststation.

Thal, in der Tiefe der Fluss Koksu zu sehen, an dessen Ufern deutlich Baumreihen zu erkennen sind. Am Nachmittag erreichten wir die 34 Werst entfernte Ansiedelung Koksu, nachdem wir etwa 12 Werst im Flussthale des Koksu gefahren waren. Dicht vor der Ansiedelung führt eine neue Brücke über den Fluss. Die Ansiedelung selbst liegt am linken Ufer desselben Flusses zwischen himmelhohen Bergen; rechts und links sieht man bedeutende Schneezüge. Das Dorf ist ziemlich gross und besteht zum grössten Theil aus Holzhäusern. Der Boden soll hier ausserordentlich fruchtbar sein (da ein Korn 25 bis 30 giebt), nur sollen die Heuschrecken in den letzten Jahren viel Schaden angerichtet haben. Auf den Höhen der nahen Berge war dichter Wald zu sehen, immer unterhalb der Schneekuppen.

Nach meiner Ankunft erlebte ich eine äusserst komische Scene. Ich hatte nämlich kaum meinen Pass auf der Station abgegeben, als man mir eine Privatwohnung als Absteigequartier anbot und zwar zeigte mir dasselbe ein Kosakenunterofficier in voller Paradeuniform. Einen solchen Anzug hatte ich auf dem Postwege noch nicht gesehen, da die Kosaken auch im Dienste meist Kirgisenröcke tragen. Kaum war ich in meinem Quartiere eingetroffen, als sich der Distanzofficier und der Stationsofficier in voller Paradeuniform mir vorstellten und um meine Befehle baten. Hier erfuhr ich, dass, da ich in diesem Jahre Graböffnungen im Auftrage der Archäologischen Commission auszuführen hatte, ein Befehl des Generalgouverneurs eingetroffen wäre, dem Doctor Radloff bei seinen archäologischen Untersuchungen jede nur mögliche Hilfe und Vorschub angedeihen zu lassen. Die Herren Kosaken wussten nun nicht, was archäologische Untersuchungen sind und hatten es für das Beste gehalten, mir wie jedem durchreisenden Inspicienten ihre officielle Aufwartung zu machen. Kaum hatte ich den Grund der officiellen Visiten erfahren, als sich die Thüre öffnet und ein Kosakenunterofficier in voller Uniform sich mir als ältesten Feldscher des hiesigen Lazareths vorstellt und mich um meine Befehle bittet. Im ersten Augenblicke war ich ganz verdutzt; plötzlich erinnerte ich mich, dass ich ja „Doctor“ Radloff sei und diesem Titel solche Aufwartung zu verdanken habe. Sollte ich hier den Irrthum aufklären? die Sache kam mir zu lustig vor; ich nehme also die strenge Miene eines Chefs an und frage: „Wie viel Kranke liegen in Deinem Hospital, Brüderchen?“ „„Kein einziger, Euer Hochwohlgeboren!““ lautete

die knappe, militärische Antwort. „Nun, das freut mich unendlich“, antwortete ich kurz, „ich habe weiter nichts nöthig.“ Ein militärischer Gruss, und der Kosak verlässt das Zimmer und bald empfahlen sich auch die Herren Officiere. Es hatte mich grosse Mühe gekostet, ernsthaft zu bleiben. Am Abend besuchte ich den Consul und den Obristen Babkoff, bei dem sich seine Frau befand, und wir brachten einen recht fröhlichen Abend zu, an dem ich noch vielfach wegen meiner Rolle als revidirender Oberarzt geneckt wurde.

(Stadt Wernyi, den 15. Mai 1868). Ich brauchte diesmal neun Tage zu meiner Reise von Barnaul nach Wernyi und will ohne Aufenthalt nach Taschkend weiterfahren. Ueber die Kirgisen-Steppe kann ich wenig Neues melden. Ich muss indessen doch erwähnen, dass seit dem Jahre 1862 hier sich Vieles zum Besseren gewandt hat. Der Weg ist viel besser geworden und die Post, Dank der Bemühungen der Herren Kusnerow und Poklejewski, in einem vortrefflichen Zustande. Der östlichste Theil der Kirgisen-Steppe zwischen Semipalatinsk und Wernyi zerfällt nach der Beschaffenheit des Landes in zwei Theile, den nördlichen, der sich von Semipalatinsk bis zu den Kopalschen Bergen hinzieht, und den südlichen von Kopal bis zum Ala-tau.

Der südliche Theil der Steppe wird im Osten von riesigen Schneebergen begrenzt. Der Weg zieht sich hier zum grössten Theile am westlichen Abhange dieser Berge hin. Nach dem Herabsteigen über den Hasfordschen Pass in das Kopal-Plateau beginnt eine reiche Vegetation, die mit ihrem üppigen Pflanzenteppiche hier Berge und Niederungen bis zum Flusse Ili bedeckt. Prächtige Weidestrecken auf den hochgelegenen Stellen wechseln mit reichen Fluren und Wiesen in den Niederungen.

Trotz alledem ist auch dieses Gebiet nur sehr wenig bevölkert. Auf dem Wege bis zur Stadt Wernyi sind nur drei Ansiedelungen, am Karatal, Koksu und Ili, wo auch jetzt der schöne Uferwald verschwunden ist, den ich noch im Jahre 1862 vorfand. Wahrscheinlich wird jetzt die Bevölkerung zunehmen, nachdem Wernyi zu einer Gouvernementsstadt erhoben ist. Die Aecker der Kirgisen geben den besten Beweis, wie fruchtbar hier der Boden ist, da sie bei der schlechten Bearbeitung dennoch einen ausserordentlichen Ernteertrag geben. In Wernyi kostet das Pud besten Weizens nur 20—30 Kopeken.

Bei meiner Fahrt auf der Poststrasse bin ich hier vielen Haufen von kalmückischen Flüchtlingen begegnet, die aus dem chinesischen Ili-Thale hierher geflüchtet sind.

Noch eine Stelle aus einem kurzen Bericht an die russische Geographische Gesellschaft aus dem Jahre 1869:

Auf dem Piquetwege fuhr ich von Altyn Emel bis zur Stadt Wernyi, wo ich nur sehr wenige Veränderungen fand. Man beginnt erst jetzt die neuangelegte Stadt auszubauen. Unter den früheren Umständen, als hier noch der Handel mit China blühte, war Wernyi der wichtigste Punkt für den Handel in der östlichen Steppe, jetzt aber, wo im Osten und Süden uns tatarische Völker umgeben, die keinerlei Industrieprodukte erzeugen, ist der Almatinskische Kreis ein unnützer Ballast, der durchaus nicht die grossen Ausgaben der Grenzbewachung bezahlt macht. Wir haben jetzt kein politisch festes Reich zum Nachbar, mit welchem überhaupt Verträge abgeschlossen werden könnten, und es war der grösste Fehler der Grenzverwaltung, den Untergang dieses für uns so erwünschten Nachbars ruhig mit anzusehen. Wenn die Hoffnung auf die Wiederherstellung Chinas verloren geht, so werden wir unbedingt gezwungen werden, das Ili-Thal bis zum Flusse Kasch zu besetzen, da der Thianschan wenigstens eine natürliche Landesgrenze bildet.

Aus Wernyi fuhr ich durch die Schlucht von Kastek zur Stadt Tokmak in das Thal des Schu und lebte hier fast einen Monat in den Aulen der schwarzen Kirgisen, der Geschlechter Sary Bagysch und Soltu. Es war sehr gefährlich, inmitten des Sumpfes mit seinen schrecklichen Ausdünstungen zuzubringen; deshalb erkrankte auch mein Begleiter am Typhus. Es ist merkwürdig, wie schnell die schwarzen Kirgisen sich an die staatliche Ordnung gewöhnt haben, sie, die noch vor kurzem der Schrecken aller Karawanen waren, leben jetzt so still und friedlich, dass ich ohne jede Bedeckung bei ihnen sicher war.

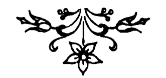
Die Stadt Tokmak liegt an einer sehr ungünstigen Stelle; man muss sich wundern, wie Jemand einen solchen Ort zur Anlegung einer Stadt auswählen konnte. Die frühere kokandsche Festung Tokmak lag am Fusse der südlichen Berge, wo eine reine und gesunde Luft herrscht, und sie diente dazu, die südliche Schlucht vor dem Eindringen von Norden zu schützen. Unsere Befestigung liegt am Flusse Schu selbst, mitten zwischen

Sümpfen, so dass die halbe Garnison sich stets im Krankenhause befindet. Von Tokmak begab ich mich zum Issik Köl durch die Bōmsche Schlucht. Dann ritt ich am nördlichen Ufer des Issik Köl entlang, um mich in der Gegend der Festung Kara-Köl einige Zeit aufzuhalten. Der mächtige breite Spiegel des Seees liegt während dieses ganzen Weges vor den Blicken des Reisenden. Der riesige See, der so breit ist, dass das Auge nicht im Stande ist, das jenseitige Ufer zu erkennen, breitet sich wie eine unermessliche, tiefblaue Wasserfläche vor unseren Augen aus und verschwindet in der Ferne gleichsam im blauen Nebel des Luftmeeres, welches wie durch einen schwebenden, silberglänzenden Wolkenzug in der ganzen Ausdehnung des Horizontes von der mächtigen Schneekuppenreihe des Thianschan-Gebirges begrenzt wird. Die uns umgebende Natur ändert beständig ihren Charakter. Bald liegen weite, grüne Wiesen vor uns, bald steile, himmelhohe Felsen, nun kahle, wasserlose Bergterrassen, dann baumreiche Schluchten, aus denen die Gebirgswasser hervorrauschen, und dabei stets das weite, herrliche Bild des Seees zu unserer Rechten.

Vom Flusse Schu bis zum Tor-aigyr (brauner Hengst) ist das Nordufer des Seees fruchtbar und überall mit Aeckern der Kirgisen bedeckt, die jetzt weiter in den Schluchten des Alatau sich aufhalten. Vom Tor-aigyr bis zum Flusse Aksu ist eine weite, steinige Steppe, auf der nur an den Ufern der Bäche einige Vegetation hervorsprosst. Vom Aksu an öffnen sich nach Norden Bergschluchten, die meist mit dichtem Tannenwalde bewachsen sind, ein seltener Anblick in der weiten, baumlosen Steppe. Hier bildet die Niederung am See selbst Wiesen und fruchtbare Felder, die ziemlich dicht von den Geschlechtern der schwarzen Kirgisen Sary Bagysch und Bugu bewohnt sind. Am östlichen Ende des Seees beginnt man zwei neue russische Dörfer anzusiedeln. Das eine bei der Mündung des Flusses Tüb, das andere 8 Werst weiter nach Westen. Die Bauern loben den Landstrich; das Land, sagen sie, sei wald- und grasreich, der Fischfang sehr ergiebig. Ausserdem erscheine ihnen das Land sehr vortheilhaft für den Ackerbau, nur würde das Getreide wegen der hohen Lage der Oertlichkeit hier sehr spät reif. Am 8. August, als ich diese Dörfer passirte, war das Getreide auf dem Felde noch vollkommen grün.

Im Dorfe Tüb erkrankte ich ganz plötzlich und vermochte

nicht die Befestigung Kara-Köl zu erreichen. Ich lag hier zwei Tage in einem Kirgisen-Aule. Unter grossen Schmerzen liess ich mich hierauf in einem Bauernwagen nach Kara-Köl transportiren. Kara-Köl ist eine eben erst im Entstehen begriffene Stadt. Man hatte diese zuerst weiter östlich am Flusse Aksu angelegt und dort schon alle nöthigen Dienstgebäude aufgeführt, als sich erwies, dass der Ort des hohen Schneees im Winter wegen vollständig unpassend für die Anlage der Stadt sei. Jetzt ist der Befehl ergangen, die Stadt nach dem Kara-Köl überzuführen und man ist hier im Begriff, die ersten Häuser aufzubauen. Alle Beamten leben bis jetzt in Jurten und die Soldaten in Zelten. Am zweiten Tage erkrankte ich am Wechselfieber, und zwar in so gefährlichem Grade, dass ich in's Hospital nach Aksu übergeführt werden musste. Hier lag ich bis zum 24. August krank darnieder, und vermag es nur der aufopfernden Pflege des Doctor Ignatowski zu danken, dass ich so bald wieder hergestellt wurde. Durch das Sumpffieber war ich so geschwächt, dass ich kaum wenige Schritte zu gehen vermochte. Trotzdem reiste ich schon am 24. August zu Pferde von Aksu ab. Man musste mich die ersten Tage auf's Pferd heben, demungeachtet erreichte ich am 7. Tage fast ganz hergestellt die Stadt Wernyi, von wo aus ich ohne Aufenthalt nach Barnaul zurückkehrte. Aber während des ganzen Jahres 1869 bis zur Reise in den Altai 1870 litt ich mit kürzeren und längeren Unterbrechungen noch an diesem Sumpffieber; erst die reine Luft des Altai hat mich vollständig von dem Uebel geheilt.





III.

Die Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei.

Geschichtliches: Aelteste Nachrichten der chinesischen Geschichtsschreiber über die Bewohner des Altai-Systems: die Ussun, Tu-kiu, Chui-che, Chakas, Du-bo. Nachrichten der Russen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert: Jermak, die Eroberung des Reiches Sibirien und Vertreibung des Kötsüm-Kan. Die nördlichen Mongolen-Reiche: das Reich Altyn-Kans. Das Kalmücken-Reich des Galdan Tseren. Die Dsungaren. Unterwerfung der Völkerschaften des Altai: die Teleuten, Telessen, Schmiede-Tataren, Tschat-, Tscholym-Tataren und Katschinzen; Kirgisen, Sagaier, Beltiren, Kysyler. Arinen, Kotten und Tabiner. Geschichte des Reiches der Kasak. Die Chane bis in's XVI. Jahrhundert. Zerfall in drei Horden und ihre allmähliche Unterwerfung durch Russland. — Jetzige geographische Vertheilung der Bevölkerung: die Russen, Jenissei-Völker und Mongolen. Türk-Völker der östlichen Stämme: Karagassen, Abakan-Tataren, Sojonen, Altajer, Teleuten, Schwarzwald-Tataren und Schor. Mohamedaner: Baraba- und Irtisch-Tataren. Die Steppen-Nomaden, Kasak-Kirgisen, Kara-Kirgisen. Angesiedelte Tataren Mittelasiens: die Tarantschi, die Ösbeken und die Sart.

Die Geschichtswerke der Dynastieen Chan und Tsin, der nördlichen Dynastieen Wei, Sui und Than, wie auch der Mongolen-Dynastie Juen geben uns natürlich nur sehr vereinzelte und unzusammenhängende Nachrichten über die Völker der nördlichen Barbaren, mit denen das Reich der Mitte in Verbindung trat. Aber auch diese Nachrichten würden vermögen, uns ein recht anschauliches Bild der Vorgeschichte Südsibiriens zu liefern, wenn nicht die chinesische Schreibweise der Eigennamen einen schwer zu lüftenden Schleier über alle Mittheilungen breitete. Ich werde im Folgenden alle streitigen Punkte und alle Hypothesen der Geschichtsforscher, wie auch die Einzelheiten der

geschilderten Begebenheiten übergehen und nur unstreitig Wahres aus den geschichtlichen Vorgängen zwischen den Völkern Hochasiens und den Schilderungen des Culturzustandes dieser Völker angeben, ganz so, wie sie die Original-Geschichtswerke uns überliefern.

Zu Anfang des II. Jahrhunderts v. Chr. Geb. wurde der ganze Südrand der mächtigen Altai-Kette bis weit in den Thian-schan von einem mächtigen Türk-Volke, den Hiong-nu, beherrscht. Da die Machtsphäre dieses Volkes Südsibirien und die Dsungarei nicht berührt, so werde ich die Nachrichten der Chinesen über die Hiong-nu ganz übergehen. Durch die Ausbreitung der Macht der Hiong-nu im Thian-schan wurden drei mächtige Völker noch weiter nach Westen verdrängt und blieben hier in Unabhängigkeit von den Hiong-nu. Dies waren die Jue-tschi, östlich vom Syr-Darja, die Kan-goi, nördlich vom Syr-Darja und die U-ssun, nördlich vom Thian-schan am Ili und bis zum Balkasch-See. Von den Kan-goi wird erzählt, dass sie nicht sehr zahlreich gewesen seien und deshalb zum Theil den Jue-tschi, zum Theil den Hiong-nu unterworfen waren. Die Jue-tschi werden ein Nomadenvolk genannt, das früher sehr mächtig gewesen, aber durch die Kämpfe mit den Hiong-nu geschwächt und nach Westen verdrängt worden wäre. Ueber die U-ssun geben die Chinesen genauere Nachricht. Die U-ssun sollen sich in ihrem Aeusseren von den übrigen Völkern Hochasiens unterschieden haben; es soll eines der fünf Völker gewesen sein, die blaue Augen und rothe Haare gehabt hätten. Ihr Herrscher hiess Kuen-mo oder Kuen-mi (man will daraus schliessen, dass die U-ssun Germanen gewesen seien und das Wort Kuen-mo mit „Kuning“ in Zusammenhang bringen, was gewiss als eine gewagte Hypothese anzusehen ist) und wohnten in der Stadt Tschi-gu, welche 610 Li nordwestlich von der Stadt Aksu und nordöstlich vom Temurtu-See gelegen war. Die U-ssun bildeten 120 000 Kibitken oder Familien mit 630 000 Seelen, und ihre Heeresmacht soll bis 188 000 Mann betragen haben. Ihr Land wird uns als eben und grasreich geschildert, soll aber regnerisch und kalt gewesen sein. (Die Ausdrücke kalt und regnerisch sind nur verständlich, wenn wir bedenken, dass die Chinesen diese Nachrichten von den südlichen Nachbarn der U-ssun vernommen haben.) In den Bergen war viel Nadelholz. „Die U-ssun beschäftigen sich weder mit Ackerbau noch mit Gartenkultur

(wie die Chinesen), sondern sie ziehen mit ihren Heerden von Ort zu Ort, dorthin wo Wasser und Gras in nöthiger Menge sich vorfinden. In ihren Sitten gleichen sie sehr den Hiong-nu. - Sie halten viele Pferde, und reiche Leute haben deren 4000—5000 Stück. Das Volk ist roh (d. h. ihm ist die Höflichkeit der Chinesen unbekannt), habgierig, falsch und liebt zu rauben. Oestlich reicht ihr Gebiet bis zu den Hiong-nu, nordwestlich bis zu den Kan-goi.“ Da die Chinesen hofften, die U-ssun gegen die Hiong-nu benutzen zu können, so suchten sie mit ihnen in ein näheres Verhältniss zu treten und schickten ihnen mehrmals reiche Geschenke. Im Jahre 107 v. Chr. schickte der Kuen-mo 1000 Pferde an den chinesischen Hof, um eine Prinzessin aus dem chinesischen Kaiserhause zur Gemahlin zu erhalten, und der Himmelssohn sandte ihm die Prinzessin Si-gün. Man stattete sie prächtig aus, gab ihr einen Gala-Wagen, Kleidung und kaiserliche Insignien, dazu einige hundert Hofbeamte, Eunuchen und Diener. Trotzdem machte der Kuen-mo sie nur zu seiner jüngeren Gemahlin, da ihm der Herrscher der Hiong-nu inzwischen auch eine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, die er schon früher als ältere Gemahlin eingesetzt hatte (dies zeigt deutlich, wie sich sowohl die Chinesen wie auch die Hiong-nu um die Freundschaft der U-ssun bemühen, und wie die U-ssun, den Sitten der Nomaden gemäss, sich bald auf den einen, bald auf den anderen der mächtigen Nachbarn stützen). In drei Monaten sah die chinesische Prinzessin den Kuen-mo nur ein einziges Mal. Damals wurde ihr ein grosses Gastmahl zugerichtet und sie erhielt reiche Geschenke. Da aber der Kuen-mo alt war und nicht Chinesisch verstand, so lebte die Prinzessin in Trauer und Einsamkeit und sehnte sich nach ihrer schönen Heimath und einem gebildeten Umgange. In ihrer Einsamkeit soll sie, den chinesischen Annalen nach, folgendes Gedicht verfasst haben:

Zur Gemahlin gaben mich Verwandte
In dies weite, öde Land,
Gaben in ein fremdes Reich mich,
Diesem Fürsten der U-ssun.
Lebe hier in runder Hütte,
Die mit dünnem Filz bedeckt nur,
Fleisch ist meine einz'ge Nahrung,
Milch allein dient mir zum Trunke.
Wenn der Heimath ich gedenke,
Bricht das Herz vor Sehnen mir,

Wär' ich eine wilde Gans doch,
Flöge ich zurück zur Heimath.

Da der Kuen-mo alt war, so überliess er die chinesische Prinzessin seinem Sohne Sen-dsi, der nach dem Tode des Vaters diesem in der Regierung folgte. Nach dem Tode der Prinzessin Si-gün wurde dem Herrscher der U-ssun eine andere chinesische Prinzessin zur Gemahlin gegeben.

Die Macht der U-ssun wuchs in der Folge immer mehr. Sie blieben jetzt dem Bunde der Chinesen treu, weil die Macht der Hiong-nu schon damals abnahm. Mehrmals fielen sie in Gemeinschaft mit den Chinesen über die Hiong-nu her, wodurch die Macht der Hiong-nu im Westen immer mehr geschwächt wurde.

Um die Mitte des I. Jahrhunderts n. Chr. Geb. zerfallen die U-ssun in zwei Theile; der eine Theil, der die kleinen U-ssun genannt wird, zieht weiter nach Nordwesten, d. h. nach dem Ural hin, der andere Theil, die grossen U-ssun, bilden hier bis in's IV. Jahrhundert einen recht mächtigen Staat. Im IV. Jahrhundert wurden sie von den östlichen Nachbarn, den Sian-pi, scharf bedrängt, so dass ein Theil von ihnen nach Südwesten floh, ein anderer aber mehr nach Norden zog, wo er 619 sich den Tu-kiu unterwarf. (Seit dieser Zeit werden die U-ssun nicht mehr als Volk genannt. Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass das Hauptgeschlecht der grossen Horde, das nördlich vom Issikul bis zu den Grenzen des chinesischen Ili-Thales nomadisirt, bis jetzt den Namen Ui-sun führt. Es ist möglich, dass dieser Name zugleich mit einzelnen Stämmen der U-ssun hier seit alter Zeit fortlebte.)

Als Verwandte der Hiong-nu, also auch als Türkstämme, werden uns von den chinesischen Annalen im V. Jahrhundert zwei mächtige Völker Hochasiens genannt. Dies sind die Tu-kiu (in deren chinesischen Namen man die Benennung „Türk“ wiedererkennen will) und die Chui-che (der von den übrigen Nachbarn unter dem Namen „Uiguren“ bezeichnete Türkstamm).

Die Chui-che haben sich nach Angabe der chinesischen Annalen in zwei Theile getheilt, von denen der südliche, von den Chinesen unter dem Gesammtnamen Kiao-tschang genannt, schon vor Christi Geburt im Süden und Osten des Thian-schan angetroffen wurde. Die chinesischen Nachrichten über die Süd-Uiguren interessiren uns hier nicht, da ihre Nachkommen, die Dungenen, erst im vorigen Jahrhundert im Ili-Thale angesiedelt

wurden. Anders ist es mit den nördlichen Uiguren, welche zum Theil in ihren Ursitzen an der Selenga verblieben, zum Theil bis zu den Quellen des Jenissei vordrangen, wo wir sie im VI. Jahrhundert vorfinden. Die nördlichen Uiguren werden von den Chinesen Kao-tsche genannt, was chinesisch „hohe Wagen" bedeutet; wahrscheinlich, weil die Räder ihrer Wagen höher gebaut waren als die der übrigen Stämme. Als Volksname wird ihnen der Name Tschi-le, Di-li oder Te-le (was vielleicht als Verdrehung von „*Tölös*" oder „*Telengit*" angesehen werden kann, Namen von Türkstämmen, die bis jetzt im Altai leben) beigelegt. Die nördlichen Uiguren bestanden nach Angaben der Chinesen aus zwölf Geschlechtern (Si-fu-li, Tu-lu [Tölös?], I-Dschan, Da-Lian, Ku-che, Du-bo [gewiss nicht Uiguren, sondern ein Samojeden-Stamm der Tuba-Leute], A-lun [= Ara? d. h. ein Jenissei-Ostjakischer Stamm], Mo-jun, Sy-fyn, Fu-fu-lo, Kiu-an, U-schu-pei), Namen, über deren eigentliche Bedeutung man sich wegen der Verdrehung der Chinesen kaum einen richtigen Begriff machen kann. Die Sitten der nördlichen Uiguren schildern uns die chinesischen Annalen folgendermassen:

Die Kao-tsche haben keinen obersten Herrscher; jedes Geschlecht hat seinen Anführer oder Stammältesten. In ihren Sitten sind sie roh und ungebildet. Die Verwandten wohnen bei ihnen dicht beieinander und leben in Frieden und Eintracht. Werden Verwandte von Fremden überfallen, so helfen sie einander beim Kampfe. Beim Kämpfen stellen sie ihr Heer nicht in Reihen auf, sondern sie stürzen sich in Haufen auf den Feind. Eine solche Heeresaufstellung erlaubt ihnen nicht, ausdauernd an einer Stelle zu kämpfen, bald drängen sie mit ihren Heeresmassen mit aller Gewalt nach vorn, bald ziehen sie sich eiligst zurück, um gleich darauf wiederum einen Vorstoss auszuführen. Bei Abschluss der Ehe halten sie Pferde und Rinder für die besten Werbegeschenke. Sobald sich die Parteien das Wort gegeben haben, gilt die Ehe sogleich als geschlossen. Darauf führen die Verwandten des Bräutigams ihre Pferdeheerden den Verwandten der Braut vor, die sich dann selbst die ihnen passenden Geschenke auswählen. Die Eigenthümer der Pferde stehen dabei ausserhalb der Heerde und scheuchen sie durch Händeklatschen auf. Wer nun auf dem ausgewählten Pferde sitzen bleibt, behält dasselbe als Geschenk, wer aber herunterfällt, sucht sich ein anderes. Brot kennen die Kao-tsche nicht, auch brennen

sie keinen Branntwein. Am Hochzeitstage reichen die Brautleute selbst den Gästen Kumys aus Stutenmilch und gekochtes, in kleine Stücke geschnittenes Fleisch. Der Wirth bewirthet die Gäste selbst. Ordnung und Reihenfolge beim Sitzen beachten sie nicht; sie setzen sich haufenweise vor die Jurte hin und essen und trinken den ganzen Tag, ja sie bleiben sogar noch die folgende Nacht. Wenn am andern Tage die Braut ihren Vater besucht, treiben die Verwandten des Vaters noch eine Heerde Pferde dorthin. Sie lieben durchaus nicht Wittwen zu heirathen und bedauern diese sehr.

Die Hausthiere erhalten bei den Kao-tsche bestimmte Eigenthumszeichen; wenn ein Thier im Felde sich zu einem fremden Volke gesellt, so wird sich doch Niemand dasselbe aneignen.

Im Leben sind sie nicht reinlich. Sie lieben die Donnerschläge und stossen bei jedem Donnerschlage einen Schrei aus und schiessen nach dem Himmel. Dann verlassen sie den Ort und zerstreuen sich. Im folgenden Jahre, wenn die Pferde fett werden (d. h. von Ende Mai an), versammeln sie sich wieder an den Orten des Donnerschlages und schlachten einen Hammel. Die Schamanin hält dabei ein Gebet, ebenso wie im Reiche der Mitte (in China), wenn man ein Unglück abwenden will. Die Männer reiten zu Pferde viermal im Kreise um diesen Ort; dann nehmen dieselben ein Bündel Weidenzweige und begiessen es mit Kumys, eine Frau aber wickelt die Knochen in die Haut des Schafes und stellt sich das Bündel auf den Kopf, die Haare aber lässt sie in Locken herabhängen. Die Todten bringen sie in ein ausgegrabenes Grab, stellen den Leichnam in die Mitte, den Bogen in der Hand, mit umgürtetem Schwerte, die Lanze im Armgelenke, gerade als wenn er lebend wäre, und schütten dann das Grab zu. Wenn Jemand vom Blitze getroffen stirbt, oder von einer Seuche hingerafft wird, so halten sie Gebete, um das Unglück abzuwenden. Wenn aber Alles glücklich vorbeigeht, so schlachten sie eine grosse Menge verschiedenen Viehes und verbrennen die Knochen, dann reiten sie im Kreise um den Ort herum. Bei solcher Versammlung erscheinen Männer und Frauen jeden Alters ohne jeglichen Unterschied. Diejenigen Familien, bei denen sich kein Unglück zugetragen hat, singen, tanzen und spielen auf allerlei musikalischen Instrumenten; die Familien aber, die ein Unglück betroffen hat, weinen bittere Thränen.

Die Kao-tsche nomadisiren von Ort zu Ort, je nach der Fülle von Wasser und Gras.

Ein Theil der nördlichen Uiguren war den Shuan-shuan (einem südlicher wohnenden Volke, gewiss mongolischen Stammes) unterworfen. Zur Zeit Däü-lün (Fu-gu-dun Chan), des Herrschers der Shuan-shuan, gerieth der Afu-dshilo (so wurden die Stammältesten der Uiguren genannt) des Stammes Fu-fu-lo mit dem Oberherrn in Streit, weil dieser China mit Krieg überziehen wollte, und erklärte sich deshalb unabhängig von den Shuan-shuan und zog mit 100 000 Menschen seines Stammes weiter nach Westen. Däülün und sein Onkel Na-gai (man vergleiche den mongolischen Stammnamen Nogai) verfolgten ihn, konnten aber trotz einzelner siegreicher Scharmützel Nichts ausrichten (490 v. Chr.). Zu dieser Zeit lebte ein von den Hiong-nu abstammendes Geschlecht (somit also unbedingt ein türkischer Stamm), das Aschin genannt wird, im Altai und befand sich ebenfalls in Abhängigkeit von den Shuan-shuan. Nach Angabe der Chinesen sollen sich diese Aschin erst im Jahre 439 im Altai niedergelassen haben und in den südlichen Thälern des Altai für die Shuan-shuan Eisen gewonnen haben. (Ich halte für wahrscheinlicher, dass ihnen ein Theil der Ureinwohner des Altai, die sich seit der frühesten Zeit hier mit Gewinnung und Bearbeitung der Metalle beschäftigt hatten, unterthan war und für sie diese Arbeiten ausführte, denn es lässt sich nicht annehmen, dass ein türkischer, also nomadisirender Stamm, sich mit dergleichen Gewerbe abgegeben habe und später wiederum zum Nomadenleben zurückgekehrt sei.) Die Macht der Aschin war aber doch so bedeutend, dass die Chinesen es für nöthig hielten, im Jahre 535 einen Gesandten zu ihrem Herrscher Tumyn zu schicken. Im folgenden Jahre, als die Te-le (Uiguren) mit den Shuan-shuan kämpften, fiel Tu-myn mit seinem Heere über die im Süden vorbeiziehenden Uiguren-Schaaren her und unterwarf sich einen Uiguren-Aimak von 50 000 Jurten. Da er nach dieser Machtvergrösserung sich den Shuan-shuan an Macht gleich fühlte, so wollte er sich durch eine Heirath mit dem Herrscher der Shuan-shuan verbinden und schickte zu ihm einen Gesandten, durch den er um seine Tochter warb. Der Herrscher der Shuan-shuan aber schickte nach der Angabe der chinesischen Annalen heftig erzürnt die Boten des Tu-myn mit der schimpflichen Antwort zurück: „Wie wagst du, mein Metall-

schmelzer, mir solchen Antrag zu stellen?" Tu-myn tödtete die Boten und verschwägerte sich mit China. Darauf schickte Tumyn im Jahre 552 seine Heere gegen die Shuan-shuan, besiegte sie vollständig und unterwarf sich ihr Reich. Nun nahm er den Titel Ili-chan (Fürst vom Ili) an und gründete so die Herrschaft der östlichen Tu-kiu, die bis zum Jahre 745 bestand und von der die Chinesen berichten, dass während dieses Zeitraumes hier 21 Chane herrschten, mit denen sie in Verbindung gestanden hätten.

Ueber die Sitten der Tu-kiu erzählen uns die chinesischen Annalen Folgendes: Die Tu-kiu lassen die Haare herabhängen und tragen den linken Rockschooss aufgesteckt. Sie leben in Zelten oder in Filzjurten und nomadisiren von Ort zu Ort, je nachdem Gras und Wasser in genügender Menge vorhanden sind. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht und Jagd, essen Fleisch und trinken Kumys und tragen Kleider von Pelz und Wolle. Bei ihnen ist wenig Ehrlichkeit und Scham; sie kennen, gerade wie die früheren Hiong-nu, weder Sitte (Höflichkeitsformen und Anstand der Chinesen) noch Gerechtigkeit. Wenn der Herrscher den Thron besteigt, so setzen ihn die höchsten Beamten auf eine Filzdecke und tragen ihn der Richtung der Sonne nach neun Mal im Kreise umher. Nach jedem Rundgange verneigen sich die Träger vor ihm. Nach Beendigung dieser Ceremonie lassen sie ihn ein Reitpferd besteigen, ziehen ihm mit einem seidenen Gewebe die Kehle fest zu, lassen dann das Gewebe los und fragen sogleich, wie viele Jahre er herrschen kann. Unter den Beamten hat die höchste Stelle der Sche-chu, die zweite der De-le und die dritte der Sy-li-fa, die vierte der Tu-mao-fa. Mit den niedereren Beamten zusammen sind es im Ganzen zwanzig Menschen. Alle diese Aemter sind erblich. Von Waffen haben sie Bogen aus Horn und pfeifende Pfeile, Panzer, Lanzen, Säbel und Schwerter, Fahnen mit einem goldenen Wolfskopfe. Die Leibgarde nennen sie Fu-li, was in ihrer Sprache auch Wolf (vergleiche das türkische „*pö-rü*", wobei zu bemerken ist, dass die Chinesen türkisch p stets durch f und türkisch r stets durch l wiedergeben) heisst. Dadurch wollen sie ihre Herkunft andeuten. (Hier spielt der chinesische Autor auf die Sage an, dass die Tu-kiu von einer Wölfin abstammen. Der Vorfahre der Tu-kiu ist nach dieser Sage ein Knabe, welcher nach der Vernichtung der Aschin nachgeblieben sein soll. Die

Feinde hätten diesem Knaben Hände und Füsse abgehauen und dann in einen See geworfen. Am Ufer habe ihn eine Wölfin mit Fleisch genährt und habe mit ihm zusammen gelebt. Als man die Wölfin habe tödten wollen, sei sie in ein anderes Land gezogen und habe daselbst zehn Söhne geboren.) Die Tu-kiu schiessen sehr geschickt mit Bogen vom Pferde herab. Ihrem Charakter nach sind sie überaus grausam und unbarmherzig. Die Schrift (d. h. die chinesische Schrift) kennen sie nicht. Die Menge der Leute, Pferde, Abgaben und ihr Vieh zählen sie nach Kerben, die sie in's Holz schneiden. An Stelle der schriftlichen Befehle gebrauchen sie Pfeile mit goldenen Spitzen (eine Sitte, die die Russen noch bei den Tataren Westsibiriens im XVII. Jahrhundert antrafen), an denen ein wächsernes Siegel befestigt ist. Streif- und Raubzüge unternehmen sie gewöhnlich vor dem Vollmond. Nach ihren Strafgesetzen wird Aufstand, Verrath, Tödtung, Ehebruch und Diebstahl eines gefesselten Pferdes mit dem Tode bestraft. Für eine körperliche Beschädigung zahlt man mit Sachen, je nach der Bedeutung derselben. Wer ein Auge beschädigt, muss seine Tochter hergeben, hat er aber keine Tochter, so muss er die Habe seiner Frau hergeben. Für die Beschädigung eines Gliedes muss er ein Pferd zahlen. Für Diebstahl eines Pferdes oder eines anderen Dinges zahlt er den zehnfachen Preis desselben. Den Leichnam eines Gestorbenen legt man in ein Zelt. Die Kinder, Enkel und anderen Verwandten beiderlei Geschlechtes schlachten Pferde oder Schafe, und indem sie sie vor dem Zelte, in dem der Leichnam sich befindet, ausbreiten, bringen sie diese den Manen als Opfer dar. Sieben Mal reiten sie zu Pferde im Kreise um das Zelt herum, dann zerschlitzen sie sich vor dem Eingange des Zeltes mit einem Messer ihr Gesicht und jammern mit lauter Stimme; so fliessen Blut und Thränen zusammen herab. Diese Ceremonie vollführen sie sieben Mal. Dann nehmen sie an einem bestimmten Tage das Reitpferd des Verstorbenen und alle seine Geräthschaften und verbrennen sie zusammen mit dem Leichnam. Die Asche aber sammeln sie in ein Gefäss und begraben sie in einer bestimmten Zeit des Jahres. Diejenigen Leute, die im Frühling und Sommer gestorben sind, begraben sie, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb werden und abzufallen beginnen, die im Herbste und Winter Gestorbenen aber begraben sie im Frühling, wenn die Blätter und Blumen hervorzusprossen beginnen. An den Begräbnisstagen wie

auch an den Todestagen bringen die Verwandten Opfer und zerfetzen sich die Gesichter. Auf den Grabstätten stellen sie die Nachbildung des Todten auf und bezeichnen an diesen Steinbildern alle Schlachten, an denen der Todte während der Zeit seines Lebens theilgenommen hat. Hat er nur einen Menschen getödtet, so stellen sie nur einen Stein auf. Auf einigen Gräbern stehen bis hundert und mehr Steine. Wenn man Schafe oder Pferde geopfert hat, so werden die Köpfe auf Stangen gesteckt. An diesen Tagen (d. h. zum Opfer) versammeln sich Männer und Weiber in festlichen Kleidern auf dem Begräbnissplatze. Wenn einem Manne dort (d. h. während der Zeit des Opfers) ein Mädchen gefällt, so schickt er nach der Rückkehr einen Freiwerber zu den Eltern dieses Mädchens. Selten werden die Eltern eine solche Werbung zurückweisen. Ist der Vater, ältere Bruder oder der Vaterbruder gestorben, so ist es Sitte, dass der Sohn seine Stiefmutter, der jüngere Bruder seine Schwägerin, der Neffe seine Tante heirathet. Wenn auch Niemand einen festen Wohnsitz hat, so besitzt dennoch jeder seinen Antheil Land. (Meiner Ansicht nach ist das so zu verstehen, dass die Weideplätze geschlechtsweise vertheilt sind, wie bei den Kirgisen, aber jedes einzelne Mitglied seinen Antheil an den Weideplätzen hat. Bei festem Landbesitz wäre ja ein Nomadisiren eine vollkommene Unmöglichkeit). Der Chan hat einen festen Wohnsitz am Berge Du-gin. Der Eingang zu seinem Standorte ist von Osten, zur Ehre der Stelle der Himmelsrichtung des Sonnenaufganges. Alle Jahre bringt er ein Opfer in der Höhle der Vorfahren (d. h. wo die Wölfin die zehn Knaben gebar. Ist dies dieselbe Höhle, von der Messerschmidt sagt: Am Flusse Jenissei, über den Fluss Kemtschik eine halbe Tagereise weit von der Einmündung des Flusses Dschakal, sei eine Höhle, in der es mehrere Seltsamkeiten gäbe, Idole von weiblicher und männlicher Gestalt und viele Manuscripte? Müller hat gehört, diese Höhle liege in einer Gegend von Grabstätten, deren viele auch vor der Grotte sich befänden. Der Eingang zu ihr vom Jenissei her sei enge und niedrig, ausserhalb seien am Felsen Sculpturen, Idole in halbmenschlicher Grösse und von sehr roher Arbeit). Aber in der Mitte des fünften Monats opfert er mit vielen seiner Unterthanen neben einem Flusse dem Geiste des Himmels. 500 Li vom Berge Du-gin entfernt liegt ein hoher Berg, auf dessen Gipfel sich weder Pflanzen noch Bäume hefinden; er heisst Bo-

dun-in-li was auf chinesisch der Schutzgeist der Erde bedeuten soll. (Bo-dun-in-li ist unentzifferbar, sollte es vielleicht dem türkischen *Bödük ijäli*, „mit einem erhabenen Herren begabt", bedeuten? Die Altajer nennen noch heute die Schutzgeister der Berge und Gewässer *Tū ijäsi*, *Su-ijäsi*, der Wirth des Berges, der Wirth des Wassers). Die Schrift der Tu-kiu gleicht der uigurischen. (Dies ist nur dann verständlich, wenn die oben angeführte Unkenntniss der Schrift sich nur auf die chinesische Schrift bezieht). Die Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten kennen sie nicht, sondern bezeichnen die Zeit nach dem Grase. Sie trinken Kumys aus Stutenmilch und betrinken sich bis zur Bewusstlosigkeit. Sie beten die Geister an und glauben an die Schamanen (chin. *wu*). Für einen Ruhm halten sie es, im Kriege zu sterben, aber für eine Schande, an einer Krankheit zu sterben. Im Allgemeinen sind ihre Sitten denen der Hiong-nu gleich.

Was die Chinesen von den Kämpfen und Beziehungen der Tu-kiu zum chinesischen Reiche erzählen, kann hier füglich ebenso wie die Liste der Fürsten übergangen werden. Es möge hier nur erwähnt sein, dass sich im Jahre 600 das Reich der westlichen Tu-kiu von dem der östlichen abtheilte und dass die Herrschaft der westlichen Tu-kiu sich allmählich über den Altai, die dsungarische Steppe und das Ili-Gebiet erstreckte. Die alte Dynastie der Aschin endigte bei den westlichen Tu-kiu etwa um das Jahr 700. Dann bemächtigte sich der Führer der Tu-tsischi der Herrschaft und seine Nachkommen herrschen noch bis zum Jahre 766, wo der grösste Theil der Geschlechter der Tu-kiu weiter nach Westen zieht und nur ein kleiner Theil sich den Uiguren unterwirft.

Diese Uiguren, deren wir schon beim Ueberfall des ersten Chans der Tu-kiu erwähnt und deren Sitten wir nach den chinesischen Quellen geschildert haben, blieben nach der Unterwerfung durch Tu-myn lange Unterthanen der Tu-kiu. Als ihnen aber die südlichen Herrscher 606 schwere Abgaben auferlegten, da trennte sich ein grosser Theil derselben ab und siedelte sich in den nördlicheren Gebieten an. Ihr Hauptsitz blieb nach Angabe der Chinesen der Fluss *So-lin* (Selengga). Die abgefallenen Uiguren sollen bis 100 000 Kibitken betragen haben. Unter ihren Herrschern ist besonders Pu-su zu erwähnen, der 628 siegreich gegen die Tu-kiu kämpfte. Bald nach seinem Tode ergeben sich die zwölf Stämme der Uiguren den Chinesen, die den zwölf Stamm-

ältesten chinesische Militärtitel verleihen. Durch den Verfall der Macht der Tu-kiu ward die Macht der Uiguren immer grösser, sie vereinigten unter sich viele türkische Stämme und nahmen als Reich den Titel Chui-che an. Verwaltet wurden sie von eigenen Chanen, von denen die Chinesen uns vierzehn nennen. Im Anfang des IX. Jahrhunderts wird das Reich der Uiguren, das sich von der Selengga bis zum Balkasch ausdehnte, durch anhaltende Kriege mit den ihnen früher unterworfenen Hakas geschwächt. 841 wird der Uiguren-König vollständig besiegt und getödtet. Weder dem darauf von den Uiguren zum Könige gewählten U-kiai noch seinem Bruder O-nie gelang es, die Herrschaft zu befestigen. Letzterer wurde von den Hakas verjagt und seine Hauptstadt erobert. Die Herrscherfamilie floh zu den nördlichen Gebirgsbewohnern.

Darauf beginnt ein neues Reich der angesiedelten Uiguren, das zur Zeit der chinesischen Dynastie Sung in Vasallenschaft und Bündniss zum chinesischen Reiche trat. Die ganze Reihe dieser einheimischen Uiguren-Könige blieb dem Bündnisse mit China treu und herrschte ununterbrochen über das Gebiet des Thianschan, bis Tschingis-Chan 1209 ganz Hochasien den Mongolen unterwarf.

Ich muss hier noch einen Fehler Ritter's aufklären, der in seiner Erdkunde von Asien S. 346 behauptet, dass die Chinesen noch heutzutage den Namen Chui-che mit „Mohammedaner“ identificiren. Die Chinesen nennen die Mohammedaner *Schan-tu*, d. h. Turbane. Chui-chu nennen sie heutzutage nur die mohammedanischen Chinesen Nordchinas, die die Tataren „Dungan“ nennen, d. h. die Nachkommen der Uiguren, die jetzt ganz zu Chinesen geworden sind. Mit dem Namen *Chui-sa* hingegen bezeichnen sie nur die Tataren des Sechsstädte-Gebietes (der kleinen Bucharei), die offenbar zum grössten Theil Nachkommen der angesiedelten Uiguren der Kiao-tschang sind. Es ist also auch Chui-sa die Bezeichnung des Volkes und durchaus keine Anspielung auf die religiösen Verhältnisse der Bewohner der kleinen Bucharei.

Die Chinesen rechnen zu den nördlichen Uiguren einige Völker Sibiriens. Von diesen Stämmen will ich nur solche nennen, die unbedingt das heutige Sibirien bewohnen.

1. Die *Guligan*, nomadisirten, nördlich vom Baikal-See. Dieses Volk hat 5000 Krieger. Das Land bringt ausgezeichnete Pferde

hervor. Die Köpfe dieser Pferde gleichen den Kameelköpfen, sie sind stark und hoch gewachsen und vermögen in einem Tage einige hundert Li zu laufen. Das Land der Guligan erstreckt sich im Norden bis zum Meere und ist sehr weit von der Residenz (der Chinesen) entfernt. Jenseits des Baikal werden die Tage lang, die Nächte aber kurz. Vom Sonnenuntergange bis zum Aufgange der Sonne vermag man kaum eine Hammelmilz gar zu braten. Als die Guligan an den Hof nach China kamen, beschloss man, zu ihnen einen Militärbeamten zu senden und nannte das Land Suan-goi. Der Aelteste des Volkes schickte bald darauf Pferde als Geschenk, von denen der Kaiser zehn sehr schöne auswählte. Im Jahre 662 wurde das Land Suan-goi in Jui-wu umgenannt und der Baikalischen Statthalterschaft zugetheilt. (Es ist wohl kein Zweifel, dass hier unter den Guligan die Jakuten zu verstehen sind, gewiss ein Mischvolk aus den Uiguren und tungusischen Völkerschaften.)

2. Die *Dubo*. Sie wohnten im Norden bis zum kleinen See, im Süden bis zu den Uiguren, im Westen bis zu den Hakas. Sie zerfallen in drei Aimake, von denen jeder von einem besonderen Stammältesten verwaltet wird; sie leben in Hütten aus Gras und beschäftigen sich weder mit Viehzucht noch mit Ackerbau; sie suchen allerlei Wurzeln und bereiten aus ihnen einen Brei; sie beschäftigen sich mit Fischfang und machen Jagd auf Vögel und Wild, die ihnen als Speise dienen. Sie kleiden sich in Pelze aus Zobel- und Hirschfell und die Armen ziehen Pelze aus Vogelhäuten an. Bei der Hochzeit geben die Reichen Pferde, die Armen aber bringen Hirschfelle und Wurzeln. Die Leichen legen sie in Särge und stellen sie auf Berge oder Bäume. Beim Begräbnisse jammern sie wie die Tu-kiu. Sie kennen aber keine Strafen oder Strafgelder. Der abgefasste Dieb hat den zweifachen Preis des Gestohlenen zu zahlen. Im Jahre 644 schickten sie zugleich mit den Guligan Gesandte an den chinesischen Hof. (Der Name Du-bo weist darauf hin, dass wir es hier mit den von den Russen im XVII. Jahrhundert in dem Sojonischen Gebirge angetroffenen Tubinern oder Wald-Samojeden zu thun haben. Dabei sei bemerkt, dass alle Sojonen im Norden des Tangnu Ola, die doch zum grössten Theil aus Vermischung mit Samojeden-Geschlechtern entstanden sind, sich selbst Tuba nennen, ebenso wie die Koibalen-Geschlechter und die Schwarzwald-Tataren, was Alles darauf hindeutet, dass die Tuba früher ein

bedeutend zahlreicheres Volk gewesen sein müssen. Die oben angeführte Nachricht über den Kulturzustand der Wald-Samojeden im VII. Jahrhundert ist daher von grossem Interesse.)

3. Die *Chu-sse*. Unter dem Namen der Chu-sse werden eine Menge von Stämmen oder Völkern aufgeführt, die in Sibirien wohnen. Da werden die Kige genannt, die ein Heer von 20000 Mann haben sollen und die nach der Meinung des Pater Jakiuf etwa am Argun gelebt haben mögen. Ihr Land soll ungefähr 6000 Li von der chinesischen Hauptstadt entfernt gewesen sein. Dann werden genannt die Uwan oder Kiai, in einem Lande, wo zwar Bäume wachsen, aber kein Gras. An dem Boden soll überall Moos wachsen, hier sollen keine Pferde und Schafe sein, sondern nur Rennthiere als Hausthiere gehalten werden; diese werden mit Moos gefüttert und an Wagen gespannt. Die Leute kleiden sich da in Rennthierfelle, niedrige Häuser bauen sie aus Holz und mehrere zusammen. Nachdem noch mehrere Völkerschaften aufgeführt sind, wird noch ein Volk, die *Bila* oder *Gelotschi*, genannt, die nördlich von den Tu-kiu gewohnt haben sollen. Sie sollen zwar nomadisirt haben an Orten, wo Ueberfluss an Wasser und Gras war, aber doch hauptsächlich in Bergen gelebt haben. Ihr Heer soll 30000 Mann stark gewesen sein. Dort soll es immer schneien, die Nadeln sollen von den Bäumen nicht abfallen. Sie beackern das Land mit Pferden, woher ihnen auch der Name gegeben sein soll. Sie wohnen nördlich in der Nähe des Meeres (ist nicht vielleicht der Tschany-See in der Kulunda gemeint?) Obgleich sie Pferde hielten, ritten sie nicht auf ihnen, sondern benutzten die Milch als Speise. Oft haben sie mit den *Hakas* Krieg geführt. (Dies beweist, dass die Bilä nördlich vom Altai lebten.) In ihrem Aeusseren waren sie den Hakas ähnlich (hatten also, wie wir in der Folge sehen werden, blaue Augen und rothe Haare), redeten aber eine andere Sprache. Sie schoren den Kopf und trugen Hüte aus Birkenrinde. Sie verbanden Bäume wie man die Brunnengänge macht (d. h. offenbar, sie bauten Holzhäuser aus Balken, ähnlich wie die Russen dies thun) und bedeckten sie mit Birkenrinde. Dies waren ihre Wohnungen; jede Gemeinde hatte ihren Anführer unabhängig von den anderen. Die Dachan wohnten noch nördlicher als die Goi, sie hatten Schafe und Pferde. Sowohl die Dachan wie auch die Goi sind Nachbarn der Hakas am See Kian-chai (Baikal). Alle diese Völker waren niemals in China (weshalb die Chinesen, wie wir hier sehen, auch

alle möglichen Völker hier zusammenfassen), sie erschienen aber 627—655 hier am Hofe (dem chinesischen) und brachten Zobel und Pferde. Einige sind nur ein Mal, andere zwei Mal gekommen. (Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich in den Bilä ein Volk sehe, das schon eine höhere Bildung erreicht hat als alle genannten Nomaden. Dies beweisen schon der Ackerbau und die Holzhäuser. Sollten das nicht die schon im VII. Jahrhundert zum grössten Theile aus dem Altai und aus dem Abakan- und Jenisseithale nach dem Norden verdrängten Stammgenossen der Hakas gewesen sein, und zwar diejenigen Völker, die im Altai selbst den Bergbau ausgeübt hatten? Wie ich später zeigen werde, wahrscheinlich Völker des Jenissei-Ostjakischen Stammes.)

Ich gehe jetzt zu demjenigen Volke über, das uns am meisten interessiren muss, da wir seine Geschichte bis in die neueste Zeit verfolgen können; dies sind sind die Vernichter des nördlichen Uiguren-Reiches, die *Hakas*.

Die Hakas bilden das alte Reich der Kiang-Kuen, sagen die chinesischen Annalen; es lag westlich von Chami und nördlich von Karaschar bei den weissen Bergen. Andere nennen dieses Reich Gui-wu und Ge-gu. Das Gebiet der Hakas lag einst an der westlichen Grenze des Reiches Hiong-nu (also etwa am südlichen Tarbagatai und im Thian-schan. Die Zahl der Bevölkerung erreicht einige Hunderttausend. Ihr Heer beträgt 60 000 Mann. Von ihrem Lande südöstlich sind 3000 Li bis zur Orda der Uiguren. Im Süden reichen sie bis zum Berge Tuuman. Der Boden ihres Landes ist im Sommer sumpfig, im Winter ist sehr hoher Schnee. Die Bewohner sind von grossem Wuchse, haben rothe Haare, ein frisches Gesicht und blaue Augen. Schwarze Haare sehen die Hakas als ein schlechtes Zeichen an. Die Schwarzäugigen werden für die Nachkommen der Li-Lin gehalten. (Diese Beschreibung beweist, dass die Hakas ursprünglich nicht Türken waren, wenn sie auch, wie wir sogleich sehen werden, die türkische Sprache redeten. Man stelle hiermit zusammen, was ich oben über die Bilä mitgetheilt. Man kann daraus entnehmen, dass die Hakas wie auch die Bilä gewiss eines Stammes sind, der aus dem Süden hier eingewandert ist. Sollten nicht auch die U-ssun zu diesem Völkerzweige gehört haben? Dabei möge erwähnt werden, dass die Chinesen die Bilä unter dem allgemeinen Namen der *Chu-sse* erwähnen, und dass sie noch ein Volk *Ku-te* mit blauen Augen westlich

von den U-ssun und die *Tin-gling* (= Bilä?) nördlich von den U-ssun nennen. Ritter möchte alle diese Völker als nach Norden versprengte Indogermanen auffassen und sucht diese Behauptung dadurch zu unterstützen, dass in der türkischen und mongolischen und besonders in der tungarischen Sprache eine grosse Zahl indogermanischer Wurzeln auftreten. Für die türkische und tungarische Sprache muss ich diese Behauptung direct verneinen. Die wenigen indogermanischen Wurzeln sind hier fast alle nachweisbar aus dem Neu- oder Alt-Persischen entlehnt, das ja vor Christi Geburt in Turan bis ziemlich hoch im Norden gesprochen wurde. Ich möchte in allen diesen Völkern einen jetzt fast vollkommen untergegangenen Volksstamm der Jenissejer erblicken, auf die ich später zurückkommen muss. In Betreff der Hakas sei erwähnt, dass sie schon lange von ihren Nachbarn, den Bilä, getrennt gelebt haben mussten, da sie in Lebensweise und Sprache von diesen sich unterschieden (dabei sei erwähnt, dass die chinesische Beschreibung aus dem VII. Jahrhundert herrührt, als die Hakas zum ersten Male mit den Chinesen in Verbindung traten).

Männer, fahren die chinesischen Annalen fort, giebt es weniger als Frauen. Die Männer tragen Ringe in den Ohren. Sie sind stolz und eigensinnig. Die Tapferen unter ihnen tätowiren sich die Arme; die Frauen aber tätowiren den Hals nach der Verheirathung. Beide Geschlechter leben ungetrennt, daher giebt es viel Unkeuschheit. Der erste Monat heisst bei ihnen Mao-schi-ai (türkisch: mus-ai, d. h. Eismonat). Die Jahre zählen sie nach zwölf Zeichen. So heisst z. B. das Zeichen des Jahres *In:* das Jahr des Tigers. Das Klima ist kalt, so dass im Winter die Flüsse bis zur Hälfte einfrieren. Sie säen Hirse, Gerste, Weizen und Himalaja-Weizen. Das Mehl mahlen sie auf Handmühlen. Das Getreide säen sie im dritten Monate und ernten es im neunten Monate ein. Sie bereiten Branntwein durch Gährung von Brei. Baumfrüchte und Gartengemüse giebt es hier nicht. (Diese Beschreibung beweist, dass auch die zum Theil als Nomaden geschilderten Hakas doch auf einer höheren Bildungsstufe stehen als alle türkischen Nachbaren, gewiss haben sie diese Bildung nicht im Norden erlangt, sondern im Süden des Thian-schan, von wo sie nach Norden gezogen sein sollen.) Ihre Pferde sind hoch und stark; diejenigen gelten als die besten, welche miteinander zu kämpfen lieben. Sie besitzen auch Ka-

meele und Rinder, und letztere mehr als Schafe. Reiche Leute besitzen deren mehrere Tausend. Von wilden Thieren jagen sie Marale, Rehe, Elenthiere und Schwarzschwänze („Kara-kuiruk“, eine Gemsart); die letztern sind den Moschusthieren ähnlich, haben aber einen grossen, schwarzen Schwanz. Von Fischen giebt es eine Art, die bis sieben Fuss lang werden, diese sind glatt und ohne Gräten, der Mund ist unter der Nase (Stör). Von Vögeln giebt es wilde Gänse, Enten und Habichte. Von Bäumen Fichten, Birken, Erlen, Weiden und Tannen, die oft so hoch sind, dass ein abgeschossener Pfeil ihre Spitze nicht erreicht. Es giebt hier Gold, Eisen und Zinn.

Im Kriege gebrauchen sie Bogen, Pfeile und Flaggen. Die Reiter bedecken Hände und Füsse mit kleinen hölzernen Schildern, auch auf die Schultern legen sie kleine, runde Schilder, um sich vor Pfeilen und Säbeln zu schützen. Ihr Herrscher heisst Asho. Vor seinem Hause ist eine Fahne aufgestellt. Die übrigen Leute nennen sich nach ihren Geschlechtern. Zobel- und Luchs-Pelze sind die Kleidung der Reichen. Der Asho trägt im Winter eine Zobelmütze, im Sommer aber eine Mütze mit einem goldenen Rande, mit einer kegeligen Spitze und umgebogenem untern Theile. Die anderen Leute tragen weisse Filzhüte. Am Gürtel lieben sie einen Schleifstein zu tragen. Die Armen tragen Schafpelze und gehen ohne Hüte. Die Frauen tragen Kleider aus Wolle und aus Seidenzeug, das sie aus China erhalten. Der Asho wohnt bei den Schwarzen Bergen. Sein Wohnplatz ist mit Palissaden umgeben. Sein Haus ist ein Zelt, das mit Filz überzogen ist und wird Medidshi genannt. Die Beamten wohnen in kleinen Zelten. Das Heer wird aus allen Stämmen zusammengebracht. Die Jassak zahlenden entrichten diesen in Zobel- und Eichhorn-Fellen. (Dies beweist, dass sich die Hakas auch vielfach mit der Jagd beschäftigten.) Die Beamten zerfallen in sechs Klassen: Minister, Oberbefehlshaber, Oberverwalter, Verwalter, Anführer und Dagane. Der Minister giebt es sechs, Oberanführer drei, Oberverwalter zehn, alle diese verwalten das Heer. Verwalter giebt es fünfzehn. Die Anführer und Dagane haben keine Beamtenrangklassen. Die Hakas leben von Fleisch und Stutenmilch, der Asho geniesst Speise aus Mehl. Von musikalischen Instrumenten haben sie die Trommel, Flöte und zwei unbekannte. Bei Schauspielen werden abgerichtete Kameele und Löwen gezeigt, auch zeigen sich dabei Voltigeure

auf Pferden und Seiltänzer. Ihre Opfer bringen sie den Geistern auf freiem Felde. Für die Opfer haben sie keine bestimmte Zeit. Die Schamanen nennen sie Kan (vergl. türkisch „*kam*“). Den Kalym bezahlen sie in Schafen und Pferden. Reiche Leute geben dabei hundert, ja tausend Stück. Bei Beerdigungen zerfetzen sie sich nicht das Gesicht, sondern wickeln den Leichnam dreimal ein und weinen, dann verbrennen sie ihn und beerdigen die Knochen nach einem Jahre. Später machen sie Trauerfeierlichkeiten zu einer bestimmten Zeit. Im Winter wohnen sie in Hütten, die mit Rinde bedeckt sind. Ihre Schrift ist dieselbe wie die der Uiguren. Ihre Gesetze sind sehr streng. Wer vor der Schlacht Unruhe erregt, eine vom Fürsten aufgetragene Botschaft nicht ausführt, oder wer dem Asho einen schlechten Rath ertheilt, sowie auch jeder Dieb wird enthauptet. Wenn der Dieb einen Vater hat, so wird diesem das Haupt seines Sohnes an den Hals gehängt, und er muss dasselbe bis zu seinem Tode tragen.

Oestlich von den schwarzen Bergen ist der Fluss Kian-che (von dem Abel Remusat nachgewiesen hat, dass es der Jenissei sei, den die Chinesen später Ki-mu nennen und der noch jetzt von allen Umwohnern Kem genannt wird). Ueber ihn fährt man in Canoes. Alle Flüsse fliessen nach Nordosten. An der östlichen Seite des Seees (Kossogol) nomadisiren drei Tu-kiu-Stämme (vergl. oben, wo die Dubo ein Uiguren-Stamm genannt werden), Du-bo (Tubiner), Milige und Edshi. Ihre Fürsten heissen Kegin (noch heute heisst in der Mundart der Ostjak-Sanojen *kok* oder *köil-küm* „Fürst“, bei den Kamassinzen „kong“). Diese leben in Rinden-Jurten; sie haben gute Pferde. Auf dem Eise laufen sie auf Holzpferden (Schneeschuhen), an den Füssen haben sie Schneeschuhe und Stützen unter den Armen (nicht etwa wie Krücken, sondern sie halten nur die Stützstange unter dem Arme und lassen sie hinten nachschleppen). Bei jedem Schwunge kommen sie wohl hundert Schritte vorwärts. In der Nacht beschäftigen sie sich mit Spitzbübereien und Raub. Die Hakas fangen sie aber ein und stellen sie dann zur Arbeit an (d. h. die eingefangenen Diebe der Du-bo müssen bei den Hakas Sklavendienste verrichten).

Die Hakas waren ein sehr mächtiges Volk, ihr Gebiet war nicht weniger ausgebreitet als das der Tu-kiu. Im Osten reichte es bis zu den Gu-li-gan (siehe dieselben oben), im Süden bis

Tibet, im Westen bis Gelolu (einem Volke, das in der heutigen Kirgisen-Steppe wohnte). Früher waren die Hakas den Se-jan-to (dem mächtigsten Uiguren-Stamme, vergl. die Namen Sejanto mit So-jong, wie sich noch heute ein grosser Theil der Sojonen benennt), welcher bei ihnen seinen Ge-li-fu hielt. Der Herrscher der Hakas hatte drei Minister, den Gesi-Bei, den Güi-scha-bo-Bai und den Ami-Bei (vergl. das türkische Wort *Bei*, *Beg* = Herr), diese verwalteten alle Angelegenheiten des Reiches. Mit dem Reiche der Mitte waren die Hakas früher nie in Verbindung getreten, als sich aber 648 die Nachricht verbreitete, dass die Te-le (Uiguren) Gesandte zu den Chinesen geschickt hätten, schickten die Hakas auch einen Gesandten und blieben in steter Verbindung mit China, bis die Uiguren die südlichen Völker alle unterworfen hatten, so dass den Hakas der Weg nach China versperrt war. Da geriethen sie in Abhängigkeit von den Uiguren. Kaum begann aber die Macht der nördlichen Uiguren abzunehmen, als sich auch der Asho als selbständiger Chan erklärte und seine Mutter, eine geborene Tu-zi-schi, als Chanin-Wittwe, seine Frau und seine Tochter Ge-lu-sche-chu als Chaninnen. Der Uiguren-Chan schickte einen Minister mit einem Heere, aber ohne Erfolg; der Fürst führte den Krieg 20 Jahre lang. Der Asho, durch seine Siege stolz gemacht, sprach: „Dein Schicksal ist entschieden, ich vernichte bald deine goldene Orda (Residenz), stelle vor ihr mein Pferd auf und pflanze meine Fahne auf; wenn du mit mir zu kämpfen vermagst, so komme sogleich her! Vermagst du es nicht, so entfliehe!“ Der Uiguren-Fürst vermochte nicht, den Krieg fortzusetzen; zuletzt führte sein eigener Feldherr, Gü-lu-mo-che, den Asho zu seiner Residenz. Der Chan wurde getödtet und seine Unterthanen zerstreut. Der Asho selbst liess die Wohnung des Chans und der Fürstin niederbrennen. Der Uiguren-Fürst wohnte gewöhnlich in einem goldenen Zelte. Der Asho eignete sich alle seine Schätze an und nahm den Fürsten Thai-cho gefangen. Dann führte er seine eigene Residenz auf die Südseite des Gebirges Lau-schan über. Das Gebirge Lau-Schan wird auch Tu-man genannt, es liegt 15 Tagereisen von der früheren uigurischen Residenz (gewiss an der Selengga). Da die Fürstin aus dem chinesischen Kaiserhause war, so schickte der Fürst sie mit einem Gesandten nach China, aber der uigurische U-ge-Chan ergriff sie auf dem Wege und tödtete den Gesandten. Der Asho schickte nun einen anderen

Gesandten nach China, der im dritten Jahre 841 dort anlangte. Der chinesische Kaiser schickte einen Beamten, Dshao-fan, mit dem Banner zu den Hakas und befahl durch den Uebersetzer, eine Beschreibung der Berge, Flüsse und Sitten anzufertigen; ferner wurde bestimmt, das Bild des Asho zu malen und den Asho als den Abkömmling eines Geschlechtes mit dem regierenden Kaiserhause in den Stammbaum der herrschenden Dynastie einzutragen.

In dieser Zeit fand U-ge-Chan mit den Ueberbleibseln seines Volkes einen Zufluchtsort bei den Chei-tsche (einem mongolischen Stamme). Der Asho, der noch zur Herbstzeit, wo die Pferde stark sind, den Chan überfallen wollte, schickte Gesandte nach China und bat um ein Hilfsheer. Da sandte der Kaiser den Beamten Lü-Ming zur Revision an die Grenze. Die vier Armeecorps des nordwestlichen Winkels waren durch den Kampf mit Tibet ermattet und die achtzehn Grenzkreise durch den Durchzug der Nomaden-Heere ausgesogen. Zum Glück war die Macht der Uiguren gesunken und Tibet durch einen inneren Krieg zerfleischt. Darum beschloss der Kaiser (Wu-tsun) die bösen Umstände zu benutzen und schickte einen Gesandten zu den Hakas mit einer Urkunde, die dem Herrscher der Hakas den Titel Tsun-jing Chiun-wu Tshen-ming-Chan verlieh. Da aber der Kaiser starb (846), so wurde die Urkunde erst 847 abgesendet. Von 860—873 erschienen dreimal Gesandte der Hakas am chinesischen Hofe. Aber die Hakas waren nicht im Stande, die Uiguren vollständig zu vernichten.

Die Macht der Hakas im Süden war nicht von langer Dauer, denn sie mussten (gewiss durch die Macht der südlichen Uiguren gezwungen) ihre südliche Residenz aufgeben und verlegten 970 ihr Hoflager wieder zum Kem zurück.

Hierauf schweigt die Geschichte über die Hakas. Erst zur Zeit der Tschingischaniden, nach 1200, wird desselben Volkes wiederum erwähnt, aber unter dem Namen Kirgisen (denn die Chinesen erwähnen ausdrücklich, dass die Ki-li-ki-sse dasselbe Volk seien, das früher Kan-kuen, Kie-kheou und Ha-ka-ssu genannt wurde), die auch zu den Vorkämpfern des Heeres des Tschingis-Kan gehört hätten.

Unter der Dynastie der Juen, der Mongolen-Kaiser (1280 bis 1341), wird wieder der Ki-li-ki-sse erwähnt. Ihr Land wird jetzt Chan-cho-ssa genannt, mit den Städten Kian-tscheu (Tscheu

ist eine chinesische Benennung für Stadt, also heisst dieses Wort Hauptstadt der Kian, wie ja auch früher die Kirgisen genannt wurden) und Ilan-tscheu (d. h. Schlangenstadt). Das Land liege, sagen die chinesischen Autoren, von Peking 10000 Li und sei 1400 Li lang und 700 Li breit. Der Kian (Jenissei) fliesse gegen Nordwesten, im Nordosten von da sei der Ju-ssiu (der Jüs). Die Hauptprodukte seien Pferde, weisse und schwarze Falken. Das Wort Chun-Chona habe die Bedeutung: grosses Loch mit kleiner Oeffnung, darin habe der Kian seine Quelle. An der Grenze sind zwei Defilés, durch die man hinein und heraus kann. Es ist mit Bergen, Wasser, Wäldern und Gestrüpp bedeckt, die Wege daselbst sind schwer passirbar. Es kann keine passendere Beschreibung des Landes vom oberen Jenissei geben als die, welche die chinesischen Schriftsteller hier entwerfen.

Um hier mit den Kirgisen abzuschliessen, will ich noch eine Nachricht erwähnen, die uns um die Mitte des XIII. Jahrhunderts von Kirgisen im Thianschan berichtet. Bei Hulagu's Feldzuge (1253) wird berichtet, dass man südlich von der Stadt Alimali am Ili, bei der Gebirgspassage über den Thianschan, nahe der Station Ma-a-tschung, Palankine von Pferden gebrauche, um fortzukommen; auch seien dort Menschen, die, schwere Lasten tragend, doch sehr schnell zu gehen im Stande seien, man nenne sie Ki-li-ki-sse (Kirgisen); sie tauschten gegen Pferde Hunde ein. Diese Notiz ist zwar sehr kurz, sie genügt uns aber vollkommen, um zu beweisen, dass die Kirgisen im XIII. Jahrhundert an zwei Orten genannt werden und zwar am Jenissei und am Thianschan.

Ausser diesen ganz unbedeutenden Notizen über die Kirgisen bieten uns die chinesischen Annalen jener Zeit keinerlei für uns wichtige Nachrichten über die Völker, die den Südrand Sibiriens bewohnen. Die Chinesen waren viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um sich mit den Angelegenheiten der nördlichen Barbaren zu befassen. Aber auch nachdem sich die mongolische Herrschaft über China, Persien und Dshagatai ausgedehnt hatte, erhalten wir nur dürftige Nachrichten aus dem asiatischen Hochlande, da, wie Ritter sehr richtig bemerkt, die mongolischen Herrscher viel zu sehr mit der Verwaltung ihrer Culturländer beschäftigt waren, als dass jene armen Weideländer der rauhen Heimath ihre Aufmerksamkeit hätten auf sich ziehen können. Es entstand in Hochasien der frühere Zustand

der Zersplitterung in Horden, die durch fortwährende Fehde ihrer Häuptlinge immer mehr geschwächt wurden, so dass sie zu völliger Ohnmacht herabsanken und jener Zustand der Verwilderung herbeigeführt wurde, dem der völlige Mangel an historischen Daten in dieser Zeit zuzuschreiben ist. Die Geschichte des inneren Zustandes fehlt vollkommen und selbst die Geschichte des Mongolen-Fürsten Ssanang Setsen kann diesem Mangel in keiner Weise abhelfen. Wir wissen nur, dass bis zum XVII. Jahrhundert das ganze Hochland von Asien, vom mittleren Amur bis zum Ili, unter der Herrschaft der Mongolen sich befand. Die Horden treten aber bald getheilt unter verschiedenen Namen auf. Im Norden bis zum Baikal die Buräten, dann die östlichen Horden zwischen der Mandshurei, China und dem Altai, sie behalten zwar den Gesammtnamen Mongolen bei, zerfallen aber in 40 Banner der China unterworfenen Grenzmongolen, und die unter einheimischen Chanen lebenden Chalka-Mongolen im Norden der Gobi. Im Südwesten, von den Quellen der Selengga an, am Altai, Tarbagatai und bis zum Thianschan, entstand allmählich die bedeutende Macht der Westmongolen, die sich selbst den Namen der vier Öiröt (die vier Verbündeten) beilegten, da sie aus vier Stämmen, den Dsongar, Torgut, Choschot und Türböt, bestanden.

Genauere Nachrichten über Sibirien und Hochasien erhalten wir erst wieder als die Russen im XVI. Jahrhundert über den Ural vordringen, bis sie zuletzt ihre Herrschaft über ganz Sibirien und die dsungarische Steppe ausdehnen und vom Ili-Thale bis zum Ochotskischen Meere Nachbarn des sich bis zu ihren Grenzen ausdehnenden Mandshu-Chinesischen Reiches werden.

Es war im Jahre 1578, als Jarmak, der Ataman der das mittlere Wolga-Gebiet unsicher machenden Kosaken-Banden, aus Furcht vor dem Heere, das Zar Iwan Wassiljewitsch zur Vernichtung der Unruhestifter ausgesendet hatte, sich mit einem Haufen von 5—6000 Mann nach Norden wandte und in Permien eindrang. Maksim Strogonoff, der Besitzer grosser Ländereien an der Kama und Tschussowa, wurde durch die Ankunft eines so wilden Haufens in keinen geringen Schrecken versetzt. Er bemühte sich, die ungebetenen Gäste, die er aus Furcht vor ihren Gewaltthaten zwar freundlich aufgenommen hatte, sobald als möglich los zu werden, und lenkte daher die Aufmerksamkeit Jarmak's auf den fernen Osten, wo sich vor nicht langer Zeit am

Irtisch das Tatarenreich Sibir gebildet hatte, welches auch für Permien ein unbequemer Nachbar war. Jarmak, einerseits durch den geschilderten Reichthum des Landes angelockt, andererseits aber auch zufrieden, für seine wilden Gesellen ein ergiebiges Feld der Thätigkeit zu finden, beschloss, einen Raubzug jenseits des Ural zu unternehmen und brach im Jahre 1579 an der Spitze eines Heeres von 5000 Kosaken auf. Proviantmangel und andere missgünstige Umstände zwangen ihn, noch in Permien zu überwintern, so dass er erst im folgenden Jahre mit weniger als der Hälfte seines früheren Heeres (1636 Mann) seinen Kriegszug beginnen konnte.

Unter ununterbrochenen Kämpfen drang er, auf Booten dem Laufe der Flüsse Taigil und Tura folgend, immer weiter nach Osten vor und erreichte erst 1581 den Tobol. Ohne sich durch die stets von neuem sich seinem weiteren Vormarsche entgegenstellenden Gefahren und die stete Verminderung seiner Truppen abschrecken zu lassen, rückte er unaufhaltsam vor. Nach einer entscheidenden Schlacht, in der er das Heer des Közüm Kan, des Fürsten von Sibir, in die Flucht schlug, eroberte er mit einem kleinen Häuflein von 500 Kosaken die Festung Iskär, die Hauptstadt Közüm Kan's, die nicht weit von der Stadt Tobolsk am rechten Ufer des Irtisch erbaut war. Der Name der Stadt Iskär ist eigentlich Iski-jar, d. h. das alte Ufer, sie wurde auch von den Tataren „Sibir" genannt. Gewöhnlich bezeichnet aber Sibir nicht den Namen der Stadt, sondern den Namen der Herrschaft des Közüm. Sibir ist kein tatarisches Wort und sein Ursprung mir vollkommen unverständlich. Die Russen haben diesen Namen auf das ganze nördliche asiatische Tiefland übertragen.

Ich habe die Stelle am Irtisch-Ufer, wo einst die Stadt Iskär gestanden, selbst besucht; sie liegt auf einer vorspringenden Stelle des hohen Flussufers, etwa 16 Werst südlich von Tobolsk. Das Ufer ist hier sehr steil und gewiss hat das Wasser hier schon ein bedeutendes Stück Land fortgespült, sonst wäre es vollkommen unerklärlich, wie auf einem so kleinen Hügel eine Stadt Platz finden konnte. Als Festung war Iskär an einer sehr günstigen Stelle angelegt, da sie an der einen Seite durch das hohe Flussufer vollkommen geschützt, an der anderen Seite aber durch eine Thalsenkung von der niedriger liegenden Ebene getrennt war. Die dem Flusse entgegengesetzte Seite der Stadt war durch

drei Wälle geschützt, von denen noch jetzt deutlich sichtbare Spuren vorhanden sind. Von Gebäuden sind nur ganz geringe Reste übrig geblieben, meist nur Vertiefungen oder kleine Hügel, bei denen sich Ziegelsteine finden. Dies lässt sich leicht dadurch erklären, dass hier nur wenige steinerne Gebäude gestanden haben, da die Einwohner gewiss zum grössten Theile in Holz- und Lehmhäusern oder in Filzjurten wohnten. Die meisten Ueberreste von Ziegelsteinen sind gewiss von den Umwohnern längst fortgeführt und zum Ofenbau verwendet worden.

Das Tatarenreich, dessen Hauptstadt die Festung Iskär war, erstreckte sich über das ganze Gebiet des mittleren Irtisch, westlich reichte es bis zum mittleren Laufe der Tura, nördlich bis zur Mündung des Irtisch in den Ob, südlich etwa bis zum Flusse Om und östlich über die sogenannte Barabinische Steppe bis zum linken Ufer des Ob. Sowohl die Grenzen wie auch der ganze Bestand des Reiches waren sehr unsicher. Die herrschende Classe bildeten an der Tura, am Tobol und Irtisch angesiedelte Tataren, die zum grössten Theile wohl aus dem Süden am Irtisch entlang nach Norden gedrungen waren. Ihre Unterthanen bildeten im Norden und Nordwesten ihnen wohl nur zum Theil und zeitweise unterworfene Ostjakenstämme, im Süden aber wohnten ausser den mohammedanischen Herrschern noch die dem Schamanenglauben ergebenen, auf einer niederen Kulturstufe stehenden sibirischen Türkstämme, die gewiss schon seit vielen Jahrhunderten hier ihre Wohnsitze hatten.

Ueber die Entstehung des Reiches Sibir liegen uns nur sehr wenige und zum Theil sich noch widersprechende Nachrichten vor. Als historisch sicher kann angenommen werden, dass im XIV. oder XV. Jahrhundert weiter nach Westen, etwa zwischen Ural und Tura, ein Tatarenstaat entstanden war, als dessen Gründer ein angesehener Beg der Scheibaniden-Fürsten mit Namen Taibuga angesehen werden muss. Der Chan von Kasan Ibak soll nun den Neffen dieses Taibuga, mit Namen Mar, erschlagen haben, und dieser wiederum von Mamet, dem Enkel des Mar, getödtet worden sein. Darauf sei Mamet, der sich vor der Rache der Kasaner fürchtete, weiter nach Osten gezogen und habe im Anfange des XVI. Jahrhunderts Iskär erbaut. Nach dem Tode Mamet's herrschte in Iskär Agysch und Kasym und nach diesen der Sohn des letzteren, Jedigär. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts kam ein Nachkomme der Scheibaniden-

Fürsten Közüm, der Sohn des Murtasa und Enkel des Ibak, mit einem Heer von Tataren gegen Jedigär gezogen. Er besiegte diesen und seinen Bruder Bek-Bulat, die getödtet wurden. Nur der Sohn des letzteren, Saidak, rettete sich durch die Flucht nach Süden. Wann Közüm dieses Reich erobert hat, ist aus der vorhandenen Quelle nicht nachweisbar. Es ist nur sicher, dass er schon 1570 in Iskär herrschte.

Aus der sibirischen Chronik ist es schon bekannt, dass Közüm Kan sich bemüht hat, unter seinen heidnischen Unterthanen den Islam zu verbreiten. Er soll dabei Gewaltmassregeln angewendet haben und auf heftigen Widerstand von Seiten seiner Unterthanen gestossen sein. Bei den Ostjaken war die Verbreitung des Islam wegen der Unkenntniss der Sprache ganz unmöglich, daher erlaubte ihnen Közüm Kan bei ihrem früheren Glauben zu verharren. Unter den Türken leisteten auch die Stämme Ajaly, Kürdak, Baraba einen so heftigen Widerstand, dass die Bekehrung nur sehr langsam vorwärts ging. Die meisten dieser Stämme sind erst lange nach der Eroberung der Russen zum Islam bekehrt worden. Ueber die Einführung des Islam im Reiche Sibir ist mir ein Actenstück zu Händen gekommen, welches auch einige neue Nachrichten über das Reich Sibir und seine Herrscher enthält. Es ist dies eine öffentliche Erklärung des Scherbäti Scheich, der zur Zeit des Közüm Kan aus der Stadt Ürgändsh eingewandert war, in welcher er vor allem Volke bezeugt, dass der in Tobolsk lebende Ali Chodsha zur Nachkommenschaft der Seid (Nachkommen des Propheten) von Ürgändsh gehöre. Ich führe aus dieser Urkunde hier nur das für uns Interessante auf. Nach unserer Zeitrechnuug, sagt Scherbäti Scheich, im Jahre 980 (1572 n. Chr.) schickte der in Iskär wohnende Közüm Kan zu dem Fürsten von Buchara, Abdulla Chan, einen Gesandten, dass er zur Verbreitung des Islam einen Scheich nach Iskär senden möge.

Abdulla Chan zeigte sich geneigt, die Bitte zu erfüllen und schickte deshalb eine Schrift an Chan Seid Chodsha, den Häkim von Ürgändsh, folgenden Inhalts: „Nach dem Beschlusse des Mufti wird euch hiermit befohlen, dass ihr den Jarym Seid und den Scherbäti Scheich dem Gesandten des Fürsten von Sibir, des Közüm Kan, anvertraut. Mit allen Ehrenbezeugungen, wie es sich gebührt, sollt ihr, Chan Seid Chodsha, dem Seid und dem Scheiche das Geleit geben, den nöthigen Mundvorrath möget

ihr aus den Krons-Magazinen ablassen und zehn Menschen möget ihr ihnen zu Gefährten geben. Aus den trefflichen Leuten möget ihr sie auswählen und die Gesandten mögen von mittleren Jahren sein.“ Als dieser Brief uns, den Betreffenden, mitgetheilt war, sprachen wir: „Wenn Közüm Kan zum Unterricht im Glauben einen Seid-Nachkommen und einen Scheich wünscht, so wollen wir hingehen und den Islam-Glauben lehren.“ Darauf trafen wir die nöthigen Reisevorbereitungen und begaben uns zur Stadt des sibirischen Volkes Iskär. Nach vielen Tagen näherten wir uns der Stadt Iskär am Ufer des Irtisch. Da benachrichtete sie der Gesandte, der mit uns gekommen war, dass der Seid-Sprössling und der Scheich gekommen seien. Darauf setzte Közüm Kan mit seinem eigenen Gefolge über den Irtisch, kam uns entgegen und begrüsste sich mit uns. Mit dem Fürsten zusammen trafen wir in Iskär ein. Alsbald befahl Közüm Kan, dass Jarym Seid Häkim bei ihm sein sollte. Als nun nach zwei Jahren Jarym Seid starb, sind wir Scherbäti Scheich allein nach Ürgändsh zurückgekehrt.

Nunmehr schickte Közüm Kan abermals einen Gesandten nach Buchara, indem er dieselbe Bitte wiederholte. Darauf befahl der Chan von Buchara, den Din Ali Chodsha und den Scherbäti Scheich zu schicken. Da forderten wir zuerst acht Tage Bedenkzeit und dann erklärten wir, nicht direkt nach Sibir gehen zu wollen, sondern zuerst nach Buchara. In Buchara erklärten wir dem Abdulla Chan: Der Weg nach Sibir ist zu gefährlich; um mit uns dorthin zu gehen, gieb uns den älteren Bruder Közüm Kan's, den Achmed Giräi, zum Gefährten! Abdulla Chan willigte ein und befahl dem Achmed Giräi, uns mit hundert Menschen dorthin zu bringen. Nach unserer Ankunft übergab Közüm Kan dem Achmed Giräi Sultan die Herrschaft. Dieser Achmed Giräi herrschte in Iskär vier Jahre. Dann tödtete den Achmed Giräi sein eigener Schwiegervater, Schygai Kan, der Fürst der Steppen-Kirgisen. Darnach herrschte Közüm Kan abermals in Iskär. Dem Din Ali Chodsha gab Közüm Kan seine Tochter Läilä Kanysch zur Frau. Einige Jahre lebten wir in der Stadt Iskär. Darauf zerfiel das Volk des Közüm Kan. In der Stadt Iskär heirathete Közüm Kan die Tochter des Schygai, des Fürsten der Steppen-Kirgisen, Sülipak Kanysch.

Durch dieses Schriftstück wird die Angabe der sibirischen Chronik über die Bekehrungs-Bestrebungen Közüm Kan's unter-

stützt. Diese Bemühungen Közüm Kan's sind auch sehr verständlich, denn erstens musste er als guter Mohammedaner die Verbreitung des Islam als eine heilige Pflicht betrachten, andererseits war die Vergrösserung der Macht des Islam zugleich auch einer Zunahme seines eigenen Einflusses gleich. Das Verhältniss zwischen Achmed Giräi und Közüm ist auch durch dieses Schriftstück nicht aufgeklärt.

Mit der Einnahme von Iskär war der Krieg Jarmak's natürlich noch lange nicht beendigt. Die Kosaken vermochten sich nicht bis zur Ankunft der Hilfstruppen, die ihnen aus Russland geschickt wurden, im Besitze der Herrschaft zu halten, und auch nach Ankunft derselben ging die vollständige Unterwerfung des Landes erst sehr allmählich von statten. Eine Einsicht in die Art des Kampfes und den Gang des Vorrückens der Russen glaube ich am besten dadurch zu geben, dass ich die Thatsachen nach der Angabe der Geschichte Fischer's chronologisch hier aufführe. Auf Einzelheiten kann es nicht ankommen.

1580. Jarmak geht zu Schiffe die Tura abwärts. Der Tataren-Fürst Japansa greift ihn vom Ufer aus mehrmals heftig an. Die Feuerwaffen aber, mit denen die Kosaken bewaffnet sind, vertreiben jedesmal die Schaaren der Tataren vom Ufer. Der Wohnsitz des Fürsten Japansa wird überfallen und gänzlich ausgeplündert. Es gelingt Jarmak, einen Beamten, der hier im Namen Közüm's Tribut sammelt, gefangen zu nehmen. Er behandelt ihn freundlich und sendet ihn mit Botschaft an Közüm.

1581. Mehrtägiger, sehr heftiger Kampf bei der Tura-Mündung. Das Heer des gegen ihn gezogenen Tatarenfürsten wird geschlagen; reiche Beute. Nach der Schlacht bleiben Jarmak nur noch 1060 Mann. Jarmak setzt jetzt seinen Weg zu Schiffe auf dem Tobol fort. Abermals sucht eine feindliche Heeresmacht die Kosaken aufzuhalten, wird aber wiederum mit grossen Verlusten zurückgeschlagen. An einer sehr engen Stelle des Tobol, die heutzutage Karaulni-Jar heisst, lässt Közüm Kan den Fluss durch eine Kette sperren. Heftige mehrtägige Schlacht mit den dort aufgestellten Heerhaufen Közüm's. Jarmak gewinnt hier durch List. Közüm Kan rüstet von Neuem ein Heer aus, das 30 Werst südlich von der Mündung des Tawdy unter Mehemed Kul die Russen überfällt. Die Tataren werden nach hartem Kampfe wieder zurückgeschlagen. Die Kosaken landen am rechten Ufer und plündern den Wohnsitz des durch seinen

Reichthum berühmten Tatarenfürsten Karatscha aus. Reiche Beute. Im September erreicht man die Mündung des Irtisch, etwa zwei Werst vor derselben wird die Verschanzung des Myrsa Atyk gestürmt. Jarmak, dem nur 500 Mann geblieben, will weiter stromaufwärts überwintern, wird aber von Közüm angegriffen und nach einer unentschiedenen Schlacht gezwungen, zu der Verschanzung Atyk's zurückzukehren. Angriff Közüm Kan's von der Höhe aus und seines Bruders Mehemed Kul von der Niederung aus; heftiger Kampf, der mit vollständiger Niederlage Közüm's (am 23. October) endigt; 104 Kosaken getödtet. Ostjakische und wogulische Hilfstruppen verlassen jetzt Közüm Kan. Unerwartet verlassen die Tataren die Stadt Iskär, die Kosaken besetzen sie. Ostjaken und Wogulen ergeben sich den Russen und leisten den Eid der Treue. Jarmak sieht sich jetzt plötzlich als Herrscher, versteht aber wohl, dass er allein das Reich nicht halten kann, da die Tataren ihn belästigen. Er schickt deshalb Gesandte nach Moskau und legt seine Eroberungen dem Zaren zu Füssen.

1582. Jarmak lässt den am Wagai-Flusse nomadisirenden Mehemed Kul von 60 Kosaken überfallen und gefangen nehmen. 50 Mann werden den Irtisch abwärts geschickt und alle Ostjaken und Tataren bis zur Ob-Mündung unterworfen. Kehren ohne Unfall heim.

1583. Hilfstruppen von Russland nach Iskär geschickt. Grosse Hungersnoth. Aufstand der Tataren. Karatscha bittet scheinbar um Hilfe gegen die Kirgisen und überfällt die vierzig ihm zu Hilfe geschickten Kosaken und tödtet sie. Darauf belagert Karatscha Iskär, wird aber zurückgeschlagen.

1584. Jarmak geht jetzt mit 300 Mann zu Schiffe stromaufwärts; südlich vom Wagai erreicht ihn der Tataren-Fürst Begäsch am hohen Ufer. Blutiger Kampf. Tataren zuletzt zurückgeschlagen. Der Tataren-Fürst Jeligäi bietet Jarmak seine Tochter zur Gemahlin an, wird aber von Jarmak zurückgewiesen. Tatarische Festung Kular, westlich vom Irtisch beim See Aussaily, wird vergeblich berannt. Die Einwohner des Fleckens Tasch-atkan ergeben sich. Jarmak trifft am Ischim und der Schischa Dörfer der Turaly, die in grösster Armuth leben. Jarmak erlässt ihnen den Jassak (Tribut). Közüm Kan überfällt am Wagai Jarmak und zwar um Mitternacht; viele getödtet. Das Schiff geht unter und Jarmak will sich durch Schwimmen retten, ertrinkt

aber. Da nur 150 Kosaken ohne ihren Führer zurückgeblieben, so verlassen sie den Irtisch und gehen zum Ural zurück. Közüm Kan schickt seinen Sohn Alei nach Iskär, dieser wird aber von Saidak, dem Sohne des von Közüm Kan getödteten Bek-Bulat, geschlagen. Darauf besetzt Saidak mit seinen Anhängern Iskär.

1585 treffen unter Mansuroff 100 Kosaken aus Russland ein, unterwerfen die Ostjaken und überwintern am Ob.

1586. Mansuroff geht nach Russland zurück. 200 Kosaken und Strelzi werden unter Wassili Sukin nach Sibirien geschickt. Sukin befestigt sich an der Tura und baut die Stadt Tjumen. Es treffen noch 500 Mann Hilfstruppen ein.

1587 Erbauung der Stadt Tobolsk. Obgleich Saidak von Karatscha und dem Sultan der Kirgisen unterstützt, sich in Iskär festsetzt, wagt er doch nicht, die Erbauung von Tobolsk zu stören.

1588. Der Befehlshaber von Tobolsk, Tschulkoff, lockt Saidak, Karatscha und den Sultan, unter dem Vorwande einer Unterredung, mit 100 Mann Bedeckung nach Tobolsk, lässt sie plötzlich festnehmen und die 100 Begleiter niedermachen. In Folge dessen verlassen die Tataren Iskär und ziehen sich nach Süden zurück. Die gefangenen Fürsten werden nach Moskau geschickt.

1590. Die kleine Festung Loswa wird am gleichbenannten Flusse erbaut, aber bald wieder aufgegeben. Közüm unternimmt einen Vorstoss nach Norden und dringt raubend dicht bis Tobolsk vor.

1591. Közüm Kan wird verfolgt und am Flusse Ischim geschlagen.

1593. Die Städte Pelma, Berosow und Surgut werden gebaut und dadurch die nördlichen Besitzungen befestigt.

1594. Stadt Tara erbaut. Unruhe bei den Ajaly. Von Alei bedrängt, ziehen 200 Familien derselben nach Süden. Die an der Tara wohnenden Ajaly und Kürdak, die damals noch Heiden waren, ergeben sich. Es wird ein Ukas erlassen, der die Handelsverhältnisse ordnet. Wenn bucharische und nagaische Kaufleute des Handels wegen nach Sibirien kommen, so soll man sie frei handeln lassen. Man soll ihnen erlauben, nach Tjumen und Tobolsk zu gehen. In Tara soll man die Gesandten der südlichen Völker empfangen und soll über ihre Wünsche nach Moskau berichtet werden.

1595. 483 Mann werden auf Schneeschuhen in die Baraba geschickt. Festung Tunus angegriffen und zerstört. Der Myrsa Tschangul wird gefangen genommen.

1596. Baraba-Steppe mit allen Einwohnern unterworfen. Die Mutter Mehemed Kul's und 38 vornehme Tataren ergeben sich den Russen. Közüm geht nach dem Süden.

1598. Fürst Masolski geht mit 700 Kosaken und mit 300 Tataren nach Süden und fällt über den Standplatz des Közüm Kan her. Vollständige Niederlage. Das Heer Közüm's wird zersprengt und niedergemacht. Közüm Kan flüchtet mit einigen Edlen. Er sucht Zuflucht bei den Kalmücken und geht bis zum Nor-Saisan. Doch auch vor diesen muss er flüchten und begiebt sich, von den Kalmücken verfolgt, zu den Steppen-Kirgisen. Von seinen weiteren Schicksalen ist nichts bekannt.

Mit der Unterwerfung der Baraba und der Flucht des Közüm nach Süden ist die Herrschaft der Russen am Irtisch endgültig befestigt, trotzdem werden diese Besitzungen noch bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts von Angriffen der Kirgisen und Nogaier belästigt, die durch die als Freibeuter herumziehenden Söhne und Enkel des Közüm aufgeregt werden. Alle diese Ueberfälle und Raubzüge der Söhne Közüm's, Alei und Ischim, und des Sohnes des Ischim, Ablai, aufzuführen, halte ich für ganz unnütz, da sie im Grunde genommen ohne Erfolg waren, wenn sie die Russen auch zeitweise in Verlegenheit setzten.

Dieser kurze Auszug aus der sibirischen Geschichte erlaubt uns schon in dieser Kürze einen vollkommen klaren Einblick in die Machtverhältnisse des Landes. Der Zusammensturz eines ziemlich bedeutenden Reiches wie Sibir durch das Eindringen einer Bande Abenteurer war einerseits nur möglich, als das Reich selbst durch Parteiungen zerklüftet war und die buntesten Elemente nur durch die Macht eines Gewalthabers zusammengehalten wurden, andererseits aber, weil die überlegene Bewaffnung der Angreifer durch Feuerwaffen den schlecht bewaffneten Vertheidigern, trotz ihres Muthes und ihrer Ueberzahl, den Sieg vollkommen unmöglich machte.

So sehen wir denn das Kosakenhäuflein unter Jarmak von Sieg zu Sieg eilen, aber trotz seiner Siege durch stete Verringerung der Streitkräfte in sich selbst zusammensinken und zuletzt das Feld räumen. Vielleicht hätte aber die Persönlichkeit Jar-

mak's die Macht der Russen aufrecht gehalten, bis das Hilfsheer aus Russland eintraf; denn er allein war die Seele des ganzen Unternehmens, er allein hatte vermocht, die rohen Räuberbanden zu discipliniren, durch seinen eisernen Willen auch die widerwärtigsten Hindernisse zu überwinden und durch Strenge und Milde die neuen Unterthanen sich geneigt zu machen. Jarmak steht viel höher als alle Cortez und Pizarro, da seine Eroberungszüge nicht durch Blut und Grausamkeit befleckt sind, wie die Kriegszüge der spanischen Helden.

Die überlegene Bewaffnung und der Muth der Kosaken vermochten aber wohl ein Reich zu zertrümmern, der Aufbau war aber nur möglich bei einer stetig zunehmenden Colonisation des Landes. Dies begriffen die Eroberer auch sehr bald in der zweiten Epoche ihres Vordringens. Wir sehen daher jetzt eine ganz neue Art des Kampfes. Mit unglaublich geringen Mitteln dringen die Kosaken jetzt nach einem bestimmten Plane nur schrittweise und ganz allmählich vor. Nach jedem bedeutenderen Vorstosse machen sie Halt, legen eine Ansiedelung an und umgeben sie mit Befestigungen, die genügend sind, um die Ansiedler vor dem ersten Aprall der stets zum Angriffe bereiten Feinde zu schützen. In jeder neuen Ansiedelung wird ein Befehlshaber eingesetzt und ihm nicht nur die Festung selbst, sondern auch der ganze District des umliegenden Landes untergeordnet, und ihm die Pflicht auferlegt, nicht nur die Abgabenverhältnisse zu ordnen, sondern auch für Ruhe und Schutz seiner Unterthanen zu sorgen. Die männlichen Einwanderer sind alle bewaffnet und bilden zugleich die militärische Macht, die dem Befehlshaber zu Gebote steht.

Da selbstverständlich der zu äusserst vorgeschobene Posten von den Ueberfällen der noch nicht vollständig zu seiner Machtsphäre gehörigen eingeborenen Bevölkerung beunruhigt wird und jeder noch so unbedeutende Vortheil der Angreifer einzelne der erst kürzlich unterworfenen Unterthanen zum Abfall bewegt, so werden die Eroberer ohne ihren Willen gedrängt immer weiter vorzugehen, neue Stämme zu unterwerfen und neue Schutzwehren anzulegen. Dabei entwickeln die Kosaken eine grosse Mässigung, sie vergiessen so wenig wie möglich Blut, greifen nur im grössten Nothfalle zu den Waffen und bemühen sich, meist die Streitigkeiten durch Berathungen und Ueberredungen mit abgeschickten Gesandtschaften beizulegen. Offenen Angriff weisen sie stets ener-

gisch mit den Waffen zurück, üben aber nie Racheacte gegen die besiegten Feinde aus.

So sehen wir denn, wie bis zum Jahre 1598 ein weit grösserer District, als das frühere Reich Közüm Kan's, durch das gleichmässig vertheilte Festungsnetz so fest mit Russland verbunden ist, dass ein fernerer Abfall nicht möglich war.

Zur Vervollständigung des Bildes der Unterwerfung des Reiches Sibir will ich hier noch diejenigen mündlichen Ueberlieferungen der Irtisch-Tataren und Barabiner aufführen, welche noch jetzt beim Volke über das Reich Közüm Kan's erzählt werden, und die ich selbst aufzuzeichnen Gelegenheit hatte.

Ueber Achmed Giräi.

In früherer Zeit lebte am Tom Achmed Käräi Kan. Käräi Kan verband sein eigenes Weib mit einem gekauften Sclaven. Als der Schwiegervater Käräi Kan's dies gehört, wurde er auf ihn erzürnt, machte den Käräi trunken und band ihn an den Schweif seines Rosses. Käräi Kan brachte drei Tage am Schweife des Pferdes zu, blieb aber lebendig. Als sein Schwiegervater das sah, wollte er ihn mit dem Fusse in's Gesicht treten, da sagte Käräi Kan: „Tritt mich nicht, Ungläubiger!“ Der Schwiegervater trat ihn nicht und wollte ihn loslassen, da er seine Sünde abgebüsst hatte. Des Schwiegervaters Sohn aber sprach zu seinem Vater: „O lass ihn nicht los, dieser ist ein grosser Held gewesen; wenn du ihn befreiest, wird er dein eigenes Volk vernichten.“ Der Vater folgte den Worten seines Sohnes und liess dem Käräi Kan das Haupt abschlagen. An Stelle des Käräi Kan aber trat Közüm Kan. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

Thronbesteigung des Közüm Kan.

1. Unser Fürst Közüm Kan kam aus dem Chanate mit seinen Heeren und lebte zu Omsk. Später lebte er zu Tobolsk. (Tara-Tataren beim Geschlechte Turaly.)

2. Darauf starb Achmed Giräi im zweiten Jahre nach der Ankunft des Scheich und an seiner Stelle übernahm Közüm Kan die Herrschaft. (Ischim-Mündung Sargatskajai Wolost.)

3. An Stelle des Käräi trat Közüm Kan, er war 12 Jahre alt. Bis er herangewachsen, beherrschte Pogai Sultan das Volk. Als er Mann geworden, wurde Közüm Kan Herrscher. Das Land

am Tom gefiel dem Közüm nicht. „Hier sind viele Vertiefungen und Gräben; Vieh, das hineinfällt, wird sterben; Kinder, die hineinfallen, werden sterben; lasset uns von hier fortziehen!“ sprach er. Mit dem Volke berieth er sich und sie zogen fort. Auf dem Wege zum Tobol sprach Közüm Kan zu den Leuten, die in der Baraba lebten: „Euer Land hier ist schlecht, ziehet mit uns zusammen fort, lasset uns zum Tobol gehen und dort wohnen!“ Dem Volke, das in der Baraba wohnte, gefiel das Wort des Fürsten nicht. „Ziehet nur!“ sprachen sie, „wir werden hinterdrein nachkommen, unsere Netze zum Fischen sind hier zurückgeblieben, die wollen wir nehmen.“ Közüm zog weiter, indem er sprach: „Kommet nur schnell nach!“ Diese blieben zurück, jene zogen zum Tobol, gründeten eine Stadt und lebten daselbst. Als Közüm Kan erfuhr, dass das in der Baraba lebende Volk zurückgeblieben war, sprach er: „Das Volk, das ich zum Fortziehen aufforderte, ging nicht *(barbady)*, sie mögen Baraba heissen.“ Von dieser Zeit an hiess unser Volk „Baraba“. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

Közüm Kan und Jarmak.

1. Közüm Kan lebte einige Zeit am Tobol, da kamen drei Diebe, die vor'm Herrscher von Russland geflohen waren. Der Name ihres Führers war Jarmak. Dieser Jarmak kam zum Közüm Kan. Niemand verstand seine Sprache, wiederum verstanden die Russen nicht die Sprache der Hiesigen. Als sie einige Zeit hier gelebt hatten, kannten sie die Sprache derselben. Jarmak kam zum Kan und sprach: „Közüm Kan, gieb mir Land von der Grösse einer Ochsenhaut.“ Közüm Kan versammelte die Sultane und Vornehmen und fragte sie um Rath. Die Vornehmen sprachen: „Land von der Grösse einer Ochsenhaut ist nicht viel, soviel wollen wir geben.“ Jarmak nahm nun eine ganze Ochsenhaut, schnitt sie in Riemen, wie Faden, umzog damit einen Kreis und nahm so durch Betrug viel Land in Besitz.

Auf Befehl des Kan gingen die Leute heraus und sahen nach. „Der Ungläubige“, sprachen sie, „nimmt viel Land.“ Der Kan sprach: „Das ist nicht viel Land, wir haben hier ja genug Land; ausserdem haben wir es selbst gegeben, da darf man keinen Lärm machen.“

Jarmak richtete einen Pflug zu, machte eine Egge; sie pflügten den Acker und säeten Roggen aus. Nachdem sie gesäet,

gingen die Russen davon. Im zweiten Jahre kamen sie zurück und mäheten den Roggen ab und legten ihn, nachdem sie ihn gemähet, in die Erde. Im dritten Jahre kamen sie auch. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

2. Ein russischer Knabe war dem Közüm gefolgt, um ihm zu dienen, dieser hiess Jarmak. Während er bei ihm lebte, bat er den Közüm Kan: „So viel Dienste habe ich euch geleistet, jetzt könntest du mir Land geben!“ Der Kan sprach: „Brauchst du viel?“ Jarmak sprach: „Ich brauche nicht viel; wenn du mir Land giebst so gross wie eine Ochsenhaut, so wird mir das genügen.“ (Hierauf folgt dieselbe Sage vom Zerschneiden der Haut in feine Streifen.) Jarmak lebte daselbst ein Jahr, im zweiten Jahre ging er zu seinem Lande zurück, um Leute zu rufen. Viele Russen lebten bald auf dem Lande, das man Jarmak gegeben. Als seine Leute viel geworden, miethete er Menschen zur Arbeit. Közüm gab geringen Lohn, Jarmak gab hohen Lohn. Da sprachen die Leute: „Wir wollen für Jarmak arbeiten, der giebt hohen Lohn, Közüm Kan giebt geringen Lohn.“ Als des Jarmak Leute von Jahr zu Jahr zugenommen hatten, beschloss Közüm Kan, fortzuziehen. (Tara-Tataren beim Geschlechte Turaly.)

3. Früher, sagt man, kam Jarmak und wohnte am Tobol. Dort angelte er Sterlette; wenn er grosse Fische fing, so schenkte er sie dem Fürsten. Der Karaza Bi hatte zwei Söhne, beide waren Schützen. Als diese von Streifzügen kamen, sahen sie, dass Jarmak am jenseitigen Ufer Lockspeise an seine Angel steckte. Sie verspotteten ihn und zielten nach ihm, aber ohne seinen Kopf zu treffen schossen sie ihm die Mütze vom Kopfe. Dann wieder schossen sie nach dem Wurme, ohne die Hand zu treffen; endlich wieder zerschossen sie seine Angelschnur. Ob er da lange gelebt, ob wenig gelebt, das wissen wir nicht. Darauf erbat Jarmak von Közüm Kan Land von der Grösse eines Felles (die vorher erwähnte Sage wiederholt sich), und als er nun Land erhalten, fing er wieder Fische; die trefflichen und grossen unter denselben schenkte er dem Fürsten. Der Fürst stand am Morgen auf und befahl seinen Leuten, die Fische zu bringen. Die Boten sahen, dass dieselben wie Soldaten dalagen. Der Fürst sprach: „Dieses Land werden später die Russen nehmen“. Darauf verging einige Zeit; alsdann verschwand Jarmak und man wusste nicht, wo er hingekommen. Nachmals schwammen den Wagai-Fluss ent-

lang Späne, und man wusste nicht, woher sie kämen und was es wäre. Nach drei Jahren kam Jarmak auf einem Flosse den Fluss Wagai herab. Die Anwohner sahen, dass ein Schiff kam und blieben dort. Sie waren zu dieser Zeit auf einer Lustbarkeit. Als sie das Schiff sahen, sprachen sie: „Dort kommt ein Schiff, ist es ein Feind? ist es ein Freund?“ Auf dem Schiffe waren viele Menschen, die Schützen schossen nach diesen, selbige aber bewegten sich nicht, sondern blieben an ihrer Stelle stehen. „Dies sind keine Menschen, es sind gemachte Bilder“, sagten die Schützen. Als sie nachsahen, war in das Schiff ein Loch gemacht, um mit der Flinte daraus zu schiessen. Nachdem sie das erkannt, machten sich zwei Schützen fertig und gingen hin, um den Kampf zu beginnen. Sie kleideten sich in Panzer, um zu schiessen. Einige sprachen: „Ihr zeiget eure Heldenkraft im Panzer!“ Da schämten sich jene, warfen die Panzer ab und gingen ohne Panzer dorthin. Als sie durch das Loch Menschen im Schiffe gesehen, schossen sie, ohne einen zu verfehlen. Jetzt fürchteten sich die Menschen im Schiffe und keiner kam zum Loche. Endlich sprach einer der Schützen: „So wird kein Ende, ich will hinschwimmen, am Schiffe emporsteigen, mich dann herablassen und die Leute im Schiffe beschauen“. Er nahm seine Waffen und schwamm zum Schiffe. Als er zum Schiffe kam, kletterte er daran empor, er vermochte aber nicht heraufzukommen, ein Soldat sah es und trat hervor. Der Gefährte des Schützen, der am Ufer geblieben, sah nicht, dass der Soldat hervorgetreten war. Der Soldat kam und schlug, als der Schütze eben angelangt war, ihm mit dem Schwerte den Kopf ab; der Schütze starb und fiel in's Wasser. Der andere Schütze sah den Jarmak, wie er seinen Panzer angezogen und auf dem Schiffe mit der Flinte schoss. Des Schützen Kugel traf den Jarmak, des Jarmak Kugel traf den Schützen, beide starben. Darauf kämpften die Uebrigen weiter, aber des Jarmak Volk siegte. Des Közüm Kan Volk floh, der Fürst entfloh mit seinem Volke dem Irtisch entlang und wendete sich dem Chanate zu. (Geschlecht Kūrdak im Täpkätsch-Aul.)

Közüm Kan's Flucht.

1. Közüm Kan floh und kam mit seinem Volke zum Küzä-Gebirge, dort hielt der Fürst an, sie weilten daselbst. Ein grosser Theil des Volkes gedachte zurückzubleiben. „Weshalb sollen

wir unser Land verlassen? Wir wollen zurückkehren!“ sagten sie. Zu jener Zeit erhob sich der Fürst: „Wenn ihr mir nicht folget, so sollen eure Pelze nicht über euer Knie reichen, so mögen eure Aermel nicht über den Unterarm reichen! Gott der Herr möge euer Leben nicht lang machen! Eure Rathschläge mögen fehlschlagen! Mehr als eins oder zwei Kinder sollt ihr nicht haben! Allah ist gross!“ Dennoch überschritt von dort aus vieles Volk das Gebirge und kehrte nach Hause zurück. Nach diesem Fluche des Fürsten nimmt unser Volk nicht zu. (Tobol-Tataren im Dorfe Sala.)

2. Während seiner Flucht nach Süden sprach Közüm Kan zu einem Heerhaufen: „Es passt für uns nicht mehr, hier zu bleiben“. Jene sprachen: „Wir fangen Quappen (kordy), nach denen wollen wir erst ausschauen“. Zu ihnen sprach der Fürst: „Da ihr Quappen (kordy) fangen wollt und nicht mit mir geht, so möge euer Name *Kūrdak* sein“. Sie blieben im Lande. Közüm Kan sprach wieder zum zweiten Heerhaufen: „Lasset uns fortziehen, dieses Land passt nicht für uns!“ Jene antworteten: „Wir wollen noch ein wenig warten“. Der Fürst sprach: „Wenn ihr wartet (tura-tursangys), so soll euer Name *Turaly* sein“. Közüm Kan sprach wieder zum dritten Heerhaufen: „Lasset uns ziehen, dieses Land passt nicht für uns“. Jene sprachen: „Wir wollen uns noch ein wenig aufhalten“. Der Fürst sprach: „Wenn ihr Aufschub (ajal) braucht, so soll euer Name *Ajaly* sein“. Wieder sprach er zu einem Heerhaufen: „Für uns passt dies Land nicht“. Jene sprachen: „Ziehet nur fort, wir wollen euch schon einholen“. Der Fürst sprach: „Da ihr zu uns ‚ziehe‘ saget, so mag euer Name *Baraba* sein, denn ihr gehet nicht“ *(barbassys)*. So sprechend, ging er fort, nur die Sart gingen mit ihm. (Stamm Turaly, Dorf Jangy-Aul.)

3. Eine Strophe aus dem jetzt vergessenen Gesange des Közüm Kan:

Wo der Hermelin nicht kletterte,
Bin erklimmend ich gestiegen,
Wo der Vogel sich nicht hinsetzt,
Habe ich mich festgeklammert.
O mein Volk und meine Leute,
Habe lange euch erwartet,
Sehne mich nach euch, ihr Schützen.“

(Geschlecht Turaly, Chodsha-Aul.)

Zuletzt will ich noch zwei Lieder aufführen, die tatarische Helden aus der Zeit der Eroberung durch die Russen preisen.

1. Karaza.

Fraget ihr nach meiner Herkunft,
Zogen aus vom Tschingis-Kan,
Kamen dann zum Käräl-Flusse,
Schlugen dort das Käräl-Volk,
Ritten in das Land der Krym
Und eroberten die Krymstadt.
Da erzählt von Astrachan man,
Sei von rothem Stein umgeben,
Habe starke Eisenthore,
Und wir nahmen Astrachan.
Da erzählte man uns wieder,
Zyngaly sei eine Kaufstadt,
Töne stets dort lautes Schreien
Von Kameelen, die hindurchziehn.
Zogen drauf nach Zyngaly
Und eroberten die Stadt uns.
Von dort gingen nach Tjumen wir,
Haben auch Tjumen erobert.
Von hier gingen nach Iskär wir,
Közüm, des Asimät Sohn,
Stiessen wir vom goldnen Throne
Und vertrieben ihn von hier.

Jarmak rüstet sich zum Kriege,
Als der Mond am Himmel leuchtet,
Unsre Heere hat vernichtet
Jarmaks hohle Eisenwaffe.
Da wir nun im blut'gen Kampfe
Mit Jarmak uns da gemessen,
Hat Jarmak doch Recht behalten.
Hatte nicht auf meiner Schulter
Eisenrock mit gold'nem Kragen,
Nicht mein braunes, starkes Schlachtross
Hab' beim Kampfe ich bestiegen.
Von den Helden in der Runde
Brachte mir nicht einer Hilfe.
Sauskan's weite, weite Ebne
Hat getäuschet mein Vertrauen!
Hart ist dies mein Handgelenk,
Und mein Muth, den Feind vertrieb er.
Irret sich doch nicht der Mulla,
Wenn er liest in seinen Büchern,
Was hat mir, dem Wohlberedten,
Kinn und Zunge jetzt gebunden?

Was erscheint im Kriege Schwarzes?
Meine beiden Söhne sind es,
Die vertrieben unsre Feinde.
Was erscheint im Kriege Blaues?
Meine beiden Söhne sind es,
Die die Feinde niederwarfen.
Was erscheint im Kriege Weisses?
Meine beiden Söhne sind es,
Die wie Eber um sich hieben.
Fern' und Nähe haben jetzo
Meine Söhne hier durchstreift.
Iskär's Veste am Irtisch,
Wo der Thron von Taibuga's Volk,
Nahmen meine Söhne ein.
Sage mir, wo sind die Monde?
Wo die Jahre? wo die Tage?
Da du leben wirst wie früher?
Unter uns ist der Tobol-Fluss,
An des Tobol-Flusses Mündung
Sind Mamysch und auch Jässäk
Beide leblos hingestürzt,
An des mächt'gen Irtisch Ufer,
An der heil'gen Gräber Seite,
Bei dem Dorfe Ak-Kular
Liegen leblos sie am Boden.
Meine beiden tapfern Kinder
Standen hier, Jarmak bekämpfend.
Nach der Spitze seines Mastbaums
Wollen wir jetzt zielend schiessen!
Naht jedoch des Todes Stunde,
Wollen beide wir zusammen
Hier an dieser Stelle liegen!
Da gestürzet jetzt mein Füllen,
Sagt, was kümmert mich das andre?
Da der Unglückstag gekommen,
Sieh, da floss mein Blut wie Wasser.

2. Ak Buga.

Unter den Tobolsker Helden
Spricht Ak Buga, er, der Held:
Wie ein ausgespanntes Fell
Ist, o Fuchspferd, deine Sohle,
Ganz wie ausgezupfte Seide
Ist, mein Fuchspferd, deine Mähne,
Wie der Mädchen langes Kopfhaar,
Ist dein Schweif, mein hohes Fuchspferd.
Alle hat er überholet
Und des Wettlaufs Preis gewonnen,
Hat verscheuchet meinen Kummer,

Möchte doch des Fuchses Mutter
Dies ihr Füllen jetzt erblicken.
Wildes Pferd lässt sich nicht fangen,
Duldet neben sich nicht Füllen.
Ebenso der geiz'ge Reiche
Nimmt bei sich nicht auf den Nachbar.
Sieh mein Pferd, im ersten Jahre
Sog es nur bei seiner Mutter,
Sog auch noch im zweiten Jahre.
Als mein Pferd noch jung war, haben
Knechte es nie eingefangen,
Ritten es nie ohne Sattel.

Unter den Tobolsker Helden
Spricht Ak Buga, er, der Held:
Bindend um den goldnen Köcher,
Will ich bei dem Thore stehen!
Sieh, an einer schlechten Stelle
Hat der Pfeil mich jetzt getroffen,
Kann nicht ferner bei dir bleiben.
Held Kotschai von den Tobolskern,
Stützte meine Achselhöhle!
Sehet her, auf meiner Schulter
Klaffet auf die weite Wunde,
Nieder macht er sieben Schaaren
Dieser ungläubigen Knechte,
Und den Feind, der dich getroffen,
Hat ergriffen er, getödtet.

Alle diese Legenden bedürfen keines Commentars, sie unterstützen in jeder Zeile meine Darstellung des russischen Eroberungszuges. Es ist nicht das Schwert, das das Irtisch-Reich dem russischen Scepter unterworfen. Jarmak ist hier nicht der kämpfende Held, dessen erwähnt nur noch das Lied, es ist der Vertreter der höheren Kultur, der hier siegt. Er erscheint mit Pflug und Egge und besiegt Közüm Kan durch den höheren Lohn, den er dem Arbeiter zahlt. Selbst das wahre Kampfverhältniss stellt sich in diesen Sagen dar, die Russen erscheinen meist nicht als die Angreifer, sie gewinnen durch Ueberredung und List und vertheidigen sich nur gegen Angriffe der Tataren. Selbstverständlich beziehen sich alle Sagen, mit Ausnahme des Liedes „Karaza" und der Sage der Kūrdak vom Tode Jarmak's, nicht auf Jarmak's Eroberungszug, sondern auf das zweite Vordringen der Russen nach Jarmak's Tode.

Aber nicht nur im südlichen, sondern auch im nördlichen Sibirien drangen die Russen immer weiter gen Osten vor. So

waren schon im Jahre 1596 Kosaken-Abtheilungen am Ob aufwärts gegangen und hatten alle hier wohnenden Ostjaken unterworfen. 1598 wurde zum Schutze dieser Districte die Festung Narym an dem ebenso genannten Flusse angelegt, und am Ket, einem linken Nebenflusse des Ob, eine Verschanzung gebaut, der sogenannte Ketski-Ostrog. Auch von Berosow aus geht eine kleine Kosaken-Abtheilung am Ob aufwärts in die Obbusen bis zum Flusse Tara, an dem sie 200 Werst von der Mündung einen Ort Mangasei anlegt und die südlich wohnenden Tasowschen Samojeden Russland unterwirft. So war denn bis zum Jahre 1600 nicht nur das Reich Közüm Kan's erobert, sondern auch Sibirien nördlich von den Flüssen Tara und Ket. Die nordöstlichen Eroberungen hatten aber nur dann Werth, wenn es gelang, am Ob und seinen Nebenflüssen bis zum Hochgebirge vorzudringen und so eine bequeme Verbindung mit dem Westen zu schaffen. Mit dem weiteren Vordringen aber nach Südosten kamen die Kosaken in die Machtsphäre eines weit mächtigeren Reiches als Sibir gewesen war, d. h. der jetzt noch ganz Hochasien beherrschenden Mongolen-Horden.

Zwar waren alle Türkstämme, die sich zwischen Jenissei und Irtisch im Norden des Altaischen Bergstockes befanden, nicht directe Unterthanen der Mongolen, sie erkannten aber alle die Mongolen als ein mächtiges Reich an, dem man bei jeder bestimmten Forderung zu gehorchen hatte. Denn schon oft waren mongolische Heerhaufen ziemlich weit nach Norden vorgedrungen und hatten sich die Bewohner tributpflichtig gemacht.

Die Russen lernten die Mongolen erst später kennen als die eben erwähnten türkischen Stämme. Da die Geschichte des Mongolenreiches eigentlich ausserhalb unserer Aufgabe liegt, dennoch aber ihre Kenntniss für das Verständniss der folgenden Kämpfe und Völkerbewegungen in Südsibirien und der Dsungaren-Steppe durchaus nöthig ist, so will ich zuerst eine kurze Uebersicht der geschichtlichen Vorgänge in dem Mongolenreiche des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geben und dann erst zu dem weiteren Umsichgreifen der russischen Macht übergehen.

In den westlichen Theilen des mongolischen Hochlandes, d. h. westlich von der Quelle der Selengga und dem See Kossogol bis zum oberen Irtisch hatte sich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts ein mächtiges Mongolenreich gebildet, das unter seine

Herrschaft nicht nur viele Mongolen- und Kalmückenstämme vereinigte, sondern auch viele Türkvölker, wie die Kirgisen am Jenissei und die Teleuten zwischen dem Irtisch und Ob von sich abhängig gemacht hatte. Dies war das Reich der Altyn Kane (Goldnen Chane), die an der Quelle des Jenissei und am Upsa-See ihr Fürstenlager aufgeschlagen hatten. Alle Nachrichten, die wir über dieses Reich haben, erfahren wir aus den Berichten der fünf Gesandtschaften, die die Kosaken von Tomsk im Namen des Moskauer Zaren an den Altyn Kan absandten. Ich muss also Auszüge aus den Berichten dieser Gesandtschaften hier anführen, insofern diese uns über das Reich der Altyn Kane Aufschluss geben.

Im Jahre 1616 wurde die erste Gesandtschaft an den Altyn Kan geschickt; über dieselbe berichten der Ataman Wassili Tjumenez und der Desjatnik Iwan Petrow Folgendes:

„Als wir aus der Stadt Tomsk in das kirgisische Land gekommen waren, empfingen uns die Leute des goldenen Zaren, der Taibun und 30 Mann seiner Begleitung, nahmen uns unter ihre Obhut und brachten uns zum goldenen Fürsten Kunkantschi. Auf dem ganzen Wege behandelte man uns mit grosser Ehrfurcht. Von den Kirgisen hatten wir uns den Fürsten Kora als Dolmetscher mitgenommen. Als wir nun zu den Sojonen gekommen waren, stiegen wir bei Kara Sakal, ihrem besten Fürsten, ab; der fragte uns, wer wir wären und wohin wir wollten. Da sagten wir, Waska und Iwaschko, »wir kommen von dem hohen Zaren Michael Fedorowitsch, dem Selbstherrscher aller Reussen«. Da gab der Kara Sakal uns Leute und Nahrung und empfing uns sehr freundlich, da er, wie er sagte, sehr froh sei, die Boten eines so hohen Fürsten bei sich zu sehen. Als wir nun in das Land der Mat (Matoren?) kamen, da empfing uns der Fürst derselben, Kundugen, und brachte uns zum goldenen Fürsten Kunkantschi. Bei dem goldenen Fürsten angekommen, schickte derselbe uns die Prinzen Kaltai und Tetscha und viele Vornehme entgegen, er schickte uns auch Speise und Trank seiner Sitte gemäss und befahl uns, eine besondere Jurte in seiner Nähe zu errichten, weil wir doch die Gesandten des grossen weissen Zaren seien.

„Die Gesandtschaft empfing der goldene Zar in Gegenwart der Vornehmen und Fürsten im Hause des Kutuktu (der obersten geistlichen Persönlichkeit); bei ihm befand sich auch der Gesandte des gelben Zaren (Ritter meint, das sei der Fürst von Tibet;

ich will nur daran erinnern, dass heute noch die Tarantschi den chinesischen Kaiser so nennen), der Fürst Koschutschin, der Fürst Taibun und viele niedere Priester. Wir lasen dem goldenen Fürsten alle Titel unseres erhabenen Herrn, des Grossfürsten Michael Fedorowitsch vor und der goldene Fürst erhob beim Lesen derselben ein wenig die Mütze, während alle Anwesenden die Mützen abnahmen. Wir aber, Waska und Iwaschko, überredeten den goldenen Zaren, dass er sich und alle seine Ulusse unter die hohe Hand des Grossfürsten Michael Fedorowitsch begeben und ihm treu dienen möchte. Da antworteten Kunkantschi und der Gesandte des gelben Zaren: mit Freuden wollten sie dem Grossfürsten Michael Fedorowitsch treu und aufrichtig dienen. Sie bekräftigten dies, indem alle Priester das Bild ihrer Götter ihrem Glauben gemäss in die Höhe hoben. Darauf erklärte uns der Kunkantschi in Betreff des Kutuktu: dass dieser nach seinem Glauben ein Heiliger sei, ein Kuta (Gott, türk.: Kudai) aus dem Labinischen Reiche (Reich der Lama, d. h. Tibet), wie dieser Kutuktu geboren wurde und wie er die Schrift verstehe; der Kuta habe nach der Geburt nur drei Jahre gelebt und dann sei er gestorben, dann habe er in der Erde fünf Jahre gelegen, sei wieder lebendig geworden und habe wie früher die Schrift verstanden und er kannte seine Leute wie früher. Bei diesem Kutuktu seien ihre Götzen, ihre Glocken und ihre Bücher. Bei der Audienz aber war der goldene Zar in einem hellen Kleide aus Goldbrocat und Atlas gekleidet gewesen, der Gesandte des gelben Zaren in einem Kleide aus Gold-Kanfa und alle Vornehmen waren in hellen Kleidern.

„Darauf nahm der goldene Zar die Geschenke des Grossfürsten Michael Fedorowitsch in Empfang und übergab uns dem vornehmsten Grossen ‚Mansa‘ und befahl uns zu ehren und Speise zu geben und schickte mit uns seine Gesandten, die sich zum weissen Zaren begeben sollten. Darauf reisten wir zurück durch seine Ulusse zehn Tage lang. Wir, Waska und Iwaschko, haben Alles gesehen, was ihr Leben, ihre Kämpfe und ihren Glauben betrifft. Ihre Häuser sind mit Filzdecken bedeckt und sie nomadisiren auf Kameelen. Die Wohnung des goldenen Chan haben wir auch gesehen und haben ihn nach den übrigen (benachbarten) Reichen gefragt. Seine Heere sind mit Bogen bewaffnet. Bei dem goldenen Zaren finden sich viele Leute aus anderen Ländern. Es soll auch ein chinesisches Reich geben, dort ist ein

Zar und heisst Taibin. Das chinesische Reich soll aber am Meeresufer liegen und seine Hauptstadt soll aus Ziegelstein gebaut sein, und man könne nur in zehn Tagen um sie herumreiten. Die Armee der Chinesen soll mit Flinten und Kanonen bewaffnet sein. Nach China aber kommen grosse Segelschiffe, auf ihnen befinden sich die Kaufleute. Auf manchen Schiffen sollen sich 200—300 Personen befinden. Die Chinesen tragen Kleider nach Art der Bucharen. Vom goldenen Chan kann man dahin in einem Monat zu Pferde gelangen. Auf dem Wege sollen weder grosse Flüsse noch Berge sein, sondern der Weg soll in der Ebene gehen. Wir fanden auch beim goldenen Chan Kirgisen, die dasselbe über die Chinesen aussagten". — Ebenso erkundigen sich die Gesandten über das Reich Topin und das Reich des gelben Chan. In Topin sollen zwei Fürsten herrschen, Ischim und Batur, und sollen die Soldaten mit Flinten und Kanonen bewaffnet sein. (Hier ist wohl ein mittelasiatisches mohammedanisches Reich gemeint.) Der Name des gelben Chan soll Kulatschin sein und seine Soldaten Flinten als Waffen führen. Zuletzt fragten die Gesandten dort anwesende Kalka-Mongolen und man nannte ihnen die Namen ihrer Fürsten. Mit allen diesen Fürsten lebt der Altyn Kan jetzt in Frieden, Gesandtschaften und Kaufleute ziehen von einem Reiche in das andere. „Da waren auch", fährt der Bericht fort, „beim goldenen Zaren Kirgisen, die beklagten sich, dass die russischen Leute sie bedrängen und bekriegen. Der goldene Zar aber befahl ihnen, den Russen unterthan zu sein und ihnen treu zu dienen; sollten sie das nicht thun, so würde er sie alle bestrafen. Von den Kirgisen ritten wir zum goldenen Zaren einen Monat; zehn Tage ging der Weg durch Felsengebirge, wir trafen nur auf einzelne steinerne Gebäude, sonst ist der Weg leer; wir fragten über diese die alten Leute und sie sagten uns, dass hier Chinesen gewohnt hätten und auch Leute des goldenen Chan". Die Gesandten kamen am 18. October zu Altyn Kan und blieben dort acht Tage.

Von Flüssen, die sie auf der Reiseroute passirten, nennen die Gesandten Teja, Kija, Urupa und Jüs im Lande der Kirgisen, dann aber Askys, Abakan, Tschastyja, Brody (Zagan Machan), dann den Kanter und zuletzt den Kemtschik, an dem der Altyn Chan nomadisire. „Den goldenen Zaren trafen sie an einem See, der heisst der See Upsa, in seiner Nähe ist aber ein Salzberg, der heisst Kukei."

Die zweite Gesandtschaft wurde an Altyn Kan im Jahre 1619 abgeschickt. Aus ihrem Berichte ist als neu hervorzuheben, dass der Altyn Kan damals an einem Nebenflusse des Upsa-Seees, am Tes (die Kosaken nennen ihn fälschlich Kes), 15 Tagereisen aufwärts, sein Hoflager gehabt habe.

Die dritte Gesandtschaft, die Stephan Gretschanin 1636 unternahm, verlief folgendermassen: Der Gesandte traf den Chan am Flusse Kusun-takai, hatte drei Audienzen beim Altyn Kan, in denen er unter vielen Protestationen endlich mit den den Huldigungseid fordernden Kosaken sich dahin einigte, dass der Lama und die Minister die Schale Goldbranntwein (das Zeichen der Unterwerfung) für den Chan tränken; dann unterschrieb der Chan selbst den Huldigungseid und versprach, die Kirgisen für Russland zu unterwerfen. Es zeigte sich aber, dass der Chan nur auf alle diese Formeln einging, um mehr Geschenke aus dem Gesandten herauszulocken. Es war nämlich durch die früheren Geschenke des Zaren von Moskau die Habgier des Altyn Kan nach Geschenken so gesteigert, dass die Gesandten sich kaum zu helfen wussten. Die Mutter des Chans Tsetsen Chatun, der Lama, der Schatzmeister, der Minister, der Kan selbst und zwei seiner Brüder liessen durch eigene Botschafter, die sie schickten, Geschenke fordern. Die armen Gesandten mussten ihre Kleider vom Leibe reissen und selbst ihre besten Waffen hergeben. — Bei dieser dritten Gesandtschaft muss noch erwähnt werden, dass im Jahre 1636 der Kutuktu Lama nicht beim Altyn Kan, sondern bei dessen Bruder Dain Nojon sich aufhielt.

1638 wurde abermals eine Gesandtschaft an den Altyn Kan geschickt. Die Gesandten gingen diesmal über den Schabina-Pass zum Kemtschik. Hier mussten sie auf Befehl des Altyn Kan Halt machen. Am Sau-kal, einem Nebenflusse des Jenissei, trafen sie mit einem Vetter des Chan, Dural-Tabun, zusammen; hier mussten sie drei Wochen verweilen. Am 9. November sollten sie beim Altyn Kan Audienz haben, es entstanden aber Streitigkeiten über das Ceremoniel, so dass der Chan sich plötzlich weiter herauf am Kemtschik in sein Winterlager begab. Man liess die Gesandten vier Tage im Gebirge in Hungersnoth; endlich kam der Kutuktu Lama an und nahm die Geschenke freundlich auf. Des Chans Bruder, der sein Hoflager am Jenissei hatte, beschied die Gesandten dorthin und schon am folgenden Tage fand die Uebergabe der Geschenke statt. Zwei andere Brüder des

Altyn Kan forderten auch Geschenke. Der erste Taitschi wohnte zwei Tagereisen vom Hoflager des Chans, am Bache Akta, wo er in der Einsamkeit Fasten- und Andachtsübungen hielt, aber doch Geschenke annahm. Bei den darauf stattfindenden Audienzen klagen die Russen über schlechte Bewirthung; den Thee, der ihnen hier zum ersten Male gereicht wird, halten sie für eine unpreiswürdige Sache. Bei der Abschieds-Audienz wieder Gezänk über das Ceremoniel. Altyn Kan brach plötzlich auf zu seinem älteren Bruder Kalantschin Nojon, 20 Tagereisen vom Upsa-See gegen Osten. Er blieb auf diesem Zuge drei volle Jahre aus. Die Gesandtschaft endete also ohne jeglichen Erfolg.

1642, 1652, 1654 überfallen die Heere Altyn Kans die nördlichen Kirgisen und dringen sogar fast bis zur russischen Stadt Krasnojarsk vor. Obgleich der Sohn des Altyn Kan, Lobsan, siegreich gegen die Kirgisen 1657 mit einem Heere nach Norden vorgedrungen war und selbst den Teleuten-Fürsten Koka auf seine Seite gebracht hatte, rief ihn doch sein Vater über das Sojonische Gebirge zurück, da durch die Machtzunahme der westlichen Kalmücken die Herrschaft des Altyn Kan in's Schwanken gerathen war und er sich mit den Russen zu entzweien fürchtete.

Die fünfte und letzte Gesandtschaft unternahm im Jahre 1659 Stephan Gretschanin zu Lobsan Kan, der jetzt selbst den Thron bestiegen. Bis zum Februar 1660 musste der Gesandte am Abakan warten. Am 11. März traf der Gesandte den Kan am Upsa-See. Der Kutuktu, der zwei Tagereisen vom Kan wohnte, empfing den Gesandten zuerst, er empfing die Geschenke und war sehr freundlich, er erbot sich, die Gesandten zu allen Nachbarstaaten zu befördern. Lobsan Kan berief die Gesandten darauf in sein Lager; da aber seine Gemahlin starb, so war er nach der Landessitte genöthigt, sein Lager schnell zu wechseln. Bei der Abschieds-Audienz, die am Tes-Flusse stattfand, erklärte der Kan, dass er kein Unterthan des Zaren sein könne; was sein Vater gethan, gehe ihn nichts an, er wolle aber zum Zaren wie ein jüngerer Bruder zum älteren stehen.

Hiermit endeten die Beziehungen Russlands zu den Altyn Kanen, deren Reich 30 Jahre später von dem Galdan der Ölöt erobert wurde.

Der Fürst der Kalmücken, Erdeni Batur Kong-taitschi, dem dieser Titel von Tibet verliehen war, zog mit seiner Horde weiter nach Norden bis zum Altai, worauf sein Volk von den

Chinesen die Ölöt des Nordens genannt wurde. Er hinterliess zwei Söhne, Galdan und Senga. Galdan war am Hofe des Dalai-Lama erzogen und für den geistlichen Stand bestimmt. Als aber Senga von seinen Stiefbrüdern ermordet worden, verliess Galdan 1671 Tibet, um den begangenen Mord zu rächen. Durch Gewaltthaten und Blutgier vergrösserte er seine Macht immer mehr, nahm zuerst den Titel Taitschi an, dann Chan und Boschuktu. 1679 vereinigte er unter seine Herrschaft alle vier Oirot-Stämme, unterwarf 1680 die Mongolen am Irtisch, besiegte dann die Teleuten und Kirgisen. 1682 begann er den Kampf mit den Chalkas um das geistliche Supremat des Kutuktu. 1684 schlägt der Chan sein Hoflager nördlich vom Ili am Korgos auf. 1685 neuer Kampf mit den Chalkas, der bis zum Jahre 1690 dauert. Vollständige Vernichtung des Reiches Altyn Kans. Durch diese Kämpfe werden die Wohnsitze aller Völker Hochasiens bedeutend geändert. Die Chalkas ziehen sich nach Westen und Süden, die Buräten gehen zum Baikal und die Westmongolen dringen bis zum Jenissei vor.

Während dieser Zeit waren die Söhne des Senga herangewachsen. Da der Kan diese als Nebenbuhler zu fürchten anfing, so beschloss er, sie erwürgen zu lassen. Der Jüngere ward getödtet, der Aeltere, Tse-wang Arabdan, entfloh aber zum Borotala-See und fand Schutz bei dem dortigen Saisan. Hier nahm er den Titel Kong-taitschi der Dsungaren an. Tse-wang schlägt später sein Hauptlager am Ili auf. Er tritt in freundliche Beziehungen zum chinesischen Kaiser Kiang-hi und unterwirft Hami und Turfan. Da Pest und Hungersnoth die Heere Galdan's schwächen und seine Grausamkeit viele seiner Anhänger veranlasste, zu den Dsungaren überzugehen, so geht Kiang-hi jetzt gegen Galdan vor und vernichtet sein Heer 1696 am Tula-Flusse. Galdan flieht zum Tamir, wo er im folgenden Jahre ankommt. Durch die Vernichtung des Reiches der Ölöt nahm das Reich des Kong-taitschi der Dsungaren immer mehr zu. Es erstreckte sich von Hami bis nach Samarkand. Der Kong-taitschi verpflanzte die widerspenstigen der Bewohner des Kaschgar zum Ili-Thale und brachte dort Ackerbau und Gartencultur in höhere Aufnahme. Er unterwarf sich die Horden der Burut am Issik Köl, die ihm 3000 Krieger stellen mussten, und unterwarf sich einen grossen Theil der weiter nach Westen nomadisirenden Kasak-Horden. Er heirathete die Tochter des Ajaki Kan, des

Herrschers der Turgut. Gereizt durch den Angriff seines Schwagers, der bis zum Altyn Ämäl-Passe vordrang, gerieth er mit seinem Schwiegervater Ajaki Kan in heftige Feindschaft, so dass dieser sich 1703 zum Kaspischen Meere zieht und sich dann auf russisches Gebiet an der Wolga flüchtet. Als er 1709 gegen Tibet marschirt, wird er in einen Streit mit China verwickelt. Ein grosses chinesisches Heer, das gegen den Kong-taitschi geschickt wird, erleidet beim Uebergange über die Gebirgspässe des Thianschan Vernichtung, und die Stadt Hami, wohin die Chinesen sich geflüchtet, wird dem Boden gleich gemacht. 1705 bauen die Chinesen diese Stadt wieder auf. 1717 gehen die Chinesen bis Karaschar vor. 1719 bis zum Saisan-See und zum Altyn Emäl. 1720 wurden die Kalmücken aus Tibet vertrieben. Der Kong-taitschi wird 1723 von seinem eigenen Sohne Galdan Tseren ermordet, der nun seinem Vater in der Herrschaft folgt und sich Kung-taitschi Galdan Tseren nennt. Diesem folgt nach seinem Tode sein ältester Sohn, da der jüngste Sohn ermordet; aber sein älterer Bruder Dordschi, der Lama gewesen, ermordet wiederum diesen und übernimmt die Herrschaft über die Dsungaren. Da stehen zwei Hordenführer des Tarbagatai-Gebietes Davatsi und Amursana gegen den Kong-taitschi auf, werden aber von Dordschi geschlagen. Amursana aber überfällt plötzlich den Kong-taitschi am Ili und tödtet ihn. Obgleich nun Davatsi zum Chan ausgerufen worden, gerirt sich aber auch Amursana als Fürst. Da viele Dsungaren-Fürsten zu den Chinesen übergehen, so wird Amursana so geschwächt, dass er sich 1754 nach China begiebt; er wird nach Peking geschickt und erhält dort den Rang eines Wang. Dann wird er als rechtmässiger Erbe des Thrones der Dsungaren anerkannt und mit einem chinesischen Heere unter Anführung des tapferen Generals Panti gegen Davatsi geschickt. Nach einem fünfmonatlichen Feldzuge wird Amursana zum König der Ölöt erhoben und Davatsi nach Peking abgeführt, wo er, obgleich äusserlich hochgeehrt, doch als Gefangener gehalten wurde und nach zwei Jahren vor Gram starb. Amursana war aber nur dem Namen nach Herrscher, die Macht war in den Händen der Chinesen. Weil er aber das Joch der Chinesen abschütteln zu können hoffte, nahm er den Titel Chan der Ölöt an, suchte die Verbindung des chinesischen Heeres mit China zu unterbrechen und verlegte sein Hoflager jenseits des Ili-Flusses, nachdem er einen grossen Theil der Chinesen vernichtet hatte.

Als aber ein neues Heer der Chinesen anlangte und Uneinigkeiten zwischen den Führern der Ölöt ausbrachen, floh Amursana nach Norden und starb 1757 in Tobolsk, nachdem der erzürnte Kien-lung seine Auslieferung verlangt hatte. Kien-lung, der Besieger der Ölöt, errichtete nun das Grenzgouvernement des Ili-Thales, dem er den Tarbagatai und auch das Gebiet der kleinen Bucharei unterordnete.

Von diesen historischen Vorgängen und der Herrschaft des Mongolen-Reiches leben nur sehr wenige Sagen unter den Bewohnern des Altai, und diese berühren nur die allerletzten Vorgänge, die Kämpfe des Amursana und die Vernichtung des Dsungaren-Reiches. Merkwürdigerweise spielt aber in allen diesen Sagen die Hauptrolle nicht Amursana, sondern ein gewisser Schünü, der sich schon zu Zeiten des Tsewan Arabdan als Bruder des Galdan-Tseren ausgegeben haben soll. Da er einen Aufstand erregt haben soll, heisst es in einem Berichte an den Orenburger Gouverneur, hätte ihn der Kong-taitschi so fest zusammenschnüren lassen, dass ihm ein Schulterblatt gebrochen sei und er den Bogen nicht mehr habe spannen können. Schünü sei dann zum Ajukki Kan geflohen; als ihn dieser habe ausliefern wollen, sei er nach Petersburg geflohen. 1740 habe er unter dem Namen Karasakal einen Aufstand bei den Baschkiren erregt und sei 1745 zu den Kirgisen geflohen, wo er sich den Titel Kara Kan beigelegt habe.

Ich werde hier nur eine Sage über Schünü und eine andere über den Amursana mittheilen; diese Sagen beweisen, wie noch im vorigen Jahrhundert eine ziemlich enge Verbindung zwischen den Teleuten, Sagajern und den Kalmücken bestanden haben muss.

1) Kongodai oder Kong-taitschi war ein Oirot-Fürst. Derselbe nahm zwei Frauen. Von der ersten Frau wurde ihm ein Sohn geboren, der Name dieses Sohnes war Schünü. Von der zweiten Frau wurden ein Mädchen und drei Söhne geboren. Amur Sana, Temir Sana und Kaldan Tscherü (statt Tseren) waren die Namen der Söhne. Schünü ging allein jagen; er schoss einen rothen Fuchs und brachte ihn seinem Vater; die drei Brüder aber, die ebenfalls jagen gingen, kehrten mit leeren Händen zurück. Schünü ging wiederum, um einen Tiger zu schiessen; er schoss den Tiger, band ihn an einen Baum fest und kehrte zurück. Die Brüder schossen nach dem angebundenen Tiger, aber er fiel nicht um. Als sie nachsahen, war es ein angebun-

dener Tiger. Amur Sana sprach: „diesen Tiger wollen wir nicht nehmen, Schünü wird sehr zanken“.

Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, sagten sie zu ihrem Vater: „Ach Vater, gieb nicht zu, dass dein ältester Sohn auf die Jagd gehe, er wird dich tödten!“ Der Vater stimmte seinen Söhnen bei. Sie machten Schünü betrunken, rissen dem Betrunkenen beide Schulterblätter aus, gruben ein Loch von 60 Faden in die Erde und stiessen den Schünü hinein.

Nach einiger Zeit kamen drei Leute. Mit drei eisernen Bogen kamen sie. Diese drei Leute sagten zum Kongodai: „Wer mit diesen Bogen schiesst, dem werden wir Tribut zahlen.“ (Die Variante dieser Sage mit den Bogen lautet: „nach drei Jahren wird von dem Mongul-Lande ein Bogen gebracht“, und versteht unter Mongul, wie man später deutlich sieht, China.) „Wenn Kongodai nicht schiessen kann, so zahle er uns Tribut.“

Die drei Söhne konnten den Bogen nicht heben, konnten nicht schiessen, fürchteten sich und sagten: „Man muss nach Schünü sehen.“ Sie ritten hin und nahmen ihn aus dem Loche. Schünü lebte noch. Jetzt freuten sie sich, schlachteten eine junge Stute, gaben ihm Branntwein zu trinken und Fleisch zu essen. Schünü sagte: „Ich werde meinen eigenen Bogen holen.“ Er brachte ihn, schoss ihn ab und zerschoss die eiserne Schwelle seines Vaters. Jetzt liess er sich jene Bogen bringen, spannte sie, schoss sie ab und sagte: „Nehmet doch diese lächerlichen Dinger und macht euch fort.“

Amur Sana, Temir Sana und Kaldan Tscherii ritten zusammen fort, um den Tribut einzuholen. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, folgte ihnen Schünü nach, holte sie ein und brachte eine Kälte hervor, dass jene auf dem Wege erfroren. So blieben sie auf dem Wege, Schünü aber kam vorher an und sammelte den Tribut. Als er zurückkehrte, traf er auf dem Wege drei Menschen. Von diesen sagte einer: „Von deinem Vater habe ich dir Branntwein gebracht, trinke!“ Der zweite Mensch sagte: „Trinke nicht von dem Branntweine, giesse ihn dem Hunde vor!“ Schünü goss den Branntwein dem Hunde hin; als der Hund ihn getrunken, starb er.

Darauf kehrte Schünü nicht zurück, sondern begab sich zur Jurte seines Onkels Ajykku. Dieser gab ihm seine Tochter zur Frau und Schünü wohnte bei ihm. Als Ajykku alt geworden, übergab er ihm die Herrschaft; als aber dieses Volk erklärte:

„Schünü ist ein Nichtswürdiger, er soll nicht unser Haupt sein", flüchtete er zum Russenfürsten und wohnete in dessen Lande. Eines Tages zerschoss er die Köpfe von 67 Pferden des weissen Fürsten mit einem Pfeile. Die Russen sagten: „Was für einen Menschen duldest du, dieser zerschoss die Hälse der Pferde." Der Kaiser sprach: „Diesen Menschen rührt mir nicht an, sein Name soll Krasnoschokoff sein." (Teleutische Sage.)

2) Des Kongodaidjy Weib hatte ein Kind geboren. Sein Name war Amyr Saran (statt Amyrsana). Amyr Saran fängt einen Falben ein, rüstet sich zur Reise, zieht seinen Eisenpanzer an, gürtet sich den Köcher um. Ein gelber Schnee fällt, haushoch fällt er. Sein Pferd besteigt jener, reitet davon. Amyr Saran reitet einen halben Monat; wohin er geritten, weiss das Volk nicht. „Mutter, Vater", sprach er, „nähret mich, einen halben Monat habe ich keine Speise gegessen, ohne vom Pferde zu steigen bin ich geritten und habe für das Kirgisen-Volk eine Jurte gefunden." Nachdem Amyr Saran die Kirgisen fortgeführt, kehrte er zu seinem Vater zurück. „Ich werde jetzt zum Mongul Kan reiten." Nachdem er so gesprochen, ging er zur Jurte des Mongul. Zum Mongul Kan kam er. Der Mongul Kan fragte: „Woher bist du gekommen?" — „Ich bin Kongodaidjy's Sohn Amyr Saran. Von Kongodaidjy's Jurte bin ich gekommen." Der Mongul Kan sprach: „Nimm meine Tochter." Amyr Saran sprach: „Ich will sie schon nehmen, gieb mir aber tausend Mann! Ich will den weissen Zaren bekriegen und ihn dir bringen." (Offenbar ist hier unter Mongul Kan der chinesische Kaiser Kien-lung gemeint.) Der Mongul Kan gab ihm tausend Soldaten; die Soldaten tödtete aber Amyr Saran alle; nur ein Mensch blieb übrig, diesen Menschen schickte er zum Mongul Kan zurück. „Des Kan's Tochter nehme ich nicht, ich will zu meinem Onkel, den weissen Zaren, gehen." Zum weissen Zaren geht er, kommt hin. Vom Mongul Kan kam zum weissen Zaren eine Schrift: „Der weisse Zar möge den Amyr Saran schicken, er hat gesagt, er wolle meine Tochter nehmen, und hat mir auch tausend Soldaten getödtet, er hat mich hintergangen." Amyr Saran sprach zum weissen Zaren: „Schicke einen Brief und sage, ich sei gestorben." Ak Kan, der Oheim, schickt die Schrift. Der Mongul Kan schickt abermals eine Schrift: „Wenn er gestorben, so zeige seine Gebeine dem gesandten Manne, dann werde ich glauben." Einen Menschen schickt er, dieser kommt zum weissen Zaren

und spricht: „Wo kann ich die Gebeine sehen?“ Amyr Saran kommt jetzt zu ihm und spricht: „Nun muss ich sterben.“ Der Gesandte des Mongul Kan sieht ihn jetzt. Amyr Saran spricht: „Wenn ich sterbe, wirst du, Oheim, meine Gebeine begraben, mein Pferd wirst du tödten und zu mir legen, obenauf wirst du mir den Panzer legen, Pfeil und Bogen wirst du mir in's Grab legen, nach drei Tagen wirst du meine Leiche sehen.“ Sogleich starb er.

Das Grab grabend, beerdigten sie Amyr Saran's Leiche, mit dem Panzer bedeckten sie ihn, Pfeil und Bogen legten sie ihm zu beiden Seiten der Rippen. Der Kan kehrte nach Hause zurück, der vom Mongol Kan geschickte Mensch kehrte zurück. Nach drei Tagen sieht der weisse Zar nach ihm. Amyr Saran ist nicht da, er ist verschwunden. (Sagaische Sage.)

3) Der Oirot Kan stirbt und Amyr Sanaga herrscht über das Volk. Im Altai wohnt der Fürst Tschagan Narattan. Tschagan Narattan bekämpft den Amyr Sanaga; es kommt zu einer Schlacht am Flusse Tscharysch. Tschagan Narattan entflieht, ehe der Kampf noch entschieden und flüchtet sich mit 62 Menschen in eine Höhle an der Katunja. Die Altajer vertreiben den Amyr Sanaga über den Irtisch, da sie aber unter den Todten Tschagan Narattan nicht finden, so gehen sie ihn suchen und finden ihn zuletzt. Er will wiederum entfliehen, wird aber bei dem Flusse Bitutkan gefangen, der von diesem Ereignisse seinen Namen erhalten. („Bitutkan“ heisst wörtlich: der Herr ist gefangen). Die durch die Feigheit Tschangan Narattan's erzürnten Altajer sprachen zu ihm: „Da du im Kriege uns verlassen hast, so verlassen wir dich im Frieden, du bist unser Anführer nicht mehr!“ (Altaische Sage.)

Kehren wir jetzt zu der Geschichte der Eroberung Sibiriens zurück. Der Surguter District erstreckte sich zu Anfang des XVII. Jahrhunderts vom Ob bis zur Tom-Mündung. Weiter aufwärts am Tom trafen die Kosaken wiederum auf Tataren-Bevölkerung und zwar wohnte in der Nähe des russischen Gebietes ein Stamm, der Euschta genannt wird. (Dies sind gewiss die Vorfahren des noch heute Otscha genannten Stammes, der sich jetzt zu den Teleuten rechnet.) Der Fürst dieser Euschta mit Namen Tojan, der über 300 Familien herrschte, beschloss,

sich freiwillig den Russen zu ergeben und zwar mit vielfachen Versprechungen, auch die anderen südlichen Nachbarn zur Ergebung zu veranlassen. Auf diese Weise dachte Tojan einen geringen Jassak bezahlen zu können. Tojan ging 1604 selbst nach Moskau. Er nennt in seiner Bittschrift als seine Nachbarn die Teleuten, die Kirgisen, die Horde des Fürsten Inei, die Tschat-Tataren und die Umaken, die dem Fürsten Tschita unterworfen sein sollen.

Da es uns mehr auf Erkenntniss des Kulturzustandes und der Wohnsitze der im XVII. Jahrhundert unter die Botmässigkeit der Russen gebrachten Türk-Völker ankommt, als auf eine Auseinandersetzung der geschichtlichen Thatsachen, so will ich die Geschichte der Unterwerfung jedes Stammes in chronologischen Angaben nach der Geschichte Fischer's kurz aufführen und nur dasjenige Sachliche hervorheben, was uns über die unterworfenen Völker Aufklärung geben kann. Ich hoffe, in dieser Weise die Thatsachen selbst sprechen zu lassen. Jede Aufstellung von Hypothesen kann für unsere Zwecke nur schädlich sein.

Die Teleuten.

1604. Nach der Unterwerfung Tojan's wird die Stadt Tomsk zum Schutze der neuen Unterthanen angelegt. Es unterwerfen sich sogleich alle Tataren am Tschat und Tscholym, die grösstentheils Einwanderer aus dem Reiche Közüm's sind.

1605. Gawrila Pissemski knüpft eine Unterhandlung mit den nächsten Nachbarn nach Süden, den Teleuten (oder Telenguten, wie sie die sibirische Geschichte nennt) an, er fordert den Fürsten Abak auf, mit dem Vornehmen Myrsa nach Tomsk zu kommen. Abak ist geneigt, hat aber Furcht, dass man ihn als Geissel festhalte; er schickt Geschenke, um seine Freundschaft zu erkennen zu geben.

1609. Nachdem einige Kosaken den Eid geleistet, ihn nicht in der Stadt zurückzuhalten, erscheint Abak in Tomsk, leistet den Eid der Treue und verspricht, den Russen im Kampfe gegen ihre Feinde beizustehen. Er bittet aber zugleich um Hilfe gegen Altyn Kan und ausserdem, dass man seinen Leuten den Aufenthalt in der Nähe von Tomsk gestatte. (Es scheint, als ob Abak zu diesem Schritte nur durch das Vorgehen des Altyn Kan gedrängt worden. Dies ist aber nur dann verständlich,

wenn die Teleuten-Wohnsitze sich damals noch in den Altai hinein und südlich bis zur Buchtarma erstreckt haben).

1617 überfällt Abak die Tschatski Gorodok, dies war eine Befestigung, die zwischen Tomsk und Tara, westlich vom Ob, lag und als Sitz der Tschat-Fürsten diente. Sein Schwiegervater, Tarlan, der Fürst der Tschat, überredet Abak sich zurückzuziehen und Frieden zu schliessen. In den folgenden Jahren überfällt er oft die Einwohner des Distriktes von Tomsk bis er

1624 sogar eine bedeutende Teleuten-Schaar gegen die Stadt Tomsk selbst vorschiebt; da aber der Ueberfall misslingt, lässt sich Abak in Tomsk entschuldigen, dass der Ueberfall gegen sein Wissen geschehen sei. (Wir sehen aus diesem Betragen des Abak, dass seine Furcht vor dem Altyn Kan gewichen ist; vielleicht sind daran die freundlichen Beziehungen schuld, die zwischen Altyn Kan und den Russen bestanden.)

1629 flieht Tarlan, der Fürst der Tschat, da seine Verbindung mit dem Közümiden Ablai in Tomsk bekannt geworden, zu seinem Schwiegervater, dem Teleuten-Fürsten Abak. Ein Heer beider rückt vor die Festung Tojanow, die nicht weit von der Stadt Tomsk am Tom lag. Es wird gegen die Teleuten eine Abtheilung Kosaken und Tataren ausgeschickt, die den Feind über den Ob zurücktreiben und viele niedermachen, ja sogar den Standort des Fürsten angreifen. (Der Standort des Abak musste sich demnach wohl am linken Ufer des Ob, nicht allzuweit von Tomsk befinden, sonst hätte die kleine Kosakenschaar wohl nicht bis dahin vordringen können.)

1631 wenden sich die Verbündeten gegen Kusnetzk, werden aber auch von hier zurückgetrieben. Tarlan, der Tschat-Fürst, stirbt.

1632 schickt Abak die Söhne des Tarlan, seine Enkel Itägmän und Koimasa, nach Tomsk; sie werden von den Russen als Erben der väterlichen Würde anerkannt und als Fürsten der Tschat eingesetzt. Um endlich die Teleuten unter ihre Botmässigkeit, oder wenigstens zur Ruhe zu bringen, beschliessen die Russen, an der Bija-Mündung eine Stadt zu bauen. (Ich schliesse daraus, dass dieser Punkt sich schon früher im Gebiete der Teleuten befunden haben muss.) Da sich aber Abak mit dem Közümiden Deulet-Giräi verbunden, so gelingt es den Kosaken nur bis zum Flusse Tschunka vorzudringen. Auch wird

in diesem Jahre eine Kosaken-Abtheilung, die an der Kondoma sich befindet, von den Teleuten überfallen.

1633 fordern sowohl die Kalmücken wie auch die Kirgisen Tribut von den Teleuten. (Die Tributforderung von Seite der Kirgisen und Kalmücken deutet darauf hin, dass das Gebiet der Teleuten sich damals nach Osten wenigstens bis zur Katunja ausdehnte und westlich etwa bis zum linken Ufer des Irtisch, da damals die Kalmücken nördlich von Semipalatinsk schon über den Irtisch gegangen waren.)

Abak stirbt bald darauf und sein Sohn Koka tritt an seine Stelle. Das Todesjahr Abak's ist nicht genau bestimmbar. Als der Tod Abak's den Russen bekannt geworden, schicken sie einen Gesandten zu Koka und lassen ihn auffordern, den Eid der Treue zu leisten. Koka thut dies, wenn auch mit Widerstreben, und schickt zur Bekräftigung seinen Bruder Imäs nach Tomsk.

1636 wird von Kusnetzk aus ein kleines Beobachtungscorps zu den Kirgisen geschickt, weil dort kalmückische Gesandte erschienen sein sollen. Als Koka die Schwächung der Garnison erfahren, zieht er sogleich mit seinen Heerhaufen vor Kusnetzk und eine andere Schaar gegen das Beobachtungscorps. Die Stadt Kusnetzk vertheidigt sich tapfer und schlägt alle Angriffe zurück; das Beobachtungscorps ficht sich ohne grosse Verluste durch. In demselben Jahre flieht eine Anzahl Baraba-Tataren nach dem Süden und vereinigt sich mit den Teleuten.

1640. Der Teleuten-Fürst Madschik nähert sich mit einer Schaar Teleuten und Kalmücken der Stadt Kusnetzk, angeblich um Handel zu treiben. Als die Russen mit Waaren die Stadt verlassen und der Handel beginnen soll, fallen die Teleuten plötzlich über sie her, metzeln die Männer nieder und führen alle Waaren mit sich zum Ob.

1646 schickt Fürst Koka Leute nach Tomsk, die für ihn den Eid leisten sollen; selbst dies zu thun, weigert er sich.

1649. Madschik, der sowohl mit den Kalmücken wie auch mit Koka in Feindschaft gerathen, begiebt sich nach Kusnetzk, leistet den Unterthaneneid und verspricht, Jassak zu zahlen.

1650 wird von den Russen eine Gesandtschaft in das Zeltlager Koka's geschickt, bei der sich auch sein Neffe Itägmän, der Fürst der Tschat-Tataren, befindet. Koka leistet nun seinem Sieger abermals den Eid der Treue.

1652 macht Koka trotz aller geleisteten Eide von Neuem

räuberische Einfälle in das russische Gebiet von Kusnetzk und sammelt zwangsweise Tribut von russischen Unterthanen; ausserdem reizt er die am Teletzkischen See wohnenden Telessen zum Aufstande und unterstützt ihren Fürsten Aidar.

1653 ergiebt sich Koka den an Macht zunehmenden Kalmücken und erhält nun vom Kong-taitschi ein Hilfscorps von 3000 Mann. Der Teleutenfürst Madschik fällt nun abermals von den Russen ab und verbindet sich mit dem Sojonenfürsten Mansei. In Kusnetzk fürchtet man einen Ueberfall. (Das Bündniss mit den Sojonen und Madschik lässt uns vermuthen, dass Madschik's Teleuten weiter nach Südwesten wohnten, als die Unterthanen des Koka, also etwa zwischen Katunja und Tscholym.)

1655 gerathen die Teleuten des Fürsten Koka mit den benachbarten Kalmücken in Streit. Es kommt sogar zum offenen Kampfe. Die Teleuten flüchten, von den Kalmücken gedrängt, auf das rechte Ob-Ufer. Unter solchen Umständen bietet der Anführer von Tomsk Koka seine Hilfe an, wird aber von diesem zurückgewiesen. Koka fällt noch in diesem Jahre in das Gebiet von Kusnetzk und Tomsk ein.

1656. Koka weist eine Gesandtschaft der Russen schroff ab, da selbige bei ihm ohne Geschenke erschienen ist. Er schliesst Frieden mit Madschik. Verschiedene gemeinschaftliche Raubzüge. Koka fürchtet den Zaren der Russen und geht wieder auf das linke Ob-Ufer zurück.

1658. Es entsteht ein heftiger Kampf mit den Kalmücken. Koka wird geschlagen und flieht über den Ob zurück. Jetzt unterwirft er sich abermals den Russen, zusammen mit Madschik, welcher sich damals bei ihm befindet. Beide leisten von Neuem den Unterthaneneid. Beider Eid wird angenommen und ihnen die Erlaubniss gegeben, Gesandte nach Moskau zu schicken. Hierbei bittet Koka, man möge ihm diejenigen Teleuten zurückgeben, die sich schon früher bei Kusnetzk und Tomsk angesiedelt haben.

Weitere Widersetzlichkeiten der Teleuten werden nicht erwähnt, nur ist noch ein Brief des Kong-taitschi Senga von 1665 bekannt, in dem sich derselbe beklagt, dass seine Unterthanen, die früher nach Kusnetzk ausgewandert sind und zu dem Ulusse des Koka gehörten, ihm nicht zurükgegeben werden. Da Koka selbst nicht erwähnt wird, so lässt sich annehmen, dass derselbe den Russen abermals untreu geworden.

Obgleich die sibirische Geschichte recht oft die Teleuten erwähnt, giebt sie, wie obiger Auszug zeigt, nur sehr wenige Angaben über die Wohnsitze und die Bedeutung derselben. Wir sehen aus allen diesen Angaben nur, dass die Teleuten zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in ihrer Hauptmacht am linken Ob-Ufer wohnen, etwa von der Baraba-Steppe bis zur Kulunda und im eigentlichen Altai bis zur Buchtarma. Später werden sie durch die nach Norden drängenden Kalmücken weiter nach Osten gedrängt und gehen in ihrer Hauptmacht über den Ob, so dass sie zuletzt bis in die Nähe von Tomsk und Kusnetzk vordringen. Ausserdem scheinen schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts einzelne Teleuten-Familien oder Ulusse zu den Russen übergegangen zu sein und sich in der Gegend von Tomsk, Kusnetzk und weiter nach Osten am Tscholym angesiedelt zu haben. Von Teleuten-Fürsten werden uns drei genannt: Abak (auch Ablak oder Oblak) und sein Sohn Koka im Westen und Madschik im Osten. Als Nachkommen dieser Teleuten sind meiner Ansicht nicht nur die jetzigen Teleuten anzusehen, sondern auch die altaischen Bergkalmücken, die sich an der Tschuja noch jetzt Telengit nennen.

Die Sage über ihre Unterwerfung ist bei den heutigen Teleuten noch überall bekannt. Doch zeigt dieselbe wenig Uebereinstimmung mit den soeben angeführten Thatsachen der Geschichte. Dies vermag ich mir nur so zu erklären, dass hier so scharf ausgeprägte Momente wie die Erscheinung Jarmak's und der Sturz des Reiches Sibir fehlen. Die historischen Sagen der Teleuten beziehen sich weit mehr auf ihre kalmückischen Nachbarn (ich erinnere an Galdan, Amyrsana und Schünü), als auf ihre eigene Geschichte. Ueber die Unterwerfung der Teleuten selbst existirt, so viel ich weiss, nur eine Sage, in der weder Abak noch Koka noch Madschik genannt werden, sondern zwei Fürsten, Mamyk und Balyk, die sich von ihren Herrschern, den Öiröt und Törböt entfernt und sich gegenüber von Kusnetzk niedergelassen haben sollen. Da die Öiröt-Fürsten sie verfolgt hätten, so hätten sie die Hilfe der Russen angesprochen, die ihnen auch von den letzteren gebracht worden sei. Darauf hätten Mamyk und Balyk sich dem russischen Zaren ergeben. Da sich nun einer von ihnen nach Moskau zum russischen Zaren begeben musste, so hätte der schlaue Balyk dem Mamyk vorgestellt, dass es sich für ihn, den älteren Fürsten, nicht zieme, so weit

fortzureisen. Er solle ihn nach Moskau schicken und selbst beim Volke verbleiben. Dieser Vorschlag sei angenommen worden und Balyk sei nun nach Moskau abgereist. Dort habe er sich als Oberfürst der Teleuten dem weissen Zaren vorgestellt und sei als solcher anerkannt und durch einen goldbetressten Rock geehrt worden. Nachdem er zur Heimath zurückgekehrt wäre, habe er sich als Oberherr aller Teleuten gerirt. Mamyk habe darauf seinem Helden Myltyk-atkan befohlen, den Balyk zu tödten. Dieser sei zu Balyk gegangen und habe die Jurte mit einem Stricke fortgerissen und ihm das Haupt abgeschlagen. Bei der Verfolgung durch die Russen sei der Held getödtet worden. Mamyk habe sich bei den Russen damit gerechtfertigt, dass er Balyk nur für seinen Betrug bestraft habe. Man habe ihm verziehen und er sei den Russen treu geblieben. Das Volk des Balyk habe sich von den Kusnetzkischen Teleuten getrennt und sei nach Tomsk gezogen.

Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob diese Sage sich auf die erste Uebersiedelung bezieht oder ob hier von einer späteren Ergebung die Rede ist, welche erst im vorigen Jahrhundert hätte stattfinden müssen.

Im ersteren Falle wären Mamyk und Balyk Anführer von Ulussen, die sich zur Zeit Abak's und Koka's von jenen losgelöst und sich den Russen ergeben hätten. Denn es wäre wohl mehr als gewagt, die Namen der von den Russen genannten Teleuten-Fürsten Abak (Ablak) und Madschik als Verdrehungen der teleutischen Namen Balyk und Mamyk anzusehen, da die Aussprache dieser letzteren Namen den Russen keinerlei Schwierigkeiten bereiten konnte. (Madschik ist übrigens unbedingt ein verdorbenes Wort, nach den Lautgesetzen der teleutischen Sprache musste das Wort „Matschyk“ lauten. Die Verbreitung der Sage von Amyrsana und dem Zerfall des Kalmückenreiches deutet meiner Meinung nach darauf hin, dass wir es hier mit einer späteren Einwanderung der Teleuten zu thun haben. Es scheint mir ausserdem auch unwahrscheinlich, dass die Russen des nach Moskau gegangenen Balyk nicht erwähnt hätten, wenn diese Reise im Anfange des XVII. Jahrhunderts stattgefunden hätte, da sie aus jener Zeit auch die kleinste Besitzerweiterung getreulich erwähnen.

Die Telessen.

Die östlichen Nachbarn der an der Katunja wohnenden Teleuten waren die Telessen, ein den Teleuten sprachlich sehr nahestehender Stamm. Die Tölös oder Telessen, wie sie die Russen nennen, wohnten am Altyn Köl (goldener See) und am Tscholyschman. Der Name Teletzkischer See wurde dem Altyn Köl von den Russen wegen seiner Anwohner beigelegt.

1633 wird eine Abtheilung von Kosaken unter Peter Sobianski zum Teletzkischen See geschickt. Der Fürst der Telessen, Mandrak, widersetzt sich den Russen; da er aber bald einsieht, dass diese stärker sind als er, so flieht er und lässt seine Frau und seinen Sohn Aidar in den Händen der Feinde. Diese werden nach Tomsk abgeführt. Daher erscheint Mandrak im folgenden Jahre in Tomsk, leistet den Eid der Treue und verspricht Jassak zu zahlen. Er darf deshalb mit seiner Familie zurückkehren.

1643. Da die Telessen ihr Versprechen, Jassak zu zahlen, nicht halten, so wird abermals eine Kosakenabtheilung zum Teletzkischen See geschickt. Weil der See nicht gefroren ist, müssen die Russen Boote herrichten und Mandrak gewinnt Zeit, sich zu verschanzen.

Es schickt daher der russische Heerführer 80 Mann Russen und Tataren zu Lande gegen die Befestigungen vor. Mandrak macht einen Ausfall, wird aber mit Verlust zurückgeschlagen. Er beschliesst demzufolge, zu seinen südlichen Nachbarn, den Sojoten, zu fliehen, wird aber gefangen genommen. Aidar vertheidigt die Festung mit grossem Muthe. Da ihm Hilfe zu Wasser kommt, versucht er einen Ausfall, wird aber besiegt und selbst gefangen genommen; viele Telessen werden niedergemacht, andere wollen zu Wasser entweichen und ertrinken. Mandrak verspricht jetzt 50 Zobelfelle als Jassak zu liefern. Man hält Mandrak in Tomsk gefangen. So lange dieser lebt, bezahlt Aidar regelmässig den Jassak. Nach dem Tode Mandrak's hört Aidar auf, ferner Jassak zu liefern.

1646 geht abermals eine Abtheilung Kosaken zu den Telessen und macht eine grosse Anzahl dieses Volkes nieder. Später geriren sich die Teleuten als Herren der Telessen und sammeln bei ihnen Jassak. Die Telessen fliehen nach Süden, verbinden sich mit dem Sojonenfürsten Mansei und fallen über die Tributsammler her. Als die Russen im Jahre 1652 aber-

mals zum Teletzkischen See gehen, um Tribut zu sammeln, finden sie die Umgegend des Seees ohne jegliche Bevölkerung. In der Folge schweigt die russische Geschichte gänzlich über die Telessen.

Die Tschat- und Tscholym-Tataren und die Katschinzen.

In der sibirischen Geschichte werden uns in den ersten drei Decennien des XVII. Jahrhunderts östlich von der Barabasteppe mehrere Stämme der Eingeborenen mit dem allgemeinen Namen Tataren bezeichnet und zwar ausschliesslich Völker türkischer Zunge. Da die Kenntniss der tatarischen Sprache bei den Kosaken ziemlich verbreitet war, so kann in dieser Beziehung wohl kein Irrthum vorkommen, da die Russen überhaupt nur Völker türkischer Zunge mit dem Namen Tataren bezeichnen. Bald werden diese Tataren einfach Tataren genannt, bald Tschat-Tataren, bald Tscholym-Tataren, bald Katschinzen. Die sibirische Geschichte erwähnt diese Tataren überall als treue Unterthanen der Russen, die selbst an den Kämpfen gegen Telessen, Teleuten, Kirgisen als Hilfsvölker theilnehmen. Auch die heidnischen Türkvölker wie Teleuten und Kirgisen betrachteten diese Tataren meist als Freunde der Russen und überfielen und beunruhigten sie bei den verschiedensten Gelegenheiten. So werden die Tscholym-Tataren 1607 von den Kirgisen hart bedrängt. Die westlichen Nachbarn der Tscholym-Tataren, die als Tschat-Tataren bezeichnet werden, besitzen eine Befestigung, den Tschatski Gorodok, und diese wird 1617 von Abak, dem Fürsten der Teleuten, angegriffen. 1621 wird der Katscha-Tataren erwähnt als am linken Ufer des Jenissei bis zum Flusse Katscha wohnend. Nur selten wird ein Ungehorsam dieser Tataren erwähnt, und da heisst es noch im Jahre 1615, dass die beim Aufstande der Kirgisen betheiligten Tscholym-Tataren durch Leutseligkeit und Freundlichkeit wieder zum Gehorsam gebracht seien. Diese Tataren sollen erst im XVII. Jahrhundert aus dem Irtisch-Gebiete nach Osten ausgewandert sein. Ich bin der Ansicht, dass diese Bewegung nach Osten zugleich mit den Russen stattgefunden habe, denn Tojan, der Fürst der Euschta-Tataren, erwähnt nur der Tschat-Tataren, aber nicht der Tscholym-Tataren. Ob diese Tataren schon zum Theil Mohammedaner waren, lässt sich nicht genau nachweisen, die Namen der drei Tschat-

Fürsten Tarlau, Kyslau, Burlak und die Namen der Söhne des ersteren, Itägmän und Koimasa, zeigen keine Spur von mohammedanischem Einfluss. Der Umstand, dass Tarlau mit der Tochter des heidnischen Teleut-Fürsten Abak verheirathet war, spricht dafür, dass der Fürst der Tschat nicht Mohammedaner war.

Wie eng sich die Tschat-Tataren an die Russen angeschlossen, beweist uns der Umstand, dass als der Közümide Ablai 10 Tage bei Tarlau verweilte, die in der Nähe von Tarlau wohnenden Tschat-Fürsten Kyslau und Burlak sich veranlasst fühlten, nach Tomsk Nachricht zu geben, und dass deshalb Tarlau 1629 zu Abak flüchtet. Als 1632 Tarlau bei den Teleuten gestorben, schickt Abak die beiden Söhne desselben, Itägmän und Koimasa, nach Tomsk und diese werden als Fürsten der Tschat-Tataren eingesetzt. Wie sehr die Russen sich auf die Hilfe der Tschat-Tataren verlassen, beweist unter Anderem auch der Umstand, dass Itägmän zum Teleuten-Fürsten Koka geschickt wird, um ihn zum Unterthanen-Eide zu bewegen, ebenso dass die Tschat-Tataren als Hilfstruppen in den Kämpfen der Russen gegen Telessen und Kirgisen gebraucht werden. Der Tscholym-Tataren und Katschinzen wird nur beiläufig bei den Aufständen der Kirgisen erwähnt, ein Theil der Katschinzen soll zuletzt zu den Kirgisen übergegangen sein.

Die Kirgisen.

Der bedeutendste Türkstamm, der sich durch kriegerischen Sinn und Widerstandskraft in den Kämpfen gegen die Russen auszeichnete, sind die Kirgisen. Dies sind die Nachkommen der Hakas am Ta-Kimu (Jenissei), die schon im XIV. Jahrhundert von den Schriftstellern der Mongolen-Dynastie Ki-li-ki-sse (Kirgisen) genannt werden. Die Russen stossen auf die Kirgisen schon im Anfang des XVII. Jahrhunderts. Zuerst erwähnt ihrer der Fürst Tojan.

1606 ergiebt sich der Kirgisen-Fürst Nemä oder Nemtschä den Russen in Tomsk und schickt seine eigene Frau dorthin, damit sie die Unterhandlungen leite. Da aber dem Kosaken-Anführer der Pelz dieser Fürstin gefällt, wird ihr derselbe mit Gewalt abgenommen. Fürst Nemtschä, erzürnt über diesen Schimpf, fällt seine Nachbarn, die Tscholym-Tataren, an. Da Nemtschä ausserdem seine westlichen Nachbarn, die Kondoma- und Mras-Tataren beunruhigt, so sehen wir, dass Nemtschä's

Unterthanen etwa am oberen Tom, der Kija und der Teja gewohnt haben müssen.

1607 wird Nemtschä geschlagen und gezwungen, die Oberhoheit der Russen anzuerkennen, und verspricht Jassak zu zahlen.

1609 werden die zum Einsammeln des Jassak abgeschickten Russen getödtet und die Tscholym-Tataren abermals von den Kirgisen überfallen. Auch hier ist es Nemtschä, der zuerst abfällt und seinen Sohn Ischäi mit zahlreichen Haufen in den Atschinsker Kreis einfallen lässt.

1614 gelingt es den Kirgisen abermals, ihre Nachbarn im Tomsker Kreise gegen die Russen aufzuwiegeln; die Verbündeten dringen bis Tomsk vor, welches sie ganz umringen. Durch einen glücklichen Ausfall der Russen werden sie geschlagen und verjagt.

1615. Als die Kirgisen mit 5000 Mann in den Kusnetzker Kreis einfallen, gehen endlich die Russen zur Offensive über, stürmen alle von den Kirgisen an verschiedenen Orten errichteten Schanzen und führen Weiber und Kinder in die Gefangenschaft als Geisseln ab. Durch dieses energische Vorgehen wird die Ruhe für einige Jahre hergestellt.

1616. Als die zum Altyn Kan geschickte Gesandtschaft das Gebiet der Kirgisen passirt, wird sie gut aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit werden sie als nordwestliche Nachbaren der Sojonen genannt und die Flüsse Teja, Kija, Urup, Jüs, der untere Abakan bis zum Askys und der Jenissei als ihr Wohnsitz bezeichnet. Der Kirgisen-Fürst Kara begleitet sogar die Gesandtschaft als Uebersetzer zum Altyn Kan und die Gesandtschaft des Altyn Kan in derselben Eigenschaft nach Moskau.

1619. Während der zweiten Gesandtschaft zum Altyn Kan lautet die Reiseroute: Von Tomsk bis zum Kirgisen-Fürsten Nemtschä 10 Tagereisen, von dort bis zu den Kirgisen am Abakan 6 Tagereisen, von dort bis zum Kemtschik 10 Tagereisen.

1621. Die Kirgisen regen die östlich vom Jenissei wohnenden Tubiner und Matoren und die am oberen Jüs wohnenden Sagajer zum Aufstande gegen die Russen auf.

1622. Die Kirgisen überfallen die Kusnetzker Abiner (Schmiede-Tataren) und dringen in den Tomsker Kreis.

1628 regen sie die Arinen und Katscha-Tataren gegen die am Jenissei wohnenden Russen auf, damit diese die Beendigung

der Festung Krasnojarsk hindern. Da dies nicht gelingt und die Kirgisen jetzt von zwei Seiten bedroht werden, so ziehen sie vor, mit den Russen ein besseres Verhältniss herzustellen und die Fürsten Ischäi, Tubun, Ischänäi und Dchessair liefern jetzt freiwillig 100 Zobel als Jassak und bitten eine neue Festung am Kemtschik zu erbauen, die sie gegen die Angriffe und den Einfluss der Heere des Altyn Kan schützen könnte. Diese Aeusserung lässt darauf schliessen, dass das Gebiet der Kirgisen sich bis zum Kemtschik ausgedehnt hat. Nun werden von Seiten der Russen weitere Unterhandlungen mit dem Fürsten Ischäi angeknüpft. Die Russen fordern nach näherer Bekanntschaft mit der Bedeutung des Kirgisen-Volkes einen grösseren Jassak. Ischäi giebt aber an: Es wäre den Kirgisen nicht möglich, mehr Jassak zu zahlen, da die Kirgisen selbst die Zobel nicht jagen, sondern ihnen unterworfene Jagd-Völker, von denen sie die Zobel auf Schuld nehmen müssten. Die Tubiner und Matoren seien ihre östlichen Nachbarn. Was den Ostrog am Kemtschik betreffe, so nütze dieser den Kirgisen durchaus nichts gegen den Altyn Kan, denn die Heere desselben hätten viele Wege, um in das Gebiet der Kirgisen einzufallen.

1630 stehen die Kirgisen zugleich mit den Tubinern auf und fallen über die Arinen und Katscha-Tataren her, ja sie dringen bis in die Gegend von Krasnojarsk vor. Bald aber von den Russen angegriffen und geschlagen, versprechen sie den Jassak zu zahlen; den Treueid aber zu leisten, weigern sie sich.

1633—1635 Aufstand des Kirgisen-Geschlechtes Altysar am Abakan. Unter Anführung des Fürsten Bäktänä dringen die Kirgisen bis Kusnetzk vor. Ein anderer Heerhaufe der Kirgisen, der sich mit den am Jüs wohnenden Kysyl (wahrscheinlich einem Geschlechte der Tscholym-Tataren) verbindet, fällt über die Arinen her und beunruhigt Krasnojarsk.

1636. Bei den Kirgisen treffen Gesandte des Kong-taitschi der Kalmücken ein. Dieser Umstand veranlasst die Kusnetzker Kosaken, zu den Kirgisen ein Beobachtungscorps abzuschicken.

1640 wird ein neuer Ueberfall der Kirgisen in das Gebiet der Tscholym-Tataren verzeichnet.

1641. Um die Kirgisen besser im Zaum halten zu können, wird die Befestigung Atschinsk angelegt.

1642 ergeben sich die Kirgisen von Neuem, die Russen legen eine Befestigung am Jüs an. In demselben Jahre nennt

der dsungarische Herrscher Batyr in seinen Verhandlungen mit den Russen die Kirgisen Unterthanen der Kalmücken, die Kirgisenfürsten seine Verwandten und er stützt sich bei seinen Forderungen auf Verträge, die er mit ihnen abgeschlossen habe. Altyn Kan schickt in demselben Jahre ein Heer von 1000 Mann zu den Kirgisen und lässt bei ihnen Tribut sammeln.

1643. Die Kirgisen weigern sich, den Russen Tribut zu zahlen. Die Krasnojarsker Kosaken treiben den Jassak mit Gewalt in den ihnen benachbarten Aulen ein. Die. Kusnetzker Kosaken begnügen sich mit der Eidesleistung des Fürsten der Altysar, des Bektänä.

Bis zu 1652 zahlen die Kirgisen dem Altyn Kan regelmässig ihren Tribut, als aber die Mongolen 1653 die Kirgisen ganz unter ihre Botmässigkeit zu bringen gedenken, flieht ein Theil der Kirgisen auf russisches Gebiet und ergiebt sich den Russen in Krasnojarsk.

1657 dringt Lobsan, der Sohn des Altyn Kan, mit einem grösseren Heere plötzlich in das Gebiet der Kirgisen und zwingt sie zur vollständigen Unterwerfung.

Trotzalledem halten die Kirgisen nicht lange Ruhe, bald überfallen sie das russische, bald das mongolische Gebiet und erklären sich dabei als Unterthanen beider Völker, bis nach Entstehung des grossen Kalmücken-Reiches zu Ende des XVII. Jahrhunderts die Russen gern diese unruhigen Nachbarn den Kalmücken überlassen, welche einem abgeschlossenen Vertrage gemäss die grosse Masse der Kirgisen weit nach Süden übersiedeln. Man versichert, der Kong-taitschi habe die Kirgisen bis in den Thianschan abführen lassen. Es ist aber über diese Ueberführung nichts Näheres bekannt. Jedenfalls ist die Kirgisen-Bevölkerung des Thianschan viel zahlreicher als diejenige des Jenissei im XVII. Jahrhundert gewesen, so dass diese in ihrer Gesammtsumme keineswegs als die Nachkommen, wohl aber als Stammverwandte der Jenissei-Kirgisen anzusehen sind. Ich erinnere hierbei auch an den Umstand, auf den ich schon vorher aufmerksam gemacht habe, dass schon im XIV. Jahrhundert der Kirgisen im Thian-schan erwähnt wird. Ein Theil der Kirgisen ist aber nicht ausgewandert, sondern bei den Sagajern und Kysylern geblieben, ein anderer Theil hat sich mit den Sojonen vermischt.

Mir ist nur eine Sage über die Vertreibung der Kirgisen

bekannt, und zwar habe ich diese bei dem Sagai-Geschlechte Kyrgys (also bei den Nachkommen der Kirgisen selbst) nordwestlich am Askys aufgezeichnet. Diese Sage lautet:

In diesem Lande war ein Kongur Targa genannter Beamter der Befehlshaber der Kirgisen. Dieser Kongur Targa lieferte den Tribut an den im Altai-Lande wohnenden Kong-taitschi Kan ab. Da man damals weder Geld noch Schrift kannte, bestand die Abgabe in Eisen und Adlern (Kara-kus). Die in diesem Lande wohnenden Kirgisen hörten nicht auf die Worte des Kongur Targa, der ein Greis war, und indem sie sagten: „Was sollen wir dem Kong-taitschi Tribut geben?“ gaben sie dem Kan keinen Tribut. Als sie drei Jahre lang dem Kong-taitschi keinen Tribut gegeben hatten, wurde Kösö Peg mit 300 Soldaten vom Kong-taitschi geschickt. Als dieser Beamte mit den 300 Soldaten hergekommen war, fand er, dass die Kirgisen noch alle hier im Wohlstand lebten. Zum Kongur Targa kamen sie und sagten: „Weshalb hast du uns den Tribut nicht hingeschafft?“ Da sagte Kongur Targa: „Das hier lebende Volk hört nicht auf meine Rede, ich bin selbst alt geworden und habe keine Nachkommen“. Kösö Peg fragte darauf das dort versammelte Volk: „Was habt ihr nicht auf des Fürsten Wort gehört und habt keinen Tribut gegeben?“ Da packten sie den Kösö Peg und erstachen ihn mit Lanzen, auch die Soldaten erschlugen sie alle; damit aber Niemand etwas erfahre oder sehen könne, gruben sie irgendwo heimlich eine Grube und steckten die Getödteten hinein.

Als sie diese That vollbracht hatten, sprach Kongur Targa: „Was habt ihr auf meine Worte nicht gehört? Ich habe früher gehört, wenn die weissen Birken wachsen würden, so wäre der weisse Fürst (der russische Zar) geboren, und diesem weissen Fürsten würden wir Tribut zahlen. Jetzt sind weisse Birken gewachsen, jetzt wird der weisse Zar geboren sein, ihm werdet ihr schon einmal Tribut zahlen“.

Als ein Jahr vergangen, schickte Kong-taitschi, da der abgesandte Beamte nicht zurückgekehrt war, tausend Soldaten von einem anderen, Kasak Purut genannten Volke (Purut oder Burut werden die schwarzen Kirgisen des Thianschan von den Mongolen genannt, Kasak ist aber der Name der sogenannten Kirgis-Kaisaken). Als sie hierher kamen, lebten die Kirgisen im Wohlstand. „Ist in dieses Land Kösö Peg gekommen?“ fragten sie.

Die Kirgisen sagten: Ein solcher Mensch ist nicht hierher gekommen, wir haben nichts gehört". Als sie zu Kongur Targa's Jurte kamen, war Kongur Targa gestorben, und als sie das dortige Volk fragten, sagten auch diese, jene seien nicht hierher gekommen. Darauf suchten jene die Gebeine der hier umgekommenen Soldaten. Als sie suchten und suchten, fanden sie an einem Orte des Kösö Peg Köcher, der war aus Seide gearbeitet. „Wo ist der hergekommen?" fragten sie. Jene sagten: „Wir haben ihn nicht getödtet, ein Kusudjak genannter Held hat den Kösö Peg getödtet." Der Heerführer sagte: „Bringet diesen Menschen!" Da sagten sie: „Wo sollen wir diesen Menschen auffinden?" Der Heerführer sagte: „Wenn ihr diesen Menschen nicht auffindet, so möget ihr nach dem Lande Kong-taitschi's übersiedeln." So sprechend, trieb der gekommene Beamte alles Volk fort, ohne irgend Jemanden zurückzulassen.

Von allen Kirgisen, welche fortgetrieben, blieben nur zwei Brüder zurück, die sich verborgen hatten; von den Irgit blieb auch ein Mensch zurück; von den Sagai blieben drei Brüder zurück, von den Tjoda nur einer.

Mit dieser Sage ist die vorher erzählte Sage von Amur Sana, der hier Amyr Saran genannt wird, in Verbindung gebracht, wo die Fortführung der Kirgisen diesem (natürlich fälschlich) zugeschrieben wird. Hier heisst es: Amyr Sana reitet einen halben Monat und kehrt dann zurück. Den Weg, wohin er geritten, weiss das Volk nicht. „Mutter, Vater, nähret mich! Einen halben Monat habe ich keine Speise genossen, ohne vom Pferde zu steigen, bin ich geritten. Ja, Vater, ich habe für dieses Kirgisenvolk eine Jurte gefunden." Kong-taitschi spricht: „Wo, mein Kind? weshalb hast du dies mir nicht gesagt? du denkst schlecht von deiner eigenen Jurte. Frage daher auch nichts von mir."

Amyr Saran führte die Kirgisen fort; einen Monat führte er sie. Nach einem Monat kamen sie zu einem Meere. Amyr Saran liess sie dort zurück und sprach: „Hier wohnet! gehet zu keinem anderen Lande!"

Kusnetzker Tataren.

Unter dem Namen Kusnetzker Tataren fasse ich hier diejenigen Tatarenstämme zusammen, die, obgleich sie schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts türkische Dialekte redeten, dennoch mir nicht ursprünglich tatarische Stämme zu sein scheinen,

sondern erst durch die Einwirkung der schon im VI. Jahrhundert türkisch redenden Kirgisen und der Teleuten ihre frühere Sprache verloren; es sind dies die auch als Abinische Horde, Kusnetzi oder Schmiede-Tataren bezeichneten Stämme am oberen Tom und die Sagajer und Beltiren am oberen Abakan und Jüs. Ich halte alle diese Völker für nahe Verwandte der Arinen, Assanen und Kotten, die Klapproth unter dem Gesammtnamen Jenissejer zusammenfasst. Von den Sagajern ist uns aus der sibirischen Geschichte nichts weiter bekannt, als dass sie am oberen Jüs und Abakan wohnten und sich 1621 mit den Kirgisen verbanden. Der Beltiren erwähnt die sibirische Geschichte gar nicht, sondern Gmelin und Pallas trafen sie im vorigen Jahrhundert und zwar bestimmt letzterer ihre Zahl im Jahre 1742 auf 150 zinspflichtige Männer am Taschtyp. Gmelin berichtet 1739, dass die Beltiren den Russen und auch den Kalmücken Tribut zahlen. Die Abiner Horde scheint mit den Schmiede-Tataren identisch zu sein. Die Wohnsitze der letzteren werden uns genau angegeben an den Flüssen Mrass und Kondoma. Ihren Namen Schmiede-Tataren (Kusnetzi) sollen sie erhalten haben, weil sie sich zum grössten Theil mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens beschäftigten. Nach Angabe der ersten russischen Einwanderer kauften alle Nachbarn von denselben das ihnen nöthige Eisengeschirr: Kessel, Dreifüsse, Beile, Messer, Pferdegeschirre u. s. w. Die Schmiede-Tataren sollen häufigen Ueberfällen der Kirgisen ausgesetzt gewesen sein; es scheinen dies aber Beutezüge gewesen zu sein, da sich die Kirgisen stets durch Geschenke an Kunstprodukten zum Abzug bewegen liessen. Die Schmiede-Tataren scheinen durchaus keine kriegerischen Neigungen gehabt haben, wie dies auch bei ihrer Beschäftigung selbstverständlich ist, denn sie unterwarfen sich sogleich den Kosaken, sobald diese sich ihren Wohnsitzen näherten, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. In der Folge wurden sie aber durch die Kirgisen aufgestachelt oder gewiss zum Aufstand gezwungen und verweigerten während einiger Jahre den Jassak zu zahlen. Im Jahre 1615 überfällt eine Abtheilung der Kosaken die Schmiede-Tataren und vertheilt sich in ihren Ulussen; dort werden die Kosaken von den Kirgisen überfallen, erstere schlagen sich aber glücklich durch. (Dieser Umstand scheint mir auf's Klarste darzulegen, dass die Kusnetzi nur durch die Kirgisen gezwungen den Russen Widerstand leisteten.) Als die Russen nach einiger

Zeit zurückkehren, unterwerfen sich ihnen die Schmiede-Tataren vollständig, leisten den Eid und zahlen den Jassak. Zu ihrem Schutze legen die Russen 1618 die Stadt Kusnetzk an, die auch nach den Schmiede-Tataren ihren Namen erhalten haben soll.

Wie schon erwähnt, halte ich alle hier unter dem Namen Kusnetzker Tataren zusammengefassten Tatarenstämme für tatarisirte Jenissejer. Von ihren Verwandten finden wir die Arinen im Anfange des XVII. Jahrhunderts am linken Ufer des Jenissei, nördlich von der Katscha, während die Assanen am rechten Ufer des Jenissei sich aufhielten, die Kotten aber am Kan ihre Wohnsitze hatten. 1608 unterwarfen sich die Arinen den Russen und zahlten den Jassak. Sie wurden aber mehrmals von den Kirgisen zum Aufstand gereizt, so z. B. 1628 belagern sie in Verbindung mit den Katschinzen Krasnojarsk. 1634 werden die Arinen von den Kirgisen überfallen und so beunruhigt, dass sie sich als Volk vollständig auflösen und in kleinen Schaaren zu den Nachbarn flüchten, mit denen sie sich vermischen.

Die Kotten am Kan lebten etwa 150 Werst von der Mündung dieses Flusses entfernt, sie sind viel kriegerischer als ihre westlichen Stammesgenossen und leisten trotz ihrer geringen Zahl den Russen vielfachen Widerstand. Meistentheils verbinden sie sich mit ihren samojedischen Nachbarn, den Kamassinern und Tubinern. Ihre letzte Erhebung wird im Jahre 1640 erwähnt.

Was mich veranlasst, die Sagajer und Schmiede-Tataren für Nichttürken zu halten, ist der Umstand, dass diese die einzigen Türkvölker sind, die wir hier angesiedelt und mit Künsten und Gewerben beschäftigt antreffen, obgleich sie von allen Seiten von türkischredenden Nomaden umgeben waren. Dazu kommt noch der Umstand, dass auch die Arinen am Jenissei in der sibirischen Geschichte als Schmiedevolk bezeichnet werden. Die Nachkommen der Schmiedetataren, die heutigen Schoren, unterscheiden sich nur durch ihre Physiognomie vollständig von ihren, den reinen mongolischen Gesichtstypus habenden Nachbarn. Was mich aber vor Allem veranlasst, die Schmiede-Tataren als Jenissejer zu bezeichnen, ist der Umstand, dass die Namen der Flüsse im Quellgebiete des Tom nirgends tatarische, sondern ihre Namen tragen, zu drei Viertheilen auf *sas*, *säs* endigen, was im Jenissei-Ostjakischen „Fluss, Bach“ bedeutet. Es lässt sich eine ganze Reihe von Flussnamen aus dem Jenissei-Ostjakischen erklären,

z. B.: *Päi-säs* (Wind-Fluss) = Jen.-O. bei (Wind) und säs Wasser; *Kamsas* (Pfeil-Fluss), von *cham* Pfeil; *Amsas* Mutter-Fluss, von *Am* Mutter; *Sinsäs* Schmutzwasser, von *sine* Schmutz; *Paisas* Cedern-Fluss, von *fai* die sibirische Ceder (pinus cembra). Etwas nördlicher von der Kija treten wir in ein Gebiet, wo alle Flüsse auf *tat, tät, dat, dät* endigen, wie *Tscherdat, Ardat, Irdät* etc. Es wohnte also hier ebenfalls ein Jenissejervolk, das einen anderen Dialect redete und den Fluss nicht *säs*, sondern *tät* nannte. Da wir nun Jenissejer am Kan und nördlich am Jenissei vorfinden, so können wir mit Recht schliessen, dass sie einstmals ein recht bedeutendes Volk gewesen sind, das erst in Folge des Vorrückens der Kirgisen und Teleuten aus dem Altai, dem Jenissei- und dem Abakan-Thale nach Norden gedrängt wurde. Ich halte sie für die Nachkommen des von den Chinesen Bilä oder Gelotschi genannten Volkes, das schon im VII. Jahrhundert als angesiedelt bezeichnet wird. Wäre diese meine Annahme richtig, so hätten auch die Hakas oder Kirgisen ursprünglich zu einem Stamme der Jenissejer gehört und wären diese Jenissejer ursprünglich blauäugige und blondhaarige Völker gewesen. Ihre Sprache beweist uns wenigstens so viel, dass sie überhaupt nicht zum Ural-Altaischen Stamme gehören. Man darf nur einen Blick in Castrén's Grammatik der Jenissei-Ostjakischen und Kottischen Sprache thun, um zu diesem Schlusse zu gelangen. Das einzige Jenissei-Volk, das sich bis jetzt erhalten hat, die Jenissei-Ostjaken, schildert Castrén in seinen ethnologischen Vorlesungen folgendermassen: Die sogenannten Jenissei-Ostjaken bilden vielleicht einen Rest eines grösseren Volksstammes, der sich früher in Hochasien aufhielt und dann, während der gefährlichen Kriege und Verheerungen, welchen dieses Land unterworfen war, vernichtet wurde. Gegenwärtig beträgt die Anzahl dieses Stammes kaum tausend tributpflichtige Personen. Sie wohnen zum grössten Theile am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen den Städten Jenisseisk und Turuchansk. Wie die ihnen benachbarten Ostjak-Samojeden, beschäftigen sie sich vornehmlich mit Jagd und Fischfang. Rennthiere halten sie nicht, sondern ihr Lastthier ist der Hund. Im Sommer und Winter halten sie sich in Hütten auf, welche gewöhnlich aus Birkenrinde bestehen. Wie Sibiriens übrige Einwohner zerfallen sie in Gechlechter, welche von ihren eingeborenen Fürsten beherrscht werden. Sie sind dem Namen nach Christen, in der That aber

Heiden und erweisen zumal dem Bären grosse Verehrung. Zu demselben Stamme wie die Jenissei-Ostjaken gehören ursprünglich auch die Arinen und Assanen, welche die Sojonische Steppe bewohnen und nun Tataren oder vielmehr Türken sind. Hierher gehört ferner auch ein Stamm, den ältere Schriftsteller Kotten genannt haben, der in späterer Zeit aber in Vergessenheit gerathen war, bis ich auf meiner Reise in Sibirien fünf noch lebende Individuen dieses Volkes auffand, welche unter dem Namen des Agulischen Ulusses oder der sogenannten Kamassiuren am Agul, einem Nebenflusse des Kan, lebten. Diese fünf Personen waren übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollten, theils aus Streben zu derselben, theils aber auch aus der Ursache, weil die Eingeborenen Sibiriens der russischen Regierung weniger Abgaben zahlen als die Russen. An diese Colonisten hatten sich später einige von den Kotten herstammende Familien angeschlossen, welche bereits ihre Muttersprache vergessen hatten und Russen geworden waren. Indessen liegt es auch diesen gegenwärtig sehr am Herzen, sowohl sich selbst wie ihren Kindern die kottische Sprache beizubringen und es ist möglich, dass die kleine Colonie noch lange ihre Nationalität, welche bereits als erloschen angesehen wurde, erhalten wird.“ Jene Voraussetzung über die Beständigkeit der kottischen Nationalität ist leider nicht eingetroffen. Ich selbst besuchte die Kotten am Flusse Agul im Jahre 1863 und fand nur noch drei Individuen, die der kottischen Sprache mächtig waren, eine Frau und zwei sehr alte Männer. Alle übrigen sprachen den türkischen Dialekt der Katschinzen. Jetzt ist die kottische Sprache gewiss vollständig ausgestorben, und das letzte Individuum, das noch die kottische Sprache sprechen könnte, wenn es am Leben ist, findet gewiss Niemanden mehr, dem es in kottischer Sprache Mittheilungen machen könnte.

Samojedenvölker des Sojonischen Gebirges.

In der sibirischen Geschichte werden drei Samojedenvölker genannt, die östlich vom Jenissei und südlich vom Flusse Kan wohnten, die Tubiner, die Matoren und die Kamassiner. Diese Völker, so klein sie auch an der Zahl waren, waren doch von kriegerischem Sinne erfüllt und wehrten sich gegen die Unterwerfung unter die russische Oberherrschaft mit allen Kräften.

Sie lebten gewiss in ihren Waldgebirgen in vollkommener Selbstständigkeit, wenn sie auch vielleicht dem Namen nach dem Altyn Kan unterworfen waren; wenigstens bezeichneten die Kirgisen sie den Russen gegenüber mehrmals als Unterthanen des Altyn Kan. Die Tubiner zahlten 1629 zum ersten Male den Russen Jassak, die Matoren weigern sich, dies zu thun. Bald darauf verbinden sich die Tubiner mit den Kotten und fallen 1630 in das russische Gebiet ein. Sie werden aber zurückgeschlagen und ihr Fürst Kajan muss flüchten. Jetzt verbindet sich Fürst Kajan mit Soit, dem Fürsten der Matoren; es kommt zu einem heftigen Kampfe, in dem die Russen sicher dem wilden Andrange unterlegen wären, wenn ihre Bewaffnung mit Feuerwaffen sie nicht den mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Gegnern überlegen gemacht hätte, so dass sie sich trotz grosser Verluste in Ordnung zurückziehen konnten. 1640 wird endlich eine Festung am Kan erbaut und dadurch werden die Kotten unterworfen. Aber erst seit 1654 zahlen die Tubiner regelmässig ihren Tribut.

Tubiner, Matoren und Kamassiner sind offenbar Waldsamojeden, deren Hauptbeschäftigung die Jagd war, woher auch ihre Geschicklichkeit im Bogenschiessen. Heute sind die Tubiner verschwunden und alle diese Samojeden, bis auf einige Zehnt-Kamassiner vollkommen zu Türken geworden. Der Name Tuba ist aber verblieben, denn der grösste Theil der Sojonen, die Koibalen, nennt sich noch bis heute mit diesem Namen, während die Altajer die sogenannten Schwarzwald-Tataren Tuba nennen. Die im VII. Jahrhundert von den Chinesen erwähnten *Dubo* sind jedenfalls derselbe Samojedenstamm. Es deutet darauf nicht nur der Name hin, sondern auch die von den Chinesen beschriebenen Wohnsitze dieses Volkes, wie auch ihre Lebensweise und Beschäftigung mit Jagd und Fischfang, die sie vom VII. bis XVII. Jahrhundert nicht geändert haben. Auch die Chinesen sagen, sie zerfallen in drei Aimake; sind damit nicht die Tuba, Matoren und Kamassiner gemeint?

Wie wir schon aus dieser Uebersicht der Unterwerfung der einzelnen Türkstämme im Norden des Altai sehen konnten, setzten die Russen ihre Unterwerfung Sibiriens in derselben Weise fort, wie sie dieselbe am Irtisch begonnen haben, indem sie allmählich ihre Befestigungen vorschoben und so schrittweise die Eingeborenen zwangen, sich ihnen zu ergeben. In dieser Weise

spannten sie gleichsam über ganz Sibirien ein zuerst sehr schwaches, durch neue Zuzügler und Colonisationen sich immer mehr und mehr verstärkendes Netz, das in sich zuletzt so weit erstarkte, dass es einen grossen Theil der Eingeborenen aufsog und die übrigen mehr und mehr aus den reichen, fruchtbaren Theilen des Landes verdrängte. Die Hauptlebensader dieser russischen Colonisation bildet die grosse Befestigungsstrasse oder Poststrasse, die über Tjumen, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Kansk, Werchne-Udinsk, Irkutzk bis Jakutzk geht und einzelne an den Flussgebieten des Ob, Jenissei und der Lena sich entlang ziehende Colonieenreihen verbindet. An einzelnen Punkten verbreitet sich die russische Bevölkerung über weite Landstriche und zwar überall da, wo sie ein mehr ergiebigeres Feld für ihre Thätigkeit fand, das heisst wo entweder der Ackerbau besonders lohnend war, oder wo andere Erwerbszweige, wie der Bergbau, die Colonisten veranlasste, sich nicht nach dem Laufe der Flüsse bei Anlegung ihrer Colonieen zu richten. Letzteres sehen wir besonders im Altai, in dessen nördlichen und westlichen Theilen sich eine recht ausgedehnte russische Bevölkerung befindet. Zuerst hatten sich natürlich die russischen Colonieen am Irtisch aufwärts gezogen, bis 1791 an der Mündung der Buchtarma die Festung Ust-Buchtarminsk angelegt wurde. Als darauf die acht Dörfer der geflüchteten Russen, der sogenannten Kamenschtschiks, sich dem Mutterlande wieder unterworfen hatten, war der eigentliche Alpenstock des Altai von drei Seiten umringt und seine türkischen Bewohner im Flussgebiete der Katunja, die sogenannten Altaischen Bergkalmücken, unterwarfen sich ohne alle Kämpfe.

In Folge der Vernichtung der Kalmücken in der Dsungarei drängte ein anderer Türkstamm bis zu den russischen Besitzungen Westsibiriens vor, dies sind die Horden der sogenannten Kirgis-Kaisaken, die sich aber selbst überall kurz Kasak nennen. Diese Kasak, die den Namen Kirgisen nur durch Versehen der Kosaken erhalten haben, sind jetzt der weitverbreitetste Türkstamm, denn sie erstrecken sich über das ungeheuere Ländergebiet vom Flusse Ural und der Wolga bis östlich zu den Quellen des Irtisch und von den Chanaten Mittelasiens bis zu den russischen Besitzungen im Gebiete des Irtisch und seinen Nebenflüssen Ischim und Tobol.

Der Name Kasak ist kein Appellativum, sondern der Eigenname eines seit vielen Jahrhunderten sich so nennenden Volkes. Mich in eine genaue Geschichte des Kasak-Volkes einzulassen, muss ich mir hier versagen; es wird genügen, wenn ich die Schicksale desselben in grossen Zügen skizzire, damit wir die jetzige geographische Verbreitung der Kasak-Horden verstehen können. Sonst bietet die Geschichte dieses Nomadenvolkes wenig Interessantes und ist so eintönig wie sein Steppenleben selbst.

Von altersher finden wir des Kasak-Volkes als eines turanischen Nomadenstammes erwähnt. So erzählt schon der persische Dichter Firdusi (im J. 1000) in seinem Schach-nameh nach alten Geschichtsbüchern von einem Kasak-Chan und einem Kasakvolke, das durch seine Räubereien bekannt und dessen Hauptwaffe die Lanze gewesen sei. Dann wird viele Jahrhunderte der Kasak keine Erwähnung gethan, bis sie wieder zur Zeit Tschingis Chan's und der Tschingis-Chaniden auftauchen. Die Kasak werden dann als Unterthanen des Dshudshi-Chan erwähnt. Im XVI. Jahrhundert werden in den weiten Steppen Mittelasiens zwei mächtige Herrschaften erwähnt, die Herrschaft der Ulus Mongul unter Dudam Chan und die Herrschaft des Kasak-Chanes Arslan. Der letztere war so mächtig, dass er ein Heer von 400000 Mann stellen konnte. Dies erzählt uns Sultan Baber Chan, der Gründer des Reiches der Gross-Mogul in Indien, der seine eigene Verwandte dem Arslan zur Frau gab und ein Augenzeuge der Macht des Arslan gewesen ist. In dieser Zeit vereinigten sich mit den Horden der Kasak viele Türk-Völker Mittelasiens, die Kyptschak, Naiman, Kongrat, Dshalair, Kangly und viele andere, die bald gänzlich mit dem Kasak-Volke verschmolzen.

Von der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an wurden die Kasak häufiger erwähnt, sowohl von Seiten der Historiker des Orients, wie auch von Europäern, die mit ihnen in Berührung kamen. So schreibt Herbartstein 1571, dass die Kasak die östlichen Nachbarn der Kasaner Tataren seien. Ferner erwähnten ihrer Jankinsen, Danila Gubin, Simon Malzew u. a. m.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts wird als Chan der Kasak Dshanybek bezeichnet; dieser hatte zwei Söhne, Dshadyk und Usak, die die Stammväter zweier Chan-Familien werden. Der Sohn des Dshadyk ist Schygai, der uns als der Schwiegervater des Achmed Giräi, des älteren Bruders des Közüm Kan, genannt

wird, und der, wie wir oben gesehen haben, seinen Schwiegersohn tödtete. Der Sohn Schygai Chans ist Ischim Chan, der in Turkestan seinen Sitz hatte. Ischim Chan geräth im Jahre 1635 in einen Krieg mit dem Kong-taitschi der Oirot Batyr. Der Sohn des Ischim Chan, Dshangir, der Anführer des Heeres der Kasak, wird gefangen genommen, entrinnt aber in der Folge der Gefangenschaft. Um sich an den Kalmücken zu rächen, macht er nach dem Tode seines Vaters häufig Einfälle in das Gebiet derselben. In Folge dessen zieht Batyr Kong-taitschi gegen die Kasak mit einem Heere von 50000 Mann und trägt über dieselben einen glänzenden Sieg davon, so dass der Feind einen Verlust von 10000 Todten gehabt haben soll. Durch die Kunst der Dshangir wird aber das Heer des Kong-taitschi in einen Hinterhalt gelockt und geschlagen und muss sich nun eilig nach der Dsungarei zurückziehen.

Bis zu dieser Zeit wird des Kasak-Volkes überall als eines Ganzen erwähnt. Später aber, im XVIII. Jahrhundert, als die Russen mit den Kasak in nähere Beziehung treten, erscheinen diese in drei grosse Horden (Dshüs = 100) getheilt: die grosse Horde (Ulu Dshüs), die mittlere Horde (Orta Dshüs) und die kleine Horde (Kischik Dshüs). Nach der Meinung Weljaminoff Sernoff's ist diese Theilung gewiss schon im XVII. Jahrhundert vor sich gegangen. Dieser Gelehrte erklärt sich die Theilung in folgender Weise: Derjenige Theil der ganzen Horde, der bei Taschkend lebte, habe gewiss dort als halb angesiedelt gelebt und sich daher scharf von den rein nomadisirenden Kasak getrennt. So hätten sich Taschkend und die angrenzenden Steppengebiete gewiss als mittlere Horde constituirt. In der mittleren Horde hätten sich die Nachkommen des älteren Zweiges der Chan-Familie, d. h. die Nachkommen des Chans Dshadyk, die Chane Schygai, Ischim, Dshangir und Täükä als Fürsten des Städtegebietes festgesetzt. In der kleinen Horde, die weiter nach Westen wohnte, hätten als Fürsten die Nachkommen des Usak geherrscht, in der grossen Horde endlich, die alle östlich wohnenden Kasak-Stämme umfasste, sei ein anderer Zweig der Chan-Familie als Herrscher aufgetreten, von denen uns unter anderen Dsholbars Chan (1739 †) genannt wird. Diese Erklärung gründet sich auf keinerlei Facta und ist sehr unwahrscheinlich, da eine solche geographische Vertheilung gewiss mittlere, linke und rechte Horde, wie wir diese bei den schwarzen Kirgisen

finden, genannt worden wären, während sich die Benennungen gross, klein und mittel nur auf das Alter der Herrscher beziehen können, d. h. dass ein Herrscher sein Reich unter drei Söhne, den ältesten (ulu), mittleren (orta) und kleinsten (kischik) vertheilt habe. Wann diese Theilung geschehen ist und wer sie vorgenommen, ist nicht durch geschichtliche Ueberlieferung bekannt.

Durch stete Einfälle in das Gebiet ihrer Nachbarn hatten die Kasak alle umliegenden Völker gegen sich aufgebracht, so dass im XVIII. Jahrhundert die Wolga-Kalmücken, die Baschkiren, die sibirischen Kosaken und die Dsungaren unter Galdan Tseren über sie herfallen. In dieser Noth wenden sich 1719 die Chane der mittleren und kleinen Horde, Täükä, Kaip und Abukair, an Russland; weil aber Täükä, der einsichtsvollste der drei Fürsten, bald darauf stirbt, so wird der Vertrag mit Russland nicht abgeschlossen. Galdan Tseren dringt mit seinen Heeren nun nach Osten vor und erobert 1723 Turkestan, den Hauptsitz der Kasak-Chane, und unterwirft sich einen grossen Theil der grossen und mittleren Horde. Von allen Seiten feindselig bedrängt, zieht sich ein anderer Theil dieser beiden Horden nach Chodshend, der Hauptheil der mittleren Horde aber nach Samarkand und die kleine Horde nach Chiwa und Buchara. Bald jedoch fühlen sie sich wieder erstarkt und rücken abermals nach Norden vor, vereinigen sich zu mehreren starken Heeren und gewinnen mehrere Schlachten gegen die Dsungaren, denen sie so ihre früheren Wohnsitze wieder entreissen. Weil aber neue Ueberfälle derselben zu fürchten sind, zieht sich der grösste Theil der kleinen und mittleren Horde nach Westen und nach Norden, so dass die grosse Horde allein in der Nähe der Dsungaren verbleibt, und daher bald von ihnen gänzlich unterworfen wird. Die kleine Horde geht nun über die Emba und verdrängt die Kalmücken bis zum Flusse Ural. Die mittlere Horde rückt bis zu den Flüssen Or und Uja vor und drängt die Baschkiren in das Ural-Gebirge. Bald darauf unterwerfen sich die kleine Horde unter Abukair Chan und ein Theil der mittleren Horde freiwillig der russischen Oberherrschaft.

Obgleich die grosse Horde 1734 unter Dsholbars Chan und bald darauf 1738 Unterhandlungen über eine Unterwerfung mit den Russen der sibirischen Grenzlinie begann, so konnte doch bei der weiten Entfernung der grossen Horde von der Machtsphäre der Russen, von einer factischen Unterwerfung keine Rede

sein. So überfiel der dsungarische Kong-taitschi damals die grosse Horde und machte sie sich unterthan. Da aber die an Freiheit gewöhnten Kirgisen eine solche Abhängigkeit nicht zu ertragen vermochten, verliessen sie allmählich die Umgegend des Balkasch und zogen weiter nach Westen, unterwarfen sich alle Städte am Schu-Flusse und brachten Turkestan und Taschkend wieder unter ihre Botmässigkeit. 1742 berichten tatarische Kaufleute, dass Dsholbars Kan und nach seinem Tode ein angesehener Kirgise, Tütö-Bi, in Taschkend herrsche und jährlich hier Tribut einsammle. Trotz dieser Eroberungen wagten die Kirgisen sich dennoch nicht von Galdan Tseren unabhängig zu erklären. 1749 wurde Tütö-Bi von Taschkend vertrieben und versprach, da er so Hilfe zu erhalten hoffte, in Orenburg sich den Russen zu unterwerfen. Die Kirgisen der grossen Horde blieben aber so lange den Dsungaren unterthan, bis die Macht derselben durch innere Streitigkeiten abzunehmen begann. Als sich nun die Chinesen in die Streitigkeiten der Dsungaren zu mischen begannen und die Macht des Galdan Tseren zusammenbrach, traten die Kirgisen der grossen Horde auf die Seite Amur Sana's und bildeten bis zum Jahre 1756 einen grossen Theil seines Heeres. Nachdem aber die Dsungaren zum grössten Theil vernichtet waren und alles Land grösstentheils entvölkert war, überschwemmten es dann alsbald die Kasak und wurden darin von den Chinesen in jeder Weise unterstüzt, die um diese Zeit in den Grenzdistrikten einen militärischen Grenzcordon aufstellten. Durch diese Vorgänge hatten die Kasak der grossen Horde ihr Gebiet um ein Bedeutendes vergrössert, so dass der Reichthum des Volkes von Jahr zu Jahr zunahm. Derjenige Theil der grossen Horde, der nun auf chinesischem Gebiete wohnte, vermischte sich zum Theil mit den Dsungaren und trat nach einigen Kämpfen mit den Chinesen zuletzt in den chinesischen Unterthanenverband über. Der andere Theil aber, der weiter östlich nomadisirte, behielt seine volle Freiheit. Jetzt waren die am Issi-kul und südlich an dem Schu wohnenden Kara-Kirgisen zu Nachbarn der Kasak geworden, und so begann nun eine Reihe von Grenzkriegen, durch die der kriegerische Sinn der grossen Horde bedeutend gehoben wurde. Bedeutend wuchs die Macht der grossen Horde durch ihre Kämpfe mit den 1771 unter Ubaschi aus Russland zurückkehrenden Turgut-Kalmücken, wobei die Kasak reiche Beute an Sklaven und Vieh machten. Bei diesen Kämpfen zeich-

nete sich der Sultan Er-Ali besonders aus, der deshalb von den Chinesen hoch geehrt wurde.

Der dritte Theil der grossen Horde verblieb auch jetzt in der Gegend von Taschkend und hörte nicht auf, die nördlichen Städte der Sart Märkä, Aulieta, Tschemkend, Taschkend und Turkistan durch stete Ueberfälle zu bedrohen, ihre Karawanen zu berauben und von ihnen Zwangsabgaben zu erheben. 1760 vereinigte sich mit diesem Theile der grossen Horde eine bedeutende Anzahl der Karakalpaken, die an der Mündung des Syr-Darja wohnten und damals, von der kleinen Horde bedrängt, weiter nach Osten zogen. Als Junus Chodsha Herrscher von Taschkend wurde, sah er bald ein, dass das Wohlergehen seiner neuen Herrschaft ihm unbedingt einen Angriff auf die Kasak zur Pflicht mache. Er sammelte daher ein Heer und fiel unerwartet im Jahre 1798 über die Kasak der grossen Horde her. Das Unternehmen gelang wider Erwarten vollkommen und er besiegte die Kasak vollständig. Der Sieger wüthete dabei mit einer Grausamkeit, von der sich ein Europäer keine Vorstellung machen kann, die aber hier vollkommen zweckentsprechend war, denn nur eine solche zügellose Grausamkeit vermochte die wilden Räuberhorden in Schrecken zu setzen und ihnen ihre Niederlage fühlbar zu machen. Junus Chodsha liess nämlich allen Gefangenen, und das waren ihrer mehrere Tausend, die Köpfe abschlagen und vor den Augen des feindlichen Heeres aus den abgeschlagenen Köpfen riesige Pyramiden aufhäufen. Die Kirgisen, durch diesen furchtbaren Anblick erschreckt, ergaben sich dem Junus Chodsha. Dieser nahm ihnen nicht nur alle ihnen unterworfenen Städte ab, sondern brachte sie auch selbst unter seine Botmässigkeit und nahm für alle früheren Ueberfälle und Räubereien reichliche Rache. Er legte ihnen eine regelmässig zu zahlende, bestimmte Abgabe auf, gab ihnen eine geregelte Verwaltung und ordnete endlich auch ihr Gerichtswesen. Zuletzt mussten sie ihm sogar eine bestimmte Anzahl von Reitern zu seinem Heere stellen. Ein Theil der von Junus Chodsha unterworfenen grossen Horde wollte sich in diese strenge Ordnung nicht fügen, sondern zog weiter nach Norden zum Irtisch und vereinigte sich mit der mittleren Horde. Bis zum Jahre 1814 blieb jener Theil der grossen Horde unter der Botmässigkeit von Taschkend; dann wurde der grösste Theil derselben sammt dem ganzen nördlichen Turkestan von Kokand erobert.

Da verliess ein nicht unbedeutender Theil der Taschkend unterworfenen Kasak seine Wohnsitze, zog weiter nach Osten und ergab sich den Chinesen. Wir sehen somit, dass die grosse Horde schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehört hat, ein politisches Ganze zu bilden. Als die Russen im Jahre 1850 bis zum Ili vordrangen, unterwarfen sich ihnen die früher China ergebenen Abdan und Suan und bildeten zwei grosse Sultanschaften, aber erst nach der Einnahme von Taschkend im Jahre 1866 und der Einnahme von Samarkand im Jahre 1868 wurde die ganze grosse Horde dem russischen Scepter unterthan. Aber beiden Theilen der grossen Horde ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit schon verloren gegangen, und die Russen haben sich wohl gehütet, sie von neuem unter einer Verwaltung zu vereinigen.

Für die Geschichte der kleinen und mittleren Horde liegen uns zwar viel genauere Nachrichten vor, besonders in Bezug auf die Erstere, da diese seit ihrer ersten Unterwerfung im Jahre 1730 in steter enger Beziehung zu Russland geblieben ist. Ihre Geschichte besteht aber aus einer ununterbrochenen Reihe von Raubanfällen gegen ihre Nachbarn, von inneren Kämpfen, Zerwürfnissen, Ungehorsam, Abfall u. s. w. Alle diese Begebenheiten in ihren Einzelheiten zu schildern, würde uns hier viel zu weit führen, da ja gerade die kleine Horde ganz ausserhalb unserer Betrachtungskreise liegt. Ein unbedingter Ungehorsam oder Abfall der kleinen Horde war natürlich nicht möglich, da die Wohnsitze der kleinen Horde der russischen Machtsphäre zu nahe lagen. Russland bestätigte in erster Zeit die Chane, suchte aber allmählich ihre Macht zu verringern, bis die Chan-Würde zuletzt nur ein leerer Titel ohne Bedeutung wurde. Die von Russland bestätigten Chane der kleinen Horde sind: Abulkair Chan von 1730—1748; sein Sohn Nur-Ali Chan von 1748—1786; sein Bruder Er-Ali Chan von 1791—1794; der Sohn Nur-Ali Chan's, Ischim Chan, 1795—1797; der vierte Sohn Abulkair's Aitschubak Chan 1797—1805; dessen ältester Sohn Dschan-Törö Chan 1805—1809. Der letzte Chan der kleinen Horde, der von den Russen bestätigt wurde, ist Schirgisi, der 1812 den Chan-Titel erhielt.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass 1801 der dritte Sohn Nur-Ali Chan's, Bukei, der Vorsitzende des Chan-Rathes (einer Behörde, die nach dem Tode Ischim Chan's 1797 eingesetzt wurde,

aber erst im folgenden Jahre die kaiserliche Bestätigung erhielt) mit Erlaubniss der russischen Regierung sich mit 10000 Kibitken sich in diejenigen Gegenden des Astrachanischen Gouvernements begab, welche die Kalmücken verlassen hatten und hier eine eigene Horde bildete, die nach ihrem Anführer die Bukejewsche innere Horde genannt wurde. Bukei erhielt zugleich mit Schirgisi den Titel eines Chans, der nach seinem Tode auf seine Söhne überging.

Die Wohnsitze der mittleren Horde der Kasak lagen meist so weit von den Grenzen Russlands entfernt, dass der grösste Theil ihrer Geschlechter nur dem Namen nach als Unterthanen Russlands galt. Dies zeigte sich auf's Deutlichste zur Zeit des Sultan Ablai, der nach Besiegung der sich aus Russland wieder in ihre Heimath zurückziehenden Kalmücken im Jahre 1771 den Titel eines Chan der mittleren Horde annahm und in nähere Verbindung mit China trat. Die russische Regierung fasste selbst das Unterthanenverhältniss Ablais als eine leere Formalität auf, denn als der Chan auf die Frage, mit welchem Rechte er sich den Chantitel beilege, antwortete: er habe diesen Titel durch seine Siege über die Turguten und nach dem Tode des Abul Mamet Chan durch die Wahl aller Kirgisengeschlechter der mittleren Horde erworben, und wolle jetzt seinen Chansitz beim Grabe des Achmed Chodsha in Turkistan aufschlagen, begnügte sich die russische Regierung damit, zu ihm einen Beamten zu senden, der ihn veranlassen sollte, die Bestätigung seiner Würde vom russischen Kaiser zu erbitten. Ablai, dem mehr an einem guten Verhältniss mit Russland lag, als daran, die scheinbare Einschränkung seiner Freiheit abzuwehren, ging sogleich auf diesen Vorschlag ein und schickte einen Gesandten nach Petersburg. Deshalb wurde ihm im Jahre 1778 die Urkunde seiner Bestätigung als Chan der mittleren Horde ausgestellt.

Als man aber nunmehr als Bedingung der feierlichen Ueberreichung dieser Urkunde den Treue-Eid verlangte, that Ablai keinen Schritt, um die Ueberreichung der Urkunde zu veranlassen. Nachdem er sich einen Theil der grossen Horde unterworfen und einen siegreichen Feldzug gegen die schwarzen Kirgisen am Schu unternommen hatte, schlug er seinen Wohnsitz bei Turkistan auf. Für seinen Sohn Adil baute er am Talas ein Haus mit einem Walle, übergab ihm einen Theil der grossen Horde und siedelte bei ihm Karakalpaken als Ackerbauer an. Gefangene

Buruten (schwarze Kirgisen) aber schickte er weiter nach Norden, wo sie ein Geschlecht Dshangy Kyrgys (neue Kirgisen) bildeten. Im Jahre 1781 kehrte Ablai zur Grenze Russlands zurück und starb auf dem Wege dorthin, 70 Jahre alt. Als die Chinesen den Tod Ablai's vernommen hatten, schickten sie einen Beamten zu der Jurte des Chan's, der dort ein öffentliches Gebet zu Ehren des Verstorbenen abhielt.

Nach dem Tode Ablai's überfiel die grosse Horde den südlichen Theil der mittleren Horde und brachte ihm grosse Verluste bei. Der nördliche Theil der mittleren Horde wählte jetzt den Sohn Ablai's, den Sultan Wali, zum Chan. Dieser war Russland geneigt und bat daher selbst um die Bestätigung seiner Chanwürde, die auch 1782 erfolgte. Diese Bestätigung aber vermochte durchaus nicht zu verhindern, dass ein Theil der mittleren Horde einen anderen Chan erwählte. Die Geschlechter Naiman hatten nämlich schon zur Zeit Ablai's den Sultan Abulfais, den Sohn des Chans Abul-Mamet, und den Bruder des Chans von Turkistan, Pulat, als ihren Führer anerkannt, welcher den Chinesen unterthan war und ihren Schutz genoss. Als nun Abulfais 1783 starb, hinterliess er einen Sohn Bopo und einen Stiefsohn Chan Chodsha. Beide strebten nach der Herrschaft; die Mehrzahl der Naiman wählte aber Chan Chodsha zu ihrem Anführer. Als die Chinesen diese Wahl erfahren hatten, schickten sie zum Chan Chodsha einen hohen Beamten, der ihm ungebeten eine Urkunde, in der ihm vom chinesischen Kaiser der Titel eines Chans verliehen war, überreichte. Dies zeigt uns, wie China ebenfalls die Oberherrschaft über die mittlere Horde der Kirgisen beanspruchte. Mit Ausnahme Wali Chans waren die übrigen Söhne und Verwandten Ablai's mehr den Chinesen geneigt als den Russen, einige sogar, wie Tschingis und Sultan Tys, gingen 1784 offen zu den Chinesen über. Sultan Tys ist durch seine Kämpfe mit den schwarzen Kirgisen bekannt, welche zu dieser Zeit mit der grössten Grausamkeit geführt wurden. Diese Kämpfe bilden eine Reihe von Raub- und Mordzügen. Ein Beispiel dieser Kriegführung bietet uns der Kampf zwischen den Kirgisen und dem Aeltesten der Kasak, Berdi Chodsha, der gefangen wurde und auf dem Wege einen seiner Wächter erstach. Ueber diese That ergrimmt, rissen ihn die schwarzen Kirgisen vom Pferde, schlugen ihm Kopf und Hände ab, schlitzten ihm den Bauch auf, rissen die Eingeweide heraus und legten die ab-

geschnittenen Gliedmassen hinein. Die racherfüllten Brüder und Söhne des Ermordeten machten einen glücklichen Angriff auf die schwarzen Kirgisen und es gelang ihnen, den Sohn ihres Anführers gefangen zu nehmen. In Berdi Chodsha's Jurte angelangt, wurde er dessen Weibern übergeben; diese stürzten mit Messern auf den gebundenen Feind los und schlachteten ihn grausam hin.

Im Ganzen genommen gab es in der mittleren Horde viel weniger innere Streitigkeiten als in der kleinen; dies war zum grossen Theile der festen Regierung Ablai's zu danken, der lange Jahre hindurch die Horde mit starker Hand regiert hatte, so dass man auch später seinem Sohne freiwillig gehorchte. Wali Chan blieb grösstentheils mit den russischen Behörden in Sibirien in Verbindung, indem er, so viel in seinen Kräften stand, die Forderungen derselben bewilligte und ausführte. Trotz aller Ergebenheit liebäugelte aber auch er mit den Chinesen, zu denen er seinen Sohn schickte. 1789 fiel ein Theil der mittleren Horde von Wali Chan ab; diesen Abtrünnigen wurde Wohnung bei der Festung Ust-Kamenogorsk angewiesen. Im Jahre 1795 wandten sich 2 Sultane, 19 Aelteste mit 45000 Unterthanen und 79000 andere Kirgisen an den russischen Kaiser mit der Bitte, sie von der Herrschaft Wali Chan's zu befreien und sie in Unterthanenschaft aufzunehmen. Ihre Bitte konnte damals nicht erfüllt werden, es beweist aber, dass das Volk der Kasak sich immer mehr an den Gedanken der Abhängigkeit von Russland gewöhnte. Infolge der Zunahme der Handels-Verbindungen Russlands mit den Kirgisen der mittleren Horde sowohl vom Ural als auch von der sibirischen Linie aus, begannen die Russen, sich immer mehr auch um die inneren Verhältnisse der mittleren Horde zu bekümmern. So wurde 1800 schon ein Gericht für die Kirgisen in der Grenzfestung Petropawlowsk errichtet. Eine wirkliche Unterwerfung der Kirgisen war aber nur dadurch möglich, dass die Russen in der Steppe selbst Befestigungen anlegten und die Kirgisen in Districte theilten, die ihre Verwaltungscentren in diesen Festungen hatten. Nach der Anlegung der Festungen Ajagus, Kökpekti, Kopal, Bajan Aul und Wernoje und der Verbindung dieser Befestigungen durch mit Kosaken-Piquets besetzte Poststrassen wurden die Kirgisen der mittleren Horde zuletzt vollständig unterworfen.

Nachdem wir so die geographische Verbreitung der Bevölkerung Sibiriens in früheren Jahrhunderten und ihre Vorgeschichte in allgemeinen Zügen verfolgt haben, liegt es uns jetzt ob, eine Uebersicht der jetzigen Verbreitung und Vertheilung dieser Völker zu geben. Durch die Einwanderung der Russen, die seit dem XVI. Jahrhundert von Jahr zu Jahr zugenommen, ist das Land gleichsam von einem fremden Elemente überschwemmt worden, welches die fruchtbaren Theile des Landes für sich behielt und die Eingeborenen nach Norden und Süden in die für sie selbst nicht passenden Theile des Landes, die Wälder, Sümpfe, Steppen und Gebirge, verdrängte. Da die nach Sibirien eingewanderte friedliche Bevölkerung der Ackerbauer längst die Zahl der Eingeborenen überstiegen, so sind seit langer Zeit die militärischen Ansiedelungen in Westsibirien unnütz geworden und die russische Regierung hat schon vor Jahrzehnten die militärisch organisirten Kosaken-Niederlassungen zur südlichen Grenze in die Kirgisensteppe übergeführt, während die fruchtbaren Landstriche des eigentlichen Sibirien überall von Ackerbau treibenden Bauern bewohnt sind, die theils Nachkommen von Verbrechern, theils aber auch freiwillige Ansiedler sind. In Westsibirien haben wir zwei weite, ziemlich dicht von russischer Bevölkerung bewohnte Gebiete, das erste zwischen dem Ural und Irtisch und das zweite im Gebiete des Ob. Das erstere zieht sich in einem Breiten-Gürtel zwischen 58 und 55 ^{0} nördl. Br. zwischen den nördlichen Waldregionen und der südlichen Steppe hin. Seine nördliche Grenze bildet etwa der Fluss Tura, während es im Süden sich bis zur Kosakenlinie Petropawlowsk hinzieht. Der östliche Theil dieses Gebietes gehört zum europäischen Russland (Permisches Gouvernement), während der westliche Theil den Hauptbestandtheil des Tobolskischen Gouvernements ausmacht. Die Bevölkerung ist durchgehend russische Bauernbevölkerung, nur bei Tjumen zwischen Tobolsk und Tara und bei Jalutrowsk liegen zerstreute Tataren-Dörfer.

Die grosse Poststrasse durchschneidet dieses Gebiet von West nach Ost über Tjumen, Jalutrowsk, Ischimsk, Tjukalinsk und Omsk, welches bei der Mündung des Om am rechten Ufer des Irtisch liegt, so dass die Hauptstadt des Gouvernements Tobolsk und die Städte Turinsk und Tara nördlich von der grossen Verkehrsader liegen, während Kurgan und Petropawlowsk sich im Süden befinden und besonders letzteres die Ver-

bindung mit der Kirgisensteppe herstellt. Wie schon gesagt, bildet gleichsam die südliche Grenze dieses Gebietes die Linie der Kosaken-Stationen der südlichen Strasse Orenburg-Petropawlowsk-Omsk.

Die Verbindung zwischen dem westlichen Gebiete und der russischen Bevölkerungsmasse am Ob bildet einerseits die Kosakenlinie, die sich am rechten Ufer des Irtisch über Omsk, Pawlovar, Semipalatinsk, Ust-Kamenogorsk und Buchtarminsk hinzieht, andererseits die die grosse Poststrasse begleitende Dorfreihe zwischen Omsk, Kainsk und Kolywan, die die Barabasteppe durchschneidet. Dann einzelne Gruppen von Dörfern, die sich südlich vom Flusse Om, zwischen den Seeen der Kulunda und den in sie mündenden Flüssen Tscholym, Karasyk und Kurla hinziehen. Es stellen somit die Colonieen des Om- und Irtischflusses diese Verbindung her.

Das Gebiet der russischen Bevölkerung des Ob-Stromes liegt im Norden des Altai-Gebirges oder vielmehr einer von Ust-Kamenogorsk nach Kusnetzk gezogenen Linie bis zum Tscholym, dem rechten Nebenflusse des Ob. Die grosse Poststrasse berührt nur den nördlichsten Theil dieses Gebietes und geht über Kolywan, Tomsk, Mariinsk nach Atschinsk am oberen Tscholym. In diesem Gebiete ist das Land überall mit russischen Dörfern bedeckt, ja, die russischen Dörfer erstrecken sich noch weiter an den Ufern des Ob und des Ket nach Norden aus, noch nördlicher als die Stadt Narym, ebenso wie im Süden noch ganze Reihen von russischen Ansiedlungen südlich von der bezeichneten Linie an den Flüssen Uba, Tscharysch, Anui, Petschanaja, Katunja, Bija und Kondoma sich weit in die Thäler des Altai-Gebirges erstrecken. In diesem grossen Gebiete liegen nur sehr wenige zerstreute Tataren-Dörfer, in der Baraba bei Kolywan und Teleuten-Dörfer bei Tomsk und Kusnetzk, an der Bija und am Tscholym. Jetzt sind alle russischen Bewohner des Ob-Gebietes Reichsbauern, früher gehörten die Bewohner des südlichen Theiles zum Altaischen Bergbezirke, der in der Stadt Barnaul seinen Centralpunkt hat. Zum Bergbezirke gehören die drei Kreise Biisk, Barnaul und Kusnetzk.

Das dritte Gebiet der russischen Bevölkerung Sibiriens sind die Ansiedelungen des Jenissei und des Abakan in den Kreisen Minussinsk, Krasnojarsk und Jenisseisk. Dieses Gebiet ist mit

dem russischen Ob-Gebiete durch die Dorfreihen verbunden, welche sich zu beiden Seiten der Poststrasse zwischen Atschinsk und Krasnojarsk hinziehen und ausserdem noch durch die Ansiedelungen an den beiden Jüs. Weiter nach Osten ziehen sich ebenfalls Reihen von russischen Dörfern an der Poststrasse entlang und stellen die ununterbrochene Verbindung zwischen Krasnojarsk und Irkutsk her. Ich bin dieser Poststrasse nur bis zur Stadt Kansk gefolgt und habe mich dann am Kan aufwärts bis nach dem Dorfe Agulsk begeben, wo die Waldregion der südlichen Gebirge beginnt.

An die obengenannten Gebiete der russischen Bauern-Bevölkerung Südsibiriens schliesst sich westlich vom Altai die Kosaken-Bevölkerung der Kirgisensteppe. Diese besteht aus den Ansiedelungen der Städte und Reihen von Kosakenstanitzen an einzelnen zum Ackerbau passenden Stellen der Poststrasse. Die Poststrassen durchziehen nach verschiedenen Richtungen die westliche Steppe: 1) von Petropawlowsk über Kökschötau nach Atpan und von dort über Akmola nach Karkaraly; 2) von Pawlodar am rechten Ufer des Irtisch in der Mitte zwischen Omsk und Semipalatinsk über Bajanaul nach Karkaraly; 3) von Semipalatinsk über Sergiopol (Ajagus) nach Kopal und Wernoje mit den Zweigstrassen von Sergiopol nach Tschugutschak und den Ansiedelungen an der Lepsa; 4) von Ust-Kamenogorsk nach Kökpekti und zum Nor Saisan.

Nach dem Wachsen der Stadt Wernoje und der Errichtung des Semiretschinskaja Oblastj beginnt sich eine bedeutendere russische Bauern-Bevölkerung im östlichen Theile des Ili-Thales anzusiedeln, ebenso bildet sich eine russische Bevölkerung am Issikul und in den Städten des Schu-Gebietes zwischen Takmak und Taschkend. Doch hier sowohl wie in den Städten des neueroberten Turkestan sind erst die Verhältnisse im Werden begriffen und erlauben noch kein Urtheil über ihre Zukunft. Das Land ist zwar reich und so schwach bevölkert, dass noch hunderttausende von Ansiedlern hier sich niederlassen können, bis jetzt aber scheinen den russischen Bauern die Verhältnisse Mittelasiens, trotz der Ergiebigkeit des Landes, nicht zu behagen, davon habe ich mich wenigstens während meiner Streifzüge im Süden überzeugen können.

Gehen wir jetzt zu der eingeborenen Bevölkerung über, die in die Wälder, Gebirge und Steppen verdrängt ist und die in

dem südlichen Theile Westsibiriens ausschliesslich aus türkischen Stämmen besteht, und verfolgen wir die Verbreitung dieser Stämme von Osten nach Westen vorrückend.

1. Die Karagassen.

Der am weitesten nach Osten wohnende türkische Stamm Südsibiriens sind die Karagassen, die nach Stubbendorf im December 1851 nur noch 284 männliche und 259 weibliche Stammgenossen zählten. Ich beabsichtigte im Jahre 1863 bis zu den Karagassen vorzudringen, um bei ihnen sprachliche Aufzeichnungen vorzunehmen, traf aber leider zu einer Zeit am Kan ein, wo sich die Karagassen weiter nach Osten zur Quelle der Birjusa gezogen hatten, da ihnen im vergangenen Winter alle Rennthiere gestorben waren. Ich stiess aber nördlich von der Stadt Kansk, nicht weit vom Dorfe Ribinsk, auf Kamassinen-Aule. Diese waren Wald-Kamassinen, nannten sich selbst Kangbashy und sprachen den katschinzischen Türk-Dialect. Da diese Kamassinen zur Zeit von Castrén's Reise noch samojedisch sprachen, so sehen wir, dass die Türkisirung der Samojeden-Stämme in dem Zeitraume der letzten fünfzehn Jahre weiter um sich gegriffen hat. Ich kann mich daher in meinen Angaben über die Karagassen nur auf fremde Berichte stützen, die aber nur sehr dürftig sind.

Nach Schiefner und Castrén zerfallen die Karagassen in fünf Geschlechter: Kâsch, Ssaryg Kâsch (d. h. gelbe Kâsch), Tjogdy, Kara Tjogdy (schwarze Tjogdy) und Tjeptei, von denen das erste in der Nachbarschaft der Sojonen, das zweite in der Nachbarschaft der Kamassinen, das fünfte in der Nachbarschaft der Burjäten wohnt. Das Gebiet, das die Karagassen mit ihren Rennthierheerden nomadisirend durchziehen, liegt zwischen den Flüssen Oka, Uda, Birjusa und Kan. Den Namen Karagas oder Kargas leitet Castrén von Kara-Kâsch (schwarze Kâsch) her. Dieser Volksname sowohl, wie auch die Geschlechtsnamen Kâsch und Ssaryg Kâsch deuten darauf hin, dass die Karagassen zum Theil aus eingewanderten Katschinzen bestehen. Diese Katschinzen vermischten sich nach Castrén's Meinung gewiss mit eingeborenen samojedischen Stämmen. Dafür spricht nicht nur der Typus vieler Karagassen, sondern auch das Auftreten der Geschlechtsnamen Irgä, Tàrak, Tjogdy und Bogoshy. Castrén fügt hinzu, dass die Karagassen das Geschlecht Bogoshy nicht für das ihrige

halten, sondern behaupten, dass es nebst zwei anderen Geschlechtern, Tudai und Tjeptei, aus dem tunkinischen Gebiete eingewandert sei. Dasselbe erzählen die Buräten von zwei anderen kleinen Geschlechtern, Tjogdy und Kara Tjogdy, welche von zwei zugleich mit einigen Sojonen eingewanderten Mongolen herstammen sollen. Auf dergleichen Angaben der Eingeborenen ist nicht viel zu geben. Die Sprache der Karagassen beweist uns, dass hier noch ein anderes türkisches Element als das katschinzische mitgewirkt hat, das dem sojonischen oder jakutischen nahe stand, also jedenfalls ein Stamm der früher im Süden wohnenden Uiguren. Diese können meiner Ansicht nach sich erst später mit einigen von Westen eingewanderten Katschinzen vermischt haben. Ein Volksname (wie Kâsch) wird eben nur zum Geschlechtsnamen, wenn wenige fremde Individuen sich bei einem Volke ansiedeln.

In Tracht, Sitten und Lebensweise gleichen die Karagassen den tatarischen Nachbarn; an die theilweise samojedische Herkunft erinnert die Beschäftigung mit der Jagd und Rennthierzucht und ihre Winterzelte, die sie aus Rennthierfellen ganz nach Art der Samojeden herrichten.

2. Die Abakan-Tataren.

Die westlichen Nachbarn der Kamassinen bilden die Tataren des Abakanthales und der Jüs-Steppe, die ich unter dem Namen Abakan-Tataren zusammenfassen will. Sie haben sich jetzt in vier grössere Völkerstämme: Katschinzen, Sagajer, Koibalen und Kysyler zusammengeschaart, die sich erst mit der Zeit aus vielen kleineren Stämmen gebildet haben. Die ersten drei Völkerstämme bewohnen das Abakan-Thal, während die Kysyler sich in der Jüs-Steppe aufhalten. Die ersten drei Völkerstämme stehen officiell unter zwei Steppengerichten: 1) dem katschinzischen Steppengericht, welches nicht weit von der Abakan-Mündung sich befindet; 2) dem Steppengericht der vereinigten Stämme verschiedener Herkunft (früher Sagaisches Steppengericht genannt), bei der Mündung des Flusses Askys in den Abakan. Früher bestand noch ein drittes Steppengericht, das Koibalische, dieses ist aber am Ende der fünfziger Jahre aufgehoben und seine Unterthanen sind theils den Sagajern, theils den Katschinzen zugezählt worden.

Die Geschlechtsnamen dieser Türkstämme sind für uns der

einzige Fingerzeig für ihre Abstammung. Die Katschinzen nennen sich zum grössten Theil Kās (= Kātsch, Kāsch). Die Kās sind weiter nördlich am Jenissei beim Flusse Katscha, wo die Kosaken sie im XVII. Jahrhundert vorfanden, jetzt vollständig verschwunden; nach Köppen's Angabe betrug die schon ganz verrusste Bevölkerung der Tataren an der Katscha im Jahre 1838 nur noch 241 männliche und 231 weibliche Individuen. Am Abakan lebten in den fünfziger Jahren noch 9436 Individuen dieses Stammes. Jetzt ist ihre Zahl grösser, da ein Theil der Koibalen ihnen zugezählt ist. Die sibirische Geschichte bezeugt, dass schon im XVII. Jahrhundert ein Theil der versprengten Arinen sich mit den Katschinzen vermischte, dieselben bilden noch heute ein Geschlecht derselben: Ara. Nach der Niederlassung der Katschinzen im Abakan-Thale hat sich dieser Stamm noch durch Hinzukommen einiger Kirgisen-Familien und anderer fremder Elemente vermehrt, wie noch die heute mehr oder weniger verbreiteten Geschlechtsnamen: Tїn, Tjastyg, Tjarym, Tjyltag, Sukar und Tuba beweisen. Die Tjyltag und Tjarym sollen bis zu den vierziger Jahren zu den Koibalen gehört haben, die Tїn und Tjastyg sollen sich nach Castrén selbst für Nachkommen der Arinen halten, alle übrigen sind jedenfalls samojedischen Ursprunges, besonders die Tuba, die gewiss erst in späterer Zeit sich von den Koibalen losgelöst haben. Castrén hält diese Tuba für einen Zweig der Matoren, da sich die Matoren auf chinesischem Gebiete noch heute Tuba nennen. Dagegen möchte ich erwidern, dass sich heute nicht nur alle Sojonen des Tangnu-Ola Tangnu Tuba nennen, sondern auch die auf russischem Gebiete wohnenden Koibalen. Tuba ist also kein Geschlechtsname, sondern der Volksname eines weit verbreiteten Samojedenvolkes, das die Chinesen schon im VII. Jahrhundert Dubo nennen. Die Katschinzen bilden somit in ihrer Hauptmasse eine türkische Bevölkerung, die zum grossen Theil aus nach Osten versprengten Irtisch-Tataren besteht, die durch das Vordringen der Russen, wie wir früher gesehen haben, über den Ob, Tom und Tscholym vordrangen und dann nach Abzug der Kirgisen am Jenissei nach Süden herabzogen.

Was die Unterthanen des zweiten Steppengerichts betrifft, so wurden mir im Jahre 1863 folgende Angaben über die Zahl der Bevölkerung der einzelnen Stämme gemacht:

Sagajer 1. Hälfte	804	männliche,	302	weibliche	Personen,
2. „	753	„	307	„	„
Schor	330	„	140	„	„
Beltir	1884	„	756	„	„
Tajas	287	„	116	„	„
Karga 1. Hälfte	1041	„	405	„	„
2. „	300	„	111	„	„
Kysyl Kaja	112	„	46	„	„
Tom	324	„	131	„	„
Kyi	207	„	83	„	„
Kobyi	824	„	353	„	„
Koibal	578	„	262	„	„
im Ganzen	7444	männliche,	3012	weibliche	Personen.

Die erste Hälfte der Sagai besteht aus den Geschlechtern Sagai, Turan, Saryg, Irgit Etschig, Kyi, Aba und Tjoda; die zweite Hälfte aus Kyrgys, Tschätti Pürü, Üs Sagai, Tom Sagai. Die Beltiren bestehen aus den Geschlechtern Su Kakmyna, Tak Kakmyna, Ak Tschystar, Kara Tschystar, Saryg, Taban-Beltir. Die Tak Karga bestehen aus den Geschlechtern Sibidschi, Sain und Karga, die Su Karga aber aus den Geschlechtern Turan und Karga. Die Tajas bilden drei Geschlechter: Tschädäbäs, Kallar und Tajas (die Sor). Die vier Stämme Kyi, Kobyi, Kysykaja (Kysyl-kaja) und Tom tragen nur den Stammnamen als Geschlechtsnamen.

Die Geschlechtsnamen Üs und Tom Sagai beweisen uns, dass ein Theil der Sagajer früher am Tom, ein anderer Theil derselben früher am Jüs (= Üs) gelebt hat und von dort aus später zum Abakan gezogen ist. Wahrscheinlich ist unter dem Stamme Tom kein neues Geschlecht zu verstehen, sondern die Tom sind ein Geschlecht mit den Tom-Sagai. Die Geschlechter Kyrgys und Irgit sind der vorher erzählten Sage gemäss als am Abakan verbliebene Kirgisen-Geschlechter aufzufassen. Die Aba sind Einwanderer aus Kusnetzk, d. h. Nachkommen der in der sibirischen Geschichte erwähnten Abiner. In Betreff der Ak Tschys und Kara Tschys ist zu erwähnen, dass Tschys, Tjys, Jysch Waldgebirge heisst, und dass somit dieser Geschlechtsname die Bedeutung „Waldleute“ hat. Dabei ist zu bemerken, dass die Altaischen Berg-Kalmücken die Schwarzwald-Tataren mit demselben Namen bezeichnen. Das Geschlecht Saryg halte ich

auch für ein Kirgisengeschlecht, da es sowohl bei den Altajern und Teleuten, wie auch bei den Kirgisen des Thianschan vertreten ist. Tschädibäsch, Tajas und Kysyl Kaja sind gewiss aus der Kusnetzker Taiga eingewanderte Schmiede-Tataren, die ich, wie früher gezeigt, für Stammgenossen der Sagajer halte. Das Geschlecht Schor, oder, wie es am Abakan genannt wird, Sor, ist erst im letzten Jahrhundert aus der Kusnetzker Taiga nach dem Abakan übergesiedelt. Ueber den Ursprung des Geschlechtes Tjody vermag ich nichts Bestimmtes anzugeben. Es kommt bei den Teleuten unter dem Namen Tjūty, bei den Sojonen unter dem Namen Tschoty vor. Der lange Vocal im Teleutischen deutet darauf hin, dass hier ein Consonant ausgefallen ist, dass also dies Geschlecht eigentlich Jokty gelautet habe. Ich bin daher geneigt, dieses Geschlecht mit dem von Castrén Tjogdy genannten Karagassen-Geschlechte zu identificiren, welches derselbe als ein Samojeden-Geschlecht bezeichnet.

Was die Koibalen betrifft, so nennt Castrén 13 Geschlechter: Baigado (? Bai), Kang, Toradjak, Tjoda, Madyr, Köl, Yngara, Bögödji, Artjy, Köjök, Irgä, Kaidyng. Nach Castrén's Ansicht sind Bai und Kaidyng jenissei-ostjakischen Ursprunges, während Madyr, Bögödji und Irgä unbedingt Samojeden sind. Castrén hat sogar im Jahre 1847 noch einige Individuen getroffen, welche sich einiger Wörter der früheren samojedischen und ostjakischen Sprache erinnerten. Das Geschlecht Köl halte ich für später nach Norden ausgewanderte Sojonen vom Upsa-See (siehe dieselben). Meiner Ansicht nach ist nicht nur ein Theil der Koibalen, sondern auch viele Geschlechter der Sagajer und Kusnetzker Tataren jenissei-ostjakischer Herkunft, nur haben die meisten derselben schon im XVII. Jahrhundert türkische Dialecte gesprochen.

Als die Kirgisen am Ende des XVII. Jahrhunderts in ihrer Hauptmasse die Abakan- und Jenissei-Steppe verliessen, blieben nur sehr wenige Geschlechter derselben hier zurück. Die weiten Ebenen blieben aber nur sehr kurze Zeit ohne Bevölkerung, denn von allen Seiten drängten die in den benachbarten Waldgebirgen wohnenden Stämme zu den fruchtbaren Niederungen herab. Von Süden her zogen die Beltiren, von Südosten die Koibalen und Matoren, von Nordwesten versprengte Stämme der Arinen zu dem weiten Abakan-Thale hinab und bevölkerten zugleich mit einigen aus dem Altai nach Osten gezogenen Türkstämmen

den südlichen Theil des Abakan-Thales bis zum Flusse Askys. Der nördliche Theil des Abakan-Thales wurde, wie ich schon vorher erwähnt, von den Katschinzen in Besitz genommen.

Ausser den Koibalen, welche noch im vorigen Jahrhundert samojedisch redeten, sprachen alle Stämme, die jetzt die Abakan-Steppe bewohnen, so verschiedener Abstammung sie auch waren, schon bei ihrer Einwanderung in das Abakanthal türkische Dialecte. Aus der Sprache der Beltiren, Sagajer und der aus dem eigentlichen Altai eingewanderten Stämme entstand ein Dialect, den ich den sagajischen nenne und der in seiner ausgeprägtesten Eigenthümlichkeit am Taschtyp gesprochen wird. Die Katschinzen-Sprache ist eine vom Sagajischen nicht sehr abweichende Mundart, da sie gewiss auch früher durch das Kirgisische und Teleutische stark beeinflusst worden war. Das Häuflein Koibalen, das Pallas im vorigen Jahrhundert nur auf 1400 Köpfe schätzte, gerieth somit zwischen zwei bedeutende tatarisch sprechende Völkerschaften, verlor allmählich seine eigene Sprache und nahm zum Theil die Sprache der Sagajer, zum Theil der Katschinzen an. Der enge Verkehr der Sagajer und Katschinzen liess zuletzt beide Dialecte allmählich ineinander übergehen. Es ist daher nicht wunderbar, dass jedes Dorf, vom Madyr bis zur Mündung des Abakan, eine allmähliche Dialectveränderung zeigt, die bei nahen Nachbarn kaum wahrnehmbar ist.

Alle bis jetzt erwähnten Abakan-Tataren gehören zum Minussinskischen Kreise, die Kysyler aber, die in der Nachbarschaft der Katschinzen leben, gehören zum Atschinskischen Kreise. Sie leben an der Jüs-Steppe, d. h. an den beiden Jüs (Ak- und Kara-Jüs), bis zur Kija und zum Bosheje Osero. Schon seit Alters her bewohnen sie die Jüs-Steppe, denn schon Fischer erwähnt ihrer, wie wir früher gezeigt haben, als Bundesgenossen der Kirgisen und als Gegner der Arinen im Jahre 1635. Die Zahl der Kysyl betrug in den vierziger Jahren 4362. Sie zerfallen in zehn Geschlechter: Kysyl, grosse und kleine Atschyn (also gewiss ein Stamm, dem die Stadt Atschinsk ihren Namen verdankt), Aky, Bassagar, Kamlar, Argyn (ein bedeutender Türkstamm, der einen grossen Bruchtheil der mittleren Horde, der Kasak-Kirgisen, ausmacht), Kalmak, Kurtschyk, Schü. Die Kysyl haben somit sehr verschiedenartige Elemente in sich aufgenommen, Kirgisen, Teleuten (deren Nachkommen gewiss unter dem Namen Kalmak bezeichnet werden) und gewiss auch viele Jenissei-Ost-

jaken (vergl. das Geschlecht Schü). Der Sprache nach stehen die Kysyl den Katschinzen am nächsten. Die Kysyl bilden ein eigenes Steppengericht, das am schwarzen Jüs seinen Sitz hat.

3. Die Tscholym-Tataren.

Nordwestlich von der Jüs-Steppe leben unter einer dichten russischen Bevölkerung, zum Theil im Atschinskischen Kreise, zum Theil im Tomskischen Gouvernement (Kreis Mariinsk) vereinzelte tatarische, theilweise halb verrusste Tataren, die ich unter dem Namen Tscholym-Tataren zusammenfasse. Die Zahl aller jetzt noch tatarisch sprechenden Individuen übersteigt wohl kaum 500 Köpfe.

Die Tscholym-Tataren leben ganz wie russische Bauern; das einzige, was diese meist nur aus einigen Zehnt Menschen bestehenden Geschlechter veranlasst, an ihrer Nationalität festzuhalten, sind die leichteren Abgaben, die sie als Jassak zahlende Eingeborene zu entrichten haben. Die Tscholym-Tataren zerfallen in drei Stämme:

1) die Kätsik, südlich von Mariinsk;
2) die Küärik, nördlich von Mariinsk;
3) die eigentlichen Tscholym-Tataren, nördlich von der unteren Kija am Flusse Tscherdat.

Die Sprache aller drei Stämme ist fast dieselbe. Sie beweist uns auf's deutlichste, dass der grösste Theil derselben aus eingewanderten Baraba- und Irtisch-Tataren und Teleuten besteht, die sich gewiss theils mit türkischen Einwohnern des Tscholym-Gebietes, theils mit versprengten Arinen und deren Stammgenossen vermischten.

4. Die Tataren des nördlichen Altai.

Die Bewohner des nördlichen oder vielmehr des nordöstlichen Altai (d. h. im Gebiete der Bija und ihrer südlichen Nebenflüsse und dem Kusnetzkischen Alatau, im Gebiete der Flüsse Kondoma, Mrass, Psass und des oberen Tom) bestehen aus vier Gruppen, die sich zum Theil durch Sprache und Sitten von einander unterscheiden.

a) Die Kumandinen hauptsächlich an den Ufern der Bija zwischen Makariewsk und der Lebedmündung und in den Nordabhängen des Gebirges. Die Kumandinen leben überall angesiedelt in kleinen Dörfern von fünf bis zehn Häusern und

beschäftigen sich meist mit Ackerbau. Ihre Wohnungen sind meist roh aus Balken gezimmerte Holzbaracken, Erdhütten und Birkenrindenzelte. Viele Individuen sind schon ganz oder halb verrusst. Nationaltracht ist ganz verschwunden, keine Spur von Nomadenleben. Die Sprache der noch tatarisch sprechenden Kumandinen ist stark mit russischen Wörtern versetzt. Die Kumandinen zerfallen in zwei Saisanschaften:

1. Saisanschaft der oberen Kumandinen. Sie besteht aus zwei Geschlechtern Sō und Kubandy oder Kumandy (die dem ganzen Stamme den Namen gegeben).

2. Saisanschaft der niederen Kumandinen. Sie besteht aus fünf Geschlechtern: Tastar, Jūty, Tschabrasch und Tōn-Kubandy. (Ich mache hier auf das vorher erwähnte Geschlecht Jūty aufmerksam.)

Die Zahl der Kumandinen betrug im Jahre 1869:

Untere Kumandinen	831	Männer,	740	Frauen
Obere Kumandinen	322	„	284	„
im Ganzen	1153	Männer,	1024	Frauen.

b) Die Lebed-Tataren. In ihrer Sprache sich nicht von den Kumandinen unterscheidend. Sie wohnen am Lebed (Schwan, russische Uebersetzung der tatarischen Benennung *Kū*), einem Nebenflusse der Bija. Sie nennen sich selbst Ku-Kishi (Lebed-Leute) und zerfallen in zwei Geschlechter: Jakschy und Tschalgan. Ihr Saisan ist vom Geschlechte Tschalgan.

c) Die Schwarzwald-Tataren. Der hier gebrauchte deutsche Name dieser Tataren ist die Uebersetzung des russischen Tschernowyje Tatary und des tatarischen Jysch-kishi, denn diese Tataren wohnen alle in den von dichten Nadelwäldern besetzten Bergen, östlich von der Katunja, und ein solches Terrain bezeichnen die sibirischen Russen mit dem Worte Tscherenj, die Altai-Tataren mit Jysch. Die Altajer nennen diese Tataren auch Tuba. (Die Koibalen und Sojonen nennen sich ebenso, ausserdem erinnere ich an die in der sibirischen Geschichte erwähnten Tubiner.) Der Name Tuba beweist uns schon, dass diese Tataren von Osten hierher eingewandert sein müssen. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach Samojedenstämme, die schon türkisirt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in das Gebiet zwischen

dem Teletzkischen See und der Katunja eingewandert sind. Jetzt haben sie sich noch vielfach mit Altajern und auch Teleuten vermischt, so dass ihre Sprache der altajischen ganz nahe steht. Die Dialect-Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache scheinen mir zu beweisen, dass die Kirgisen es waren, die diese Samojedenstämme türkisirt haben. Sie beschäftigen sich noch jetzt meist mit der Jagd und dem Einsammeln von Cedernüssen und Wurzeln, gerade wie die Chinesen uns die Du-bo schildern. Die Schwarzwald-Tataren zerfallen in fünf Stämme, von denen jeder unter einem besonderen Saisan steht. 1. *Kusön* (Geschlecht *Küsön* und *Tschädibäsch)*; 2. *Tirgäsch* (Geschlecht *Togus*, *Jobur Tschygal)*; 3. *Kömnösch* (Geschlecht *Kömnösch*, *Jalan*, *Tön*, *Tschygal* und *Palan)*; 4. *Jüs* (Geschlecht *Jüs* und *Schor*); 5. *Torgul.* Die Bevölkerung beträgt:

Küsön	275	männl.	234	weibl.
Tirgäsch	385	„	383	„
Kömnösch	756	„	705	„
Jüs	257	„	232	„
Torgul	121	„	116	„
im Ganzen	1794	männl.,	1670	weibl. Individuen.

d) Die Schor. Alle türkischen Stämme, die ich unter dem Namen Schor zusammenfasse, bewohnen das Waldgebirge zwischen dem Teletzkischen See und dem Quellgebiete des Flusses Tom. Sie werden von den Altajern *Schor* genannt. Sie selbst haben keinen allgemeinen Namen, sondern nennen sich selbst nach den Flüssen, an deren Ufern sie wohnen, *Pysas kishi* (Psass-Leute), *Myras kishi* (Mrass-Leute), *Tom kishi* (Tom-Leute.) Ich halte diese Schor für Nachkommen der früheren Schmiede-Tataren, die jetzt, in die Waldgebirge gedrängt, ganz verarmt sind. Ueber die Herkunft der Schmiede-Tataren von den Jenissejern habe ich mich schon früher ausgesprochen. Noch heute leben diese Schor meist in grösseren Dörfern angesiedelt, wie die Sagajer, was bei der für Dörfer so unpassenden Bodenbeschaffenheit des Schwarzwaldes und bei der weiten Entfernung dieser Eingeborenen von den Russen sich nur dadurch erklären lässt, dass dieses Volk von Alters her an ein Ansiedler-Leben gewöhnt war. Ihrer Sprache steht der sagajische Dialect sehr nahe, so dass wir annehmen dürfen, dass auch die Schor durch Einfluss der kirgisischen Nachbarn türkisirt sind. Die Geschlechter, die

mir bei den Schor genannt wurden, sind: *Kysai (Kysyl-kaja), Tajasch, Kongy, Kojy, Kyi, Kara Schor, Saryg Schor, Karga, Tschädäbäs, Tschäläi, Säbä, Tartkyn, Usta, Kobyi, Aba, Tagap, Käräsch, Bar-Sojat, Schalkal, Tscharagasch, Bäsch Bojak.* Die Vergleichung dieser Geschlechtstabelle mit der der Sagajer beweist uns den nahen Zusammenhang beider Völkerschaften, da eine ganze Reihe von Geschlechtsnamen: *Kysai*, *Tajasch*, *Kyi*, *Schor*, *Karga*, *Tschädäbäs* übereinstimmen. Von anderen Geschlechtern mache ich auf *Aba* und *Usta* aufmerksam. *Aba* sind unbedingt Nachkommen der Abinen und *Usta* heisst in der Uebersetzung der „Künstler, Schmied", was noch deutlich auf den Zusammenhang mit den Schmiede-Tataren hinweist. Officiell zerfallen die *Schor* in 22 Wolost, an der Spitze jedes dieser Wolost steht ein Baschtyk. Von diesen Wolost liegen fünf an der Kondoma und drei am Mrass. Die Zahl der officiell als Nomaden bezeichneten Schor betrug 1869 5563 Männer und 5125 Weiber. Ueber die Vertheilung der Geschlechter kann ich nur von den von mir besuchten Districten Auskunft geben: am Tom traf ich auf die Geschlechter: *Tschäläi, Säbä, Tartkyn;* am Mrass: *Tschädäbäs*, *Tschäläi*, *Kojy*, *Kysai*, *Usta;* am Psass; *Tajasch;* am Köbür: *Kobyi;* an der Kondoma besonders *Schor*, *Tartkyn*, *Tschädäbäs* und *Säbä*.

Ausser diesen officiell als Nomaden bezeichneten Schor, die ausschliesslich im Waldgebirge leben, lebt noch eine Anzahl angesiedelter Tataren an den nördlichen Ausläufern des Kusnetzkischen Alatau, westlich vom Tom, die ich ebenfalls für mit Teleuten vermischte Nachkommen der Schmiede-Tataren halte und die sprachlich zum Theil den Schor, zum Theil den Teleuten nahe stehen. Officiell heissen sie *angesiedelte Eingeborene*, leben wie die Russen in Dörfern und sind zu einem grossen Theile schon verrusst. Sie zerfallen in sechs Wolost mit folgender Bevölkerung:

Atsch Keschtim	214	männl.	235	weibl.
Bajan	309	„	118	„
Torgul	176	„	196	„
Kömnösch	229	„	209	„
Kamlar	125	„	129	„
Atschyn	296	„	322	„
Schü	355	„	385	„
im Ganzen	1704	männl.	1594	weibl.

Diese Geschlechtsnamen deuten auf einen Zusammenhang dieser Tataren mit den Kysyl, den Teleuten und den Schwarzwald-Tataren.

Somit beträgt die Gesammtzahl der im nördlichen Altai jetzt wohnenden Tatarenstämme ca. 20 000 Köpfe.

5. Die Tataren des eigentlichen Altai.

Unter die Tataren des eigentlichen Altai fasse ich die Bewohner dieses Gebirgsstockes, die sogenannten Altajischen Bergkalmücken sammt den Dwojedanern und den ihnen sprachlich sehr nahe stehenden Teleuten zusammen, obgleich letztere jetzt zum Theil im Kusnetzkischen Kreise leben.

Die Altajer. Sie werden von den Russen Altaiskije Kalmyki, d. h. Altajische Kalmücken oder der an der Tschuja wohnende Theil Dwojedanzi (d. h. Doppelzinspflichtige) genannt. Sie selbst nennen sich *Altai Kishi* (Altai-Leute) und *Tschü Kishi* (Tschuja-Leute), selten mit dem Gesammtnamen *Öiröt* (eine Erinnerung an das frühere Öiröt-Reich, zu dem sie gehörten). Die eigentlichen Altajer zerfallen in sieben Saisanschaften und bilden eine Bevölkerung von 6044 Männern und 5780 Weibern, also im Ganzen 11 824 Individuen. Die Dwojedaner, die seit dem Jahre 1865 aufgehört haben, China Tribut zu zahlen, bilden zwei Saisanschaften und betragen 2000—3000 Individuen. Die Dwojedaner nomadisiren an den Flüssen Tschuja, Tscholyschman und Baschkaus und nennen sich die an der Tschuja wohnenden *Telengit*, die am Baschkaus *Ulan* und die am Tscholyschman *Tölös*.

Die Sprache der Altajer und Dwojedaner beweist, dass dieser Volksstamm schon seit geraumer Zeit ein compactes Ganze bilden muss, da die Dialectverschiedenheiten der einzelnen Stämme, die sich hauptsächlich nach den Flüssen nennen, an denen sie wohnen, äusserst gering sind.

Sprachlich sehr nahe stehen den Altajern die Teleuten. Diese nennen sich Telenget oder Kara Kalmak und erinnern sich ihrer Zugehörigkeit zum Öiröt-Reiche. Ein grosser Theil der Teleuten, die früher ein sehr bedeutendes Türk-Volk waren, hat sich gewiss mit den südlichen und westlichen Nachbarn vermischt; dies beweist uns unter Anderem der Umstand, dass die Kasak-Kirgisen noch heute die Leibeigenen der Sultane der mittleren und grossen Horde, Tölöngüt nennen. Ausserdem ist schon erwähnt

worden, dass viele Teleuten sich im XVII. und XVIII. Jahrhundert mit den nördlichen Tataren vermischt haben. Derjenige Theil der Teleuten, der sich bereits im XVII. Jahrhundert bei Tomsk ansiedelte, hat sich mit den verschickten Mohammedanern vermischt und ist zum Islam übergegangen. Das kleine Häuflein, das sich bis heute Teleuten nennt, wohnt jetzt am grossen und kleinen Batschat im Kusnetzkischen Kreise zusammen mit den Atsch Keschtim. Zerstreut finden sich einige Teleuten-Aule im Kusnetzkischen Alatau und in der Nachbarschaft der Schor. Viele Teleutendörfer liegen an der Katunja, nördlich von der Mission Ulalu, diese sind aber jetzt fast gänzlich verrusst. Ein Theil der Kusnetzker Teleuten ist vor nicht langer Zeit in den Biisker Kreis übergesiedelt und wohnt in den Missionsdörfern an der Katunja. Diese Auswanderung geschah in Folge der Annahme des Christenthums von einem Theile der Kusnetzker Teleuten, da die heidnischen Teleuten die christlichen nicht mehr bei sich dulden wollten.

Die Zahl der Teleuten im Kusnetzkischen Kreise beträgt jetzt nur 1498 Männer und 1493 Weiber, zusammen 2991. Im Biisker Kreise 1353 Männer und 1438 Weiber, im Ganzen 2791 und zwar bilden die letzten drei Verwaltungsbezirke. Das sonst so kriegerisch gesinnte Teleuten-Volk wird also jetzt nur noch durch 5782 Individuen repräsentirt, von denen schon ein grosser Theil vollkommen verrusst ist.

Die Geschlechter der Altajer sind folgende:

Mundus, Kyptschak, Köbök, Jaramalu Sary-Almat, Kösögölü Kara-Almat, Tölös, Ara, Tatosch, Naiman, Tschapty, Yrgyt, Mürküt, Tongshon, Kan, Ködjö, Kärgil, Tangdu, Pailagas, Sart, Kyrgys, Sojong, Mongol.

Die Geschlechter der Tschujer:

Jyttas (= jittū-as, riechender Hermelin), *Mundus, Kotty, Kyptschak Sakal, Köbök, Jydak, Almat, Tölös.*

Die Geschlechter der Teleuten:

a) Telenget: *Toro, Otschu, Mürküt, Ak-Tumat, Kara-Tumat, Tschoros, Kyptschak Sart, Naiman, Tölös, Torgul, Mundus, Kotschkor-Mundus, Totosch, Purut, Tschalman;*

b) Atsch Keschtim: *Jūty, Tört As* (vier Hermeline), *Tschüngüs, Ang.*

Angehörige fremder Völker sind augenscheinlich das bei den Altajern und Teleuten auftretende Geschlecht Sart; sie sind die Nachkommen einiger Sart-Familien, die bei der Zerstörung des Reiches Közüm Kans nach Südwesten flüchteten, oder von den Kalmücken gemachte Gefangene. Ebenso sind die Mongol und Kyrgys Nachkommen einzelner bei der Zerstörung des Mongolenreiches und zur Zeit der Vertreibung der Kirgisen aus dem Jenissei-Thale im Altai zurückgebliebenen Familien. Die Sojong sind die Abkömmlinge der vor 50 Jahren in den Altai eingewanderten 50 Sojonen-Familien, sie waren schon in den sechziger Jahren vollkommen zu Altajern geworden. Sehr merkwürdig ist das Teleuten-Geschlecht *Purut*, das offenbar kirgisisch ist. Woher kommt aber hier der Name *Purut*, mit welchem doch nur die Mongolen die Kirgisen des Thianschan benennen? Vielleicht sind die Purut Nachkommen von gefangenen Thianschan-Kirgisen. (Ich erinnere an die Sage, dass die Kirgisen durch ein Heer von Buruten nach dem Süden abgeführt wurden.) Da die Saisanwürde erblich ist und es Saisane der Altajer, Tschujer und Teleuten von den Stämmen *Mundus* und *Kyptschak* giebt, so sind wir wohl berechtigt, diese Geschlechter als die ältesten Geschlechter der Telenget zu bezeichnen. Ebenso das Geschlecht *Tötosch*, das ein teleutischer und ein altajischer Saisan führt. Gemeinschaftlich sind allen drei Stämmen die Geschlechter Tölös, Köbök, Naiman, Mürküt und Almat, die wir somit auch als alte Geschlechter der Teleuten zu betrachten haben. Saisan-Geschlechter sind noch die teleutischen *Tschoros*, *Tschalman* und *Jūty* und die altajischen *Yrgyt*, welche ich für ein Kirgisen-Geschlecht halte.

Zu bemerken sind noch die Geschlechter Ara (bei den Altajern), offenbar Nachkommen der alten Arinen und Tangdū, gewiss Einwanderer aus dem Tangnū Ola in der westlichen Mongolei.

6. Die Tataren der westlichen Mongolei.

Genauere Nachrichten über die Tataren der westlichen Mongolei haben wir nur von Potanin. Diese Tataren werden von den Mogolen Urangchai genannt, ein Name, mit welchem übrigens die Mongolen auch die altajischen Bergkalmücken und Tschujer benennen. Die Russen bezeichnen diese auf chinesischem Gebiete wohnenden Türken mit dem Gesammtnamen Sajanzy, die Altajer

und Abakan-Tataren nennen sie Sojong; in wissenschaftlichen Werken werden sie gemeiniglich *Sojonen* oder *Sojoten* genannt.

Selbst nennen sich diese Tataren mit dem Gemeinnamen *Tuba*; so nannten sich wenigstens Potanin gegenüber die Sojonen am Dsinsilik und die Koktscholuten. (Ich erinnere an die *Dubo* der Chinesen und die Tubiner der sibirischen Geschichte). Diese Tataren bewohnen einen schmalen Streifen Landes an der russischen Reichsgrenze von den Quellen des Flusses Kobdo bis zum See Kossogol und noch weiter nach Osten und zwar grösstentheils nördlich vom Tangnū Ola; südlich von diesem Bergrücken ist nur ein schmaler, kaum mehr als 30—40 Werst breiter Streifen von Sojonen bewohnt, und zwar zwischen dem Tangnū Ola und der Linie der chinesischen Grenzpiquets. Südlich von dieser Linie hat Potanin Tataren nur an zwei Stellen getroffen: 1) am südlichen Abhange des Chan-Chuchei im Thale des Naryn-Symyn-Flusses, 2) an der Quelle des Kobdo-Flusses, die sogenannten Koktscholut. Einzelne weiter nach Süden wohnende Tataren-Geschlechter sind jetzt vollkommen zu Mongolen geworden. Ueberhaupt dringt bei diesen Tataren immer mehr das mongolische Element zugleich mit dem Buddhismus ein.

Die Tataren am Dsinsilik nennen sich selbst Tangnū Tubásy, d. h. Tuba-Leute vom Tangnū. Sie bestehen aus fünf Koschun, die vom Dchasyk-tat *Gurta* (den sojonischen Lautgesetzen gemäss müsste das Wort unbedingt *Kurta* lauten) verwaltet werden. Einen der fünf Koschune verwaltet ein Amban, deshalb heisst auch dieser Koschun der Amban-Koschun. Jeder Koschun besteht aus vier Sumyn. Der Dsinsiliksche Koschun besteht aus den Sumyn: *Kyrgys*, *Saldschak*, *Baigara*, *Nur* und *Madär*. Der Sumyn Kyrgys wohnt zwischen den Flüssen Taris-Termis (Nebenfluss des Telgir Morin) und Sultur, der beim Karaul Ersin in den Fluss Ersin fällt. Seine Nordgrenze bildet das Tangnū-Gebirge. Die drei übrigen Sumyn liegen nördlich vom Tangnū Ola. Nur bei den Quellen des Cha Käm (Chua Käm) leben noch südlich Tataren. Da sich dort ein See befinden soll, so nennen sich die Tataren dieses Sumyn *Köl-Sumyny* (ob dies der Grund ist? Vergleiche das Koibalen-Geschlecht Köl.) In den Niederungen des Cha Käm liegt der Sumyn Saldshak und unterhalb der Vereinigung des Cha Käm und Bī (Bäi) Käm der Sumyn *Baigara* oder *Baigyr*. Der Amban-Koschun besteht aus den Sumyn: *Oin*, *Yrchyt*, *Sojang* und *Tschoty*. Der Sumyn *Oin*

oder *Oinyr* wohnt am Sangyltai, *Tschoty* am Charalyk, *Yrchyt* am Tarlyktschyn, *Sojang* am Naryn, südlich vom Flusse Tes.

In Betreff der übrigen drei Koschune der Tangnū-Sojonen konnte Potanin nur erfahren, dass am Kemtschik der Basyr-Gurta-Koschun (d. h. der Koschun des Basyr-Gurta) wohne und dass derselbe aus zehn Sumyn bestehe; ausser den erstgenannten Geschlechtsnamen wurden Potanin die Geschlechter *Todshy*, *Maty* (ich erinnere an die in der sibirischen Geschichte Mat genannten Tataren), *Schalyk* und *Kemtschik* genannt.

Die Sojonen, welche nördlich und östlich vom See Kossogol wohnen, stehen unter einem besonderen Oberbefehlshaber Da-Najon (Oberbeamten), der am östlichen Ufer des Kossogol wohnt. Potanin hat nur zwei Individuen dieses Stammes getroffen, die sich Gurta- oder Edshen-Sojonen nannten. Bei der Quelle des Flusses Kobdo wohnen die *Koktschuluten*, die sich selbst *Tuba* nennen. Die in der Nähe nomadisirenden Kasak-Kirgisen nennen diesen Stamm *Kök-Moinschak* (blaue Perlen). Aus den widersprechenden Nachrichten über die Eintheilung dieser Sojonen konnte Potanin nur feststellen, dass die Koktschuluten aus fünf Koschun bestehen: den *Meren-Da*, *Tscheren-Da*, *Chombu-Da*, *Temik-Da*, *Bedshin-Da*. Diese Namen beweisen nur, dass jeder Koschun von einem *Da* genannten Beamten verwaltet wird. Wahrscheinlich sind die vor „*Da*“ stehenden Wörter die Namen der betreffenden Beamten. Zwei Ambane sollen die fünf Koschune der Koktschuluten verwalten, und zwar die jetzt mongolisch sprechenden Koschune des Meren-Da und Tscheren-Da der westliche Amban, die übrigen drei der östliche Amban. Ausser den Namen der Koschune nannten die Sojonen Potanin noch folgende Geschlechtsnamen: *Bürküt* (vergl. das altajische Geschlecht Mürküt), *Chotun*, *Dongkur*, *Tarbyt* und *Chasik* (Chasik ist offenbar aus Versehen hier genannt, die Mongolen nennen die Kasak-Kirgisen so, die ja in der Gegend der Koktschuluten nomadisiren. Einzelne Leute behaupteten Potanin gegenüber, Dongkur und Tarbyt seien nicht Geschlechtsnamen, sondern Namen von Koschunen. Das Geschlecht *Dongkur* soll am See Dulbo wohnen, während am Ak Köl zwei Geschlechter leben sollen, die Sary-Sojong und die Kara-Tösch. Soweit die Nachrichten Potanins.

Ich selbst bin im Jahre 1861 am Kara-Köl auf Sojonen-Aule gestossen, die sich als Volk ebenfalls als Tuba bezeichneten und, wie Potanin richtig angiebt, zum Geschlechte Sary-Sojong ge-

hörten. Alles, was ich über die Sprache der Sojonen geschrieben habe, bezieht sich auf die Sprache jener am Kara Köl wohnenden Sojonen. Auskünfte über die Sojonen vermochte ich nicht einzuziehen, da der sojonische Beamte seinen Untergebenen streng verboten hatte, mir irgend welche Nachricht über die Sojonen mitzutheilen, denn er meinte, ich sei des Spionirens wegen zu ihnen gekommen.

Castrén ist es ebenso wenig wie mir gelungen, Genaueres über die Ausdehnung und Eintheilung der Sojonenstämme zu erfahren. In seinem Reisebrief erwähnt Castrén nur, dass er vom Vorposten Schadazk über den Hauptkamm des Sojonischen Gebirges geritten und südlich von Amyl-Flusse auf Sojonen gestossen sei. Castrén's Ansichten über die Sojonen sind kurz folgende: 1) viele sojonische Geschlechtsnamen stimmen mit denen der Samojeden überein; 2) das Sojonen-Geschlecht Matter stamme der Tradition gemäss von den Màtoren her, die unbedingt Samojeden waren; 3) das Geschlecht Tòt habe in alter Zeit dieselbe Sprache gesprochen wie das Koibalen-Geschlecht Köllör, bei welchem Castrén im Jahre 1847 noch die Kenntniss einiger samojedischen Wörter vorfand; ausserdem hat Castrén 4) die Entdeckung gemacht, dass einzelne Koibalen-Geschlechter, wie Kaidyng und Bai, ostjak-samojedischer Herkunft seien; er meint auch 5) dass einzelne Jenissei-Ostjaken-Geschlechter zu Sojonen geworden seien, obgleich diese schwerer aufzufinden seien als die samojedischen.

In einem Briefe aus Irkutsk vom 1. März 1848 kommt Castrén noch einmal auf die Sojonen zu sprechen und berichtet, dass unter den Buräten der tunkinischen Steppe ein Sojonen-Geschlecht Yrkyt (57 steuerpflichtige Individuen) eingewandert sei. Der in der Steppe wohnende Theil dieser Sojonen sei ganz zu Buräten geworden, der an den Bergen wohnende aber spräche das Türkisch der Karagassen.

Aus allem Angeführten ersehen wir, dass der allgemeine Volksname der Sojonen Tuba ist, und dass sie in beträchtlichen Massen längs der Grenze Sibiriens, von der Quelle des Kobdo am Kemtschik und im Systeme des Ulu Käm bis zum Kossogol und östlich von diesem bis zur tunkinischen Steppe und dem System der Selengga wohnen. Dass ferner alle diese Sojonen eine türkische Sprache reden, die nirgends sehr von der Sprache der Sojonen am Kara Köl sich unterscheidet. Die Sprache der Sojonen steht in gewisser Beziehung der Sprache der Uiguren,

Karagassen und Jakuten nahe, und da die Uiguren nach chinesischen Nachrichten ursprünglich an der Selengga bis zum Altai wohnten, also zum Theile auf demselben Gebiete, das jetzt die Sojonen innehaben, so bin ich überzeugt, dass dasjenige Türk-Volk, das sich mit den Sojonen vermischte und sie durch seinen Einfluss türkisirte, die alten Uiguren gewesen sind. Sollte nicht selbst der Name Sojong ein uigurischer Stamm sein, vielleicht ist dieser Name an den von den Chinesen angeführten Geschlechtsnamen der Se-jan-tu zu erkennen. Diese Türkisirung und Vermischung ist gewiss schon sehr früh geschehen, denn schon im XVII. Jahrhundert wohnten die Sojonen gerade wie jetzt am Kemtschik als südliche Nachbarn der Tölös und Kirgisen. Die letzte Vermischung mit den Samojeden und den Jenissei-Ostjaken, die Castrén beobachtet, ist gewiss erst später im XVIII. Jahrhundert geschehen, als die Tuba und Matoren zum Theil vor den Russen nach Süden flohen.

Das von Potanin angeführte Geschlecht Kyrgys, das einen ganzen Sumyn ausmacht, ist gewiss ein Theil der von den Kalmücken am Ende des XVII. Jahrhunderts nach Süden geführten Kirgisen, während das Geschlecht Yrkyt entweder ein noch mit den Kirgisen vermischtes Uiguren-Geschlecht oder ein früher zu den Sojonen übergegangenes Kirgisen-Geschlecht ist.

Zahlreiche Stämme der Sojonen sind jetzt schon ganz zu Mongolen geworden und bei den übrigen hat der Buddhismus und die mongolische Sprache schon so weit um sich gegriffen, dass sie das türkische Element allmählich vollkommen verdrängen werden.

Wenn wir die Sprachen der bis jetzt hier genannten Türkstämme miteinander vergleichen, so sehen wir hier deutlich drei Perioden der türkischen Sprachablagerung vertreten, die offenbar auf die drei grossen Völkerwanderungen türkischer Stämme Bezug haben, ich meine auf die Hiong-nu, die Tukiu und die Uiguren. Die älteste Ablagerung der südlich vorbeigezogenen Türkstämme wird gewiss durch die Sprachen der Altai-Teleuten, die der zweiten oder Tukiu-Periode durch diejenigen der Kirgisen, Sagajer, Schor-Beltiren und Schwarzwald-Tataren und die der jüngsten oder Uiguren-Periode durch die Sprache der Sojonen, Karagassen und der Jakuten vertreten.

Ausser den Sojonen hat Potanin noch in der westlichen Mongolei zwischen den Seeen Kyrgys Nor und Upsa Nor ein kleines Völkchen türkischer Zunge angetroffen. Dies sind die

Leibeigenen des Dürböten Wang, gewiss erst im vorigen Jahrhundert übergeführte Kriegsgefangene aus Mittelasien, welche die Kalmücken-Chane in der Nähe ihrer Wohnsitze ansiedelten, damit sie für sie den Acker bestellten. Sie haben dem Wang noch jetzt jährlich 400 Sack gemahlenes Weizenmehl zu liefern, also einen Sack auf jede Jurte, da man sie auf 400 Jurten schätzt. Sie selbst nennen sich Busserman und die Mongolen Chalmik, werden von den Mongolen Choton (Stadtbewohner) genannt, wie alle Sarte. Ihre Kleidung ist schon fast mongolisch, ihre Religion scheinen sie fast vergessen zu haben. Sie führen jetzt ein Nomadenleben, wie ihre Gewalthaber, denn den Winter bringen sie in den Bergen, westlich von Kyrgys Nor zu, während sie im Sommer zum Telingola, der in den Upsa-See fliesst, ziehen. Sie nennen ihren Stammvater Küng-ker und führen von seinen Söhnen ihre acht Geschlechter her. Die Namen derselben lauten: Adshu-Churman, Jas, Ilbä, Burut, Üdsübük, Kasyl.

7. Die angesiedelten Türkstämme Mittelasiens.

Hier beschränke ich mich natürlich darauf, Nachrichten von denjenigen Türkstämmen zu geben, die ich selbst während meiner Wanderungen besucht habe.

a) Die Tarantschi des Ili-Thales. Dieser Türkstamm zählte im Jahre 1862, als ich das Ili-Thal besuchte, 8000 zinspflichtige Ackerbau-Familien, die zum Theil schon zur Zeit der Kalmücken-Chane im XVII. und XVIII. Jahrhundert, zum grössten Theil aber erst nach Eroberung des Ili-Thales durch die Chinesen aus dem Sechsstädte-Gebiete übergesiedelt waren. Bei der Uebersiedelung scheinen sich die Chinesen bemüht zu haben, diese Ansiedler möglichst untereinander zu mischen, so dass wir in allen Ansiedelungen der Tarantschi (was mongolisch Ackerbauer heisst) Uebersiedler aus Kaschtur, Jarkänd, Aksu u. s. w. vorfinden.

Von den Chinesen wurden im vorigen Jahrhundert angesiedelt:

1) rechts vom Ili: jenseits des Flusses Kasch, am Kanale Ari Östän, am Kanale Baitukai, an den Flüssen Nilka, Olatai, Borbugasun, Biläkäi, Tschuburkai und Jirgalang: 4100 Familien;
2) links vom Ili: an den Flüssen Tarksyl, Koguschi, Jagustai, Kaimak, Bugra, Konokai und Dolaty: 1900 Familien.

Den Mittelpunkt der ganzen tatarischen Bevölkerung des Ili-Thales bildete die tatarische Stadt Kuldsha, sie bestand zum grössten Theil aus den alten tatarischen Insassen. Ausser diesen alten Einwohnern lebten hierselbst Verbannte aus Kaschgar und Kaufleute aus Kaschgar, Kokand, Taschkend und Buchara. Die Einwohnerzahl der Stadt Kuldsha wurde mir auf 30000 Köpfe angegeben.

Die Tarantschi wie die Hauptmasse der Tataren der kleinen Bucharei (d. h. des Sechsstädte-Gebietes) halte ich für Nachkommen des südlichen Zweiges des Uigurenvolkes. Sie werden heute noch von den Chinesen Chui-sa genannt, während die Dungenen, d. h. die mohammedanischen Chinesen Nord-Chinas, bei ihnen Chui-chui heissen. Klaproth führt nun in Betreff dieses Namens folgende Stelle aus dem Sü-chung-kian-lu an: „Der ursprüngliche Name der Chui-chui war Chui-sche bis in die Mitte der Jahre Juan-cho der Dynastie Thang (d. h. also zwischen 806 und 820), da man anfing, sie Chui-chui zu nennen. Zur Zeit der Mongolen in China heissen sie Ui-gu-öl (Uigur). Sprachlich stehen die Tarantschi wie auch die Kaschgar-Tataren den Tataren Mittel-Asiens sehr viel näher als dem Dialecte des Uigurischen, wie ihn uns z. B. das Kudatha Bilik bietet.

Ausser den Tarantschi findet sich noch eine ziemlich bedeutende tatarische Ansiedelung, die unbedingt auch Nachkommen der Uiguren sind und die gleichsam eine tatarische Sprachinsel unter den Mongolenstämmen bilden, dies sind die Tataren von Chami. Da diese Chami-Tataren sprachlich den Tarantschi sehr nahe liegen und uns über sie nur Nachrichten von Potanin vorliegen, dessen Berichte deutschen Lesern schwer zugänglich sind, so will ich das Hauptsächlichste aus Potanin's Angaben hier mittheilen.

Die Chami-Tataren nennen sich gerade wie die Tarantschi des Ili-Thales meist nur Järlik, was so viel bedeutet wie Landesbewohner, Landleute; zum Unterschied von den übrigen Tataren nennen sie sich aber Chomul-Järliki. Potanin behauptet, ob mit Recht, wage ich nicht zu entscheiden, dass bei ihnen das Wort Järlik vollkommen das Wort Muselman decke. Die Chinesen sollen sie Schantu nennen. Ich glaube, hierin irrt Potanin; die Chinesen nennen alle Muselmane, somit auch die Chami-Tataren, Schantu, d. h. Turbane, weil sie Muselmane sind, als Volk nennen sie sie Chui-sa. Man erzählte mir in Kuldsha,

dass die Chinesen mit diesem Namen nicht nur die Tarantschi und Tataren des Sechsstädte-Gebietes, sondern auch die Chomul-Tataren bezeichnen. Von den Mongolen werden sie wie alle Sarte Mittelasiens, Choton genannt, was eigentlich Stadtbewohner, Ansässige heisst. Die Chami-Tataren stehen unter einem erblichen Fürsten, den sie Gan oder Chodscha oder Akkan (wahrscheinlich Äkim = Hekim) nennen; da er den chinesischen Titel Wang führt, nennen sie ihn auch Wang-Chodscha.

Die Chami-Sarte bewohnen die Stadt Chami selbst und ausserdem eine ganze Anzahl von Dörfern am östlichen Ende des Thianschan; an der Südseite des Thianschan wurden Potanin folgende Dörfer genannt: *Taschar, Artam, Patasch, Edil, Temürtä, Chotuntam, Tak;* an der Nordseite aber: *Pai, Nom, Adam, Ar, Türük, Kartuk, Kalagaitai, Narin.*

b) Die angesiedelten Tataren des russischen Turkistan. Da ich im Jahre 1868 nur das Schu-Thal, den früheren *Syrdarjinskaja* Oblastj und das *Serafschan*-Thal besucht habe, so kann ich nur über die Völkerverhältnisse dieser Gegenden Aufschluss geben.

Die angesiedelte türkische Bevölkerung des Schu-Thales und der Städte *Tokmak, Märkä, Aulieta, Türkistan, Tschemkend* und *Taschkend* und ein Theil der türkischen Bewohner von *Chodshend, Dshisak, Ura Täpä* und *Samin* werden sowohl von den Kirgisen wie auch von den Ösbeken *Sart* genannt. Die Sarte unterscheiden sich scharf durch ihren Typus von den übrigen türkischen Einwohnern Mittelasiens und gleichen in ihrem Aeusseren vollkommen den in Chodshend und Dshisak wohnenden, persisch redenden Tadschik. Sie haben intensiv schwarzes Haar, grosse, tief liegende, schwarze Augen mit sehr buschigen, schwarzen Brauen, längliche, schmale Gesichter, eine stark hervortretende gebogene Nase und sehr starken Bartwuchs. Der Typus der Sarte und der Umstand, dass in Chiwa dieselben persisch sprechen und dort als Nachkommen der persischen Insassen Mittelasiens gelten, legt uns die Annahme nahe, dass die obenerwähnten Sarte die türkisirten persischen Ureinwohner Turan's sind. Ueber ihre Abkunft vermögen die Sarte keinerlei Auskunft zu geben; es scheint bei ihnen auch nirgends eine Erinnerung an ihre Geschlechtsnamen zurückgeblieben zu sein.

Zwischen Taschkend und Chodshend lebt ein kleiner angesiedelter Tatarenstamm, der sich selbst *Kurama* nennt. Er

zerfällt in fünf Geschlechter: *Dschalair*, *Teläu*, *Tama*, *Dchagalbaily* und *Tarakly* und scheint ein Mischvolk von Ösbeken und Kirgisen zu sein. Die Kirgisen behaupten, der Name *Kurama* komme daher, dass sie aus vielen Stämmen zusammengeflickt (kura = zusammenflicken) seien.

Als das Centrum der mittelasiatischen Türk-Bevölkerung müssen wir unbedingt das Serafschanthal ansehen. Die echt türkischen Bewohner dieses Thales sind die Ösbek, die hier offenbar als Nomadenstämme hergezogen sind und sich stamm- und geschlechtsweise in grösseren und kleineren Bezirken niedergelassen haben. Ganz in derselben Weise nomadisiren noch heute die als Nomaden lebenden Türkstämme der Kasak und Kyrgys. Die Stämme der Ösbek (eigenen Herren, d. h. freien Leute aus *ös* „selbst" und *bek* „Herr") sind folgende:

1. Die Kytai Kyptschak. Sie bewohnen das eigentliche Serafschanthal von Samarkand bis Katyrtschy und nördlich bis Tschiläk. Sie zerfallen in folgende Abtheilungen und Geschlechter:

a) Die Kytai: *Sary Kytai* (gelbe Kytai), *Otartschy* (welche weiden lassen), *Kandshygaly* (die mit Riemen am Sattel), *Kosch-Tamgaly* (die mit doppelter Tamga), *Tarakly* (die mit Kämmen versehenen), *Balgaly* (die mit Hämmern versehenen).

b) Die Kyptschak: *Tört Tamgaly* (die mit den vier Tamga), *Sary Kyptschak*, (die gelben Kyptschak) *Tagus Bai* (die neun Reichen).

Im Serafschanthale giebt es meist nur Kytai. Die Kyptschak sollen die Hauptbevölkerung von Kokand ausmachen und dort zum Theil noch als Nomaden leben. Beide Stämme sind so eng miteinander verbunden, dass sie auf die Frage nach der Herkunft stets antworten: „Ich bin Kytai-Kyptschak". (Ich will in Betreff des Geschlechtes *Togus Bai* daran erinnern, dass es bei dem Stamme *Tirgäsch* der Schwarzwald-Tataren im Altai ein Geschlecht Togus giebt).

2. Die Kyrkmän-Jüs (d. h. die *Kyrk* [vierzig] und die *Jüs* [hundert]). Sie bewohnen den grossen Flächenraum zwischen Chodshend, Ura Täpä, Samin, Dshisak und Jangy Kurgan, und südlich von Pendshikend. Im Norden wohnen hauptsächlich die Jüs, im Süden aber, bei Dshisak und Jangy Kurgan, die Kyrk. Sie zerfallen in folgende Geschlechter:

a) Kyrk (die vierzig): *Kara Koily* (die mit schwarzen Schafen), *Karatscha* (die schwärzlichen), *Kara Sïrak* (schwarze Schienbeine), *Tschapanaschly.*

b) Die Jüs (hundert): *Karaptscha, Tygyryk, Pärtschä Jüs* (der Bruchtheil des Hundert), *Ergänäkli, Solakly* (die mit den Hürden), *Chanchodsha Kytaisy* (die Kytai des Chan Chodsha), *Hadshi Kytaisy* (die Kytai des Hadshi), *Kojan Kulakly* (die Hasenohrigen), *Tujakly* (die Hufe habenden), *Sirgäli* (die mit Ohrringen versehenen).

Zu erwähnen ist, dass bei den Schwarzwald-Tataren des Altai auch ein Stamm Jüs existirt, welcher aus den Geschlechtern Jüs und Schor besteht. Ausserdem will ich eine Conjectur für Entstehung des Namens *Kyrgys* aufführen. Derselbe kann, den Lautgesetzen der türkischen Sprache nach, regelrecht aus Kyrk-jüs entstehen. Ob er wirklich so entstanden, wage ich nicht einmal anzunehmen. Es sei ausserdem erwähnt, dass, wie wir bei der Geschichte der Kasak schon bemerkt haben, die Kasak sich in drei Horden theilen, die sie mit den Namen „*Jüs, Dschüs*“ bezeichnen.

Nach der Angabe des Kasi von Samin giebt General Makschejeff folgende genaue Uebersicht der Jüs:

I. Pärtschä Jüs.
1. *Ütsch Tamgaly.*
   a) Baimakly,
   b) Borun Sadak,
   c) Almatschi,
   d) Myrsa,
   e) Sirgäli,
   f) Üjälï.
2. *Kara Kalpak.*
3. *Pödshägäi.*
4. *Tört Tamgali.*
   a) Ak Kigis,
   b) Kojan-kulakly,
   c) Balgaly,
   d) Isch-kuly,
   e) Tok-bai.

II. Kytai Jüs.
1) *Chan-chodsha Kytaisy.*
   a) Nebüsä,
   b) Sart Jüs,
   c) Kara Kursak,
2. *Tigirik.*
   a) Bäsch-koi,
   b) Kuru Kasan,
   c) Baki Mäschäi.
3. *Chadshy Kytaisy.*
   a) Tschirki-rääk,
   b) Mogal,
   c) Alma-suan.
4. *Türük-pän.*
5. *Dshalair.*

III. Salin.
1. Schadman Typi,
2. Nau-feräsch,
3. Togai Tüpi,
4. Käüräk,

5. Daulai,
6. Kyirk Sadak.

IV. Ujas.

1. Ak Tschekmen,
2. Naryn,
3. Tschung-kan,
4. Sir-bujunluk.

V. Karaptscha.

1. Bürdshegen,
2. Kongirgai,
3. Sägis-sari,
4. Naiman,
5. Chokandy,
6. Kosch-tamyali,
7. Otschamäili,
8. Mangyt,
9. Känägäs,
10. Bajaut.

VI. Naiman Ergänäkli.

Tschal Dschijit.

VII. Bäsch Jüs.

Kosch Tamgali.

VIII. Solakly.

1. Kül Täpülik,
2. Bäschkäl,
3. Gafir,
4. Tschirkiräük,
5. Myrsa,
6. Aryk,
7. Bäglär Tüpi.

3. Die Kangly (zweiräderige Wagen), ein kleiner Stamm, der in der Gegend von Dshisak lebt.

4. Die Naiman wohnen südlich von Katty Kurgan und in der Umgegend der Stadt Dachan.

5. Die Ming, bedeutender Stamm südöstlich von Samarkand. Die Bevölkerung der Städte Kara Täpä und Urgut soll aus Ming bestehen. Die Chane von Kokand sollen aus dem Stamme Ming sein.

6. Känägäs, ein sehr zahlreicher Stamm, welcher die Hauptbevölkerung von Schähri-Sebs ausmachen soll, ausserdem soll es in Chiwa viele Känägäs geben.

7. Mangyt, dieser Stamm bildet die Hauptbevölkerung der Stadt Karschi und Umgebung.

8. Die Mesit, Jaby und Tama werden zusammen *Ütsch rū* (die drei Geschlechter) genannt. Sie bewohnen die Begschaft Siaddin bis zur Stadt Koschkaus.

9. Die Sarai wohnen westlich von Koschkaus bis nach Chantscharwagy.

10. Die Burkut wohnen zwischen Kerminä und Mälikä (vergl. das Teleuten-Geschlecht Mürküt).

11. Die Allat bei Kara Köl, zwischen Buchara und Schardschä.

12. Die Bährin bei Päischämbi, nördlich von Katty Kurgan.

13. Die Batasch, an verschiedenen Orten.

Ausser den Ösbek leben noch an verschiedenen Stellen angesiedelte Kara-Kalpaken und Türkmenen. Ich habe von diesen angetroffen:

1) Kara Kalpak (Schwarz-Mützen). Nordöstlich von Samarkand in vielen Niederlassungen am Ak-Täpä und Bäsch-Aryk. Diese sollen vom Amu Darja vor nicht langer Zeit eingewandert sein. Von Geschlechtsnamen derselben fand ich hier vertreten: *Oimaut*, *Kara-koily* (die mit schwarzen Schafen) und *Kara Sängir* (schwarzes Vorgebirge).

2) Türükpän (Türkmenen). Sie wohnen nördlich vom mittleren Serafschan-Thale in der Begschaft von Nurata. Folgende Geschlechter der Türkmenen wurden mir daselbst genannt: *Kasaiagly*, *Kandschygaly* und *Bögöschölü*. Die beiden letzteren Geschlechter sollen zum Stamme Üisün gehören, müssten somit Stammverwandte der Kasak der grossen Horde sein.

Statistische Angaben über die angesiedelte Bevölkerung von Türkistan:

Syr-Darinskaja Oblastj.

1. Kreis Türkistan.

Stadt Türkistan	1150	Häuser
6 Dörfer	660	„
im Ganzen	1810	Häuser.

2. Kreis Tschemkend.

Stadt Tschemkend	750	Häuser
6 Dörfer	1860	„
im Ganzen	2610	Häuser.

3. Kreis Aulieta.

Stadt Aulieta	200	Häuser
Ansiedelung Merkä	170	„
im Ganzen	370	Häuser.

4. Kreis Taschkend.

Stadt Taschkend	16000	Häuser
Ansiedelungen:		
21 rechts vom Tschirtschik, 28 links vom Tschirtschik	4880	„

72 Ansiedelungen der Kurama	3280	Häuser
4 Ösbek-Ansiedelungen	130	„
im Ganzen	24290	Häuser.

5. Kreis Chodshend.

a) Rayon Chodshend:		
Stadt Chodshend	4000	Häuser
9 Dörfer	1420	„
im Ganzen	5420	Häuser.
b) Rayon Nau:		
20 Ansiedelungen	610	Häuser
c) Rayon Ura Täpä:		
Stadt Ura Täpä	3000	„
119 Dörfer	6070	„
im Ganzen	15100	Häuser.

Kreis Dshisak.

a) Rayon Samin:		
33 Ansiedelungen	3800	Häuser
b) Rayon Dshisak:		
Stadt Dshisak	1150	„
76 Ansiedelungen	8580	„
im Ganzen	13530	Häuser.

Es sind somit im Syr-Darinskaja Oblastj 57710 Häuser und, fünf Menschen auf das Haus gerechnet, im Ganzen ca. 300000 angesiedelte türkische Einwohner.

Da die Kreise Türkistan, Tschemkend, Aulieta und Chodshend hauptsächlich von Sart bewohnt werden, während die Städte Chodshend, Dshisak und Ura Täpä persisch sprechende Tadshik bewohnen, so können wir ungefähr rechnen:

Türkisch sprechende Sart	160000	Menschen
Persisch sprechende Tadshik	40000	„
Kurama	20000	„
Ösbek	80000	„
im Ganzen	300000	Menschen.

8. Die nördlichen Steppennomaden.

Die Nomadenvölker der nördlichen Steppen, die gemeiniglich unter dem Namen Kirgisen bekannt sind, zerfallen in zwei scharf von einander geschiedene Völker, die Kara-Kirgisen und die Kasak.

a) Die Kara-Kirgisen, von den Russen gemeiniglich Dikokamennyje Kirgisy, d. h. Wilde-Stein-Kirgisen genannt, nennen sich selbst Kyrgys. Ueber die mögliche Entstehung dieses Namens aus Kyrk und jüs vergleiche das oben bei dem Ösbeken-Geschlechte Kyrkmän Jüs Gesagte. Der Name Kirgisen wird erst unter der Mongolen-Dynastie erwähnt. Ueber die Vorgeschichte der Kirgisen habe ich alles Bekannte vorher zusammengestellt und erwähnt, dass schon der Kirgisen des Thian-schan im XIII. Jahrhundert erwähnt wird. Es ist somit wahrscheinlich, dass die Hauptmasse der Thian-schan-Kirgisen seit vielen Jahrhunderten den Thian-schan bewohnt.

Die von den den Mongolen Burut, von den türkischen Nachbarn Kara-Kirgis genannten Kirgisen wohnen jetzt vom Flusse Tekes an nach Westen an den nördlichen Abhängen des Thianschan, d. h. südlich vom Issik-köl, in der Ebene des Schu, und südlich bis nach Kaschgar, und westlich bis Kokand und zum Talas. Die Zahl der Kara-Kirgisen muss eine sehr bedeutende sein. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen: die *Ong* (d. h. die Rechten) und die *Sol* (die Linken).

Die Ong zerfallen in sechs Stämme:

1. Der Stamm Bugu (Hirsch), welcher zwischen dem Flusse Tekes und dem östlichen Ufer des Issik-köl nomadisirt. Man hat mir bei den Bugu folgende Geschlechtsnamen genannt: *Tschelek* (das Geschlecht der Manap, „Fürsten"), *Torgo*, *Bapa*, *Jeldän Takabai*, *Bör* (Leber), *Dölös* (sehr wenig zahlreich), *Kydyk Kongrat* (wenig zahlreich), *Monguldur* (wenig zahlreich), *Sajak* (wenig zahlreich), *Schykmajat*, *Kaba*, *Assan Tukum*, *Aryk Tukum*, *Kütschük*, *Serikäi*, *Ondon* (die letzten vier Geschlechter waren im Jahre 1862 noch China unterworfen, während alle übrigen Geschlechter der Bugu sich den Russen ergeben hatten; jetzt sind alle Bugu russische Unterthanen).

2. Der Stamm Sary Bagysch (die gelben Elennthiere), welcher in Norden und Westen des Issik Köl nomadisirt. Die Sary Bagysch waren 1860 nur nominell den Russen unterworfen,

und zahlten Tribut an Kokand, jetzt sind sie alle Russland unterworfen. Man hat mir folgende Geschlechtsnamen der Sary Bagysch genannt: *Saru*, *Kaba*, *Monguldur*, *Schykmanat*, *Sajak*, *Assyk*, *Dölös*, *Kongrat*, *Mundus*, *Kytai* und *Jetigän*. (Ich mache hier auf die Geschlechter *Dölös* und *Mundus* aufmerksam, die auch zahlreich bei den Altajern vertreten sind.) *Kongrat* ist wohl ein fremdes türkisches Geschlecht der Kasak, das sich in der Folge mit den Kirgisen verbunden. Die *Kytai* sind offenbar Ösbeken, die sich mit den Kyrgys vermischt haben.

3. Der Stamm Soltu nomadisirt südlich vom Flusse Schu und war früher Kokand unterworfen; jetzt gehört er zum Tokmakschen District. Bei den Soltu hat man mir folgende Geschlechter genannt: *Jetigän*, *Kutschu*, *Saru*, *Monguldur*, *Kytai*, *Mundus*, *Assyk*.

4. Der Stamm Edigäna am Flusse Andidshan war noch im Jahre 1869, als ich mich am Issik Köl aufhielt, Kokand unterworfen. Man nannte mir hier acht Geschlechter: *Dölös*, *Saru*, *Kongrat*, *Monguldur*, *Mundus*, *Sajak*, *Kaba* und *Schykmanat*.

5. Der Stamm Tschong Bagysch (das grosse Elennthier) nomadisirt westlich von Kaschgar und war früher Kokand unterworfen. Man nannte mir die Geschlechter: *Askaly*, *Toro*, *Matschak*, *Üsch Tamga*, *Kandabas*, *Kosch Tamga*, *Kuan Duan*. (Hier ist zu bemerken, dass das Geschlecht *Taro* auch bei den Teleuten zahlreich vertreten ist.) Die Geschlechter *Üsch Tamga* und *Kosch Tamga* sind gewiss Ösbeken-Geschlechter.

6. Der Stamm Tscherik (Das Heer) war Kokand unterworfen. Man konnte mir nur zwei Geschlechter desselben nennen: *Ak-Tschubak* und *Bai-Tschubak*.

Die Sol sind viel weniger zahlreich als die Ong, sie nomadisiren am Flusse Talas und bestehen aus folgenden Geschlechtern: *Saru*, *Besch Berän*, *Mundus*, *Töngtörüp*, *Kutschu*, *Kürküren*, *Jetigän*.

Genaue Angaben über die Zahl der Kara-Kirgisen zu machen, bin ich nicht im Stande, da selbst die russische Regierung zur Zeit meiner Reise zum Issik Köl keine genauen statistischen Angaben in Händen hatte. Nach Angabe mir bekannter Manape sollen alle Geschlechter der Kirgisen, die Kokand und China unterworfenen mit eingerechnet, etwa bis 80 000 Kibitken betragen,

was eine Bevölkerung von über eine halbe Million ausmachen würde.

In Betreff der Bugu und eines Theiles der Sary-Bagysch wurde mir von Seiten eines russischen Beamten eine von ihm zusammengestellte statistische Uebersicht der im Jahre 1862 Russland unterworfenen Geschlechter und ihrer Verwalter übergeben, die uns ein genaueres Bild der Bevölkerungsverhältnisse giebt.

I. Stamm **Bugu** (Ober-Manap Buranbai).

1. Die Stamm-Abtheilung Aryk (Manap Toksaba) besteht aus:

a) *Kütschük*	2000	Kibitken	(Bī Tülögön)
b) *Ondon*	200	„	(Bī Tetei)
c) *Sarik*	200	„	(Bī Munatsch)
d) *Sary Kalpak* (Gelb-Mützen)	100	„	(Bī Mursa)
im Ganzen	2500	Kibitken.	

2. Die Stamm-Abtheilung Bapa (Bī Bekbai) besteht aus:

a) *Tschong Tschoro*	100	Kib.	(Bī Bekbai)
b) *Tschylpak*	200	„	(Bī Sultanai)
im Ganzen	300	Kibitken.	

3. Die Stamm-Abtheilung Belek (Munape: Buranbai, Murad Ali, Katscha Bek) besteht aus:

a) *Aldijar*	500	Kib.	(Bī Jagysch)
b) *Aldasch*	4000	„	(Manape: Buranbai, Murad Ali)
c) *Tokoi*	200	„	(Bī Malbai)
d) *Tokasch*	100	„	(Bī Jō Bassar)
e) *Saty*	30	„	
f) *Takabai*	170	„	(Bī Köktschö)
im Ganzen	5000	Kibitken.	

4. Die Stamm-Abtheilung Kydyk (Bī Borsuk) besteht aus:

a) *Jakschylyk*	250	Kib.	(Bī Tschingis)
b) *Jamanbai*	400	„	(Bī Tükön)
c) *Turgai*	800	„	(Bī Koisoimos)
d) *Kudai-Bakty*	300	„	(Bī Buta-Kan)
im Ganzen	1750	Kibitken.	

5. Die Stamm-Abtheilung Jeldän (Bī Iman) besteht aus:

a) *Kuratschbek*	400	Kib.	(Bī Junybek)
b) *Sary Katyn*	500	„	(Bī Iman)
c) *Balyk*	150	„	(Bī Malbak)

im Ganzen 1050 Kibitken.

6. Die Stamm-Abtheilung Bōr (Manap Tabulda) besteht aus:

a) *Sary Bōr*	200	Kib.	(Bī Berdi Chodsha)
b) *Kara Bōr*	200	„	(Bī Bai Chodsha)

im Ganzen 400 Kibitken.

Alles in allem 11000 Kibitken.

II. Sary Bagysch. (Manap Ümbäd-Ali).

1. Die Stamm-Abtheilung Isängül (Manap Ümböd-Ali) besteht aus:

a) *Assyk*	600	Kib.	(Bī Tschil)
b) *Üssük*	150	„	(Bī Kysalak)
c) *Tschertiki*	230	„	(Bī Tschody)
d) *Tschagaldak*	150	„	(Bī Kütschük)
e) *Abla*	300	„	(Bī Abla)
f) *Sabar*	100	„	(Bī Sara)
g) *Tschitschei*	80	„	(Bī Tschora)
h) *Tastar*	150	„	(Bī Berdibek)
i) *Kalmak*	350	„	(Bī Baiserke)
k) *Dshantai*	250	„	(Bī Sujunduk)
l) *Jädigär*	540	„	(Bī Baibuta)
m) *Ajukä*	150	„	(Bī Baspan)
n) *Monguldur*	350	„	(Bī Sary Toktor)
o) *Jarban*	125	„	(Bī Ürdässä)
p) *Jetigän*	400	„	(Bī Janbulat)
q) *Basch Küräl*	600	„	(Bī Ajyltschy)

im Ganzen 4925 Kibitken.

2. Die Stamm-Abtheilung Assyk besteht aus:

a) *Kosugun*	50	Kib.
b) *Butschman*	60	„
c) *Bura*	100	„
d) *Bai Kütschük*	300	„

im Ganzen 510 Kibitken.

3. Die Stamm-Abtheilung **Tynai** (Manap Jantai).

4. Die Stamm-Abtheilung **Tschiriktschi** (Manap Töröläldi).

5. Die Stamm-Abtheilung **Nadyrbek** (Manap Kalygul).

Die Sary Bagysch sollen im Ganzen viel über 10000 Kibitken betragen.

Die Stamm-Abtheilungen sowohl wie auch die Unterabtheilungen sind einem steten Wechsel unterworfen und nicht streng nach den Geschlechtern geschieden, da jede bedeutendere Persönlichkeit durch seinen Einfluss verschiedene Aule an sich zieht und dadurch neue Stammbildungen entstehen, die oft den Namen ihrer Führer annehmen.

Die Leute vergessen aber ihre eigentliche Abstammung nicht, wenn sie auch einen neuen Geschlechts- oder Stammnamen annehmen. So gehören zu den oben erwähnten Kydyk, Leute aus den Stämmen *Sajak* und *Tscherik*, und zwar 300 Kibitken, ausserdem gehören 700 Kibitken der Sajak zu den Leibeigenen der Manapen. Der Stamm Sary Bagysch bestand etwa vor 70 Jahren aus vier Abtheilungen: Bulat, Temir, Nadyrbek und Tynai, während er jetzt aus fünf Stamm-Abtheilungen: *Isengül*, *Assyk*, *Tynai*, *Tschirikschi* und *Nadyrbek* besteht.

Statistische Uebersicht der Kara-Kirgisen nach Makschejeff:

I. Syr Darjanskaja-Oblastj.

1. Kreis **Aulieta**:

Geschlecht	Saru	1500	Kibitken
„	Kutschu	650	„
„	Bagysch	100	„
	im Ganzen	2250	Kibitken.

II. Semiretschinskaja Oblastj.

1. Kreis **Tokmak**:

Geschlecht	Sary-Bagysch	6300	Kibitken
„	Solty	7600	„
„	Sajak	2000	„
	im Ganzen	15900	„

2. Kreis **Issik Köl**:

Geschlecht	Bugu	9175	„
	im Ganzen Kara-Kirgisen	27325	Kibitken.

Rechnet man fünf Menschen auf jede Familie, so beträgt die kara-kirgisische Bevölkerung im Ganzen etwa 150 000 Köpfe.

Die Zahl der hier angegebenen Kibitken der Bugu ist geringer, als die von mir im Jahre 1862 angegebene, weil ein Theil des Geschlechtes in das Ili-Thal zu den Tarantschi ausgewandert war.

Die Kasak-Kirgisen. Die Kasak-Kirgisen, die, wie ich schon vorher gezeigt habe, seit altersher sich Kasak nennen, wurden nur aus Versehen von den Russen Kirgisen und von den Gelehrten und in officiellen Schriften Kyrgys-Kaisaken genannt, um sie von den eigentlichen Kirgisen zu unterscheiden. Die Kasak-Kirgisen sind unbedingt das grösste und zahlreichste Nomadenvolk türkischer Abkunft. Ihre Zahl beträgt gewiss bis zwei Millionen Köpfe und sie nomadisiren in der jetzt ganz zum russischen Reiche gehörigen Kirgisensteppe. Oestlich bis zu den Quellen des Irtisch und westlich bis zum Kaspischen Meere bei der Wolga-Mündung, südlich bis zu den mittelasiatischen Chanaten und nördlich bis zum mittleren Irtisch, der Ischim-Steppe und den Südabhängen des Ural-Gebirges. Wenn auch die Geschlechtsnamen uns aufs deutlichste beweisen, dass die Kasak-Kirgisen aus einem bunten Conglomerat der verschiedenartigsten Türkstämme unter Beimischung von Mongolen- und sogar Samojedenstämmen sich gebildet haben, so müssen wir dennoch constatiren, dass die Kirgisen in ihrer ganzen Ausdehnung sprachlich und social-politisch zu einem so festen Ganzen verschmolzen sind, dass wir berechtigt sind, sie als ein Volk zu bezeichnen, da ihnen das Bewusstsein der Volkseinheit und festen Zusammengehörigkeit überall innewohnt.

Wie ich schon bei der Geschichte der Kirgisen im vorigen Jahrhundert erwähnt habe, zerfallen die Kirgisen in drei grosse Abtheilungen (Horden = russ. ordý), die merkwürdiger Weise *dshüs* oder *düs* (hundert) genannt werden.

1. **Ulu-Dshüs** (das grosse Hundert), die grosse Horde. Sie nomadisirt jetzt südlich vom Balkasch-See, vom Alatau und Issik Köl, östlich bis nach Aulieta, Tschemkend, Türkistan und Taschkend. Der Stammname der grossen Horde ist Üissün. Die Horde zerfällt aber in eine grosse Anzahl von Geschlechtern. Den östlichen Flügel von der chinesischen Grenze bis zum Issik Köl bilden die *Suan* und die *Abdan* mit den Unterabtheilungen:

Bosun, *Ait Kystyk*, *Kysyl Pörük*, *Kongur Pörük*, *Sägis Sary Aldshan* und die *Tulat*; den westlichen Flügel die: *Sichym* bei Tschemkend, *Dshamys*, *Temir*, *Schymyr Botpai* bei Aulieta, *Kur Ulus* (das Volk des Idägä Bi), *Besch-täng-bala* (die fünf gleichen Kinder), *Sirgäli*, *Ysty*, *Otaktschy*, *Dshalair Schappas* bei Taschkend; als Leibeigene der Sultane kommen vor: *Kara Kalpak*, *Türükpän*, *Kangdy* und *Tölöngüt*.

2. **Orta-Dshüs** (das mittlere Hundert), die mittlere Horde. Sie besteht aus den Stämmen: *Argyn*, *Naiman*, *Kyptschak*, *Kiräi* und *Kongrat*.

Der Stamm Argyn nomadisirt am mittleren Irtisch, Tobol und Ischim u. s. w., also in dem nördlichsten Theile der Steppe und zerfällt in die Geschlechter: *Kara-kesäk*, *Schar-dshetim* (die vier Waisen), *Dshandshar*, *Törtaul* (die vier Aule), *Atygai*, *Altai*, *Terbisch*, *Tabakty*, *Borschy Karpak*, *Basäntin*, *Agysch*, *Kalkanam*, *Kandshygaly* (mit Riemen am Sattel), *Kosugan*, *Kök-Schal*.

Der Stamm Naiman nomadisirt vom mittleren Irtisch nach Osten, d. h. im Süden von den Argyn, an der chinesischen Grenze und am Balkasch. Er besteht aus den Geschlechtern: *Ergänäkti* östlich von den Quellen der Buchtarma, *Bulatty*, *Tärs-Tamgaly*, *Tört-Aul*, *Baganaly*, *Sadyr*, *Kendshe Kaptagai*, *Isengul*, *Abdan*, *Suan*, *Ak Bura* und *Sadyr*.

Der Stamm Kyptschak lebt im nordwestlichen Theile der Steppe bei den Flüssen Turgai, Ubagan, Tobol, Uja bis zur Stadt Troizk und zur Ust-Uiskaja Krepost. Er besteht aus den Geschlechtern: *Tory Aigyr*, *Tujuschka*, *Kytabak*, *Bultun*, *Kara Balyk*, *Kündülän*, *Tana Buga*, *Usun* und *Kök Burun*.

Die Kiräi leben zum grössten Theile am oberen Irtisch unter chinesischer Oberherrschaft, aber auch in der westlichen Steppe bis Werchni-Uralsk. Sie zerfallen in die Geschlechter: *Abak-Kiräi*, *Kara-Kiräi* und *Tarakty*. Ueber die Wohnsitze der Kiräi am schwarzen Irtisch macht uns Potanin folgende höchst interessante Mittheilungen: Die Abak-Kiräi bewohnen den östlichen Theil des Irtisch- und des Saisan-Thales, die Kara-Kiräi den westlichen Theil. Die Abak-Kiräi bestehen aus zwölf Geschlechtern: *Dshantykai Dshadyk*, *Schiräüschi*, *Itäli*, *Karakas*, *Mulku*, *Schybar-Aigyr*, *Märkit*, *Itängmän*, *Dshäs Taban* (Kupfer-Sohle), *Sary Bas* (gelber Kopf), *Schimojyn*. Die Kara-Kiräi

hingegen zerfallen nur in drei Geschlechter: *Murun, Bai Dshigit* und *Tört Aul.*

Die Kongrat nomadisiren zum grössten Theile in der Gegend von Taschkend und sind mit den Kirgisen der grossen Horde verschwägert, so dass sie sich jetzt selbst zum grossen Theile zur grossen Horde rechnen. Sie zerfallen in zwölf Geschlechter, von denen sechs als *Alty-ata-Kökting-uly* (die sechs Söhne des Vater Kök), sechs als *Alty-ata-Köktöngschü* (sechs Väter *Köktöngschü*) bezeichnet werden. Ausser den Kongrat leben noch einige Geschlechter der *Naiman* und *Argyn* bei Taschkend, die sich ebenso wie der grösste Theil der Kongrat zur grossen Horde rechnen.

3. **Kischi-Dshüs** (das kleine Hundert), die kleine Horde. Sie nomadisirt nur in der westlichen Steppe und besteht aus dem grossen Stamme *Alschyn* und den vereinigten sieben Geschlechtern, die zusammen *Dshätti-urī* genannt werden.

Die Altschyn zerfallen in zwei Abtheilungen: *Älim-uly* und *Bai-uly.* Die *Älim-uly* nomadisiren am Syr Kuvan, Jangy Darja, an der Sandsteppe Kara Bursak und an der Mündung der Emba. Sie zerfallen in sechs Geschlechter: *Kara-Sakal, Karakisäk, Kitä, Tört Kara, Schümököi* und *Schīkti.*

Der grösste Theil der Bai-uly, nämlich die Geschlechter: *Adai, Scherkäs, Tana, Bai-bakty, Maskar, Kysyl-Kurt* (rother Wolf), *Isän-tämir, Dshappas, Älascha, Tastar,* nomadisirt zwischen dem Ural und der Emba und am Kaspischen Meere, ein Theil der *Adai* auf der Halbinsel Mangyschlak.

Ein Theil dieses Stammes ist zu Anfang dieses Jahrhunderts unter Anführung des Chan Bükäi in das astrachanische Gouvernement übergesiedelt und bildet jetzt die sogenannte innere oder Bukejewsche Horde.

Von den vereinigten sieben Geschlechtern hielt sich das Geschlecht *Dshagalbay* in der Umgegend der Festungen Werchne-Osersk und Werchne-Uralsk auf; die *Käptä* und *Tama* bei Orenburg und Uralsk; die *Tabyn* zum Theil ebendaselbst, zum Theil am Tobol und an der Emba; die *Keräit* am Syr und endlich die Geschlechter *Teläü* und *Ramadan* im Winter bei den *Keräit,* im Sommer bei den *Tabyn.* Ein Theil der kleinen Horde und zwar von den Geschlechtern *Ramadan* und *Alschyn* sind

nach Türkistan gezogen und leben bei Tschinas, während *Dshagalbaily*, *Tama* und *Tarakly* nicht weit von Taschkend hausen.

Die Stämme und Geschlechter sind, wie schon diese kurze Uebersicht beweist, oft bunt durcheinander gewürfelt; dies ist aber in viel grösserem Maasse der Fall, als diese Uebersicht veranschaulichen kann. Einzelne Individuen und Familien sind überall mit fremden Stämmen und Geschlechtern vereinigt. Dies erklärt sich dadurch, dass überall ein Geschlecht sich um bedeutende Persönlichkeiten sammelte und dass eine ununterbrochene Reihe von inneren Kämpfen stets neue Gruppirungen veranlasste. Jetzt, unter russischem Scepter, ist die Kirgisensteppe in Oblaste und Kreise eingetheilt und die Kirgisen jedes Kreises in Woloste und Aul-Bezirke, die theils nach den Geschlechtern, theils nach den zuerst in ihnen gewählten Upraviteln (Verwaltern) benannt sind. Diese Namen haben nun für die jetzigen Kirgisen mehr Bedeutung als die früheren Geschlechtsnamen und fangen an sich auch bei ihnen zu verbreiten. Dadurch entsteht eine solche Verwirrung, dass sie nur durch eine sorgfältige, ausgedehnte Untersuchung entwirrt werden kann. Da in den officiellen Berichten die Namen dieser Geschlechter, Woloste und Unterabtheilungen nicht nur verwechselt, sondern auch noch durch die falsche Auffassung der russischen Beamten entstellt werden, so ist es kaum möglich, dieselben als Material für eine statistische Uebersicht der Stämme zu benutzen.

Im Nachstehenden folgen die statistischen Nachrichten über die Kirgisen des General-Gouvernements Türkistan nach Makschejeff.

I. Syr-Darinskaja Oblastj.

1. Kreis Kasalinsk.

Kleine Horde:

Kischkinä Tschikti	14505 Kibitken		
Chodsha Kiräi	525 „		
Dürt-Karyn	2650 „		
		im Ganzen	17680 Kibitken

2. Kreis Perowsk.

Kleine Horde:

Schümököi	11325 Kibitken
Muschy	200 „

Scherkäs und Esäntämir	1850	Kibitken
Taba	1700	„
Kiräi	1500	„
Chodsha	700	„
Dshappas	3700	„
Bachtijar	2110	„
Mittlere Horde:		
Argyn und Naiman	510	„
Kyptschak	2900	„
Kara Kalpak	150	„
	im Ganzen	26645 Kibitken.

3. Kreis Türkistan.

Grosse Horde:		
Dsheti-rū	760	Kibitken
Bäs-tamgaly	2000	„
Kongrat	3200	„
	im Ganzen	5060 Kibitken.

4. Kreis Tschemkend.

Grosse Horde:		
Kongrat	330	Kibitken
Syrgaly	800	„
Schymyr	1600	„
Syikym	1600	„
Dshangys	1600	„
	im Ganzen	5930 Kibitken.

5. Kreis Aulieta.

Grosse Horde:		
Schymyr	3500	Kibitken
Syikym	1500	„
Dshangys	700	„
Kangly	350	„
Kuralas	1050	„
Botpai	1100	„
	im Ganzen	8200 Kibitken.

6. Kreis Taschkend.

Grosse Horde:		
Kongrat	890	Kibitken
Bas-tamgaly	330	„

Dulaty	380	Kibitken
Syrgaly	1410	"
Schanschykly	2000	"
Kangly	1650	"
Mittlere Horde:		
Argyn	350	"
Naiman	115	"
Kypschak	100	"
Kleinere Horde:		
Ramadan	610	"

im Ganzen 7835 Kibitken.

II. Semiretschinskaja Oblastj.

1. Kreis Wernij.

Grosse Horde:		
Dulat Tschapraschty	12096	Kibitken
Aldan Suan	5650	"
Dshalair	7321	"

im Ganzen 25073 Kibitken.

2. Kreis Kopal.

Mittlere Horde:		
Kaptagai Matai	1437	Kibitken
Kendshe Matai	1338	"
Atalyk Matai	1450	"
Esengul	2031	"
Torgulba	2254	"

im Ganzen 8410 Kibitken.

3. Kreis Sergiopol.

Mittlere Horde:		
Tusty	1961	Kibitken
Kulatscha	1292	"
Kara Kiräi	1685	"
Dshangy-uly	1756	"

im Ganzen 6694 Kibitken.

Alles in allem 103527 Kibitken

oder, 5 Menschen auf die Familie gerechnet, 550000 Menschen.

Nach Makschejeff's Angaben beschäftigen sich mit dem Ackerbaue:

im Kreise Kasalinsk	4000	Kibitken
„ „ Perowsk	6000	„

in den übrigen Kreisen ist die Zahl der Ackerbauer nicht angegeben.

Besonders führt Makschejeff folgende Zahl der Kibitken der *Karakalpaken* auf:

Kreis Taschkend	420	Kibitken
„ Perowsk	150	„
im Ganzen	570	Kibitken.

9. Die Baraba-Tataren.

Die Baraba-Tataren wohnen noch jetzt in der zwischen dem Irtisch und Ob liegenden Baraba-Steppe. Die grosse Poststrasse sowie die zu beiden Seiten derselben angelegten russischen Ansiedelungen haben diese Tataren mehr und mehr aus den fruchtbaren Gegenden der Steppe in die Sümpfe der Wälder gedrängt, wo sie noch jetzt in einer grossen Anzahl kleiner Dörfer und Häusergruppen leben. Die Baraba-Tataren waren bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zum grossen Theil Heiden, sind aber jetzt alle zum Mohammedanismus übergegangen. Sie zerfallen in sieben Wolostje, von denen jeder unter einer besonderen Uprava steht. Die Namen der Wolostje sind ebenso, wie die Namen der Dörfer, zum grössten Theil Geschlechts- und Stammnamen. Die von mir bei meinem Aufenthalt in der Baraba-Steppe 1865 angefertigte statistische Uebersicht der Wolostje und Aule wird am besten die Verbreitung der Baraba-Tataren veranschaulichen:

1. Tereninskaja Uprava (Geschlecht *Täränä*), an den Ufern der Flüsse Kargat, Jarki und am See It-kul.

Aul Schabyk	19	Männer	23	Weiber
„ *Schabyk*	14	„	11	„
„ *Korgosch*	10	„	10	„
„ *It-köl*	26	„	19	„
„ *Kasyr*	9	„	9	„
	78	Männer	72	Weiber

im Ganzen 150.

2. Tschonskaja Uprava (Geschlecht *Tary*), am Uba-See und im Systeme des oberen Om.

Aul	*Kulgan*	46	Männer	52	Weiber
„	Uba	17	„	18	„
„	Kalmak (getaufte Tat.)	3	„	7	„
„	Ischar	14	„	13	„
„	Meksejewa	23	„	21	„
		103	Männer	111	Weiber

im Ganzen 214.

3. Barabinskaja Uprava (Geschlecht *Baraba*), am mittleren Om und im Norden des Kulunda-Sees.

Aul	Tindi	105	Männer	106	Weiber
„	Nikschi	23	„	23	„
„	Kütäs	38	„	32	„
„	Kasim	32	„	25	„
„	Bir Köl	26	„	21	„
„	Ösin	75	„	65	„
„	Kurapkai	20	„	27	„
„	Schagyr	70	„	73	„
„	Janyng	20	„	23	„
„	Ürgül	49	„	34	„
„	Kyrtschyk	16	„	14	„
„	Uba	11	„	13	„
„	Jangyldy (unter diesen befinden sich 13 Neugetaufte)	43	„	50	„
„	Küvärli	13	„	10	„
„	Schibi	126	„	137	„
„	Kara-Su	8	„	9	„
„	Sartlan	22	„	16	„
„	Munk	27	„	26	„
„	Tartas	17	„	19	„
„	Schalu	15	„	4	„
„	Koschköl	64	„	64	„
„	Ajaly	23	„	24	„
„	Arsakly	14	„	13	„
		857	Männer	828	Weiber

im Ganzen 1685.

4. Turaschskaja Uprava (Geschlecht *Kölöbö*), an den Flüssen Kama, Tartas und dem oberen Tara.

		Männer		Weiber
Aul	Kitschi Schäbis	72	Männer	80 Weiber
„	Ulu Schäbis	54	„	45 „
„	Beläkschä	88	„	84 „
„	Tarschamul	160	„	174 „
„	Kikschugim	7	„	5 „
„	Küsäbä	22	„	16 „
„	Kölöbö	27	„	27 „
„	Alat	5	„	7 „
„	Tschyrgargy	23	„	26 „
„	Katschabum	6	„	3 „
„	Kaimak	11	„	11 „
„	Mangutsun	23	„	20 „
„	Kulba	7	„	3 „
„	Kultsyn	13	„	9 „
„	Aramtsas	27	„	20 „
„	Kotsugats	46	„	50 „
„	Uluts	49	„	50 „
„	Kurmysch	8	„	6 „
„	Kürschä	4	„	1 „
„	Üräs Kargalu	42	„	40 „
„	Semenova	20	„	16 „
		714	Männer	693 Weiber

im Ganzen 1407.

5. Tunuschskaja Uprava (Geschlecht *Longa*), im Westen der Kölöbö, südlich von der mittleren Tara bis zum Om.

		Männer		Weiber
Aul	Kändirlü	44	Männer	51 Weiber
„	Jarkun	15	„	8 „
„	Kischi Ugui	31	„	33 „
„	Äski Ugui	40	„	50 „
„	Kutai Köl	21	„	14 „
„	Atbalyk	9	„	12 „
„	Kischi Mangyt	22	„	23 „
„	Bagujan	22	„	24 „
„	Tsäkü	50	„	43 „
„	Tsuratsun	26	„	14 „
„	Agats-aul	14	„	11 „
„	Maisas	47	„	38 „

Aul Janaba	34 Männer	35 Weiber
„ Sarybalyk	9 „	5 „
	384 Männer	361 Weiber

im Ganzen 745.

6. Lübäiskaja Uprava (Geschlecht *Lüvüi*), nördlich vom Om.

Aul Lüväi	57 Männer	46 Weiber
„ Temir	8 „	5 „
„ Mantysch	3 „	3 „
„ Säykä	39 „	42 „
	107 Männer	96 Weiber

im Ganzen 203.

7. Kargalinskaja Uprava (Geschlecht *Kargalü*), nördlich vom Om. Es fehlt mir die Angabe der Dörfer, ich finde aber in meinem Tagebuche die Gesammtangabe

118 Männer 113 Weiber

zusammen 231.

Kopfzahl der Baraba-Tataren 4635.

Ich muss hierzu bemerken, dass mir allgemein versichert wurde, dass die Einwohnerzahl der Baraba-Tataren jährlich im Abnehmen begriffen sei, was uns auch das an vielen Orten bezeichnete Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung bestätigt.

10. Irtisch- und Tobol-Tataren.

Die Tobol- und Irtisch-Tataren sind ein Gemisch von schon vor vielen Jahrhunderten bedrängten Tatarstämmen, von im XV. und XVI. Jahrhundert von Süden aus den Chanaten, nach Norden eingewanderten Tataren, sogenannten *Sart* oder *Bucharen*, und endlich von zum Theil verschickten, zum Theil freiwillig eingewanderten Wolga-Tataren. Am stärksten ist das letzterwähnte Element in dem Tjumenschen und Jalutrowschen Kreise des Tobolsker Gouvernements vertreten, besonders an den Flüssen Tura und Tobol, wo sich auch eine sehr grosse Anzahl von Bucharen und Sarten noch nach der Eroberung der Russen niedergelassen hat. Diese bunte Zusammenwürfelung von verschiedenen tatarischen Einwohnern macht es erklärlich, dass die Tjumen- und Jalutrow-Tataren jede Stamm- oder Geschlechts-

erinnerung verloren haben und sich gerade wie die Wólga-Tataren nur durch ihre Religion als Ganzes fühlen und deshalb ihre Nationalität mit der Religion identificiren, indem sie sich nur *Muselman* nennen; ausserdem nennen sich die an der Tura und in der Gegend von Tjumen wohnenden Tataren noch *Tümänlik*.

Weniger verwischt ist die Geschlechtserinnerung bei den Tataren des Tobolsker Kreises, was sich dadurch erklärt, dass der grösste Theil dieses Gebietes entfernt von der grossen Poststrasse liegt und, als hier das bessere Land bald von russischen Einwohnern eingenommen wurde, die tatarische Bevölkerung sich in die Wälder zurückzog und dort sich mehr und mehr isolirte und verkümmerte.

Am reinsten haben sich die Stämme im Kreise von Tara erhalten, weil sie hier von der grossen Verkehrsstrasse ganz isolirt lebten. Hier tragen die Wolostje noch ausschliesslich dieselben Stammnamen, wie sie uns die sibirische Geschichte vom XVII. Jahrhundert nennt. Ich will daher die hier einschlagenden statistischen Nachrichten mit dem Tara-Kreise beginnen, dann zum Tobolsker Kreise und zuletzt zum Tjumener und Jalutrowschen Kreise übergehen.

I. *Tara-Tataren* nennen sich *Tarlyk*.

Die Hauptmasse dieser Tataren wohnt an den Ufern des Irtisch, von der Taramündung bis zum Tobolsker Kreise und nicht weit vom Irtisch an den kleinen Nebenflüssen desselben oder den südlich vom Irtisch liegenden Seeen. Sie zerfallen in Einwanderer, Buchary und Sart genannt, die hier einen eigenen Wolostj bilden, und sind alte tatarische Einwohner der Geschlechter *Turaly*, *Ajaly*, *Kürdak*, *Sargat*. Officiell sind sie in fünf Wolostje getheilt: *Bucharskaja*, *Ajalinskaja*, *Kourdakskaja*, *Tawskoutuskaja* und *Sargatskaja*, welche aber nur im Allgemeinen den obengenannten Geschlechtern entsprechen. So werden z. B. die Turaly zum Bucharischen Wolostj gezählt. Nach mir vom Achun des Tara-Kreises gemachten Angaben war die Bevölkerungszahl im Jahre 1866 in den obengenannten Wolostjen folgende:

1. Bucharskaja Wolostj, bestehend aus Turaly und den nach Russland ausgewanderten Sart; (den Wolostj *Jangy-Aul* und *Scheichlar-Aul*) 1714 M. 1690 W.

III. *Die Tataren der Kreise Tjumen, Jalutrowsk und der übrigen Kreise des Tobolskischen Gouvernements.*

Wie ich schon vorher erwähnt, sind diese Tataren ein Mischvolk von alten Einwohnern des Irtisch, Bucharen und Wolga-Tataren. Da es unmöglich ist, hier irgend welche Stammerinnerungen zusammenzustellen, so will ich mich damit begnügen, das Verzeichniss der Dörfer und Städte des Tobolskischen Gouvernements anzuführen.

Im Jahre 1868—1869 wohnten Tataren:

1) im Tjumenschen Kreise:

1. District (südwestlich von Tjumen)	595 M.	499 W.
2. „ (östlich von Tjumen)	3277 „	3008 „
3. „ (nördlich von Tjumen)	922 „	775 „
in der Stadt Tjumen	5 „	2 „
	4799 M.	4284 W.
	im Ganzen 9083.	

2) im Jalutrowschen Kreise:

1. District (östlich von Tobolsk)	1846 M.	1179 W.
2. „ (westlich von Tobolsk)	916 „	915 „
in der Stadt Jalutrowsk	3 „	2 „
	2262 M.	2096 W.
	im Ganzen 4356.	

In den übrigen Kreisen des Tobolskischen Gouvernements giebt es nur eine tatarische Ansiedelung im Turinskischen Kreise; dies ist das Dorf Kurtumowa, welches 53 Werst von Turinsk am Kurtumowschen See gelegen ist und 87 Einwohner zählt. Sonst leben in allen diesen Kreisen der Städte nur sehr vereinzelt Tataren-Familien. Das Verzeichniss der Städte und Dörfer des Tobolsker Gouvernements macht über diese folgende Angaben:

Turinsker Kreis:

in Dörfern	40 M.	47 W.
in der Stadt	2 „	— „
in der Stadt Beresow	7 „	7 „
in der Stadt Ischim	19 „	12 „
in der Stadt Kurgan	5 „	— „
	73 M.	66 W.
	im Ganzen 139.	



IV.

Die östlichen, nichtmohammedanischen Türkstämme Westsibiriens.

1. Die Altajer oder Altajische Bergkalmücken. Verwaltung. Die Saisane. Physische Beschaffenheit. Kleidung, Wohnung. Beschäftigungen: Viehzucht, Jagd, Ackerbau. Häusliche Beschäftigungen. Nahrung. Feste. Charaktereigenthümlichkeiten. Laster und Tugenden. Namengebung. Hochzeitsfeierlichkeiten. Begräbnisse. Die getauften Kalmücken und die Missionen. — 2. Die Teleuten. Besuch der Dörfer Ur, Solkoi, Ulus Schandy, Ulu Aul. Lieder der Teleuten. Versmass. Das Lied von den fünf Kasak. Loblied auf den Altai. Die Märchenrecitationen. Klagelied der Elster. — 3. Die Schor. a) Tataren des Tom; b) Tataren am Mrass; c) Tataren an der Kondoma. — 4. Die Lebed-Tataren und Kumandiner. — 5. Die Schwarzwald-Tataren. — 6. Die Abakan-Tataren. Die beiden Culturgruppen derselben. Eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Die Heldenmärchen der Abakan-Tataren.

Wenn ich ein Bild des Lebens und Treibens der Türkstämme Westsibiriens zu entwerfen gedenke, so bin ich gezwungen, alle diejenigen Stämme, die den Altai und das Jenissejische Gouvernement bewohnen, zusammenzufassen und dies vermag ich nicht besser zu thun, als wenn ich sie mit dem ihnen allen zukommenden Namen der nichtmohammedanischen Stämme bezeichne. Ich finde keine treffendere Bezeichnung, denn obgleich sie grösstentheils Heiden sind, will ich diesen Namen doch vermeiden, da ein grosser Theil dieser Stämme wenigstens officiell als Christen gezählt wird. Eine Gleichheit ihres socialen Lebens ist ebenfalls nicht als charakteristisch hervorzuheben, da sie theils Nomaden, theils angesiedelt als Ackerbauer, theils als wurzelessende Waldbewohner und Fischer und zuletzt sogar als Rennthiere haltende Streifvölker (brodjatschije) bezeichnet werden müssen.

Charakteristisch für alle diese Völker ist allein das Moment, dass sie den kleinen Bruchtheil der Türken bilden, auf den die mohammedanische Kultur keinen Einfluss ausgeübt hat, was sich bei ihnen in Sprache und Sitten kundthut. Alle diese Völker entbehren, ausser den Teleuten, eines eigenen Volksnamens, es sind eben nur Stämme und Stämmchen, die, wie wir in Capitel III gesehen haben, durch die Völkerströmungen der Eroberungszüge Mittelasiens hier in den nördlichen Wald- und Felsengebirgen versprengt sind und daher zum grössten Theil jegliches die Stämme verbindendes Volksbewusstsein und das Andenken an eine gemeinschaftliche Vorgeschichte verloren haben. Nur bei den Teleuten und den altajischen Bergkalmücken finden wir Spuren eines solchen Volksbewusstseins und besonders bei letzteren eine durchgängige Gleichheit der Sitten, Lebensweise und Sprache, so dass wir uns erlauben dürfen, sie mit den Namen eines Volkes zu bezeichnen. Dies ist auch der Grund, der mich veranlasst, meine Schilderung des Lebens der nichtmohammedanischen Türkstämme mit den altajischen Bergkalmücken zu beginnen und mich zu bemühen, von ihnen ein mehr zusammenfassendes, einheitliches Lebensbild zu entwerfen, während ich mich bei der Schilderung des Lebens der übrigen Stämme mehr oder weniger mit dem Vorführen vereinzelter Schilderungen aus meinen Tagebüchern begnügen muss.

1. Die altajischen Bergkalmücken.

Die Sprache und Lebensverhältnisse veranlassen mich, mit diesem Namen alle diejenigen Türkstämme zu bezeichnen, die das altajische Steingebirge (russ. *Kamenj*, tat. *Taiga*) bewohnen und die sich zu der Zeit, als ich den Altai bereiste, scharf von einander trennten, ich meine die *Altajer* (Alta Kishi) und die *Dwojedaner* (Tschüi Kishi). Diese scharfe Trennung ist aber erst sehr spät eingetreten und eine Folge der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, indem alle diejenigen Stämme, die sich dem russischen Scepter unterwarfen, sich Altajer nennen, während diejenigen Stämme, die sich China unterwarfen und dann in ihre alten Wohnsitze des östlichen Altai auf russisches Gebiet als chinesische Unterthanen zurückkehrten und bis zum Jahre 1866 den Chinesen und Russen Tribut zahlten, als doppelzinspflichige Stämme (Dwojedanzi) bezeichnet werden. Sowohl die Altajer wie auch die Dwojedaner erinnern sich noch ihrer Zugehörigkeit zum Reiche

der Kalmücken oder Westmongolen und nennen sich daher noch zum Theil Kalmak oder Oirot, wenn auch in der letzten Zeit diese Stammesbezeichnung mehr und mehr verloren geht. Ihr eigentlicher Volksname ist aber Telengit oder Telenget, er hat sich aber nur noch im Bewusstsein der Dwojedaner erhalten. Wie ich schon im III. Capitel gezeigt, bildeten einst die altajischen Bergkalmücken mit den Teleuten ein grösseres Türkvolk.

Gegenwärtig zerfallen die altajischen Bergkalmücken in neun Saisanschaften, von denen sieben Altajer und zwei Dwojedaner sind. An der Spitze jeder Saisanschaft steht ein Saisan und unter dem Saisan einige Temitschi, von denen jeder wiederum einige Schülöngü als Gehilfen hat. Die Familien der Saisane und der Temitschi bilden die alten Fürsten- und Adelsgeschlechter, die Würde ist bis jetzt erblich.

Zur Zeit des Dsungaren-Reiches gab es aber nach Angabe der Altajer bei ihnen nur fünf Saisane, und daher bezeichnen sie auch diese als *uktū* (von Geblüt). Von den jetzigen Saisanen sind nur vier *uktū* und stehen beim Volke in höherem Ansehen. Wie hoch die Abstammung der Saisane geschätzt wird, beweist schon hinlänglich der Umstand, dass überall im Volke der Stammbaum derselben bekannt ist. Nach den mir gemachten Angaben unterwarfen sich die Russen folgende vier Saisane von Geblüt:

1. Kuduk vom Geschlechte *Kyptschak,*
2. Püdükö vom Geschlechte der *Yrgyt,*
3. Kökküsch vom Geschlechte der *Totosch,*
4. Puktus vom Geschlechte der *Mundus.*

Stammbäume der Saisane.

1. Das Geschlecht *Kyptschak:*

Kuduk
Kasak
Küstöi
Muklai erste Saisanschaft.

2. Das Geschlecht *Yrgyt:*

Pödükö
Kürüskö
Mäträi
Tokojok
Pöpösch zweite Saisanschaft.

3. Das Geschlecht *Mundus:*
Puktus
Nadu;
dieser entzweite sich mit den Beamten und wollte nach China gehen, daher wählte man an seine Stelle den Temitschi
Pekisch
Pakai
Adarū
Apanasch
Kurtu sechste Saisanschaft.

4. Das Geschlecht *Totosch* — zwei Saisane:

Kötüsch	Namkai
Naimanak	Totoku
Müschtöi	Kütschügüsch
Padrai dritte Saisanschaft.	Kupa vierte Saisanschaft.

Unter Totoku fiel einer der Temitschi Köskölök ab und erkaufte sich die Saisan-Würde; er war vom Geschlechte der *Naiman.* Sein Stammbaum ist:
Köskölök
Pabak
Tatarak fünfte Saisanschaft.

Die siebente Saisanschaft ist die am wenigsten geachtete, weil sie nicht nur nicht von Geblüt ist, sondern sogar andere Unterbrechungen der Nachfolge des Saisans stattgefunden haben.

Der Temitschi Katyra aus dem Geschlechte der Tölös, das zu den Chinesen übergegangen war, unterwarf sich den Russen. Als er die Saisan-Würde erhalten sollte, starb er und sein Sohn Önök wurde Saisan. Dieser hatte von seinem Weibe keine Kinder, wohl aber zwei Söhne von einer Dienerin. Der älteste derselben folgte seinem Vater, allem Widerspruche des Volkes ungeachtet. Der jüngere Bruder Oijon wusste sich bei den russischen Beamten Freunde zu machen und verdrängte seinen Bruder aus der Saisan-Würde. Von da ab regelrechte Nachfolge.

Katyra
Önök
Tschotyi Oijon
Pelenek
Tschappan siebente Saisanschaft.

Tabelle der Temitschi der Altajer:

Saisan	Temitschi		Geschlecht
1. Muklai Saisan	2 Temitschi	Makpusch	Köbök
		Kyschtarak	Kyptschak
2. Pöpösch Saisan	7 Temitschi	Taibyry	
		Subuk	Yrgyt
		Maska	
		Tübügösch	Sojong
		Tarbagan	
		Sasan	Sary Almat
		Köirük	Kobolū
3. Kupa Saisan	5 Temitschi	Jymak	
		Kögösnök	Totosch
		Ajuku	
		Schima	Kärgil
		Tatalyk	
4. Tatarak Saisan	5 Temitschi	Jyltyr	
		Jiläk	
		Sangsar	Naiman
		Sibiräk	
		Buitup	Tongschon
5. Kurtu Saisan	5 Temitschi	?	?
6. Padrai Saisan	5 Temitschi	?	?
7. Tschappan Saisan	3 Temitschi	Sarybala	
		Tatarschka	Tölös
		Ostonok	

Ueber den Stammbaum der beiden dwojedanischen Saisane weiss ich nichts zu melden, beide wurden mir als *uktū* (von Geblüt) genannt; sie heissen Tschitschkan Saisan vom Stamme der Tölös und Mangdai Saisan, der Sohn des Mongul Saisan vom Stamme der Kyptschak.

In ihrem Aeusseren unterscheiden sich die altajischen Saisane durchaus nicht von den übrigen Kalmücken. Nur einige erhalten von der russischen Krone einen mit Goldlitzen benähten Kaftan, diesen tragen sie aber nur, wenn sie sich den russischen Beamten vorstellen. Die dwojedanischen Saisane, Temitschi und Schülöngü erhielten früher von der chinesischen Regierung die Beamtenmützen mit den Rangabzeichen. Die Saisane den blauen durchsichtigen Mützenknopf der Ugheri-da (Obristen) und eine Pfauenfeder, die Temitschi den blauen Mützenknopf des Dshergi

Janggin und die Schülöngü den durchsichtigen weissen Knopf des Tunda Boschko. Obgleich sie jetzt nur der russischen Regierung unterthan sind, habe ich dennoch im Jahre 1870 sie immer noch die chinesischen Rangabzeichen tragen sehen.

Die Saisan-Würde ist, wie ich schon erwähnt, bis jetzt erblich und geht vom Saisan auf den ältesten Sohn oder auf den ältesten Vezwandten über. Jedoch bedarf es zur Erlangung der Würde der Bestätigung der russischen Regierung und der Einwilligung des Volkes. Dass die Saisan-Ernennung nicht endgültig geregelt ist, beweist der Umstand, dass früher durch Bestechung von Beamten Unregelmässigkeiten in der Nachfolge gegen alle Einsprache des Volkes durchgeführt und zuletzt auch vom Volke sanctionirt wurden. Bei Unmündigkeit des Nachfolgers übernimmt die Mutter oder ein naher Verwandter, in Gemeinschaft mit den Temitschis, dessen Würde ebenfalls erblich ist, die Verwaltung der Saisanschaft.

Die Unterthanen der verschiedenen Saisanschaften wohnen bunt durcheinander, aber jeder Schülöngü kennt alle seine Unterthanen und jeder Altajer kennt seine Saisanschaft. Verzeichnisse der Saisan-Unterthanen sind nicht vorhanden, trotzdem entsteht nie ein Streit über die Zugehörigkeit der einzelnen Mitglieder.

Der Krone gegenüber hat der Saisan die Verpflichtung, den Kalan (Abgaben von Jassak) einzusammeln, der 1860 für jeden Mann einen Rubel betrug. Weiber und Kinder sind zwar persönlich abgabenfrei, jedoch werden für jede Familie noch etwa drei Rubel gezahlt. Die Abgabe wird in Pelzwerk entrichtet, Grauwerk (Eichhörnchen), Fuchs, Marder und Zobel werden hierbei angenommen. Die Verpflichtung der Saisanschaft ist, eine bestimmte Zahl von Fellen einzuzahlen, um die Eintreibung und Vertheilung der Steuerlast kümmert sich die Regierung gar nicht, sie gilt als innere Stammesangelegenheit. Der Saisan bringt mit einem Temitschi den Kalan nach Biisk oder schickt ihn durch einen Vertrauensmann dorthin, liefert ihn in die Biisker Kasse, von wo er an das Cabinet des Kaisers nach Petersburg geschickt wird.

Dem Volke gegenüber übt der Saisan Gerichts- und Polizeigewalt aus. Streitigkeiten und Vergehen werden ihm angezeigt, dann beruft er in ernsteren Fällen einige seiner Temitschi und die betreffenden Personen und Zeugen und schlichtet die An-

gelegenheit nach hergebrachter Sitte. Unbedeutendere Fälle entscheidet der Saisan allein. Gehören die Parteien zu verschiedenen Saisanschaften, so müssen die betreffenden Saisane in Gemeinschaft das Urtheil fällen. Sind die Parteien nicht zufrieden gestellt, so wenden sie sich an die Behörde nach Biisk und diese bringt die Angelegenheit vor das Volksgericht, das ein oder mehrere Male vom Isprawnik von Biisk an einen bestimmten Ort berufen wird und wo unter Vorsitz der russischen Beamten (Isprawnik und Sassjedatel) Saisane und ein grosser Theil der angesehenen Kalmücken sich versammeln. Im Jahre 1860 wurde Ende Juli ein solches Volksgericht an den Ufern des Kenggi-Sees berufen. Ich war mit dem Sassjedatel dorthin geeilt und traf noch etwa 30 Jurten voll Kalmücken hierselbst. Leider wurde aber das Gericht plötzlich aufgehoben, da der Isprawnik und Sassjedatel nach Biisk berufen wurden, und ich hatte daher keine Gelegenheit, diesem Gerichte beizuwohnen. Es soll beim Volksgerichte auch nach hergebrachter Sitte gerichtet werden, nur im Falle, dass keine Einigung der Parteien erfolgt, kann das russische Gesetz angewendet werden. Hier ist der Vorsitzende der russische Beamte und drei Saisane sind die Beisitzer; über die Entscheidungen des Gerichtes wird keine Appellation zugelassen. Die Strafgewalt der Saisane beschränkt sich auf kleinere Vermögensstrafen und auf 50 Hiebe, andere Strafen kennt das Kalmückenrecht nicht. Vom russischen Gerichte in Biisk werden nach russischen Gesetzen schwere Verbrechen, wie Mord, Raub, Brandstiftung etc., gerichtet und ausserdem Streitigkeiten zwischen Kalmücken und Russen.

Dass bei der weiten Entfernung des Altai von der Central-Behörde in Tomsk und dem niederen Bildungsstandpunkte der Altajer sich de facto die Verwaltungs-Verhältnisse der Altajer etwas anders gestalten als de jure, ist selbstverständlich. Der russische Beamte kümmerte sich wenigstens zu der Zeit, wo ich den Altai besuchte, sehr wenig um die hergebrachte Sitte und um das Saisanrecht, er betrachtete die Saisane nicht viel besser als wie einen Wolostj-Aeltesten der russischen Bauern und änderte, durch persönliche Vortheile veranlasst, oft schon gefällte Entscheidungen der Saisane. So sind mir mehrere Fälle bekannt, wo Kalmücken gegen jedes Recht für Polizeivergehen in Biisk eingesperrt wurden, wo der Beamte selbst den Saisan bestrafte. Dies Alles sind aber Uebertretungen, die den Ver-

hältnissen des Landes nach nicht zu vermeiden sind. Mehrmals sind Saisane nach Tomsk gegangen, ja sogar zum Kaiser nach Petersburg gereist, und jedesmal wurde ihnen dann ihr Recht ungeschmälert gewährt und der betreffende Beamte entfernt. Aber für Kleinigkeiten entschliesst sich Niemand gern den Beschwerdegang zu betreten, er kommt ihnen theurer zu stehen, als die kleine Ungerechtigkeit. Denn der sibirische Russe sagt selbst seufzend:

„Gott wohnt hoch oben
Und bis zum Zaren ist's weit!"

So lange die Dwojedaner als chinesische Unterthanen galten, hatten die Saisane, Temitschi und Schülöngü derselben den Russen gegenüber keine andere Verpflichtung, als: 1. den Kalan zu zahlen (dieser bestand in 160 Maral- und Elennthierfellen im Werthe von 200 Rubel und wurde im October nach Biisk geliefert); 2. für Ordnung und Ruhe zu sorgen, den russischen Beamten die nöthigen Pferde zu stellen und das Eigenthum der ihr Gebiet bereisenden russischen Unterthanen zu schützen. Alle inneren Angelegenheiten ordneten die Saisane selbst, natürlich unter Aufsicht des chinesischen Beamten im Piquet Sōk. Da dieser aber das russische Gebiet nicht betreten und keinen Unter-Beamten zu ihnen schicken durfte, so waren die Saisane in ihrer Verwaltung vollkommen selbständig. Die Abgaben zahlten die Dwojedaner den Chinesen im Februar, und zwar die Saisane selbst in der Stadt Kobdo. Sie hatten hier 2 Zobel = 60 Eichhörnchen für jeden Mann zu zahlen. Dafür erhielten sie aber in Kobdo Geschenke von der chinesischen Regierung. 12 Silberbarren (Jamba) und 12 Arschine Kaufa-Seide für die Beamten und 90 Stück Duba (Baumwollenzeug) für die Unterthanen jeder Saisanschaft. Somit haben die Chinesen von dieser Unterthanenschaft nicht viel Vortheil gehabt, da die Dwojedaner die schlechtesten Zobel als Abgabe nach China sandten.

Streitigkeiten zwischen Dwojedanern und Altajern vermittelten zuerst Schiedsgerichte, die von den Saisanen ernannt wurden. Kam hier eine Einigung nicht zu Stande, so wendete sich der russische Unterthan an das russische Gericht und der chinesische nach China. Dann wurde der Process bei der Gesandtschaft in Peking geschlichtet. Solche Processe gehörten zu den grössten Seltenheiten, kamen aber doch auch vor. Ich selbst wohnte den Verhandlungen bei, die der Sassjedatel eines solchen Processes

wegen mit dem Saisan Mangdai führte. Es war in Peking entschieden worden, dass der dwojedanische Schuldner 81 Ochsen zu zahlen hatte und zwar für eine ursprüngliche Schuld im Werthe von einem Rubel; der Process zog sich schon über 20 Jahre hin. Der Sassjedatel forderte die Zahlung im Auftrage der russischen Regierung. Als der Saisan sich weigerte, drohte er mit Execution. In Folge dessen fanden wir bei unserer Rückkehr keine einzige Dwojedaner-Jurte an der mittleren Tschuja und der Sassjedatel kehrte unverrichteter Sache zurück. Fama erzählte damals, es wäre für den Beamten selbst vortheilhaft gewesen, die Eintreibung der Schuld aufzuschieben, denn solch ein Recht des Eintreibens von Schulden sei so gut wie ein jährliche Zinsen tragendes Staatspapier.

Seit dem Jahre 1865 sind die Dwojedaner russische Unterthanen geworden, da ihnen die Alternative gestellt wurde, entweder das Land zu verlassen oder die russische Unterthanenschaft anzunehmen. Wie sich jetzt die Abgaben und Verwaltungs-Verhältnisse der Dwojedaner gestaltet haben, weiss ich nicht. So viel ich gehört habe, werden sie vollkommen so verwaltet wie die Altajer selbst.

Ueber die Höhe des Jassak der Altajer und früheren Dwojedaner liegt mir nur eine Notiz des Priesters Werbitzki vor, der angiebt, dass die Eingeborenen des Biisker und Kusnetzker Kreises, also Altajer, Schwarzwald-Tataren, Schoren und Teleuten, im Ganzen 243 Zobel, 72 Füchse, 1041 Marder und 10130 Eichhörnchenfelle jährlich einliefern.

Die Altajer nennen sich entweder Altajer oder sie gebrauchen die Namen der Flüsse, an welchen sie leben, d. h. an der Katunja und ihren rechten Nebenflüssen, vom Koksu bis zur Tschuja und an den linken Nebenflüssen der Katunja, der Maima und ausserdem an den Quellgebieten des Anui, Tscharysch und der Uba. Urussul-Leute (Urussul Kishi), Tschargysch-Leute (Tscharysch Kishi) etc. Die Dwojedaner nennen sich, wie gesagt, Telengit, oder nach den Flüssen Tschüi-kishi (Tschuja-Leute), Baschkaus-kishi (Baschkaus-Leute) und Tscholyschman-kishi (Tscholyschman-Leute). Ausserdem werden aber noch die Tscholyschman-Bewohner als Tölös-Volk und die Baschkaus-Bewohner als Ulan-Volk bezeichnet. Die erstere Bezeichnung ist sehr verständlich, da südlich vom Teletzkischen See seit altersher das Volk der Tölössen wohnte, deren Ueberreste den Hauptbestandtheil der Tscholysch-

man-Bewohner bilden. Woher aber der Name Ulan stammt, vermag ich nicht zu sagen.

Ausserdem zerfallen die Altajer, wie ich schon in Cap. III. erwähnt habe, in 24 Geschlechter (Sök=Knochen), die, obgleich sie ebenfalls bunt durcheinander gewürfelt leben, dennoch ein starkes Gefühl für Zusammengehörigkeit besitzen. Die Glieder eines Geschlechtes heirathen sich z. B. nicht untereinander. Sie nennen sich Geschlechtsbrüder (söktüng karyndashy). Jedes Geschlecht hat seinen eigenen Schutzgeist und gewisse eigenthümliche Gebetsformeln und Ceremonien bei der Schaman-Beschwörung. So z. B. opfert das Geschlecht Tschoros besonders dem Burkan Tängri, und wenn ein Mädchen von diesem Geschlechte gefreit wird, so muss unbedingt vorher ein Kam (Schaman) gerufen werden, sonst giebt es ein Unglück für die neue Familie. In Betreff der Geschlechter will ich noch hervorheben, dass einige derselben keine ursprünglichen Altai-Geschlechter sind, sondern spätere Einwanderer anderer Völker, die in der Folge ein neues Altai-Geschlecht bildeten. So z. B. sind die Sart Einwanderer aus Mittelasien, die Kyrgys Einwanderer von den Jenissei-Kirgisen, die Mongul eingewanderte Mongolen, die Sojong eingewanderte Sojonen und die Ara Nachkommen der alten Arinen. In Betreff der Sojong ist die Einwanderung noch im Gedächtnisse der Leute, sie sind etwa vor 30 Jahren aus dem Osten gekommen (ungefähr 50 Familien) und haben sich am Flusse Ülgemen niedergelassen. Ihre Sprache soll sich noch jetzt ein wenig von der altajischen unterscheiden.

Die Sprache der Altajer und Dwojedaner ist überall, im ganzen Gebiete ihrer Ansiedelungen, vollkommen dieselbe, sie ist ein rein türkischer Dialect von einem sehr alterthümlichen Gepräge, was deutlich beweist, dass die Altajer schon lange von der Hauptmasse der südlich wohnenden Türkstämme sich getrennt und hier seit Jahrhunderten vollkommen isolirt unter Mongolen gelebt haben. In Folge des Zusammenlebens mit den Westmongolen und der längeren Zugehörigkeit zu ihrem Reiche hat natürlich die altajische Sprache ein ziemlich reiches Material von mongolischen Fremdwörtern aufgenommen, jedoch ist dieses Material sowohl lautlich wie grammatikalisch vollkommen von dem türkischen Idiom verarbeitet worden, so dass hier keineswegs eine Mischsprache aus Mongolisch und Türkisch entstanden ist.

Wie die Sprache, so ist auch der Typus der Altajer und

Dwojedaner überall vollkommen derselbe und unterscheidet sie selbst scharf von den Stammnachbarn. Im Ganzen genommen ist der altajische Typus dem mongolischen sehr nahe verwandt, unterscheidet sich aber von diesem durch die kleinere Figur und die flacheren Gesichter. Mit wenigen Ausnahmen sind die Altajer wie auch die Dwojedaner von mittlerer Statur, wenn auch einzelne grössere Leute vorkommen, dabei sind sie meist untersetzt und breitschulterig. Der Körper macht nicht den Eindruck von grosser Kraft, er ist meist hager und sehr muskulös, was vielleicht von der schlechten Nahrung der ärmeren Classen herkommt, denn deren Körper bekommt der Reisende ausschliesslich zu sehen; weder unter den Männern noch unter Frauen kommen dicke Leute vor, ich entsinne mich nicht eines einzigen Individuums, dessen Körperfülle meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Die Gliedmassen sind mehr zart angelegt, Hände und Füsse klein. Die Beine sind meistens krumm, was gewiss eine Folge des frühen und beständigen Reitens ist. Ihr Gang ist wie bei allen Reitervölkern schwerfällig, ungeschickt und wackelig, wozu vielleicht auch die Fussbekleidung beiträgt. Den Frauen fehlt jegliche Zierlichkeit und der sonst dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche elastische Gang. Die Frauen sind zwar kleiner als die Männer, sie erscheinen aber viel kräftiger, woran gewiss der Umstand schuld ist, dass sie fortwährend arbeiten, während die Männer nichts thun. Der Gesichtstypus ist bei Männern und Frauen fast durchgängig derselbe und so stark ausgeprägt mongolisch und dem unseren fremd, dass es in der ersten Zeit dem reisenden Europäer schwer wird, die einzelnen Personen von einander zu unterscheiden. Die Gesichter sind breit und flach, die Stirne ist schmal und nach hinten gedrückt, die äusseren Augenwinkel etwas nach oben gebogen, die Augen klein, die Augenbrauen meist schmal, die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist eingedrückt und viel zu klein für das Gesicht, der Mund gross mit dicken Lippen, er weist stets zwei Reihen starker, blendend weisser Zähne auf. Schlechte Zähne findet man nur bei ganz alten Leuten. Das Kinn ist meist spitz, der Bartwuchs ist sehr spärlich, selbst auf der Oberlippe; selten trifft man Männer mit einem einigermassen dichten Kinn- und Backenbarte. Die Gesichtsfarbe ist dunkel, was aber natürlich zum Theil durch die Lebensweise in den Jurten und an der Luft veranlasst ist. Haare und Augenbrauen sind tiefschwarz, sehr hart und

17*

struppig, zum Theil mag dies auch vom Rasiren des Kopfes herkommen, da ja die Männer den grössten Theil desselben scheeren und nur auf dem Scheitel einen runden Fleck mit Haaren tragen, die sie zu einem dünnen Zopfe flechten.

Die Kleidung der Altajer ist sehr einförmig und weicht etwas von der der Tschuja-Leute ab, wovon bei diesen letzteren die Nähe der Mongolei, die frühere Verbindung mit China und die grössere Wohlhabenheit die Ursache sind.

Bei den Bewohnern des eigentlichen Altai ist die Unterkleidung bei Männern, Weibern und Kindern vollkommen dieselbe. Sie besteht aus einem kurzen, etwas über den Gürtel reichenden Hemde (Tschamtscha), das vorne offen ist und einen schrägen Kragen hat. Die Aermel dieses Hemdes sind lang und reichen bis zur halben Hand und sind von der Schulter bis zur Hand von gleichmässiger Weite. Der schmale Kragen wird nie zugeknöpft, sondern das Hemd wird durch den Gürtel zusammengehalten. Bei den Altajern ist das Hemd stets aus blauer russischer Daba gefertigt, bei den Dwojedanern aber aus chinesischer Daba und manchmal auch von anderer Farbe (lila oder braun). Sie tragen sehr weite, aber nur etwas über's Knie reichende Hosen, die gewöhnlich auch aus blauer Daba gefertigt sind. Diese sind ganz gerade gearbeitet, nur mit breiten Keilen zwischen den Beinen und an ihrem oberen Ende befindet sich eine breite Schnur, auf welche die Hosen aufgezogen werden. Die Schnur wird vorne zugebunden und hängt bis zum Knie herab. Das eine Ende derselben wird länger getragen als das andere. Der untere Rand des Hemdes wird nicht etwa mit der Hosenschnur festgebunden, sondern hängt frei über dieselbe herab. Viele Altajer tragen diese Hosen aus gegerbtem, sehr weichem Rehleder, andere aus grober, grauer Bauernleinwand. Die Fussbekleidung besteht aus bis an die Knie reichenden Stiefeln (ötük), die für den Sommer aus gegerbtem Schafleder ohne Hacken, für den Winter aus ungegerbtem Felle, mit den Haaren nach aussen, bestehen. Die Schafte der Fellstiefel sind meist aus Rehfellfüssen zuammengenäht. Der Fuss selbst steckt in Filzstrümpfen (uk), die etwa zwei Zoll über den Stiefelschaft herausragen. Zwischen Stiefelschaft und Strumpf des rechten Fusses wird der Tabaksbeutel und die Pfeife getragen, deren Rohr meist aus dem Stiefel hervorsieht. Aermere Leute tragen im Sommer Stiefelschäfte aus grober Leinwand, die sie über den Waden mit einer Schnur

festbinden. Im Winter wird bei grosser Kälte feines, weiches Schuhheu (ojongot) um die Füsse gewickelt, das den ganzen leeren Raum zwischen Strumpf und Stiefel ausfüllt. In diesem Heu soll sich der Fuss auch bei der grössten Kälte stets warm fühlen. Die Hosen werden stets in den Stiefeln oder in den Strümpfen getragen.

Kinder unter zehn Jahren, Knaben und Mädchen, laufen im Sommer überall ganz nackt umher, selten findet man, dass ein kleines Kind Unterkleidung und Stiefel besitzt, trägt es aber dieselben, so sind sie ganz nach dem Schnitte Erwachsener gefertigt. Solche Kleidung findet sich gewöhnlich nur in einem Hause, wo ein reicher Mann nur einen Sohn oder eine Tochter besitzt, oder wenn alte Leute noch spät einen Sohn bekommen, d. h. bei sogenannten verzärtelten Kindern (ärkä-pala).

Die Männer tragen über dem Hemde gewöhnlich noch eine Jacke (Tschäjimäk) mit kurzen, bis zu den Ellbogen reichenden, nicht sehr weiten Aermeln. Diese Jacke ist wohl 2 bis 3 Werschok länger als das Hemd und ist bei den Altajern gewöhnlich auch aus dunklem Nanking (bös) genäht, bei den Dwojedanern meist aus lila oder braunem, chinesischem Nanking. Zu beiden Seiten der Jacke hängen etwa 3—3$^1/_2$ Werschok lange viereckige Taschen herab, die stets aus grellgelbem oder hellrothem Bäs (Baumwollenzeug) gefertigt sind. Der Tschäjimäk hat ebenfalls einen Shawlkragen und auf der Brust gewöhnlich einen Knopf und eine Schnüröse, er wird meist zugeknöpft getragen. Jüngere, reichere Leute tragen Tschäjimäke aus schwarzem Manchester (kiling) oder doch den Kragen am vorderen Rande mit Manchesterstreifen besetzt. Die Taschen sind stets von heller Farbe und machen, wenn man sie zum ersten Male sieht, einen überaus komischen Eindruck. Einzelne Leute tragen über dem Tschäjimäk einen langen Kaftan aus Daba oder Nanking, mit einem bunten, andersfarbigen Kragen und einer etwa zwei Zoll breiten Einfassung von derselben Farbe auf der rechten Seite und rothen Schnüren, die auf die Aermel in parallelen Streifen vom Ellbogen bis zum Ende des Aermels aufgenäht sind. Diese Kaftane sieht man seltener bei den Altajern, viel öfter bei den Dwojedanern, die sie manchmal ganz nach mongolischem Schnitte tragen. An der Tschuja sind die Kaftane meist roth oder rothbraun. Im Altai sieht man öfter hellblaue Kaftane, die mit schwarzem Manchester besetzt sind. Die Altajer tragen im

Sommer meist Lederröcke (Jargak) aus Füllen- oder Rehfell, mit einem Shawlkragen, so dass auf diesem das Fell nach aussen gekehrt ist. Die Lederröcke sind immer ohne Ueberzug. Im Winter (aber auch im Sommer) trägt man Pelze aus Schaf-, Reh- oder Murmelthierfellen oder seltener aus Iltisfellen. Diese Pelze sind meist mit Plüsch, Manchester, Daba oder Nanking überzogen und stets mit einem breiten Besatze versehen. Die Pelze sind ausserdem mit einem breiten Streifen von behaartem Füllenfell besetzt. Die Aermel dieser Pelze sind von der Schulter an sehr breit, beim Handgelenke aber schmal. Das Rückenstück des Pelzes ist am Schulterstücke, d. h. zwischen der hinteren Naht der Aermel, höchstens sechs Zoll breit, so dass die weiten Pelzärmel sich auf dem Rücken fast berühren. Der Pelz hat keinen Kragen, auf der Brust aber befindet sich ein mehrere Zoll breiter viereckiger Latz von bunter Leinwand, der Kragen (jaka) genannt wird. Arme Leute tragen unüberzogene Schaf- oder Rehpelze oder Röcke aus weissem Woilok (Filz). Ueber dem Pelze trägt der Altajer entweder einen breiten Ledergurt mit einer Tasche für Patronen und ein Kugelbeutelchen, dem Feuerstahl und dem Messer, oder einen Gürtel aus Zeug mit Feuerstahl und Messer. Der Feuerstahl wird auf dem Rücken getragen und zwar ist er an einem Riemen und Knopf befestigt, der zwischen den Gurt gesteckt wird, so dass er mit der rechten Hand leicht losgemacht und wieder befestigt werden kann. Das Messer trägt der Altajer an der linken Seite in einer hölzernen oder hörnernen Scheide, die durch einen Riemen am Gürtel befestigt ist.

Die weibliche Kleidung unterscheidet sich von der männlichen nur durch die Oberkleidung. Die Frauen tragen nämlich an Stelle des Tschäjimäks entweder einen Kaftan oder einen überzogenen Pelz, den letzteren ganz von dem Schnitte der Männer, aber über diesem ein leichtes Oberkleid, eine ärmellose Jacke mit einem langen Schoosse (Tschägidäk). Die Armlöcher dieses Kleidungsstückes sind so weit ausgeschnitten, dass sie ohne Beschwerde über dem weitärmeligen Pelze getragen werden können und die mächtigen Aermel des Pelzes gleichsam die weiten Armlöcher ausfüllen. Vorn reicht der Tschägidäk meist etwas über die Taille, hinten aber hängt er fast bis zu den Knöcheln herab und zwar als etwa zwei bis drei Fuss breiter Schooss, ähnlich einem Frackschoosse, nur dass er in der Mitte nicht ge-

theilt ist. Der Tschägidäk ist auch meist aus dunklem Zeuge und rings um Kragen, Saum und Aermelöffnung mit einer etwa zwei Zoll breiten, buntfarbigen (meist gelben und rothen) Einfassung versehen. Beim Reiten liegt der Schooss des Tschägidäk über dem Schwanzriemen des Pferdes. Dieser Tschägidäk wird aber nur von verheiratheten Frauen getragen und ist gleichsam das Symbol der verheiratheten Frau. Die Mädchen tragen entweder einen Kaftan oder Pelz, gehen aber auch sehr häufig im Hemde. Sie tragen stets an der linken Seite eine messingene Agraffe mit Perlenschnüren, Muschelketten und mit Metallknöpfen benähte Bänder, an denen sie Brummeisen und anderes Spielzeug oder auch ihr Nähzeug befestigen.

Die Kopfbedeckung beider Geschlechter ist vollkommen dieselbe. Sie besteht aus einer fast dreieckigen, hinten spitz zulaufenden Mütze mit stehendem Rande aus schwarzem Lammfell. Der Deckel der Mütze ist mit gelbem Zeuge überzogen und auf die Mitte ist ein ovaler, rother Lappen (tap) genäht. Am hinteren Ende der Mütze hängen zwei $1^1/_2$ Fuss lange rothe Bänder oder Zeugstreifen herunter. Die jüngeren Leute tragen die Mütze gerade, die älteren hingegen etwas auf der Seite. Die Frauen nehmen die Mütze nie ab, auch nicht vor ihren Männern; sie erscheinen selbst vor dem Richter mit bedecktem Haupte, denn es gilt für die grösste Schande, wenn die Frau ihr Scheitelhaar zeigt. Den Mädchen ist dies erlaubt.

Männer und Knaben scheeren den Kopf kahl und lassen die Haare nur auf einer Stelle des Scheitels, welche die Grösse eines Thalerstückes hat, wachsen; dieses Haar beschneiden sie aber nie, sondern tragen es in einem dünnen Zopfe (Kidjä) und an das Ende desselben binden sie einen aus Goldfäden und Schnüren oder bunter Seide geknoteten etwa $2^1/_2$ Fuss langen Zopfbehang (Püsch) mit seidener Quaste. Bei reichen Leuten ist die Schnur doppelt und mit zwei Quasten versehen, während arme Leute baumwollene Zopfbehänge haben oder selbst den Kidjä ganz ohne Behang tragen.

Frauen und Mädchen pflegen ihre Köpfe nicht zu scheeren. Die verheiratheten Frauen flechten alle Haare in zwei starke Zöpfe und lassen sie entweder vorn oder hinten herabhängen; an jeden der Zöpfe sind zwei eiserne Pflöckchen (tämir tokpok) angebunden. Der Zopf der Frau muss wenigstens bis zur Taille

reichen; ist er kürzer, so werden Haare eingeflochten, denn der Tokpok wird bei der Taille befestigt.

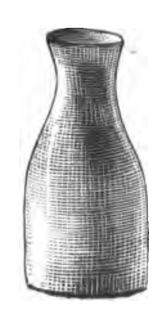
Bei den Mädchen bis zu 12 Jahren wird der Vorderkopf geschoren, die langgewachsenen Haare des Hinterkopfes hingegen werden in viele kleine Zöpfe geflochten, an welche man goldene Schnüre und Muscheln mit Perlmutterschmelz (puduk) befestigt. Die erwachsenen Mädchen lassen auch die Haare am Vorderkopfe wachsen und in der Mitte gescheitelt lose zu beiden Seiten des Gesichts herabhängen (Schanka werden die Haarsträhne genannt). Die Zöpfe des Hinterkopfes haben bei den erwachsenen Mädchen dieselben Zopfbehänge wie bei den Kindern, an den Enden derselben werden noch hölzerne Stäbchen (agatsch tokpok) befestigt. Wenn die Mädchen schnell gehen, so schlagen die Zopfbehänge gegeneinander und veranlassen ein starkes, klirrendes Geräusch. Die langen Schanka und die hölzernen Zopfbehänge sind die Zeichen des erwachsenen Mädchens. Ebenso tragen die erwachsenen Mädchen schon Ohrringe, daher wird auch das jungfräuliche Mädchen syrgalū, als „mit Ohrringen Versehene" bezeichnet, was ausserdem auch „Braut" bedeutet, gerade wie auch der russische Vater sagt: ich habe „zwei Bräute im Hause" (u menja dve njewjesty w domje, d. h. ich habe zwei erwachsene Töchter). Die Form der Ohrringe, die sowohl erwachsene Mädchen wie auch Frauen tragen, ist allgemein folgende: Ein S-förmig gebogener feiner Kupfer- oder Silberdraht wird am Ohrläppchen befestigt, an der unteren Biegung befindet sich ein Büschel Schwanenflaum und ausserdem schwere Gehänge aus Glasperlen, Knöpfen und Muscheln, die häufig wie eine Halskette beide Ohrringe verbinden. Da das Gewicht des Ohrringbehanges den Ohrzipfel zerreisst, so findet man oft bei den Frauen drei- oder viergetheilte Ohrzipfel. Um das fernere Aufreissen der Ohrzipfel zu verhindern, werden dann die Ohrringe und Fäden an der Ohrmuschel befestigt.

Männer, Frauen und Mädchen tragen in den Stiefeln, wie schon erwähnt, Tabaksbeutel und Pfeife. Der Tabaksbeutel ist flach und bildet eine kreisrunde Ledertasche mit einem konischen, etwa drei Zoll langen Ansatze. Die altajische Pfeife (altai kangsasy) ist aus Eisen geschmiedet und Pfeife und Stiel bestehen aus einem Stücke; die chinesische Pfeife (kytai oder mongul kangsasy) besteht aus einem hölzernen Stiel mit messingenem Mundstücke und ebensolchem Kopfe.

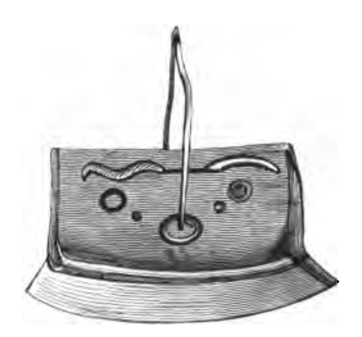
Tafel 4.



Tabaksbeutel.



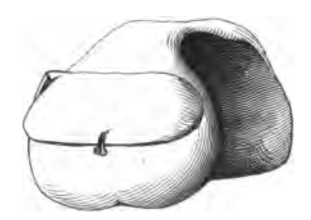
Branntweinflasche.



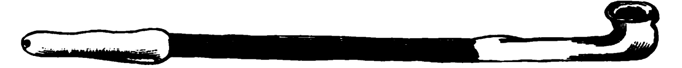
Schwammtasche mit Feuerstahl.



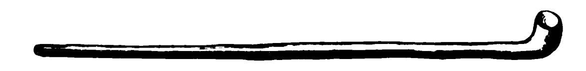
Lastsack.



Ueber den Sattel zu legender Lastsack.



Chinesische Pfeife.



Altajische Pfeife.

Dies ist im Ganzen Kleidung und Ausrüstung jedes Altajers und Dwojedaners. Die letzteren unterscheiden sich, wie gesagt, am meisten dadurch, dass sie chinesische Stoffe und Schmucksachen tragen. So sieht man an der Tschuja zumeist chinesische Messer, Tabaksbeutel, Pfeifen und Feuerstahltäschchen. (Die altajischen Feuerstähle und Schwammtaschen stimmen mit diesen fast überein, nur sind sie kleiner und unansehnlicher; bei allen ist an dem einen Stahlstreifen bildenden Feuerstahl eine lederne Tasche befestigt, in welcher der Schwamm aufbewahrt wird.) Die Pelze sind bei den Reichen mit chinesischem Seidenzeuge überzogen. Ohrringe und Fingerringe sind von chinesischer Arbeit. Wirklich kostbar gekleidet habe ich nur eine Dwojedanerin gesehen, es war die Mutter des Mangdai Saisan in der Tschuja-Steppe. Sie trug einen Fuchspelz, der mit rosafarbener, chinesischer Seide und mit grossen weissen und silbernen Blumen überzogen war. Ohrringe, Fingerringe und Gürtelbeschlag waren aus Silber gefertigt und von sehr feiner chinesischer Arbeit.

Wenn ich die Kleidung der Altajer eine im Ganzen gleichmässige genannt habe, so will ich damit keineswegs sagen, dass alle Altajer in der hier geschilderten Weise gekleidet wären, vielmehr trifft man nur sehr selten Leute, die vollständig in dieser Weise gekleidet sind. Die ganz Armen haben gewöhnlich nur Stiefel, Hose und Pelz, ja selbst die Mütze ersetzen sie durch einen um den Kopf gewickelten Lappen; aber alle haben Gürtel mit Messer und Schwammdose sowie Tabaksbeutel nebst Pfeife. Ist es ihnen im Sommer zu heiss, so lassen sie den Pelz über den Gürtel herunterhängen, so dass der ganze Oberkörper vollkommen nackt ist. So ritten die meisten unserer Führer. Das Fehlen der Mütze findet man seltener, dahingegen tragen erwachsene Mädchen stets Hemden und verheirathete Frauen stets einen Tschägidäk, wenn sich beide auch oft in einem sehr desolaten Zustande befinden und nicht im Geringsten die Blösse zu bedecken vermögen. Dass die Kinder bis zum zehnten Jahre meist nackt gehen, habe ich schon erwähnt, ich habe aber auch mehrmals Mädchen von 14 Jahren getroffen, die nur mit kurzen Hosen bekleidet waren.

Die erwähnte Gleichartigkeit der Kleidung bezieht sich nur auf die Gleichartigkeit des Schnittes und Stoffes. Im eigentlichen Altai ist Arm und Reich vollkommen in gleichwerthige Stoffe gekleidet, und sehr richtig sagt das altajische Sprichwort:

Ton itschindä är jürär any käm pilär?
Tokkum aldynda at jürär any käm pilär?
(In dem Pelze lebt ein Mensch, doch wer kennt ihn?
Unter der Satteldecke ein Pferd, doch wer kennt es?)

Kleider machen im Altai durchaus nicht Leute; derjenige, der gerade neue Kleider angeschafft hat, sieht anständig und reich aus, wer die seinigen länger getragen, hingegen arm und abgerissen. Die Altajer kennen noch gar nicht das Gefühl, dass das Kleid den Mann ziert. Natürlich wird der Reiche nicht ohne Hemd gehen und sich ein Tuch um den Kopf binden, auch wird der Reiche sein Kleid nicht so lange tragen, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt, denn das Alles ist unbequem. Da es aber im Altai nicht allzu viele Reiche giebt, so darf man wohl mit Recht sagen, dass die Altajer ihre Kleidung so lange tragen, bis sie nicht mehr tragbar ist. Da die altajischen Frauen stets im Hemd, Tschägidäk und Mütze gehen müssen, so bekommt man bei Armen oft schöne Exemplare dieser Kleidungsstücke zu Gesicht. Ich traf eine Frau, deren Hemd nur noch aus einem Kragen und dem linken Schulterstück bestand, sonst hingen ihr einzelne Fetzen wie Fransen um den Hals. Bei einer anderen existirten nur noch die Armlöchereinfassung und die Rückenstücke mit herabhängenden Fetzen vom Tschägidäk. Letztere erschien mit vollkommen nacktem Oberkörper, obgleich sie nach der Sitte regelrecht bekleidet war. Ich glaube, es wäre diesem weiblichen Exemplare vollkommen unmöglich gewesen, seine Kleidungsstücke wieder anzuziehen, wenn es sie sich einmal vom Leibe gezogen hätte. Da die Männer und Frauen ihre Unterkleider meist erst dann abziehen, wenn sie nicht mehr tragbar sind, so sind selbige von Fett durchtränkt und oft von einer Farbe, woran die ursprüngliche Färbung gar nicht mehr zu erkennen ist; sie faulen ihnen buchstäblich vom Leibe.

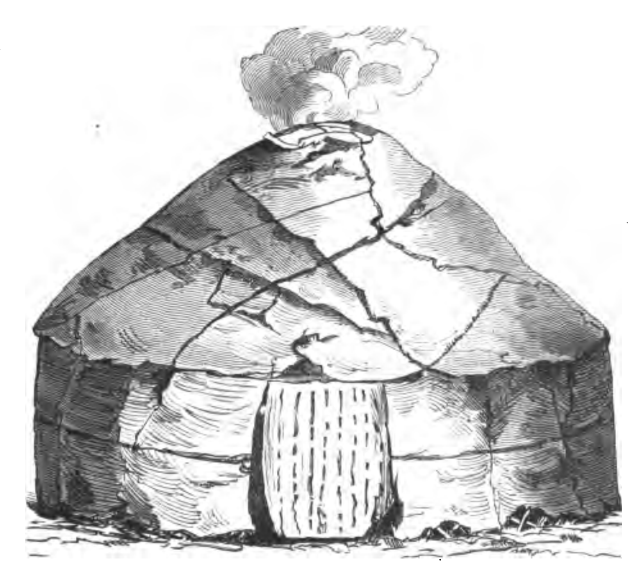
Am besten und saubersten kleiden sich noch die Mädchen und reiche, junge Frauen; bei letzteren ist dies durch die Verhältnisse bedingt, da sie bei der Verheirathung ganz neu eingekleidet werden. Auch tragen die Mädchen und jungen Frauen reichen Schmuck. Den Reichthum der Männer kann man nur am Messer, Feuerstahl nebst Schwammtasche, der Pfeife und dem Metallbeschlag des Gürtelriemens erkennen, sonst wäre es ziemlich schwer, den reichen Maklai Saisan von seinen armen Unterthanen nach der Kleidung zu unterscheiden.

Die Wohnungen der Altajer sind zum grössten Theil Filzjurten; Jurten, die mit Baumrinde belegt sind oder aus Balken gezimmerte, habe ich nur westlich von der Katunja nördlich vom Urussul-Gebiete gefunden und bei den Altajern, die östlich von der Katunja an der Maima wohnen, d. h. also hauptsächlich in der Saisanschaft des Kurtu-Saisan. Im Gebiete des Urussul, am Anui, Tscharysch und an der Schulba, ebenso wie am Koksu, der Katunja und bei allen Dwojedanern an der Tschuja, am Baschkaus und Tscholyschman sind ausschliesslich Filzjurten im Gebrauch, weil die meisten Altajer ein Nomadenleben führen, wenn auch die Natur der Gebirge und die schmalen Flussthäler keinen weiten Spielraum für das Nomadenleben gewähren.

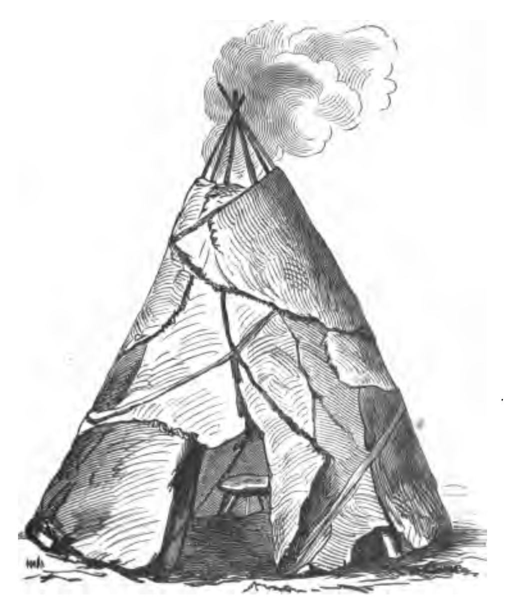
Die innere Einrichtung der Jurten ist überall im Ganzen genommen dieselbe, wenn auch in Einzelheiten Abweichungen vorkommen. Filzjurten giebt es zweierlei: 1) zuckerhutförmige, spitze Stangen-Jurten. Diese Stangen-Jurten sind den Samojeden-Zelten sehr ähnlich, sie bestehen aus 10 bis 14 Stangen von 7 bis 9 Arschin Länge, die so aufgestellt werden, dass die unteren, stärkeren Enden in der Peripherie eines Kreises zu liegen kommen, die oberen Enden sich aber in einem Punkte berühren, wobei sich natürlich einige längere Stangen an der Spitze kreuzen. Das so hergestellte Jurten-Gerippe wird nun mit Filzdecken, die mit Haarseilen festgebunden werden, so belegt, dass die höher liegenden Decken den oberen Rand der niedriger liegenden bedecken (so dass der darauffallende Regen auf der Oberfläche herabfliesst) und nur bei der Spitze des Jurten-Gerippes bleiben einige Werschok breit frei, und so bildet sich ein Rauchloch, das im Falle eines starken Regens noch besonders zugedeckt wird. Zwei der Stangen werden etwas breiter auseinander geschoben und bei ihnen etwa $1^1/_2$ Arschin von der Erde ein Querholz befestigt und dann an die eine Seite eine Decke so gelegt, dass sie leicht geöffnet werden kann; in dieser Weise wird eine Thüröffnung gebildet. Manchmal wird auch ein Holzrahmen bei der Thüröffnung eingefügt. Gewöhnlich ist bei den Stangen-Jurten der Durchmesser des Jurten-Kreises ebenso gross wie die Höhe der Jurte. Die Stangen-Jurten sind eng und dunkel und dabei nicht leicht zu transportiren, da die Stangen sehr lang und schwer sind. Aus diesem Grunde haben die Altajer, welche Stangen-Jurten besitzen, die Stangengerüste an denjenigen Stellen fertig stehen, wo sie die

Jurte aufstellen wollen, und transportiren nur die Filzdecken. Bei dem Holzreichthum des eigentlichen Altai ist diese Jurtenart die billigste und daher die einzige, die arme Altajer bewohnen. Im Gebiete der Tschuja trifft man viel weniger Stangen-Jurten. 2) Jurten mit schrägem Jurtendache und senkrechten Wänden. Diese zerfallen abermals in zwei Arten: in Jurten mit festem, unzerlegbarem Gestell und in Jurten mit transportablem Jurten-Gestell (Gitter-Jurten). Bei beiden dieser Arten bilden die Jurtenwände einen etwa $1^1/_2$ Arschin hohen Cylinder, und auf dem oberen Rande desselben ruht das kegelförmige Dach. Bei den nicht transportablen Jurten werden die Gerippe der senkrechten Jurtenwand aus in die Erde gestossenen senkrechten Stöcken gebildet, die an ihrem oberen Rande mit Querhölzern verbunden werden. An jedem der aufrechtstehenden Stäbe ist das untere Ende eines Dachstabes befestigt, die an ihrem oberen Ende wiederum zu einer Spitze zusammengefügt sind. Dann werden Dach und Wand mit Filzdecken belegt. Die Jurte wird von aussen noch in der Mitte mit einem starken Stricke umwunden und an der einen Seite eine Art Thürrahmen von der Höhe der Jurtenwand eingefügt. Als Thürdecke wird eine doppelte, gesteppte Filzdecke benutzt, die von dem Dache über den Thürrahmen herabhängt. Diese Jurten sind viel heller und geräumiger als die Stangenjurten. Das Licht dringt hier zum Theil durch die Thüre, theils durch das bedeutend grössere Rauchloch. Das Dach dieser Jurten ist viel flacher und der Durchmesser des Grundkreises beträgt 4—6 Faden. Wenn der Bewohner einer solchen Jurte umziehen will, so lässt er das Jurtengestell stehen und fertigt sich ein anderes an dem neuen Wohnsitze. Solche Jurten finden sich ebenfalls nur an baumreichen Orten, wo der Verlust eines Holzgestelles nichts zu bedeuten hat. Die zweite Art dieser Jurten, die Gitterjurten, haben fast dieselbe Construction; der einzige Unterschied ist der, dass die senkrechte Wand nicht durch in die Erde getriebene Stäbe gebildet wird, sondern durch aus dünnen Holzstäben bestehende zusammenschiebbare Holzgitter, die an den Enden mit dünnen Riemen zusammengebunden werden. Jedes solcher Gitterstücke wird *kanat* (Flügel) genannt. So giebt es vier-, fünf-, sechsflügelige Jurtenwände. Zwischen den äussersten Flügeln wird der Thürrahmen befestigt. Hier werden die Dachstangen an den oberen Enden der Jurtenstäbe befestigt und die oberen Spitzen der Dachstäbe in einen durchlöcherten

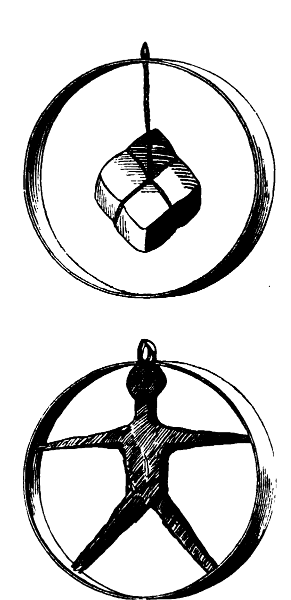
Tafel 5.



Altajische Gitter-Jurte mit Filzbekleidung.



Stangenjurte mit Filzbekleidung der Altajer.



Götzen der Altajer.

Rauchlochring gesteckt. Diese Jurtengestelle sind fester als die unzerlegbaren und können viel grösser gefertigt werden. Ausserdem ist das Rauchloch grösser und die Jurte deshalb heller. Der grösste Vortheil aber ist die Zerlegbarkeit des Gestelles und die Leichtigkeit des Aufbaues. Die meisten Jurten der reicheren Altajer und fast alle diejenigen der Dwojedaner sind dergleichen Gitter-Jurten. Die senkrechten Wände dieser Jurten werden ebenfalls von aussen mit einem starken Stricke zusammengebunden, ebenso die Filzdecken des Jurtendaches. Die Stricke, die im Altai zum Festbinden der Jurtenfilze benutzt werden, sind ausnahmslos Pferdehaarstricke.

Im Allgemeinen sind alle Filzjurten der Altajer sehr schadhaft, die Jurtenfilze sehen meist verbrannt und durchlöchert. Selbst die reichen Leute haben keine gute Filzbekleidung der Jurten. Ich habe ausser der Jurte des Mangdai Saisan an der Tschuja kein einziges sauber gearbeitetes Jurtengestell gesehen und in keiner Jurte übernachtet, die vor Regenwetter geschützt hätte. Das Jurtengestell des Mangdai Saisan war ein in der Mongolei gearbeitetes und die Decken aus vollkommen neuem Filz; auch von aussen war die Jurte mit weissen Filzdecken belegt.

Die Stangen-Jurten sind meist so schadhaft, dass sie bei starkem Regenwetter durchaus keinen Schutz vor dem Regen gewähren.

Die Rindenjurten (Alatschyk) sind ganz wie die Stangenjurten eingerichtet, nur sind sie um vieles grösser als diese. Hier ist das Jurtengestell mit einer Schicht Birkenrinde und einer Schicht dicker Baumrinde belegt und nur über dem Rauchloche eine Filzdecke. Der Thürrahmen ist hier sauber eingefügt und besser gearbeitet und mit zwei nach aussen sich öffnenden Thürflügeln versehen. Eine gute Rindenjurte ist viel praktischer und bequemer als Filzjurten, doch ist sie nicht transportabel und kann nur in waldreichen Gegenden hergestellt und unterhalten werden.

Bei den Altajern habe ich nur zwei aus Balken gezimmerte Jurten gesehen, die eine gehörte dem Kurtu Saisan, die andere seinem Bruder Korsowoi. Diese Jurten waren aus Balken ganz nach Art der russischen Holzhäuser gezimmert. Die senkrechte Jurtenwand bildete ein regelmässiges Achteck und erhob sich ungefähr bis zu Manneshöhe, das Dach war ebenfalls aahteckig und aus sich nach oben verjüngenden dünneren Querbalken gezimmert. Das Rauchloch hatte wohl $2^1/_2$ Fuss im

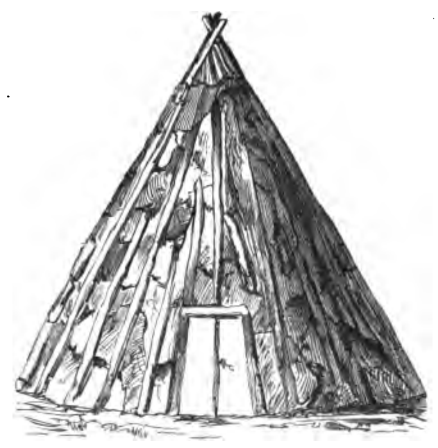
Durchmesser und war mit einem Dache versehen. Die Thüre in der Wand bewegte sich ganz wie die Thüren der russischen Häuser, in Thürangeln. Das spitze Dach war über der Balkenlage von aussen mit einer Birkenrindenschicht gedeckt.

Die Einrichtung der Jurten und die innere Vertheilung ist überall dieselbe. In der Mitte der Jurte ist die Feuerstelle, hier steht ein grosser Dreifuss und auf diesem ein Kessel. Ununterbrochen brennt hier den ganzen Tag hindurch ein Feuer. Wenn man von der Thüre aus durch den Mittelpunkt der Jurte einen Diameter zieht und gegen diesen einen zweiten senkrechten Diameter, so bilden die linken Quadranten (von der Thüre aus gerechnet) die Männerseite, während die rechten Quadranten die Frauenseite sind. Der der Thüre gegenüberliegende Quadrant der Männerseite heisst Tör und ist, wie der sogenannte vordere Winkel der russischen Isba, der Ehrenplatz für die männlichen Gäste. Der neben der Thüre liegende linke Quadrant ist für die weniger geehrten männlichen Besucher. Der hintere Quadrant der rechten Seite gehört der Familie, während der vordere rechte Quadrant die Stelle für die weiblichen Gäste ist. Erscheint ein geehrter weiblicher Gast, so wird ihm der vordere Theil der Familienstelle angewiesen. In der Familienstelle gehört die Stelle, welche dicht neben dem Ehrenplatze liegt, dem Hausherrn, neben ihm ist der Platz der Hausfrau und dann der der übrigen Familienglieder, mit Ausnahme der erwachsenen Söhne, die wohl das Recht haben, die Familienstelle zu betreten, sich aber meist auf der linken Seite bei der Thüre aufhalten. Wenn noch Gäste im Hause sind, so ordnen sich Männer wie auch Frauen so, dass die weniger geehrten immer näher an der Thüre sitzen. Arme und um Hilfe Bittende und Dienstboten nehmen stets dicht neben der Thüre Platz. Im Hintergrunde der Familienstelle, fast der Thüre gegenüber, befindet sich das Bett (orun). Es ruht auf einer Unterlage von Brettern und besteht in wohlhabenderen Häusern aus zehn bis zwölf zolldicken Filzlagen, deren äusserer Rand mit buntem Zeuge benäht ist. Auf dem Bette liegen mehrere mit Schafwolle oder Federn ausgestopfte Kissen und ein Haufen Felle, die als Bettdecken dienen. Das Bett ist meist bis 8 Fuss lang und 5 bis 6 Fuss breit; es ist so gross, dass die ganze Familie, Vater und Mutter und die unerwachsenen Kinder darauf Platz haben. Vor dem Bette hängt an einer an den Dachstangen befestigten

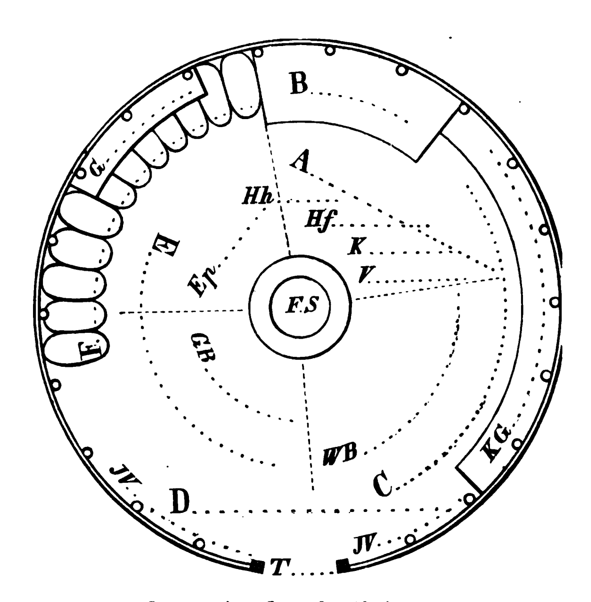
Tafel 6.



Gezimmerte Jurte des Kurtu Saisan.



Alatschyk: Jurte mit Baumrindenstücken belegt.



Inneres einer Jurte der Altajer.

A Platz für die Familie. **B** Bett. **C** Weiberseite. **D** Platz für Arme und Dienstleute. **E** Männerseite. ***Ep*** Ehrenplatz. **F** Ledersäcke mit der Habe. ***FS*** Feuerstelle. ***G*** Götterstelle. ***GB*** Gewöhnliche männliche Besucher. ***Hh*** Hausherr. ***Hf*** Hausfrau. ***JV*** Jungvieh. ***K*** Kinder. ***KG*** Küchengeräthe. ***T*** Thür. ***V*** Verwandte. ***WB*** Weibliche Besucher.



horizontal ausgespannten Schnur ein ursprünglich heller, aber meist von Schmutz und Rauch dunkel gefärbter Vorhang, der den ganzen Tag über aufgehoben ist. An der Seite links vom Bette bis zur Thüre sind an der äusseren Jurtenwand eine oder zwei Reihen Ledersäcke und allerlei Kasten aufgestellt, welche die Reichthümer des Hauses enthalten. Diese Säcke sind der Stolz des Hauses und ihre Zahl ist in den Augen der Altajer das beste Zeugniss des Reichthums. Vom Bette aus links, ungefähr 8 Fuss weit, sind der Fussboden und die Säcke mit Teppichen belegt. Oberhalb dieser Teppiche sind an den Dachstäben Götzenbilder aufgehängt: 2 Zoll breite, runde Holzreifen, mit einer in der Mitte mit ausgespreizten Beinen und Händen stehenden Figur; ferner in Filz eingewickelte Hasenfelle, die mit einer Schnur über Kreuz gebunden und an einem Ende derselben aufgehängt sind. Dann hängen an einer horizontal ausgespannten Schnur neun bunte Bänder oder Lappen herab, von denen der mittelste in Form eines Menschen oder Thieres ausgeschnitten ist. Diese Lappen heissen Somo. Alle diese Götzen werden im Allgemeinen vom Volke Kudai (Gott) genannt und ich glaube nicht, dass sich die Altajer viel darum kümmern, was da für Gottheiten hängen. Sie werden meist von Schamanen oder anderen kundigen Leuten gefertigt und aufgehängt und sollen dem Hause Glück bringen und vor den bösen Mächten der Finsterniss schützen. Ich habe nirgends etwas Genaueres über diese Götzen erfahren können; der Wirth spricht nie von denselben und meine Begleiter nannten sie schlechthin Kudai, oder sie sagten, es sei der höchste Gott Ülgön oder die Gottheit der Finsterniss, Erlik, Schaitan, oder sie bezeichneten sie als Jersu, Kyrgys Kan, Altaidyng atasy (der Vater des Altai), Jasyk Kan und andere Götter. Ueber die Bedeutung der Hasenfelle habe ich ebenfalls nichts Näheres erfahren können. Bei Gelegenheit der Götzen will ich erwähnen, dass auch vor vielen Jurten zwei Stangen aufgestellt sind, zwischen denen eine Schnur ausgespannt ist, an der viele bunte Lappen herabhängen. Auch diese Schnur wird Somo genannt. So viel ich zu erfahren vermochte, bedeuten die Lappen des Somo die neun Vorfahren oder die Schutzgeister der Jurten. Ich habe niemals gesehen, dass ein Altajer bei der Götterstelle irgend eine Ehrfurchtsbezeugung dargebracht hätte. Nur von meinem Lehrer Jakob sah ich, dass, als wir in der Jurte des Kurtu Saisan angelangt waren, dieser alle von mir

in Barnaul erhaltenen Geschenke auf dem Teppich der Götterstelle ausbreitete und sie gleichsam den Göttern weihte, indem er sie dort einen ganzen Tag liegen liess, gewiss deshalb, damit sein Reichthum nicht den Neid der Götter errege.

Da die Altajer alle ihre Habe nur auf Pferden transportiren, so müssen sie ihren Reichthum in Packsäcken (Artschpak) halten. Diese Säcke sind eine Arschin hoch, haben einen viereckigen Boden und sind aus hartem Leder gefertigt. An diese harten Lederwände des Sackes ist oben ein Streifen weiches, gegerbtes Rehleder genäht, das mit einer Schnur zugebunden wird. An den beiden Schmalseiten des Sackes befinden sich Riemenösen, durch die, bei Belastung des Pferdes, ein Querstrick gezogen wird. Die Säcke sind in den Jurten mit den Schmalseiten nach vorne aufgestellt. Ich habe in einigen Jurten mehr als 40 solcher Säcke gesehen. Der Inhalt der Säcke ist: Kleider, Zeuge, Teppiche, Decken, Filzstücke, allerlei Zierrat, Pelze, Fellwerk, Ziegelthee, Pferdezäume, Riemen, Stricke etc. Alle diese Habe steht also hier gleichsam unter dem Schutze der Gottheit, die sie vor Schaden behüten soll. Weiter nach vorne sind auf der Männerseite am Jurtendache alle diejenigen Utensilien befestigt, die ausschliesslich den Männern angehören. Dies sind: die Flinten, Patronentaschen, Zäume, Riemen, Reitzeug, Sättel, Packsättel, Peitschen etc. An der Jurtenwand rechts vom Bette befinden sich alle Geräthe, mit denen ausschliesslich die Frauen zu thun haben: das Reitzeug der Frauen und dann weiter nach vorne alle Wirthschafts- und Küchengeräthe: Kessel, Kannen, Holzschüsseln, Birkenbauden, Mahlsteine, flache Kasten aus Birkenrinde, Stäbe zum Umrühren, Melkeimer, Branntwein-Brennapparate, Lederflaschen für den Branntwein (taschūr) und grosse Ledersäcke und Schläuche zum Aufbewahren der Milch, des Airan und des Kumys. Vor dem Bette am Feuer steht gewöhnlich noch die Wiege, ein länglicher Kasten aus Birkenrinde mit zwei kurzen Füssen an der einen Seite. Will man das Kind wiegen, so werden die beiden Füsse an einer von der Jurte herabhängenden Strickschlinge so befestigt, dass das befestigte Ende etwa 4 Zoll über der Erde schwebt, das andere fusslose Ende aber mit dem Rande auf der Erde ruht. Dann schiebt die Mutter das schwebende Ende der Wiege immer hin und her; die Wiege hat den Vortheil, dass das Kind stets in geneigter Lage liegt und die Wiegenbewegung eine sehr sanfte ist.

Rund um das Feuer liegen auf der Erde 4—6 Thierhäute mit den Haaren nach oben, gewöhnlich Kalb- oder Schaffelle, die den Anwesenden als Sitzunterlage dienen. Weil schon lange gebraucht, so sind dieselben fast völlig abgerieben und starren ausserdem von Schmutz und Fett, da jeder auf ihnen Sitzende, nachdem er mit den Fingern gegessen hat, diese Fellunterlagen als Serviette zum Reinigen der Hände benutzt. Ueberhaupt werden die meisten Speiseabfälle auf die Erde geworfen; in Folge dessen ist der Boden der Jurte sehr schmutzig. Ein Glück ist es, dass die hungrigen Hunde das Reinigen der Jurte von Speiseüberresten übernehmen. Erscheint ein Ehrengast, so wird sogleich für ihn am Ehrenplatze eine neue Filzdecke oder in reicheren Jurten ein Teppich ausgebreitet.

Um das Bild der Jurte zu vervollständigen, füge ich hinzu, dass das Dach und die Dachstäbe vom Rauche geschwärzt sind, dass der ganze Raum stets von Rauch erfüllt ist und dass in Folge der Käse- und Milchbereitung stets ein etwas säuerlicher Geruch herrscht, dass ferner bei der Jurtenthüre mehrere Lämmer, junge Ziegen oder Kälber am Wandgitter angebunden sind, die von Zeit zu Zeit ihr klägliches Geschrei ausstossen, und endlich dass in der Jurte noch dazu das geschäftige Treiben des Haushaltes herrscht.

Als ich in die erste altajische Jurte trat (es war die grosse gezimmerte Jurte Kurtu Saisan's) vergingen mir fast die Sinne; ein undurchdringlicher Rauch erfüllte den ganzen Raum, so dass sich meine Augen vor Schmerz unwillkürlich schlossen. Erst nach einigen Minuten kam ich wieder zu mir und vormochte mit Mühe so viel zu erkennen, dass ein menschliches Wesen auf uns zutrat und uns nach einem Platze, dicht bei dem Feuer führte, das in der Mitte flackerte. Erst allmählich gewöhnten sich meine Augen an den Rauch und konnten dann das Innere der Jurte unterscheiden. Wir selbst nahmen auf einem Teppich von weissem Woilok Platz, ausser uns sassen noch etwa zwanzig Menschen auf die Erde gekauert. Links von uns sass auf an der Erde ausgebreiteten Fellen die Saisanin mit ihren drei Kindern. Sie trug einen Pelz von weissem Lammfell, der mit schwarzem Seidenzeug überzogen war, und hatte auf dem Kopfe die spitze altajische Mütze; uns gegenüber kauerten noch vier Frauen, alle mit bedecktem Haupte. Uns zur Rechten sassen Jakob und unsere Bedienung, denen als Gäste ebenfalls Felle als Sitzunter-

lage angewiesen waren, und an der Thüre auf blanker Erde unsere Führer und die Leute des Saisans. — Nach dem Abendbrote wurde uns ein Lager von weichen Lammfellen hergerichtet, und wir begaben uns zur Ruhe. Die ganze Gesellschaft schlief auf blanker Erde, selbst die Saisanin bestieg uns zu Ehren ihr Bett nicht. Die Altajer zogen ihre Oberkleider aus, breiteten sie als Unterlage auseinander und bedeckten sich mit ihren Pelzen. — Die erste Nacht, welche ich in einer Jurte verbrachte, war durchaus nicht angenehm, denn nachdem das Feuer erloschen war, wurde es so kalt, dass ich stundenlang nicht schlafen konnte. Ausserdem verursachten mir der Dunst und Rauch so heftige Kopfschmerzen, dass ich am Morgen beim Aufstehen wie ein Betrunkener taumelte; dabei schmerzten mir vom harten Lager meine Glieder.

Das war der erste Eindruck des Jurtenlebens, den ich noch dazu in einer reichen und der einzigen gezimmerten Jurte und ausserdem im Sommer gewann.

Nun der Eindruck, den ich von der Jurte eines Armen empfing. — Wir traten in die kleine Stangenjurte, in der kaum fünf Menschen am Feuer Platz hatten. Die Jurtenfilzdecken waren überall durchlöchert und ringsum hingen die Fetzen herab. Kessel, Dreifuss, ein paar Holzschalen, eine Birkenbaude und einige Säcke aus grober Leinwand bildeten das einzige Mobiliar der Jurte. Jenseits des Feuers lag ein Haufen Heu und auf diesem ein alter, kranker Mann, der von seiner Tochter, einem etwa 15jährigen Mädchen, gepflegt wurde. Der Alte war fast ganz nackt, nur in eine zerrissene Filzdecke gewickelt; um sein Lager wärmer zu machen, hatte ihm die Tochter eine Lage Heu über die Füsse gebreitet. Man erzählte mir, der Mann besässe nur eine Kuh und zwei Schafe und die Tochter wäre das einzige Wesen, das sich um den Vater bekümmern könne. Die Tochter trug blos Hose und einen zerrissenen Schafpelz. Diese furchtbare Armuth machte einen wahrhaft erschütternden Eindruck.

Längere Zeit sich in einer Kalmückenjurte aufzuhalten, ist eine wahre Qual. Der Rauch des stets glimmenden Feuers beizt die Augen und trocknet die Kehle aus, so dass sich bald Hals- und Augenschmerzen einstellen. Dazu kommt noch der Brenzelgeruch angebrannter Speisen. In der Jurte der Tschuja-Leute ist es leichter, sich längere Zeit aufzuhalten, da man hier weniger vom Rauche zu leiden hat; man muss sich aber hier erst

an den penetranten Geruch des brennenden, trockenen Mistes gewöhnt haben, welcher in der ersten Zeit Uebelkeit und selbst Erbrechen hervorruft.

Wie es die Altajer im Winter in ihren Jurten aushalten können, ist mir vollkommen unverständlich, denn man leidet hier schon im Sommer genug von kalten Tagen. Wind und Regen dringen in jede Jurte ein und ist der Regen stark, so tröpfelt es an allen Orten durch, so dass die in der Jurte Sitzenden eine Filzdecke über den Kopf und den Rücken ausbreiten müssen.

Im Winter sollen die Jurten mit doppelten Filzdecken bedeckt und ausserdem noch rings um die senkrechte Jurtenwand Schnee aufgeschüttet werden; trotzdem muss es bei der grimmigen Kälte des altajischen Winters unmöglich sein, ohne dicke Pelze alsdann in solchen Wohnungen auszuhalten. Die Rinden-Jurten sollen im Winter durch eine Erd- und Schneeschicht, die man bis zur Hälfte der Wand aufschüttet, viel mehr gegen die Einwirkung des Wetters geschützt sein als Filzjurten.

In den prächtigen Thälern des Altai, wo an den Ufern der klaren Bergflüsse sich überall üppige Wiesenteppiche ausbreiten, und auf den Bergterrassen, wo zwischen schroffen Felswänden oft stundenlang sich weite Grasplätze hinziehen, sieht man an vielen Orten kleine Jurtenhäufchen, Aule, die je aus zwei bis vier Jurten bestehen, zerstreut liegen. Das auf den Wiesen und an den grasbewachsenen Bergwänden in einzelnen Heerden zerstreut weidende Vieh kündigt uns stets die Nähe solcher Jurten an. Der Altai ist ein wahres Eldorado für die Viehzüchter, daher ist auch die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Altai-Bewohner. Das kurze Gras der Altai-Berge soll ein besonders kräftiges Futter für Pferde und Hornvieh sein, während an den Felsgeländen auch Schafe und Ziegen vortreffliche Weidestellen finden. Die Verhältnisse bringen es mit sich, dass die Altajer viel mehr Pferde und Rinder halten als Schafe und Ziegen. Vortheilhaft für die Viehzucht ist noch ausserdem, dass der ganze Altai frei von allen dem Vieh schädlichen Insecten ist und dass überdies im Winter die Bergwiesen vollkommen schneefrei sind, so dass die Heerden auch dann sich selber das Futter suchen können. Dabei bedarf das Vieh in den von hohen Bergriesen umgebenen Weideplätzen fast durchweg keiner Hütung. Wenn ich in Folgendem ein Bild der altajischen Viehzucht zu entwerfen versuche, so kann ich dies nicht besser thun, als indem ich mich

fast genau an die Schilderungen meines Begleiters im Jahre 1870, des Veterinärs Kalning, halte, der den Gegenstand mit vieler Sachkenntniss beobachtet hat.

Das altajische Pferd und seine Zucht. Das altajische Pferd bildet eine eigene Race, die aber nur selten ganz rein vorkommt, weil sie sich zum grössten Theil mit den Pferderacen der benachbarten Russen, Kirgisen und Mongolen vermischt hat. Ueberhaupt hat in letzter Zeit der Viehreichthum bedeutend abgenommen. Pferde reiner altajischer Race fanden wir noch in weniger zugänglichen Gegenden. Das altajische Pferd hat einen schönen, geraden und trockenen Kopf, grosse Augen, tiefe Kinnkettengrube, breiten Kehlgang und gut angesetzte, lebhaft spielende Ohren. Der trockene, muskulöse und mit einer tiefen Drosselrinne versehene und zu der Länge des Pferdes verhältnissmässig kurze Hals geht stark abgegrenzt in die breite Brust über. Der Widerrist ist nicht sonderlich hoch und verläuft allmählich in den Rücken. Die Schultern sind etwas schräg, die Oberschenkel stark und muskulös, die Knie breit, aber das Fesselbein steil und kurz. Die Hufe sind klein und steil, besitzen grosse Festigkeit und ausser dem grossen Strahl haben sie normale Form. Der lange und scharfe Rücken geht in eine gerade Kruppe über. Der Brustkasten ist recht weit und tief. Der Bauch läuft nach hinten mehr schmal zu und erinnert an die Form des Hirschleibes. Der mit der sogenannten arabischen Frisur versehene Schweif ist hoch angesetzt und wird bei der Bewegung des Thieres hoch getragen. Die Haare des Schweifes sind ziemlich fein. Der Oberschenkel ist breit und muskulös, ebenso sind die Sprunggelenke breit und zeigen viel Kraft. Dabei sind die Sprunghöcker meist nach innen gekehrt und nahe aneinandergestellt, woher die Füsse eine Tanzmeisterstellung annehmen. Die Haut ist fein und elastisch, die Haare sind kurz und haben einen schimmernden Glanz. Die äusseren Blutgefässe treten überall deutlich hervor. Die Lippen und die äusseren Geschlechtstheile sind unbehaart. Die Höhe des Pferdes beträgt durchschnittlich 1 Arschin 13½ Werschok und die Länge 2 Arschin und ½ Werschok.

Die meisten Pferde sind von heller Farbe und unter ihnen giebt es sehr viele weisse. Rappen gehören zu den grössten Seltenheiten. Der Gang der Pferde ist ein schleichender. Passgänger kommen selten vor.

Ausser der schönen Körperform zeichnet sich das altajische Pferd durch Schnelligkeit und Klugheit aus; obgleich es das ganze Jahr hindurch kein anderes Futter als Gras erhält, welches es gezwungen ist, sich selber zu suchen, so ist es dennoch sehr ausdauernd. Es beweist wohl die Schnelligkeit der altajischen Pferde, dass während unserer Reise ein Altajer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang von der Tschuja-Steppe bis zum Uebergang über die Katunja (Kür-ketschü) ritt, eine Strecke, die über 180 Werst beträgt. Glänzend ist diese Leistung, wenn man die Schwierigkeiten dieses Weges in Betracht zieht (den ich in Capitel II ziemlich genau geschildert habe). Bunge hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Fast ist es sicherer, sich auf den schwierigen Stellen dem kalmückischen Pferde anzuvertrauen, als den Weg zu Fusse zurückzulegen; denn mit bewundernswerther Vorsicht und daher mit grosser Sicherheit berechnen diese klugen und auf solche Wege geübte Thiere ihre Sprünge, wobei sie oft die Hinterfüsse mit den Vorderfüssen zusammenstellen müssen, um sich auf den engen Felsenflächen halten zu können. Die Anstrengung der Pferde ist bei dem Uebergange über schwierige Felspartieen ausserordentlich gross, am grössten aber für Packpferde, denn nur der Reiter vermag es, durch angemessene Bewegung das Gleichgewicht zu erhalten und dadurch dem Pferde die Schwierigkeit zu erleichtern.“ Als wir beim Ak Bom absteigen wollten, rief unser Begleiter Bitä uns zu: „Bleib nur sitzen, das Pferd hat vier Beine und du nur zwei; wenn's dir schwindlig wird, so sieh auf die Ohren des Pferdes“. Ja, man kann sich auf diese Pferde verlassen. Das wildeste Pferd wird auf steilen Abhängen zahm wie ein Lamm. Sogar der betrunkene Reiter kann sich ruhig seinem Pferde anvertrauen; das habe ich mehrmals beobachtet. Ein mich am Kengi besuchender reicher Altajer war so betrunken, dass er nicht stehen konnte, da führte man sein Pferd heran; zwei Menschen hoben ihn in den Sattel und steckten seine Füsse in die Steigbügel, dann gab man dem Pferde einen Schlag und es lief mit dem Betrunkenen, der nach beiden Seiten hin und her schwankte und jeden Augenblick herunterzustürzen drohte, nach Hause; nach einiger Zeit sahen wir ihn mit dem Pferde auf der Höhe des Bergpfades erscheinen, der Reiter schwankte noch immer, aber das Pferd kletterte vorsichtig an dem Gestein entlang. Dieser Betrunkene kam, wie ich am andern Tage erfuhr, ohne Unfall bei

stockfinsterer Nacht nach Hause. Man erzählte mir sogar, dass ein betrunkener Reiter vom Pferde gestürzt sei, dass jedoch sein Pferd an seiner Seite stehen geblieben war, bis der am Boden Liegende sein Räuschchen ausgeschlafen hatte und es wieder besteigen konnte.

Die Pferdeheerden (bir-ür-jylky) bestehen aus 20 bis 60 Stück, darunter 8 bis 25 Stuten (biä), 5 bis 10 Wallachen (at), 5 bis 15 einjährige Füllen (kulun), 2 bis 8 zweijährige (jabaga), 2 bis 6 dreijährige (kunan) und einem Hengste (aigyr). Solche Pferdeheerden gehen weidend miteinander und vermischen sich nicht mit benachbarten Heerden.

Der Hengst ist der Herrscher und Beschützer der Heerde; wird diese von Raubthieren überfallen, so übernimmt er die Vertheidigung. Die Stuten stellen sich in einem Kreise auf, die Köpfe zur Mitte und die Hintertheile nach der Aussenseite des Kreises gewandt, mitten darin stehen die Füllen. Der Hengst bleibt ausserhalb des Kreises und übernimmt den Kampf mit dem Angreifer. Den Wolf soll er stets besiegen, nicht selten sogar sollen tüchtige Hengste den Bären vertreiben. Der Hengst kennt alle Glieder seiner Heerde und sobald eines derselben die Heerde verlässt, so treibt er es selbst zurück. Die Kalmücken erzählen auch, der Hengst dulde keine Untreue seiner Stuten; er soll Stuten, die andere Hengste wiederholt aufsuchen, durch Schlagen und Beissen ganz aus der Heerde vertreiben. Der Hengst verträgt sich mit seiner Heerde gut, auch hat er die Füllen gern; sind aber die jungen Stuten erwachsen und drängen sich an ihn, so vertreibt er sie durch Beissen aus der Heerde, ebenso weichen die Söhne den Liebkosungen ihrer Mütter aus. Wenn der alte Hengst die jungen Hengste aus der Heerde vertreibt, so bleiben sie in der Nähe und grasen allein für sich. Die jungen Stuten hingegen fliehen (joshyp-jat) und wenden sich stets nach Norden oder Osten, nie nach Süden oder Westen. Sie setzen dabei ihre Flucht möglichst in einer geraden Linie fort (weder Berge noch Flüsse sind ihnen dabei ein Hinderniss), bis sie auf eine Heerde stossen, der sie sich zugesellen. Der Besitzer muss daher stets aufpassen, dass er die fliehenden Stuten noch rechtzeitig einfängt und sie selber zu einer anderen Heerde bringt.

Die glückliche Lage der Flussthäler erlaubt den Altajern, ihre Pferdeheerden sich vollkommen selbst zu überlassen; man beschränkt sich darauf, die Pferde am Abend näher zu den Jur-

ten zu treiben. Bei den Jurten angebunden hält man nur die Stuten, die gerade gemolken werden, die Füllen derselben und ausserdem einige Reitpferde, von denen ein Theil gesattelt bei der Jurte angepflöckt ist, ein anderer gekoppelt in der Nähe grast. Es ist durchaus nicht gefährlich, die Pferde ohne Aufsicht weiden zu lassen, denn Pferdediebstahl ist bei den Altajern ein unerhörtes Verbrechen. Er kommt höchstens südlich an der oberen Katunja vor, wo manchmal Kirgisen Streifzüge zum Pferderaube nach Norden von der Buchtarma aus unternehmen. Russische Pferdediebe und Zigeuner wagen sich nicht in den Altai, denn die Altajer würden sehr kurzen Prozess mit ihnen machen. Die Sojonen aber trennt vom Altai ein zu bedeutender, unbewohnter Landstrich. Gehütet werden die Pferde nur in der Tschujasteppe, wo die Türbät manchmal Raubzüge unternehmen.

Um ihre Pferde stets wiederzuerkennen, versehen die einzelnen Geschlechter dieselben mit Eigenthumszeichen (Tamga), die den Pferden auf dem Hinterschenkel eingebrannt werden. Ich habe 12 solcher Eigenthumszeichen gesehen:

1. Toskur (Trog aus Birkenrinde).
2. Ja (Bogen).
3. Tschorgo (Röhre bei der Destillation).
4. Suluk (Trensegebiss).
5. Tegerek (Ringe).
6. Ai (Mond).
7. Eshik (Thür).
8. Sarkai (Kreuz).
9. Tashūr (Branntweinflasche aus Leder).
10. Tekke (Bock).
11. Jyrakai (?).
12. Kuldsha (?).

Uebrigens bedienen sich blos reiche Leute dieser Eigenthumszeichen, da die Armen ihre wenigen Pferde ohne dieselben kennen. Die Eigenthumszeichen sind ganz ausreichend, weil Altajer sehr selten Pferde durch Kauf erwerben oder veräussern,

und geschieht dieses Letztere, so verkauft man sie nur an russische Kaufleute.

Die bei den Jurten gehaltenen Stuten werden mit langen Stricken festgebunden. Die neugeborenen Füllen bleiben einige Tage bei ihnen, dann legt man ihnen einen aus Wolle oder Pferdehaaren gefertigten Zaum an und bindet sie mit einem ganz kurzen Stricke an einer zwischen zwei eingeschlagenen Stöcken ausgespannten Leine (jälä) so an, dass die Füllen sich gegenseitig nicht beschädigen können. Hier stehen die Füllen den ganzen Tag und können nur dann zu den Müttern gehen und grasen, wenn man diese fast ausgemolken hat.

Die bei den Jurten gehaltenen Reitpferde werden gekoppelt (tushap-jat). Die dazu verwendeten Koppeln (tushak) sind aus Wolle verfertigte, etwa $2^1/_2$ Fuss lange Stricke, bei welchen sich an einem Ende eine Schlinge, am anderen ein Knoten befindet. Dieser Strick wird in der Mitte gefasst, um einen Fuss gelegt, dann einige Male um sich selbst gewunden, worauf man die Enden um den anderen Fuss legt und den Knoten in die Schlinge steckt. Eine andere Koppel ist die für drei Füsse (kishän). Sie besteht aus einem breiten, roh gegerbten Lederriemen, an dessen beiden Enden sich eine Schlinge befindet, ungefähr einen halben Fuss von der einen Schlinge ist an ein und derselben Seite des Riemens eine Klammer angelegt. Beide Enden werden nun um den einen und den anderen Fuss gelegt, worauf man die Klammern in die Schlinge steckt. In der Mitte des Koppelstrickes ist noch ein anderer Riemen oder ein wollener Strick befestigt, mit dem noch der eine Hinterfuss festgezogen wird. Diese Koppelstricke haben den Vortheil, dass die Füsse nicht gequetscht werden oder keiner Reibung ausgesetzt sind, daher sieht man auch bei den altajischen Pferden keine von Koppelstricken verursachten Schäden. Das Einfangen der Pferde aus der Tabune ist keine leichte Sache. Recht anschaulich schildert uns Bunge diesen Act: „Um uns die nöthigen Pferde zu verschaffen, trieben die Kalmücken der benachbarten Jurten eine grosse Tabune von einigen hundert Pferden auf eine weite Ebene und umringten sie, ausgerüstet mit grossen Schlingen (tschalma), welche aus Stricken von Pferdehaaren gemacht waren. Es waren ihrer fünf Mann. Das lange Seil, mehrmals zusammengenommen, trugen sie am Arme und ritten nun rund umher, um die Pferde auszusuchen. Die letzteren scheinen in solchen Fällen die Absicht

zu ahnen (was selbstverständlich, da ja meist dieselben Gebrauchspferde eingefangen werden) und entziehen sich mit vieler List den spähenden Reitern. Sie drängen sich dicht zusammen, weichen plötzlich nach zwei oder drei verschiedenen Seiten auseinander und rennen im gestreckten Galopp, laut wiehernd, davon. Allein jedesmal werden sie von den sie überholenden Kalmücken zurückgetrieben und das bestimmte Pferd entgeht seinem Schicksale nicht. Schnell und sicher wirft der Kalmücke, wenn er den Gegenstand seines Bestrebens scharf in's Auge gefasst hat, im wildesten Galopp die Schlinge um den Hals des Pferdes, folgt dann eine Strecke, den Strick erst allmählich fester ziehend, wirft sich dann aus dem Sattel und lässt sich eine Zeit lang auf der Erde fortschleifen, bis das durch die Schlinge gedrängte Thier, der Uebermacht weichend, in immer kleineren Kreisen an dem immer mehr erschlaffenden Seile umherrennt und endlich ermüdet stehen bleibt. — Doch wird freilich auch manche Schlinge vergebens geworfen. Das wilde Rufen der Kalmücken, das Wiehern der Pferde und ihr lautes Getrampel erregen das Echo der Berge. Die Aufmerksamkeit wird durch dieses Schauspiel sehr gefesselt, man ist in einer fortwährenden Spannung und nimmt bald die Partei des schönen, muthigen Pferdes, das den Verfolgungen mehrmals so listig entging, bald erfreut man sich des trefflich berechneten Wurfes der Schlinge von der geübten Hand eines kühnen Reiters."

Ueber das Aufwachsen der Pferde ist im Allgemeinen Folgendes zu erwähnen: Ist der Winter nicht besonders kalt gewesen, oder ist im Frühjahr kein Regenwetter oder Frost (jut) eingetreten, so dass in Folge dessen die Nahrung schlecht ist, so gebären die trächtigen Stuten zur rechten Zeit gesunde Füllen, im andern Falle, wenn nämlich im Frühling von den Grasenden auch Eis verschluckt wurde, verwirft der grösste Theil der Stuten, wie solches im Frühjahre 1870 geschah. (Nach Kalning's Angaben hatten in diesem Jahre in der Mission am Angodai von 70 Stuten 45 verworfen.) Nachdem das Füllen einige Tage bei der Mutter gewesen, wird es einen oder zwei Monate bei der Jurte gehalten und kehrt dann mit der Mutter zur Heerde zurück. Im zweiten Jahre wird ihm das Eigenthumszeichen eingebrannt, auch werden in diesem Jahre die Hengstfüllen castrirt. Jeder Altajer vermag diese Operation vorzunehmen, und zwar verrichtet man sie mit dem Messer, das jeder Mann an der Seite

trägt. Die Wallachen bleiben dann bei der Heerde und werden erst als vierjährige Pferde (tönön) zum Reiten benutzt. Die Stuten und Hengste werden von irgendwie vermögenden Altajern nicht zum Reiten verwendet, sondern bleiben meist bei den Heerden und bilden den Stolz und Reichthum ihrer Herren. Im Spätherbste werden bei den Altajern alte, sehr magere und fehlerhafte Pferde, von denen man meint, dass sie den Winter nicht überleben werden, geschlachtet und das Fleisch für den Winter, wo die Milchnahrung fehlt, aufbewahrt; zu anderer Zeit werden nur an irgend einer Krankheit gefallene oder verunglückte Pferde verzehrt. Ueber die Opfer der Pferde werde ich später zu sprechen Gelegenheit finden. Die dem Opfer geweihten Pferde werden yjyk genannt und an der Mähne durch ein Band oder einen Lappen gezeichnet.

Das altajische Rindvieh zeichnet sich ebenso wie das Pferd durch eigene Raceneigenthümlichkeit aus.

Sein kurzer Kopf mit breiter Stirn, grossen Augen und breitem Flotzmaul, trägt nach oben oder vorn gerichtete lyraförmige Hörner. Der Hals ist verhältnissmässig kurz, aber fleischig und die Wamme ziemlich gross. Der Bug bildet mit dem Rücken eine gerade Linie, von welcher Richtung das breite Kreuz etwas abgeht, indem es ein wenig nach unten verläuft. Der Schwanz ist hoch angesetzt und reicht bis zum Sprunggelenk. Der Brustkasten und Leib sind gewölbt, die Vorderfüsse stämmig und verhältnissmässig kurz, die Schenkel der Hinterextremitäten enthalten viel Masse, das Uebrige ist ebenfalls stämmig und die Klauen steil, das Euter ist nicht besonders gross, stark behaart und besitzt keine Striche. Der Milchspiegel ist gut. Die feine elastische Haut ist mit glattanliegenden Haaren besetzt, welche verschieden gefärbt sind; am meisten kommt aber die rothe Farbe vor.

Das altajische Rind giebt sehr nahrhafte, fette Milch, ungefähr 6 Stoof (= 12 Weinflaschen) täglich, es wird aber nur zwei Mal täglich gemolken. Die Kühe geben nur Milch, wenn die Kälber zuerst etwas gesogen haben, darum lässt man diese erst zu den Kühen und nachdem sie ein wenig gesogen, zieht man sie fort. Der Grund für diese Angewöhnung der Kälber ist der, dass man die Kühe ohne Hirten weiden lässt, und deshalb die Kälber zu Hause hält, damit die Kühe aus eigenem Antriebe heimkehren. Mit dem Schneefalle verändert sich die

Milchmenge plötzlich und versiegt bald ganz, sobald das Aufsuchen des unter dem Schnee verborgenen Grases schwieriger geworden ist. Die Lebensweise des altajischen Rindes bietet nichts Besonderes, es lebt nicht in gesonderten Heerden, sondern alle Thiere befinden sich gemeinschaftlich auf der Weide.

Das altajische Schaf. Ich habe schon vorher erwähnt, dass von den Altajern weniger Schafe gezüchtet werden, als Pferde und Rindvieh; ausserdem ist noch zu bemerken, dass im nördlichen Theile weniger Schafe gehalten werden als im südlichen. Der Grund davon ist, dass im nördlichen Altai die Bewaldung viel stärker ist und daher hier der Schnee viel höher liegt, so dass die Schafe im Winter keine Nahrung für sich finden. Ausserdem wächst im nördlichen Altai viel gröberes, höheres und saftigeres Gras, während die Schafe feines, trockenes Gras lieben.

Das altajische Schaf ist 15 Werschok hoch und 16 Werschok lang, zeigt eine starke Krümmung des Stirn- und Nasenbeines, die aber weniger stark ist als bei den kirgisischen Schafen. Die weiblichen Schafe (koi) haben kleine, nach hinten und unten gebogene Hörner, welche nach dem sechsten Jahre locker werden und zuletzt abfallen. Die Hörner der männlichen Schafe (kotschkor) sind viel grösser und werden nicht locker. Die Ohren sind weit von einander angesetzt, breit, und hängen lappig herab. Der Rücken ist gerade, die Brust weit und tief, der Leib hängend. Das Vordertheil ist viel höher als das Hintertheil. Die Beine sind sehnig. Das Altai-Schaf hat einen Fettschwanz (kuiruk), welcher über den Schwanzwirbeln liegt, die aber noch aus ihm hervorragen und nach einer halben Windung enden. Der Fettschwanz soll im Herbste 5 bis 10 Pfund wiegen. Die längere Wollbekleidung fängt gleich hinter dem Kopfe an und endet etwas oberhalb der Knie- und Sprunggelenke. Die Wolle ist fast durchgängig weiss; schwarze Schafe sind eine Seltenheit. Die Wolle ist etwa 2 Zoll lang und grob, bei den Lämmern ist sie weich, feiner und länger. Man scheert die Schafe zwei Mal im Jahre. Bei einem geringen Theile der Schafe lässt man die Wolle ausfallen und fertigt aus dieser ausgefallenen Wolle Filzdecken und Stricke. Die gute, geschorene Wolle wird in Knäuel zusammengewunden und verkauft. Die Fettansammlung der Schafe beginnt im Frühjahr und nimmt bis zum Herbste zu; nach Eintritt des Schneefalles nimmt das Fett wieder ab,

bis im Frühjahre kein Fettanwuchs am Schwanze weiter zu bemerken ist. Wo grössere Schafherden sind, werden die Schafe auch gemolken.

Das Schaffleisch ist die Hauptnahrung der reichen Altajer, daher werden Schafe nur sehr selten verkauft.

Die altajische Ziege ist ebenso gross wie das Schaf, sie hat einen gestreckten Körper, kleinen Kopf und ziemlich grosse Hörner. Ziegen werden im Altai nur in sehr geringer Zahl gehalten, auch mehr der Haare als der Milch und des Fleisches wegen. Das bessere Ziegenhaar wird zu Filz, das schlechtere zu Stricken verarbeitet.

Als ich im Jahre 1860 den Altai besuchte, gab es noch im eigentlichen Altai, d. h. westlich von der Katunja, recht bedeutende Heerdenbesitzer. So wurde mir damals erzählt, dass der Altajer Toloi am Urussul 6000 Pferde besitze. Die Angabe mag etwas übertrieben gewesen sein, da der Altajer seine reichen Leute nach Tausenden von Pferden schätzt, wie die Europäer ihre reichen Kaufleute nach den Millionen. In der Tschuja-Steppe gab es damals indessen, wie ich mich selbst überzeugen konnte, sehr bedeutende Heerden. Ich habe selbst die Pferdeheerden des Mangdai Saisan und einer reichen kalmückischen Erbin gesehen, die wohl je einige Tausend betragen konnten. In der Tschuja- und Kurai-Steppe gab es zu dieser Zeit auch Schafheerden bis zu 3000 Stück. Kameele kommen nur in der Kurai- und Tschuja-Steppe vor und auch da nicht in sehr grossen Heerden. Sarlike sind an der Tschuja nur vereinzelt anzutreffen.

Als ich aber im Jahre 1870 den Altai besuchte, fand ich eine schreckliche Armuth. Die Kaufleute erzählten mir, dass es jetzt im ganzen Altai, mit Ausnahme der Tschuja-Bewohner, nur noch wenige Leute gäbe, die ihre Pferde und Rinder nach Hunderten zählten; wer jetzt fünfzig Pferde besitze, gelte schon als reich. Der Altai-Handel bringe ihnen nichts mehr ein, sie müssten jetzt neue Absatzgebiete in der Mongolei suchen. Die bedeutende Abnahme des Viehes konnte ich besonders am Urussul selbst beobachten, an dem ich im Jahre 1860 riesige Viehheerden gesehen, im Jahre 1870 aber durchaus kein Vieh mehr antraf. Dabei versicherten mich im Jahre 1860 ältere Leute, dass damals der Altai schon arm gewesen sei, denn noch vor wenigen Jahrzehnten, also etwa in den fünfziger Jahren, hätten Leute, die nur 50—100 Pferde besessen, für arm gegolten. Als Grund

für die Verarmung der Altajer wurde mir im Jahre 1870 angegeben, dass 1869 die Rinderpest besonders heftig gewüthet habe. Ich bin aber vielmehr der Ansicht, dass es die russischen Kaufleute sind, die den Altai ausgesogen haben. Es ist hier eben der Kampf um's Dasein, wie überall da, wo der civilisirte Mensch mit dem reinen Naturkinde zusammentrifft. Wie in Nordamerika die Rothhäute verarmen, verschwinden und umkommen, so in Sibirien die eingeborenen Stämme. Zuerst sinkt ihr Reichthum und ihre sociale Stellung; aus Fürsten werden Dorfälteste, aus reichen Heerdenbesitzern wurzelnagende Bettler. Durch die verschlechterte Nahrung wird die Race schwächer und stirbt zuletzt allmählich aus. Es mag den Philanthropen schmerzen und jeden guten Menschen betrüben, wenn er die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der stärkeren Race beobachtet; sie entsprechen aber den Gesetzen der Natur, und aufrichtig muss man bekennen: die herrlichen Altaithäler sind viel zu gut für die Nomaden, die den Reichthum des Landes nicht zu heben wissen.

Damit der Wolf die bei den Jurten in der Nacht lagernden Rinder- und Schafheerden nicht angreifen kann, hält jeder Altajer eine grosse Anzahl Hunde. Weil man diese aber nicht gut füttert, sind sie sehr mager und bissig, so dass es durchaus nicht ohne Gefahr ist, sich allein einer unbekannten Jurte zu nähern. Die wilde Meute stürzt sich auf jeden ankommenden Reiter und begleitet bellend und springend denselben bis zur Jurte. Hier verlässt sie ihn erst und giebt sich zur Ruhe, wenn die Einwohner sie mit Hilfe von Stöcken und Steinen vom Platze verjagt haben. Am Tage streifen die Hunde in der Nähe der Jurten umher und suchen inner- und ausserhalb derselben die spärlichen Speisereste zusammen, die der Mensch fortgeworfen hat; das ist zwar bei den Altajern sehr wenig. In der Nacht umkreisen die Hunde die lagernden Heerden, vor allem die Schafheerden. Oft wird man in der Nacht, besonders häufig im südlichen Altai, aufgeweckt, wenn durch das Herannahen der Wölfe die Schafheerden aufgestört werden. Dann entsteht ein Höllenlärm. Man vernimmt das Getrappel der bei den Jurten vorbeieilenden Schafe, das von einem lauten Gebell und Geheul der ganzen Meute von Hunden begleitet wird; dazwischen ertönt das Schreien und Pfeifen der sogleich die Jurten verlassenden Männer. Nach einiger Zeit legt sich der Lärm, wiederholt sich aber in der Nacht nicht selten drei- bis viermal.

Ein eigentliches Nomadisiren findet bei den Altajern nicht statt. Der Altai ist überall so grasreich, dass selbst die grösseren Heerden sich nur auf einem sehr kleinen Gebiete bewegen. Aermere Leute bleiben das ganze Jahr auf derselben Stelle. Es scheint mir fast, als ob die Altajer nur durch ihre Unreinlichkeit gezwungen würden, ihre Wohnsitze zu ändern. Da nämlich die Heerden stets bei den Jurten übernachten, so bildet sich schon nach einem Monat eine vollkommen morastartige Düngeranhäufung; ebenso sammelt sich auch der Kehricht im Hause. Da nun der Altajer weder den Dünger zu benutzen noch sein Haus zu reinigen versteht, so zieht er es vor, selbst lieber die Wohnstätte zu wechseln. Daher wechseln auch im nördlichen Altai die in Birkenrinden-Jurten wohnenden reicheren Altajer ihre Wohnsitze, wenngleich bei ihnen das Umziehen mit nicht geringen Unbequemlichkeiten verknüpft ist.

Wie schon oben erwähnt ist, sucht das Vieh im Winter und Sommer seine Nahrung selbst. Im Winter ist dies nur dadurch ermöglicht, dass auf den Fels- und Bergterrassen den ganzen Winter hindurch heftige Winde herrschen, die den Schnee fortwehen. Daher ist die Schneeschicht auf der Ebene sehr dünn und die Thiere scharren sich leicht das Gras aus dem Schnee hervor. Aus diesem Grunde lässt man das Vieh im Sommer lieber an solchen Stellen weiden, wo ganz kurzes Gras wächst, im Winter aber an grasreicheren Plätzen. Für das Jungvieh, das man im Winter bei der Jurte selbst hält, wird ein kleiner Heuvorrath hergerichtet, aber auch dieser in unzureichender Menge.

Ausser der Beaufsichtigung der Heerden, die, wie ich schon mehrfach erwähnt habe, eine sehr unvollkommene ist und sich nur darauf beschränkt, dass man einige Mal im Laufe des Tages zu den Heerden reitet und sie auf eine Stelle zusammentreibt, fällt den Männern im Sommer noch das Melken der Stuten zu, das einigen Muth verlangt. Reichere Leute halten selten männliche Dienstboten, die für sie diese Arbeiten übernehmen; meist stehen ihnen ärmere Nachbarn bei, die dafür in ihrer Nähe leben und aus dem grossen Kessel der Reichen mit essen und deren abgelegte Kleidung tragen. Im Sommer, wenn das Vieh ihnen so reichlich Speise giebt, haben die wohlhabenden Männer wenig andere Beschäftigung als Essen, Trinken, Rauchen, Schlafen und in der Nachbarschaft umherreiten und sich dort zu betrinken.

Die Aermeren liegen in den Jurten der Reicheren umher und nähren sich dort, wie es die Verhältnisse erlauben. Die hier aufgezählten Beschäftigungen werden immer umschichtig betrieben. Hat man sich voll gegessen, so steckt man sich die Pfeife an, darauf geht es an's Trinken. Ist kein Branntwein im Hause, so sucht man das Aul des Nachbars auf, wo man diesen Genuss vorfinden kann. Hier oder im Hause wird tapfer poculirt, geschwatzt, erzählt, gesungen, bis die ganze Gesellschaft sich so voll getrunken hat, dass sie kaum mehr aufstehen kann. Dann reiten die weniger Betrunkenen nach Hause, die Uebrigen legen sich die Sättel unter's Ohr, decken sich mit ihren Pelzen zu und überlassen sich Morpheus' Armen, um beim Erwachen wieder von vorn, d. h. mit dem Essen zu beginnen. Zum Beaufsichtigen der Heerden werden nur die jüngeren Leute ausgeschickt und ausserdem die armen Hungerleider.

Zu gehen versteht der Altajer gar nicht. Sein Gang ist schleppend, wackelnd und sehr langsam; dazu trägt auch besonders seine ungeschickte Fussbekleidung und der meist vom Gürtel herabhängende Pelz bei. Sobald aber der Altajer zu Pferde steigt, ändert sich seine ganze Körperhaltung. Hier fühlt er sich am Platze, sein Auge wird freier, der Körper reckt sich in die Höhe, es ist, als ob ihm frisches Blut durch die Adern rinne. Pferd und Reiter verschmelzen zu einem Ganzen, und es wird uns bei diesem Anblicke erst klar, wie in der Phantasie der Griechen aus den nördlichen Reitervölkern sich die Centauren bilden konnten.

Der Altajer geht immer von der linken Seite zu seinem Pferde, daher lässt dasselbe Niemanden sich von rechts nähern. Wenn er sich auf's Pferd setzen will, so fasst er mit der linken Hand zuerst den an dem linken Ringe des Gebisses angebundenen Strick, wickelt sich das Ende desselben einige Mal um die Hand, darauf nimmt er mit derselben Hand die Zügel, setzt den linken Fuss in den Steigbügel und, indem er sich mit der rechten Hand am vorderen Höcker des Sattels hält, schwingt er sich behende auf das Pferd. Im Sattel sitzt er mit dem Oberkörper gerade, die Arme an die Seiten gedrückt und lässt diese selbst beim schnellen Reiten nicht baumeln. Die Steigbügelriemen sind sehr kurz, daher bildet beim Reiter das Kniegelenk einen rechten Winkel, so dass der Schluss kein fester ist, und der Reiter wie auf einer niedrigen Bank sitzt. Ungeachtet dessen

fällt der von Kindheit auf an das Reiten gewöhnte Altajer selten, er mag noch so schnell bergauf, bergab reiten, oder in einem vollkommen betrunkenen Zustande sein. Man sieht dem Reiter das Gefühl der Sicherheit an; ob die Pferde langsam oder schnell gehen, kümmert ihn wenig; im gestreckten Galopp wie auf den gefährlichsten Gebirgspfaden holt er ruhig seine Pfeife aus dem rechten Stiefel, stopft sie mit Tabak, schlägt Feuer, zündet seine Pfeife an und steckt den Feuerstahl hinter seinen Gürtel, lässt auch während der ganzen Zeit den Zügel auf dem Sattelknopfe liegen, nur das Ende des Tschylbyr (Leitstrickes) lässt er nicht aus der Hand. Der Weg und die Gangart des Pferdes kümmern ihn während dieser Beschäftigung wenig. Ich habe Leute reiten sehen, die auf Sätteln sassen, deren Bauchriemen geplatzt waren und dennoch nicht vom Pferde fielen. Der Reiter stürzt nur etwa von einem wilden Pferde, wenn der Bauchriemen reisst, oder wenn sein Pferd selbst stürzt; in letzterem Falle hält er den Tschylbyr fest, stösst sich, ehe das Pferd am Boden liegt, aus dem Steigbügel ab und schwingt sich einige Fuss weit vom Pferde seitwärts, behält aber den Tschylbyr in der Hand, damit das Pferd ihm nicht davonlaufe. Wie wenig die Altajer das Reiten erschöpft, davon habe ich mich überzeugen können, als einer unserer Begleiter vom Byraty nach dem Muitu geschickt wurde und am fünften Tage wieder am Byraty eintraf. Er hatte nur einmal übernachtet und war durchschnittlich 200 Werst auf den grauenhaftesten Wegen geritten.

Die Frauen reiten vollständig ebenso wie die Männer und mit derselben Geschicklichkeit, Sicherheit und Ausdauer.

Das Reitzeug der Altajer ist sehr einfach. Der Halfter ist entweder aus wollenen Stricken zusammengeknüpft oder aus einem rohgegerbten Lederriemen gefertigt. Er ist aber nie mit einem eisernen Mundstück versehen, an seiner linken Seite ist ein Strick oder Riemen befestigt, welcher gewöhnlich einen Faden lang ist. Dieser Halfter wird dem Pferde nur abgenommen, wenn es zur Heerde in Freiheit gelassen wird, sonst bleibt er sogar auf dem Kopfe des Pferdes, wenn es auch mit der Trense gezäumt ist. Der Zaum (ügön) des Pferdes ist meist aus dünnen, geflochtenen Riemen gefertigt, er besteht aus zwei Seitenriemen, die vom Gebiss aus an den Seiten des Kopfes entlang gehen, einem Nasenriemen, der beide Seitenriemen auf dem halben Kopfe verbindet und quer über das Nasenbein geht, und einem Quer-

riemen unterhalb des Kopfes. Die Fortsetzung der Seitenriemen wird hinter die Ohren des Pferdes gelegt. Das Gebiss ist Trensengebiss mit nicht grossen Seitenringen, an denen ein aus schmalen Riemen geschnittener Zügel angebunden ist. Das Tragen des Halfters wird durch den Umstand bedingt, dass es für den Reiter lebensgefährlich ist, wenn ihm hier in den weiten Einöden das Pferd entfliehen sollte. Der Halfterstrick zum Anbinden und Festhalten des Pferdes ist also stets bereit, so dass der Reiter ruhig den Zaum nebst Gebiss entfernen kann, ohne fürchten zu müssen, dass das Pferd das Weite sucht.

Das Gerüst des altajischen Sattels besteht aus zwei etwa $2^{3}/_{4}$ Werschok breiten und 12 Werschok langen, dünnen Längsbrettern, auf deren beiden Enden eine aus Masernholz mit starker Krümmung nach oben ausgeschnittene Leiste mit Lederriemen befestigt ist. Zwischen den Höckern der vorderen und hinteren Querleiste ist ein runder oder abgeplatteter Stab angebracht und zwar so, dass die Höcker der Leisten noch stark über denselben emporragen. In den Längsbrettern befindet sich an beiden Enden ein Loch und gleich hinter dem vorderen noch ein zweites. Das erstere ist zum Befestigen der Bauchgurte, das letztere für die Steigbügelriemen bestimmt. An dem hinteren Ende der Längsbretter befindet sich noch ein Loch zur Befestigung des Schwanzriemens und ein drittes, in welchem dünne, etwa $^{3}/_{4}$ Arschin lange Riemen (kandshyga) befestigt werden. Beide Bauchriemen bestehen ebenfalls meist aus schmalen, geflochtenen Riemen mit einer sehr kleinen Schnalle, der eine wird dicht hinter den Vorderfüssen, der andere am Hinterleibe festgezogen. Auf diesem beschriebenen Sattelgerüst ist nun zwischen beiden Holzquerleisten ein Sattelkissen aus Filzlagen befestigt, das im Allgemeinen etwa 8 Werschok lang ist. Unter dem Gerüst werden ebenfalls verschiedene Filze befestigt und, ehe man den Sattel auflegt, noch einige Filzlagen (tokum) auf den Rücken des Pferdes gelegt. Bei besseren Sätteln ist der Querbogen (kasch) von feinerer Arbeit und schön geschweift, und das Sattelkissen mit schwarzem Leder überzogen. Die Steigbügel sind bei besseren Sätteln aus Eisen, meist eigener Fabrikation, ebenso wie die Pferdegebisse, bei schlechteren Sätteln sind sie aus Masernholz geschnitzt. Bessere Sättel und Riemenzeug mit Verzierungen und Metallbeschlägen trifft man nur äusserst selten an

und auch höchstens in der Tschuja-Steppe, und dann ist solches Reitzeug von den Mongolen oder Türböten durch Kauf erworben.

Das Reitzeug der Frauen unterscheidet sich bei den Altajern nicht von dem der Männer, nur dass die Frauen öfter Zäume und Sattelriemen aus schwarzem gegerbten Leder haben, das mit Eisenbeschlag eigener Mache verziert ist.

Im Sommer ist, wie ich schon berichtet, der Altajer fast ganz ohne Beschäftigung, denn nur wenige Jagdliebhaber schweifen während dieser Jahreszeit im Hochgebirge umher, um Gemsen und Hirsche zu erlegen. Dahingegen beschäftigt sich die ganze männliche Bevölkerung im Winter mit der Jagd. Im Allgemeinen versichert man, dass der Wildreichthum im Altai bedeutend abgenommen habe; früher bot gerade das Steingebirge (Taiga) die besten Jagdplätze für Hochwild. Der Maral-Hirsch (cervus elaphus) kommt überall im Hochgebirge vor; er wird ganz besonders im Frühjahr erlegt, weil das Werthvollste an diesen Thieren die jungen noch blutgefüllten Hörner sind, für welche die Chinesen sehr bedeutende Preise zahlen; ausserdem hat das Maralfell auch einigen Werth. Trotzdem die an den Grenzen des Altai und am Uimon wohnenden russischen Bauern jetzt Marale züchten und daher die Hörner billiger stellen können, nimmt der Preis der Hörner geschossener Marale doch nicht ab, da die Chinesen viel mehr für Hörner zahlen, an deren unteren Enden der obere Theil des Schädelknochens noch haftet. Der Steinbock lebt hauptsächlich im Hochgebirge der Tschuja und der mittleren Katunja, kommt aber auch östlich bis zur Kurai-Steppe in bedeutenden Heerden vor. Weiter nach Osten, d. h. in den Grenzgebirgen der Tschuja-Steppe, lebt im Hochgebirge das wilde Schaf Argali (die Altajer nennen den Bock „kotschkor“ und das Weibchen „arkar“), ausserdem findet sich in der Kurai- und Tschuja-Steppe die Gemse (järän) in grossen Heerden, und im Altai, westlich von der Katunja, auch das Reh (elik). Alle diese Thiere werden des Fleisches wegen im Sommer und des Felles wegen im Anfange des Winters gejagt. Seltener findet sich an der Tschuja das Kulandaky (mong. Tshikitäi), ein dem Pferde ähnlicher Einhufer und das Elennthier (Pulan). Letzteres lebt auch zum Theil westlich von der Katunja. Alles bisher genannte Hochwild bildet mehr das Jagdobjekt der Liebhaber, denn zu seiner Erlegung gehört grosse Geschicklichkeit, während der Ertrag gewerbsmässiger Jagd, abgesehen von den

im Frühjahr geschossenen Maralen ein verhältnissmässig geringer ist. Ebenso ist das Schiessen von Vogelwild: Enten, Auerhähnen und wilden Gänsen, im Sommer auch nur eine Beschäftigung der Jagdliebhaber. Das eigentliche Jagdobjekt des Winters sind kleinere Thiere, deren Pelzwerk werthvoll ist und von den Kaufleuten sehr gesucht wird. Das werthvollste Pelzwerk sind die Felle des schwarzen Fuchses (kara tülkü), der im Altai hauptsächlich am Baschkaus gefunden wird; da er aber auch hier selten ist, so kann nicht eigentlich Jagd darauf gemacht werden, sondern es ist ein Glücksfall zu nennen, wenn man auf ihn stösst.

Der gewöhnliche Fuchs kommt im ganzen Altai vor, wenn auch nicht in grösserer Zahl. Er steht in einem viel niedrigeren Preise als der schwarze Fuchs, für dessen Fell 150—200 Rubel gezahlt werden. Früher war der Zobel eine sehr häufige Jagdbeute im Altai, jetzt ist er aber selten; am häufigsten kommt er noch an den Ufern der Katunja, am Symylty, im Arkyt-Gebirge und auf den Katunja-Alpen wie an der Ulba vor. Der Zobel wird mit Hunden aufgespürt und dann in der Höhle von den Jägern umstellt; nachdem durch ein Jagdnetz der ganze Platz abgesperrt ist, räuchert man den Zobel aus seiner Höhle und schlägt ihn mit Knütteln todt, wenn er in den Maschen des Jagdnetzes sich verwickelt. Man wendet keine Schusswaffen an, um das werthvolle Fell nicht zu verderben. An den Enden des Netzes werden kleine Glöckchen befestigt, vermöge deren die Jäger sogleich hören, wo der Zobel im Netze durchbrechen will. An den Katunja-Ufern werden ausserdem Marder und am Symylty und in den Katunja-Alpen viele Eichhörnchen erlegt, während im Gebiete der oberen Tschuja zahlreiche Murmelthiere geschossen werden.

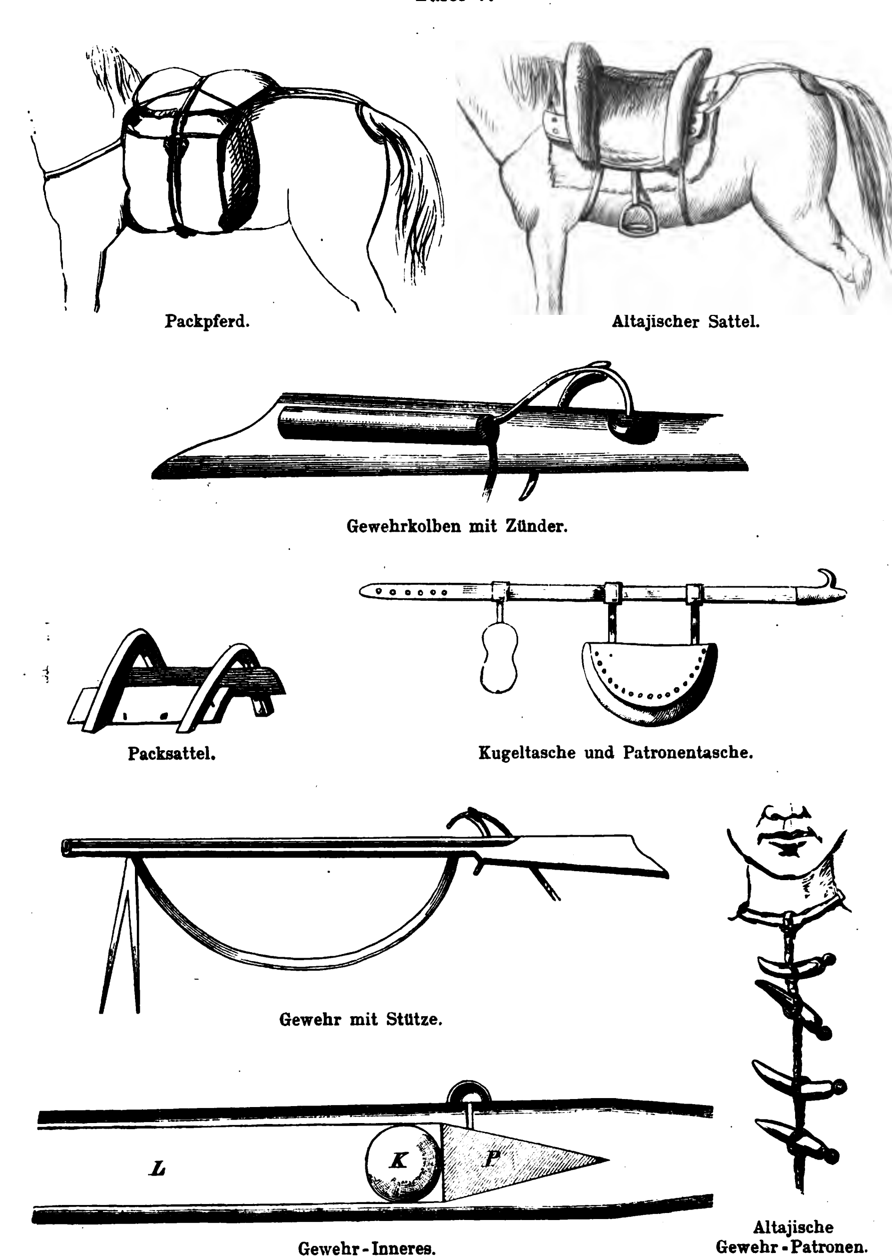
Im Sommer reiten die Altajer meist einzeln zur Jagd, und zwar zu Pferde, im Winter hingegen ziehen kleine Jagdgesellschaften in die wildreichen Gegenden und zwar auf Schneeschuhen und mit kleinen Handschlitten versehen, in denen sie ihren Mundvorrath mit sich führen.

Heute wenden die Altajer bei ihren Jagdzügen nur Feuerwaffen an, Pfeil und Bogen sind schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts verschwunden. Man findet in jeder Jurte eine oder zwei Flinten, meistens die altajischen Kugelbüchsen, die zum grössten Theil auf Hochwild berechnet sind. Die gezogenen Flinten (Wintowki) mit sehr starkem Laufe und von ganz kleinem Kaliber, welche Pelzjäger anwenden, sind hier sehr selten

anzutreffen. Die altajischen Gewehre werden meist aus alten russischen Soldatengewehren umgearbeitet, da die altajischen Schmiede bei ihren unvollkommenen Vorrichtungen nicht im Stande sind, gute Läufe zu schmieden. Die altajischen Flinten haben die Länge gewöhnlicher Musketen und einen langen, sehr schmalen Kolben aus unpolirtem, leichtem Holze. Etwa fünf Zoll vor der Mündung des Laufes ist an Scharniren eine hölzerne Gabel angebracht, die sich gegen den Schaft nach vorn zurückbiegen lässt. Wenn der Jäger schiessen will, so biegt er erst die Gabel zurück, so dass sie senkrecht gegen den Lauf zu stehen kommt, drückt sie mit der unteren Stütze in den Boden, lässt sich auf das rechte Knie nieder und legt das Ende des Kolbens auf die rechte Schulter. An der Seite des Kolbens ist eine Luntentasche angebracht. Nicht weit von der Lunte ist im Kolben ein einfacher Hahn, der sich um einen im Kolben der Quere nach angebrachten Eisenstab in der Längsachse des Gewehres dreht. Das untere Ende des Hahnes bildet ein Drücker (ohne Bügelschutz) und das obere einen kleinen, gabelförmigen Ansatz. Will man schiessen, so legt man das aus der Tasche herabhängende, brennende Luntenende auf die Gabel des Hahnes und senkt durch den Druck des rechten Zeigefingers gegen den Drücker das brennende Luntenende ganz allmählich zu der mit Pulver gefüllten Pfanne.

Die von den Altajern angewendeten Kugeln sind aus Eisen geschmiedet, etwas kleiner als das Kaliber des Laufes es erfordert und fallen beim Laden in eine konische Kammer, in der sie vermöge ihrer Schwere so tief hinabrollen, dass sie ziemlich genau die Wände der Kammer schliessen. Zwischen Kugel und Pulver bleibt aber dennoch ein kleiner Zwischenraum, daher entsteht beim Abfeuern des Gewehres ein so heftiger Stoss, dass demjenigen, welcher unerwartet den Schlag erhält, das Gewehr fast aus der Hand gerissen wird. Die Altajer verstehen mit ihren Gewehren sehr gut umzugehen, sie laden und feuern sehr schnell, viel schneller als dies mit einem Percussionsgewehre möglich ist, so dass die Luntengewehre gar nicht so schlecht erscheinen, nur kostet die erste Vorbereitung, das Anzünden der Lunte, viel Zeit und dann sind sie bei feuchtem Wetter vollkommen unbrauchbar. Das Schnellfeuern geschieht folgendermassen: Der Jäger nimmt mehrere Kugeln in den Mund, erhebt die Mündung des Gewehres zur Brust, entfernt dann mit dem Daumen der rechten Hand den Pfropfen von der Patronenröhre, die ihm auf

Tafel 7.



Packpferd.

Altajischer Sattel.

Gewehrkolben mit Zünder.

Packsattel.

Kugeltasche und Patronentasche.

Gewehr mit Stütze.

Gewehr-Inneres.

Altajische Gewehr-Patronen.

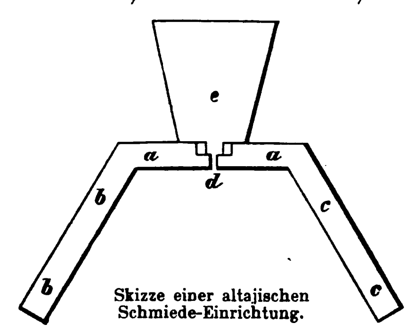
der Brust hängt und die er mit den übrigen Fingern gefasst hat, schüttet durch eine kleine Erhebung der rechten Hand das Pulver aus der Röhre in den Lauf, lässt gleichzeitig eine Kugel aus dem Munde dem Pulver nachrollen, senkt das Gewehr bis es auf der Gabel steht, hebt dabei den Kolben auf die rechte Schulter, indem er niederkniet, und schüttet den Rest des Pulvers auf die Pfanne, während er mit dem kleinen Finger das Ende der Lunte fasst und auf die Gabel des Hahnes legt und drückt augenblicklich den Hahn nach unten. Nach dieser Beschreibung erscheint die Manipulation sehr langwierig, sie geschieht aber mit solcher Blitzesschnelle und ist dem Jäger so vortrefflich eingeübt, dass er zwei- bis dreimal in der Minute schiessen kann, wenn er eine brennende Lunte sowie Pulver und Kugeln in Bereitschaft hat. Ausserdem haben die Altajer auch kleinere Flinten, mit denen sie vom Pferde herab schiessen. Auf der Jagd tragen die Schützen einen Ledergürtel mit Patronen- und Kugeltasche und am Halse eine Schnur mit zugepfropften Patronenhörnchen. Das Gewehr trägt der zur Jagd reitende Altajer auf dem Rücken an einem Riemen, es sieht wegen der in die Höhe stehenden Holzgabel sehr ungeschickt aus.

Obwohl man die Altajer nicht als ein eigentliches Jägervolk bezeichnen kann, so betreiben doch fast alle ein wenig die Jagd und sind zum grössten Theile vortreffliche Schützen.

Mit häuslichen Arbeiten befassen sich die Männer nur sehr wenig. Wenn sie sich dazu herablassen, auch im Hause etwas mitzuhelfen, so beschränkt sich diese Hilfe auf Herstellung der Jurtengitter, Aushöhlen und Schnitzen von Holzgefässen, wie: Mulden, Röhren, Näpfe, Schalen, auf das Flechten feiner Riemenbänder, Schneiden von Riemen, Herstellen der Gefässe aus Birkenrinde und auf das Kleinmachen des Brennholzes. Diese Arbeiten verstehen alle Männer, nur überlassen die Reichen sie meist dem armen Nachbarn, der für seine Hilfeleistung gefüttert wird. Einige Männer, die vielleicht mehr zu der einen oder der anderen dieser Arbeiten geschickt sind, werden zur Herstellung verschiedener Dinge von den Nachbarn aufgefordert und sind deshalb überall gern gesehene Gäste; so sieht man auch hier schon die Anfänge eines Handwerkerstandes, wenn auch nur in dessen erster Entwickelung, also den Stand der Holzarbeiter, Flechter, Riemenschneider und Gerber. Weiter fortgeschritten ist das Schmiedehandwerk. Dasselbe erlernen nur vereinzelte Individuen

und diese stehen überall in hohem Ansehen, da es nur wenige Schmiede giebt. Die altajischen Schmiede sind sehr geschickt und wegen ihrer guten Arbeit weit berühmt. Sie verstehen besonders gut das Eisen zu stählen, so dass die altajischen Messer den russischen vorgezogen werden. Alle im Altai reisenden russischen Kaufleute führen altajische Messer. Ausser letzteren verfertigen die altajischen Schmiede Schnitzmesser, Ilbek (ein Instrument zum Aushöhlen von Holzgefässen), Beile, Feuerstähle, Pferdegebisse und Flinten. Am Ufer des Kengi-Sees hatte ich Gelegenheit, eine altajische Schmiedewerkstätte zu besichtigen und wurde durch die Geschicklichkeit des Arbeiters in Verwunderung gesetzt.

Die Einrichtung der Werkstätte war folgende: Mitten in der Jurte, an der Feuerstelle, war eine etwa $^1/_2$ Arschin hohe und 2 bis 3 Werschok dicke Lehmwand aufgeführt. Die Hinterwand *(a)* war ungefähr $^3/_4$ Arschin lang und an diese lehnten sich in einem stumpfen Winkel zwei etwa 1 Arschin lange Seitenwände *(b* und *c)*. In der Mitte der Hinterwand *(a)* befand sich ein ungefähr 2 Werschok langer verticaler Einschnitt *(d)*, der so fein wie die Schneide eines Messers war; in diesen Einschnitt mündete der Blasebalg *(e)*. Der von dieser dreiseitigen Wand umfasste Raum war mit ganz fein zerkleinerten Kohlen von Lärchenholz gefüllt. Die Werkzeuge des Schmiedes bestanden in zwei Hämmern, zwei Zangen und einem kleinen Ambos (alles russische Arbeit). Mit dieser einfachen Vorrichtung verfertigt er alle vorgenannten Gegenstände, die sich zwar nicht durch Eleganz, wohl aber durch Trefflichkeit und Gediegenheit auszeichnen. Besonders erwähnenswerth ist die Geschicklichkeit des Schmiedes beim Anschmieden und Anschweissen. Eine zerbrochene Nähnadel fügte der Mann vor meinen Augen ohne jegliches Bindemittel zusammen. Diese Arbeit wird durch die feine Oeffnung des Blasebalges ermöglicht, die wie ein Löthrohr die Hitze auf einen Punkt concentrirt und in der feinzertheilten Kohle nur eine feine Haarlinie zum Glühen bringt. Die schwierigste Arbeit für den Schmied ist die Herstellung von



Skizze einer altajischen Schmiede-Einrichtung.

Flinten. Neue Flinten werden fast nie gearbeitet, da die Herstellung des Laufes bei den unzureichenden Hilfsmitteln der altajischen Schmiede nur wenigen ausgezeichneten Meistern gelingt. Gewöhnlich kaufen die altajischen Schmiede bei den russischen Kaufleuten alte Soldaten-Gewehre, schlagen von diesen die Kammern ab und schmieden neue von konischer Form daran. Dieses Anschmieden erfordert eine besondere Geschicklichkeit, da es ohne Bindemittel geschehen soll. Der Schmied legt den Lauf und die Kammer so, dass der feine zum Glühen angefachte Streifen sowohl das Ende des Laufes wie auch das der Kammer zum Weissglühen erhitzt, und schlägt, sobald der Schmelzpunkt eintritt, die beiden Eisenstücke mit einem kräftigen Hammerschlage zusammen.

Während man die Männer in der Jurte stets faulenzen sieht und sich wundert, wie sie es aushalten können, so ohne jede Beschäftigung ihr Leben zu verbringen, sind die Frauen im Hause einer rastlosen Thätigkeit hingegeben. Auf ihnen ruhen alle häuslichen Sorgen, die Pflege der Kinder, die Herstellung der Speisen und Mundvorräthe, die Kleidung der Familie, die Verfertigung aller Hausgeräthe aus Leder, der geringe Ackerbau, die Besorgung des Viehes, ja sogar die Anschaffung der nöthigen Brennmaterialien. Als Dienstboten vermiethen sich jedoch nur weibliche Personen, meist junge Mädchen, während es sogar ein fast vor Hunger sterbender Mann für eine Schande hält, seine Freiheit aufzugeben; er treibt sich halb nackt in den benachbarten Jurten umher und denkt nicht daran, seine Lage durch Fleiss und eigene Arbeit zu verbessern.

Früh vor Sonnenaufgang, wenn noch die Männer im süssen Schlafe liegen, erheben sich alle weiblichen Bewohner, Hausfrau, weibliche Verwandte, die noch nicht ein gewisses Alter überschritten, die Töchter, welche älter als zwölf Jahre sind und die weiblichen Dienstboten; sie verlassen zum Theil mit Eimern die Jurten und melken die rund um die Jurte lagernden Kühe, Schafe und Ziegen. Andere tränken das Jungvieh und eine oder zwei beschaffen das nöthige Brennmaterial und besorgen die ersten Vorbereitungen für die Küche. Nach einer Stunde werden die Eimer voll Milch zur Jurte gebracht. Dort ist das Feuer unter dem Kessel schon angezündet; der Milchvorrath wird abgekocht und in grosse Lederschläuche gegossen. Jetzt wird der Kessel sogleich an das Feuer gestellt und das Frühmahl bereitet. In reichen Häusern besteht dieses aus Ziegel-Thee, in

ärmeren aus Airan und sehr dünnem Mehlbrei. Während dieser Vorbereitungen haben sich die Männer erhoben und setzen sich sogleich, meist ohne sich gewaschen zu haben, zum Mahle hin, das unter lautem Gespräche verzehrt wird. Während darauf die Männer die Jurte verlassen, um die Stuten zu melken und nach den Pferden zu sehen, werden die kleinen Kinder besorgt und abgefüttert. Die Besorgung der Kinder übernimmt fast ausschliesslich die Mutter, während die Töchter und Dienstboten die weiteren Hausarbeiten verrichten. Die Hausfrau macht sich dann an's Nähen, flickt alte Kleider und Stiefel, verfertigt neue, näht Satteldecken und Ledersäcke; dabei helfen ihr auch die erwachsenen Töchter, während die anderen Verwandten oder die Dienstboten die Küche besorgen. Da wird der Airan umgeschüttet und gemischt, Sahne abgenommen, Butter geschlagen und Branntwein destillirt. Dabei wird die ganze Zeit über fleissig geraucht. (Männer, Frauen und Kinder lassen die Pfeife fast nur dann ausgehen, wenn das Essen oder die Beschäftigungen es ihnen irgendwie gebieten.) Nach einigen Stunden haben sich die Einwohner wieder um's Feuer versammelt und es giebt abermals eine Mahlzeit. Dann wird der Branntweinschlauch hervorgeholt und nun geht ein allgemeines Poculiren los. Nachbarn erscheinen in den reichen Häusern und es wird geschwatzt und getrunken. Von den Frauen betheiligen sich an diesen Gelagen nur die älteren, die nicht mehr an den häuslichen Arbeiten Theil nehmen. Den Einschenker macht gewöhnlich der Hausherr. Da der Milchbranntwein meist sehr schwach ist, so müssen grössere Mengen getrunken werden, ehe eine Wirkung zu beobachten ist. Die Frau arbeitet während der ganzen Zecherei oder sucht die Kinder in Ruhe zu halten und Excessen zwischen den Männern vorzubeugen. Ist viel Branntwein im Hause, so trinken die Anwesenden, bis sie vollkommen betrunken sind, legen sich die Sättel oder Satteldecken unter den Kopf und schlafen an der Stelle, wo sie gesessen. Ist wenig Branntwein im Hause, so verlassen die Männer bald das Haus und suchen eine andere Jurte auf, wo sie weiter trinken können. Zu diesem Zwecke scheuen sie die Anstrengung des Rittes nicht und machen oft weite Streifzüge. Während die Männer schlafen, besorgen die Frauen ihre Arbeiten im Hause und wenn der Abend herannaht, geht das geschäftige Treiben in und um die Jurte wieder an, da dann die Kühe zur Jurte zurückkehren und das Melken

Tafel 8.

Inneres einer altajischen Jurte nach einer Zeichnung von Paul Iwatscheff.



und Kochen der Milchvorräthe besorgt werden muss. Während der Zeit sind die Männer wieder erwacht und werden von Neuem von den Frauen mit der Abendmahlzeit bewirthet. Erst lange nachdem die Männer sich schlafen gelegt, suchen die Frauen ihr Lager auf, um am andern Morgen in aller Frühe ihr mühevolles Tagewerk von Neuem zu beginnen.

Ausser allen diesen Arbeiten besorgen noch meist die Frauen die eingezäumten, nur wenige Quadratfaden grossen Ackerstücke, die sie mit der Hacke bearbeiten und mit Gerste besäen. Grössere Aecker, wie z. B. die am mittleren Urussul, werden von Männern bearbeitet. Ja, man erzählte mir, dass sogar die Heuernte den Frauen aufgebürdet wird.

Den Verhältnissen nach sind die Altajer hauptsächlich Carnophagen, da sie fast ausschliesslich von Produkten leben, die sie von ihrem Viehstande gewinnen, d. h. von Milch, Fett und Fleisch. Gerste wird nur so wenig gebaut, dass sie einen ganz unbedeutenden Bruchtheil der Nahrung bildet, ebenso kaufen die Altajer nur in Nothjahren Mehl auf. Die Milch wird nie ungekocht genossen, sondern stets unverzüglich nach dem Melken gekocht und dann in grösseren Lederschläuchen gesäuert; diese dickflüssige sauere Kuhmilch, die, wenn sie reinlich zubereitet, recht schmackhaft ist, heisst Airan und bildet die Hauptnahrung der Altajer während des ganzen Sommers. Die gesäuerte Stutenmilch, der Kumys oder, wie ihn die Altajer nennen, Tschegän, ist viel dünnflüssiger. Dieses letztere Getränk wird im Altai nicht wohlschmeckend zubereitet, es wird nämlich hier meist mit Kuhmilch versetzt. In den ersten Jahren fand ich es allenfalls ganz erträglich, aber nachdem ich mich später an den vortrefflichen Kumys der Kirgisen gewöhnt hatte, wollte mir der altajische Tschegän gar nicht munden. Die Säuerung des Airan und Tschegän geschieht durch die Reste sauerer Milch, die im Schlauche zurückgeblieben sind und durch die Unreinlichkeit der Schläuche. Beide Getränke werden oft durchmengt und da der Käse sich auf den Boden setzt, stets stark gerührt, ehe man sie in den Napf giesst. Die Milch wird, nachdem sie gekocht ist, abgesahnt und die Sahne (kaimak) in eigene Gefässe gesammelt. Ein Theil der Milch wird zu Käse verarbeitet, welcher an der Luft getrocknet und als Vorrath für den Winter aufbewahrt wird. Ein Theil des Airan wird zu Branntwein destillirt und der übriggebliebene Käse (Irimtschik), der in der That einen süss-

lichen, sehr angenehmen Geschmack hat, in Säckchen gesammelt. Ausser Airan und Tschegän geniesst man im Sommer noch Ziegel-Thee, der mit Milch, Sahne und Salz gekocht wird und so für den ungewöhnten Gaumen ein grauenhaftes Getränk bildet. Reichere Leute geniessen zum Thee noch Irimtschik-Käse. Dieser gilt aber als ein Leckerbissen. Fleisch geniessen im Sommer nur ganz reiche Leute, ärmere dann, wenn ein Thier fällt oder verunglückt, oder beim Festmahle und Opfer. Sonst werden nur allgemein im Spätherbste zahlreiche alte Thiere geschlachtet und das Fleisch für den Winter verwahrt. Der Winter ist die schlimme Zeit für den Altajer, denn der ärmere hungert ebenso wie sein Vieh, da er lange nicht genügende Käse- und Fleischvorräthe beschaffen kann und im Sommer nicht daran denkt, den Acker zu bearbeiten. Da brechen oft Hungersnoth und Krankheiten aus, die einen grossen Theil des Volkes hinraffen. In schlimmen Jahren sollen die Armen wohl in Verzweiflung zu den russischen Dörfern ziehen und ihre Kinder verkaufen, um sie nicht vor ihren Augen verschmachten zu sehen. Gewöhnlich kaufen dann kinderlose Bauern diese Kinder auf und nehmen sie als Pflegekinder an, lassen sie taufen und ziehen sie auf. Ich selbst habe mehrmals solche vollkommen als russische Bauern aufgewachsene Kalmücken getroffen. Von Vieh werden meist nur Pferde, Schafe und Ziegen geschlachtet, die Rinder dagegen lieber an Russen verkauft. Die harten Käse werden im Winter in Wasser zerrührt und sollen dann einen dem Airan ähnlichen Geschmack haben. Aus der Sahne wird Butter und aus ihr Mundvorrath für die Jagd bereitet. Die Gerste wird geröstet, zerrieben und in Wasser gekocht.

Dies ist so ziemlich der Speisezettel der altajischen Küche. Reich und Arm haben vollkommen dieselbe Nahrung, der Unterschied besteht nur in der Grösse des Kessels und in der Menge der Speise. Der Arme isst eben, was er hat und das ist meist sehr wenig, und er würde vor Hunger sterben, wenn der Reiche nicht so grossen Ueberfluss an Speise hätte, dass er bereitwillig gegen jeden sich in der Jurte Einfindenden im Sommer seine volle Gastfreundschaft ausübt. Der Magen der Altajer ist unter solchen Verhältnissen von einer seltsamen Constitution, er ist von Jugend auf an die grösste Unregelmässigkeit des Speisegenusses gewöhnt. Ein Altajer kann tagelang hungern, ohne dass er auch nur eine Klage über den Speisemangel hören lässt,

hat er aber wieder Nahrung, dann geniesst er im Uebermasse. Mein Kosak sagte mir, er habe mehrmals gesehen, wie vier Führer zu einer Mahlzeit ein grosses, fettes Schaf verzehrt hätten. Was ein altajischer Magen vertragen kann, habe ich im Jahre 1860 am Saldshar erfahren. Meine Frau hatte sich Coteletten bereitet und hiervon eine grosse Holzschale mit wenigstens 8 Pfund ungesalzener, geschmolzener, heisser Butter übrig behalten, da sie nur einige Löffel voll zur Bereitung ihres Mahles genommen. Der Napf stand vor uns und ich bemerkte, wie einer meiner Führer sehnsüchtige Blicke nach der Butter warf. Ich fragte ihn, ob er von der Butter haben wolle, ich könne ihm aber kein Brod geben, da wir selbst wenig hätten. Mein Kosak meinte lachend: „der isst den ganzen Napf allein aus". Ich wollte es nicht glauben, aber jener selbst bestätigte es. Ich gab ihm daher den Napf mit der Bedingung, dass er ihn ganz ausessen müsse und richtig, mein Kalmück machte sich mit dem grössten Behagen an das Geschäft, leerte den ganzen Napf (wie gesagt, wenigstens 8 Pfund) ohne Salz und Brod und strich mit den Fingern den letzten Rest aus dem Napfe. Ich bin den ganzen Tag neben dem Manne geritten und habe nicht die geringste Unpässlichkeit an ihm bemerkt.

Da wir unseren Führern stets Fleisch als Nahrung vorsetzten, so habe ich häufig beobachten können, wie die Kalmücken das Fleisch zubereiten. Sie schneiden dasselbe in kleine Stücke und kochen es ohne Salz im Kessel; nachdem das Fleisch höchstens 10 Minuten gekocht hat, nehmen sie den Kessel vom Feuer und verzehren es halb roh. Sie sagen, nur so habe das Fleisch einen guten Geschmack. Die Brühe lassen sie nicht einkochen, und verzehren nur einen Theil derselben. Einige bessere Stücke braten sie sich an Stöcken, die sie dicht beim Feuer in die Erde stecken und einigemal umwenden.

Wählerisch ist der Altajer im Essen keineswegs, er geniesst alles Essbare und kümmert sich nicht viel darum, ob die Speise verdorben ist, übel riecht oder verbrannt ist. Dahingegen verträgt sein Gaumen keinen fremden beissenden oder saueren Geschmack. Senf oder Pfeffer, ja selbst Essig bringen ihn zur Verzweiflung. So passirte es mir auch im Jahre 1860 am Ülögön, als wir die uns von einem Bekannten für die Reise mitgegebenen marinirten Haselhühner verzehrten, dass einer der Altajer um ein Stück bat, um die seltsame Speise zu probiren.

Kaum hatte er aber das sauere, höchst angenehm und pikant schmeckende Fleisch in den Mund genommen, als er es augenblicklich ausspie, sich heulend an der Erde wälzte und geberdete, als habe er sich den Mund verbrannt. Ebenso wenig lieben die Altajer scharf gesalzene Speisen. Ich habe nur beobachtet, dass sie Salz zum Thee mischen, sonst salzen sie ihre Speisen sehr wenig. Wie wenig Salz sie besitzen, musste ich zu meinem Leidwesen selbst erfahren, als wir 1860 von der Tschuja zurückkehrten. Da der Koch des Sassjedatel aus Versehen meinen Salzvorrath mit sich genommen hatte, so waren wir jenseits des Tschibit ohne Salz geblieben und konnten bis zum Ülgemen in keiner der auf dem Wege liegenden Jurten ein Körnchen Salz erhalten.

Von der Bereitung der Nahrungsmittel verdient nur die Branntweindestillation, die im Sommer einen grossen Theil der Frauenarbeit ausmacht, genauer beschrieben zu werden. Man füllt einen grossen Kessel bis zur Hälfte mit Kumys und Airan, dann werden zwei Hälften eines convexen Holzdeckels, der genau in den oberen Kesselrand passt, auf den Kessel gelegt und rundum die Ritzen mit einer Mischung von Lehm und Mist verschmiert. In der Mitte jeder Deckelhälfte ist nun ein etwa 2 Werschok langes Loch. In jedes dieser Löcher wird dann eine ziemlich genau passende Holzröhre gesteckt und der Zwischenraum zwischen Deckel und Röhre wiederum sehr gut verschmiert. Die Holzröhren (tschorgo) bilden einen stumpfen Winkel und werden so parallel eingesetzt, dass die Enden des einen Schenkels in den Deckel passen, die Enden des anderen, etwas längeren Schenkels, aber in zwei irdene Töpfe hinabreichen, die in einem mit kaltem Wasser angefüllten Troge (toskur) stehen. Jetzt wird ein gleichmässiges, nicht sehr starkes Feuer unter dem Kessel erhalten, so dass die Flüssigkeit in demselben kaum in's Kochen geräth. Aus dieser Flüssigkeit steigen nun Alkohol- und Wasserdämpfe auf und werden in den irdenen Gefässen abgekühlt. Im Kessel bleibt der wohlschmeckende Irimtschik zurück, während sich in den irdenen Töpfen eine trübe nach Alkohol schmeckende Flüssigkeit (der Araky, d. h. Milchbranntwein) sammelt. Dieser Milchbranntwein ist sehr schwach und muss, wenn er irgendwie an unseren Branntwein erinnern soll, zwei Mal destillirt werden. Dies thun aber nur Leute, bei denen das Trinken schon zum Laster geworden ist. Der Branntwein wird in einer eigens dazu

gefertigten Lederflasche (tashur), die mit einem Holzstöpsel und klirrendem Eisenschmucke versehen ist, aufbewahrt. Er wird ein wenig erwärmt genossen. Im Sommer werden Unmassen dieses Milchbranntweins getrunken, so dass in den milchreichen Monaten fast die ganze Altai-Bevölkerung betrunken ist. Selbst Weiber und Kinder geniessen Branntwein, wenngleich nur sehr mässig. Der Milchbranntwein hat einen saueren unangenehmen Geschmack und einen ebenso unangenehmen Geruch, so dass es in der ersten Zeit einige Ueberwindung kostet, ihn zu geniessen; hat man ihn öfters getrunken, so gewöhnt man sich daran und merkt den Geruch nicht mehr. Man kann ohne jede Wirkung eine bis zwei kleine Holzschalen leeren.

Ein klares Bild von dem gewöhnlichen Leben und Treiben der Altajer zu entwerfen, ist für Reisende eine sehr schwierige Sache. Ihr Erscheinen in einem Aule bringt schon einen Ausnahmezustand hervor, der bei dem Stillleben der Bewohner der Altai-Thäler gewiss schon einer Art Feiertag gleichkommt. Das Erscheinen der Karavane eines Reisenden lockt Alt und Jung aus den Jurten herbei, bald verbreitet sich die Kunde des Eintreffens in den benachbarten Orten und nach wenigen Stunden sind alle Jurten voll Menschen und man sieht ein so buntes Treiben bei denselben, wie es gewiss sonst Monate lang nicht vorkommt. Erst bei längerem Aufenthalte an einem Orte wird das Leben ruhiger, kommt aber, wie ich mich selbst überzeugen konnte, auch nach Wochen nicht völlig in's Gleichgewicht. Minder störend wirkt die Ankunft von Fremden auf Festlichkeiten, zu deren Feier sich das Volk versammelt hat. Hier ist man zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten und Genüssen beschäftigt, gegen die das Interesse für die Fremden in den Hintergrund tritt. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, dergleichen Festen beizuwohnen. Die religiösen Festlichkeiten beim Opfer werde ich später zu schildern Gelegenheit haben. Sonst wurden mir noch als besondere Feste ein Frühlings- und ein Herbstfest genannt. Ausserdem finden oft bei reichen Leuten Festmahle statt, wenn im Sommer grössere Thiere, wie Pferde, geschlachtet werden, sei dies bei Gelegenheit eines Familienfestes, wie bei der Namensgebung eines Sohnes, bei Hochzeitsfesten, oder auch nur wenn ein Thier verunglückt ist und geschlachtet werden muss.

Wie bei einem gefallenen Thiere sich die Raubvögel einfinden, von denen jeder hofft an der Beute Theil zu nehmen, ebenso

versammeln sich beim Schlachten eines Thieres nicht nur Anverwandte, sondern von allen Seiten strömen arme Nachbarn herbei und umlagern den Platz. Alle anwesenden Männer suchen irgendwie beim Schlachten, Abziehen und Zerlegen des Thieres behilflich zu sein. Das Blut wird in Näpfen aufgefangen und wandert zum grössten Theil in die Hütten der armen Nachbarn; ein kleiner Theil wird frisch getrunken. Ebenso suchen die Armen diejenigen Theile der Eingeweide zu erhaschen, welche die Reichen verschmähen. Sie müssen aber um diese Beute mit den Hunden kämpfen, die von allen Seiten durch den Menschenhaufen zu den Schlachtplätzen dringen, trotzdem die Leute sie mit lauten Zurufen, Knütteln und Steinen aus dem Bereiche des Thieres fortjagen. Ist das Thier geschlachtet und abgehäutet, so wird es zerlegt und das Fleisch in drei Haufen geordnet. Auf den einen Haufen legt man die zum Kochen bestimmten Stücke, das Fleisch der Extremitäten, das in schmale, längliche Streifen geschnitten wird, und die Knochen, an denen rundum etwa ein Zoll dick Fleisch bleibt, dann die Rücken-, Schwanz- und Halsstücke. Den zweiten Haufen bilden der Kopf, die Extremitäten bis zum Kniegelenke und die Eingeweide. Den dritten Haufen bilden das Bruststück und die Rippen. Wenn die Frauen den Kessel besorgt haben, dann werden die mit Fleisch umgebenen Extremitäten sowie die Rücken- und Schwanzstücke gekocht, die langen Fleischstreifen aber bei der Jurte aufgehängt. Den Kopf, einen Theil der Eingeweide und den unteren Theil der Extremitäten kocht man zum Theil in einem besonderen Kessel für die armen Gäste, zum Theil verschenkt man sie an die hungrigen Familien der Nachbarn, die mit der erlangten Beute schnell davoneilen. Die männlichen Nachbarn aber bleiben am Orte, da ihnen ihr Antheil beim Mahle nicht entgeht. Die Bruststücke, ein Theil der Eingeweide, Fett und Rippen werden auf einigen Satteldecken in die Jurte gebracht und nicht weit vom Ehrenplatze hingelegt. Nun drängen sich die Gäste in die Jurte und ordnen sich streng nach ihrem Range und Ansehen, die armen Schlucker kauern sich bei der Thüre nieder. Während das Wasser kocht, vertheilt der Wirth, ein Ehrengast und die Wirthin die auf den Satteldecken liegenden Stücke an die Anwesenden, aber mit gutem Vorbedacht, denn Jeder erhält, je nach seinem Ansehen ein besseres oder schlechteres Stück. Nun beginnt ein geschäftiges Treiben unter den Gästen. Jeder bereitet sich seinen Braten. Einige neh-

men feine Stücke Fleisch und Fett und stecken sie auf etwa 6 Werschok lange Stöcke (tisch), andere spannen Stücke der Brusthaut zwischen Stäbchen aus, wieder andere schaben das Fleisch vom unteren Ende der Rippen und wickeln die Streifen um das obere Ende, noch andere reinigen leckere Stücke der Gedärme mit der Hand und wickeln sie um die Bratstöcke, schlieslich steckt jeder seinen Bratstock oder Knochen dicht beim Feuer in die Erde und wendet ihn fleissig um, damit er von allen Seiten schön gar werde.

Ehe das Fleisch im Kessel gar geworden, wird es an die Gäste vertheilt, dies geschieht auch von Seiten des Wirthes, Ehrengastes und der Hausfrau. Wenn alle Gäste versorgt sind, so wirft man Stücke nach der Thür; dort wartende hungrige Arme fangen sie gierig auf, müssen sie aber auch häufig den gierig zwischen sie dringenden Hunden abjagen. Bei der Vertheilung des Fleisches ist zu beachten, dass die Gäste zum Empfange desselben ihren Rock- oder Pelzschooss vor dem Wirthe ausbreiten und diesen während des Mahles als Teller benutzen; gegessen wird das Fleisch mit dem Messer und den Händen, die man wie gewöhnlich vorher nicht gewaschen hat. Haben die Vornehmen das bessere Fleisch abgegessen, so werfen sie die Knochen den Armen zu, welche mit Messer und Zähnen alles Essbare zu entfernen wissen, indem sie die Knochen von allen Seiten beschaben und zerbrechen; erst wenn nichts Geniessbares mehr daran geblieben, werfen sie dieselben den Hunden zu, die dicht bei der Jurte beschäftigt sind die Knochen zu zermalmen. Während des Essens herrscht eine vollkommene Stille, die nur durch das Zerbrechen der Knochen, das Knirschen der Zähne beim Zerbeissen der Knorpel und das Krachen der Knochen beim Zermalmen seitens der Hunde unterbrochen wird. Nach dem Essen wischen die Gäste die fettigen Hände an Stiefel und Pelz ab und greifen nun nach den Braten, von denen sie die verbrannten Stellen abschaben, um das Uebrige dann ebenso gierig zu verzehren; die Reste wandern, wie früher, den Armen und Hunden zu. Nach dem leckeren Male verlassen die Armen die Jurte und es bleiben nur die geladenen Gäste. Nun beginnt ein allgemeines Gespräch. Der Hausherr holt die Taschur (Branntweinflasche) hervor und lässt die Holzschalen in der Runde umhergehen. Jeder der Gäste spritzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand einige Tropfen aus der Schale, murmelt dabei einen Segensspruch und leert sie dann mit einem Zuge. Darauf entfernen sich die fremderen Gäste und nur die Ver-

wandtschaft bleibt zurück, die so lange mit dem Trinken fortfährt, bis alle Anwesenden vollständig betrunken sind und sich dann zum Schlafe ausstrecken.

Bei solcher Gelegenheit lassen sich am besten das Begrüssungsceremoniel und überhaupt die gesellschaftlichen Formen, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Altajer beobachten. Jeder Neuankommende tritt in die Jurte ohne ein Wort zu sprechen, setzt sich sofort nieder, holt seine Pfeife aus dem Stiefel, stopft sie und zündet sie am Feuer an. Der Wirth thut vollkommen dasselbe, dann reichen sich beide die Pfeifen mit den Worten: „Nä tabysch bar?“ („Was giebt's zu hören?“ dabei ist aber zu bemerken, dass das Wort „tabysch“ bei den Altajern die Bedeutung „böses Gerücht, Unglück“ hat), worauf der Andere antwortet: „Tabysch jok“ oder „Tabysch jogyla“ („Es ist nichts zu hören“). Die erste Anrede richtet der Höhergestellte oder der Wirth. Nun erst erkundigt man sich nach der Gesundheit, dann reicht der Gast jedem der Anwesenden seine Pfeife mit derselben Anrede, erhält stets dieselbe Antwort und auch die Pfeife der Uebrigen. Es vergeht eine lange Zeit, bis diese Ceremonie beendigt ist. Hierbei wird streng die Reihenfolge der Begrüssungen eingehalten, sie beginnt mit dem Hausherrn, der Hausfrau und endigt bei den jüngsten Gliedern der Familie und dem Unbedeutendsten der Anwesenden. Jeder Eintretende nimmt diejenige Stelle ein, die ihm seinem Range und seinem Ansehen nach gebührt. Der Wirth und die ihm gleichberechtigten männlichen Gäste sitzen mit untergeschlagenen Beinen, die Frauen und untergeordneten Leute knieen auf dem linken Knie, indem sie den rechten Fuss auf die Sohle stemmen. Den Frauen ist es nie erlaubt, anders zu sitzen. Dienende knieen, wenn sie für die Herrschaft Arbeiten verrichten, auf beiden Knieen. Das Sitzen auf untergeschlagenen Beinen habe ich gelernt, das Knieen aber auf dem linken Beine, nach Art der Altajer, ist so schmerzhaft, dass ich es nie eine Minute aushalten konnte. Es wird nämlich dabei der linke Fuss so gegen den Boden gelegt, dass der Ballen und die äussere Seite des Hackens auf der Erde liegen und man mit der ganzen Körperschwere auf der äusseren Längsseite der Füsse sitzt.

Bei allen Ceremonieen der Altajer und ihrem Umgange kann man eine Art Feierlichkeit, und gemessenen Anstand beobachten. Die Frauen sind äusserst bescheiden, die Männer zurückhaltend und gesetzt; kein unnützes, vorlautes Schwatzen

oder Fragen, keine ungestümen Bewegungen, überall herrscht Ruhe und Gemessenheit. Natürlich dauert dieses Betragen nur so lange, bis der Branntwein den Leuten zu Kopfe gestiegen, dann beginnen sie zu singen und laut zu lachen; aber auch von Betrunkenen habe ich nie eine Zote gehört, nie ein Liebäugeln mit den Frauen oder irgendwelchen Verstoss gegen die Sittlichkeit gewahrt.

Schon bei der Beschreibung der Jurten und Kleidung der Altajer habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, auf diejenigen Laster der Altajer hinzuweisen, die jedem civilisirten Menschen beim ersten Zusammentreffen mit denselben in die Augen fallen, dies sind Faulheit, Unsauberkeit und Trunksucht.

Die Faulheit der altajischen Männer habe ich schon bei Gelegenheit der Beschäftigungen derselben genügend geschildert. Der Altajer bringt den grössten Theil seines Lebens offenbar in vollkommenem Nichtsthun hin. Seine Trägheit ist so gross, dass er nicht den Finger heben wird, um sich selbst die geringste Bequemlichkeit zu schaffen. Nicht zwei Schritte geht er, um sich eine bequeme Unterlage zu holen, wenn er sich einmal gesetzt hat; wenn der Regen durch die Jurte tropft und gerade auf ihn herabfällt, wird er erst dann zur Seite rücken, wenn sein Pelz durchnässt ist. Giebt man dem Führer einen Auftrag, so übergiebt er ihn einem Anderen, bis der Jüngste oder am wenigsten Angesehene sich endlich erhebt und ihn zögernd ausführt. Der auf einer Stelle sitzende Hausherr lässt sich von Allen im Hause bedienen und ertheilt seine Befehle von seinem Platze aus, aufstehen wird er nur im Nothfalle, und bei jeder Bewegung sieht man, wie schwer sie ihm fällt. Und doch vermögen die so trägen und indolenten Menschen, wenn die Verhältnisse sie zwingen, unendlich mehr in körperlichen Beschwerden und Ausdauer zu leisten, als wir in unserer regsamen Geschäftigkeit. Es ist eben nur ein Mangel an Einsicht und in Folge dessen an Willenskraft, der sie von jeder Thätigkeit zurückschreckt. Ich habe die Thatkraft meiner altajischen Führer sehr oft bewundert. Ich erinnere hier nur an meine Irrfahrt im Quellgebiete des Kemtschik im Jahre 1861, wo ich wochenlang mit meinen telessischen Begleitern im Hochgebirge umherirrte, wo wir, unablässig vom Unwetter verfolgt, keinen trockenen Faden auf den Leib bekamen. Weder Kälte noch Hitze, weder die weiten Tagemärsche noch die Beschwerden des Weges über

Felsen, Sümpfe und reissende Ströme, weder Hunger noch Durst schienen auf meine Begleiter auch nur den geringsten Eindruck zu machen, nirgends eine Klage oder ein Wort des Vorwurfes oder auch nur ein unwilliges Murren, immer dieselbe Unverdrossenheit, dieselbe heitere Laune, dieselbe Bereitwilligkeit. Ich kann aufrichtig gestehen, dass dieses Betragen meiner Begleiter nicht wenig dazu beitrug, meinen Muth aufrecht zu erhalten, und dass ich mich verschiedene Male meines Kleinmuths gerade vor diesen Kindern der Natur geschämt habe. Aber derselbe Altajer, der ohne Murren den schrecklichen Tagemarsch ausgehalten, der trotz seiner Schwerfälligkeit zu Fuss die Last der Packsäcke auf seinen Schultern über die für Lastpferde unpassirbaren Bergpfade getragen hatte, der, trotzdem ihm der Schweiss in Strömen herabfloss, Alles mit Freudigkeit und ohne Murren ausgeführt hatte, er wird für seine eigene Bequemlichkeit oder zum Abwenden einer nicht ganz nahestehenden Gefahr keinen Schritt thun. Er strengt eben nur seine Kräfte an, wenn die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt, dann nur unterwirft er sich dieser Nothwendigkeit willig. Selbst die Frau, deren Geschäftigkeit, Regsamkeit und Fleiss der Reisende so sehr bewundert, arbeitet auch nur, da sie vom Manne abhängig diese Arbeit als eine gebotene Nothwendigkeit betrachtet. Gegen sich selbst ist diese Frau ebenso träge wie der Mann. Ihre Mutter- und Hausfrauenpflichten setzen sie in schnelle Bewegung, für ihre Bequemlichkeit thut sie keinen Schritt. Und was für Leiden und Noth hat der Altajer wegen dieser seiner Faulheit zu ertragen! Armuth, Hunger, den schrecklichen Winter, Seuchen und Krankheiten, Alles stürmt auf ihn ein infolge seiner Trägheit, und Alles zwingt ihn später zu viel grösseren Mühen und Anstrengungen als diejenigen waren, die er auf sich zu nehmen zu träge war.

Noch mehr als die Faulheit, fällt dem Reisenden die Unsauberkeit der Altajer in die Augen. Diese ist es, die Einem das Leben unter denselben verleidet, und erst nach längerem Aufenthalte können wir uns an dieses Laster gewöhnen. Ein volles Bild der Unreinlichkeit der Altajer zu geben, sträubt sich die Feder, doch es gehört zu unserem Zweck und kann bei der Charakteristik dieses Volkes nicht übersehen werden.

Der Altajer ist vollkommen wasserscheu. Seine Haut ist an denjenigen Stellen, die mit der Kleidung bedeckt sind, mit

einer vollständigen Schmutzkruste überzogen. Wenn die von der Kleidung freien Theile des Körpers weniger schmutzig sind, so ist daran schwerlich so sehr das Waschen schuld (denn ein wirkliches Waschen des Körpers habe ich nie gesehen, es ist immer mehr ein Baden und Kühlen der Haut) als die Hautthätigkeit in freier Luft, die gewiss alle Schmutzansammlungen entfernt. Kleidung, Hausrath, Gefässe, Kessel, Bett, ja die ganze Jurte, starren vor Schmutz und bieten einen ekelerregenden Anblick. Nirgends sieht man eine Spur davon, dass der Altajer diesen Zustand seiner Umgebung herausfühlt. Ja, der Aberglaube gefällt sich darin, den Schmutz und die Unsauberkeit als heilbringend, die Reinlichkeit aber als gefahrvoll zu schildern. Ein Kranker darf sich nicht waschen. Wenn man den Kessel ausspült, so stirbt das Jungvieh. Wenn man die Milchgefässe wäscht, so geben die Kühe weniger Milch u. s. w. Alle diese Regeln werden aber auch genau befolgt. Im Kessel kocht man Thee, dann Fleisch, dann Milch, darauf destillirt man Branntwein, und nach jedem dieser Geschäfte wird nur der Inhalt des Kessels ausgegossen und dieser vor weiterem Gebrauche mit einem Lappen abgerieben, der das Gefäss eher schmutzig als rein macht. Die Milchgefässe kommen nie mit Wasser in Berührung, daher auch die Säuerung der Milch in den Schläuchen ohne jede Zuthat vor sich geht. Ist man gezwungen, altajische Speisen zu geniessen, so thut man immer am besten, dabei die Augen zuzudrücken, denn: „Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss“. Beim Trinken des Airan und Tschegän hielt ich stets die Hand in den Napf und schlürfte den zweifelhaften Inhalt durch die Fingerspalte. Dann bleiben der Schmutz und die Haare (Wolle), von denen die Getränke übersättigt sind, stets vor den Fingern und man hat nicht nöthig, sie auszuspeien. Dass die Unreinlichkeit der Altajer nicht nur auf den civilisirten Europäer, sondern auch auf den Asiaten, z. B. einen Kirgisen, ekelerregend wirkt, dies beweist mir eine Scene, die ich im Jahre 1865 südlich von der Kurai-Steppe am Fusse des Berges Tötö erlebte. Wir traten hier in eine Jurte, um ein wenig auszuruhen. Mein Diener, der Kirgise Sapy, bat die Wirthin um einen Trunk. Diese, ein noch junges Weib, griff nach einem neben ihr stehenden gewöhnlichen Holznapfe und wollte Airan eingiessen. Der Mann rief ihr zu, uns ja einen reinen Napf zu geben, denn das lieben die Russen. Sie suchte den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen und griff, da

sie zu faul war aufzustehen, nach dem beschmutzten Fellstück, auf dem sie sass, und rieb mit dem Zipfel den Napf sauber, goss dann ein und reichte Sapy den Airan, auf dessen Oberfläche grosse Schmutzstücke, die am Fell gehaftet hatten, umherschwammen. Sapy sah mit Schrecken auf den Napf, wollte aber den Wirth nicht beleidigen und führte den Trank zum Munde; kaum hatte er ihn nur mit den Lippen berührt, als er sich nicht mehr halten konnte, den Napf zur Erde fallen liess und in's Freie stürzte, wo ihn ein furchtbares Erbrechen ergriff; er konnte den ganzen Tag nichts essen und fühlte sich noch am anderen Tage unwohl. Man bekommt oft so Haarsträubendes zu sehen, dass der Reisende gar nicht begreifen kann, wie die Leute selbst von alledem nicht berührt werden und über dem Nachgrübeln über dieses psychologische Räthsel den Ekel vor der Handlung vergisst. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, dass Frauen mit dem Löffel, mit welchem sie eben die Speise gerührt haben, zwischen Hemd und Rücken fahren und sich den letzteren reiben, oder dass Mädchen und Weiber sich vor unseren Augen das Ungeziefer von den Köpfen suchen. Diese Liebenswürdigkeit geschieht stets gegenseitig. Da die Armen das ganze Jahr hindurch die Pelze auf dem blossen Leibe tragen, so sind diese voller Ungeziefer, welches sie schrecklich quält, und so hat denn der Reisende auf jedem Ruhepunkte die Qual, dem Absuchen der Läuse von den Pelzen beizuwohnen. Manche Leute entwickeln bei dieser Jagd eine grosse Geschicklichkeit; ich habe selbst beobachtet, wie einer meiner Führer in einer Minute 89 Mal einen glücklichen Fang that. Das Schlimmste ist aber, dass die Leute die Mitbewohner ihrer Pelze zwischen Unter- und Oberlippe einsammeln und nach gethaner Jagd mit der Zunge schnalzend hinunterschlucken. Doch ich will das Bild nicht weiter ausmalen.

Die Trunksucht ist eine so allgemeine Sitte bei den Altajern, dass man Anstand nehmen möchte, sie als ein Laster zu bezeichnen. Im Sommer, wenn die reiche Milchquelle fliesst, ist der halbe Altai stets betrunken, hört aber dieser Born auf, so ist es auch mit dem Sich-betrinken zu Ende. Die Leute trinken sich so gemüthlich, so ungenirt, so geschäftsmässig an, dass man es zuletzt ganz in der Ordnung findet, seine männliche Umgebung mehrmals am Tage im Zustande voller Trunkenheit zu sehen. Das altajische Publikum beachtet die Trunkenen gar

nicht und sagt höchstens, wenn ein solcher Ungehöriges begeht, achselzuckend: „äsärigilä“ („er ist ja betrunken!“). In diesen Worten liegt aber durchaus kein Tadel, vielmehr eine volle Entschuldigung. Dabei sind die betrunkenen Altajer sehr selten unruhig und skandalsüchtig, weitaus öfter stillvergnügt und duselig. Die jungen Frauen und Mädchen trinken nicht, das erlaubt die Sitte nicht, ebensowenig Knaben, ja selbst jüngere Männer sieht man selten, höchstens bei Festlichkeiten, betrunken. Dabei verursacht das Trinken keine Ausgaben, der Milchbranntwein wird nirgends verkauft, so dass sich die Leute durch diesen Genuss nicht zu Grunde richten. Wohl ist aber das allgemeine Trinken auch von wirthschaftlicher Seite sehr schädlich, da es ein eigentliches Erwerben und Vorsorgen für den Winter von Seiten der Männer vollkommen unmöglich macht. Alle Kalmücken lieben den starken Kornbranntwein der Russen, und es ist ein Glück, dass derselbe nicht mehr in den Altai eingeführt wird, denn durch diesen würden die Leute schnell vollkommen zu Grunde gerichtet. Wer sich von den Altajern einmal an den russischen Branntwein gewöhnt hat, ist verloren, der vertrinkt Alles bis auf das letzte Hemd, bei dem wird der Trunk erst zu einem wahren Laster. In dieser Beziehung ist der Einfluss der Saisane und der russischen Beamten heilbringend, da sie das Einführen von Branntwein streng verbieten. Würde es den russischen Kaufleuten erlaubt sein, Branntwein einzuführen, so könnte die ganze altajische Bevölkerung im Laufe einiger Jahre an den Bettelstab gebracht werden.

Ausser der Gier nach Branntwein beherrscht die ganze altajische Bevölkerung die Leidenschaft für den Tabak, der theils selbst gebaut, theils von den Russen eingeführt wird (nur die Dwojedaner, die nahe an der chinesischen Grenze leben, haben sich an den chinesischen Tabak gewöhnt und kaufen diesen von den Mongolen). Die Altajer: Mann, Weib, junge Leute, selbst Kinder können ohne Tabak keine Stunde leben, sondern verbringen die Hälfte ihres Lebens mit Rauchen. Ich habe gesehen, wie Mütter den Säuglingen die Pfeife zur Beruhigung in den Mund steckten. Auch entsinne ich mich, einst meinem Jakob in Barnaul fünf Rubel geboten zu haben, wenn er von Mittag bis zum Nachmittagsthee (etwa von 2—5 Uhr) das Rauchen liesse; er hielt es kaum bis 3 Uhr aus, dann kam er zu mir, holte sich seine Pfeife, die ich an mich genommen hatte, und

erklärte mir: „Tamku jok polsa arga jok“ („Ohne Tabak ist's kein Leben“) und liess unsere Wette Wette sein. Im Sommer rauchen die Altajer meist den eigenen Tabak, sie pflücken sich die grünen Blätter ab und trocknen sie am Feuer, dann zerreiben sie dieselben zwischen den Händen und schütten sich den fein zerriebenen Tabak in den Tabaksbeutel (kalta). Die Pfeife stopfen sie, indem sie den Pfeifenkopf im Beutel umdrehen, dann nehmen sie dieselbe mit der rechten Hand aus dem Beutel, halten den Kopf mit dem Zeigefinger der linken Hand, drücken den Tabak mit der Spitze des Daumens fest und zünden dann die Pfeife an. Nach wenigen Zügen ist der kleine Kopf ausgeraucht, dann klopft man die Asche an der Stiefelsohle aus und stopft sogleich eine neue Pfeife.

Wenn ich ausser den bis jetzt beschriebenen Untugenden der Altajer noch die Leichtgläubigkeit und den Hang zum Aberglauben hinzufüge, so habe ich wohl alle schlechten Seiten des altajischen Charakters geschildert, die dem Reisenden immer gleich auffallen. Die trefflichen Eigenschaften des Charakters der Altajer erkennt man erst nach einem längeren Zusammenleben. Es sind so viele, dass ich wohl sagen kann, man fühlt sich bei keinem Türkvolke Nordasiens so wohl, wie gerade bei den Altajern. Ehrlichkeit und Gradheit sind bei ihnen in einer Weise ausgeprägt wie bei keinem ihrer Nachbarn. Keine Jurte ist verschlossen, kein Kasten befindet sich in der Jurte, das Vieh weidet ohne Hirten und Aufsicht und doch ist Diebstahl bei den Altajern etwas Unerhörtes. Ich selbst habe diese Ehrlichkeit mehrmals erfahren. Ich hatte meine mit Geld gefüllte Brieftasche in einer Jurte vergessen und diese wurde mir über hundert Werst nachgeschickt. Ein anderer Beweis für die Ehrlichkeit der Altajer ist die Sitte, dass derjenige, welcher eine Schussfalle auf dem Wege trifft, in der ein getödtetes Thier liegt, dieses herausnimmt, zur linken Seite des Bogens legt und dann den Bogen wieder spannt. Man versicherte mir, dass oft drei und mehr Thiere mit werthvollen Pelzen neben der Falle liegen, dass aber Niemand daran denkt, die Thiere sich anzueignen, und zwar habe ich das von Kaufleuten gehört, die den Altajern gern etwas am Zeuge flicken. Es wurde mir im Jahre 1870 schon allgemein versichert, dass die altajische Ehrlichkeit sehr abgenommen habe. Ich habe aber dafür keinen Beweis gesehen. Wenn dies aber in der That der Fall ist, so ist solches nur durch die

Noth und die Bedrückung von Seiten der russischen Kaufleute veranlasst, die die unsaubersten Geschäfte mit den Altajern machen, in denen sie die armen Wilden in jeder Weise übervortheilen, aber sogleich ein allgemeines Geschrei erheben, wenn der Betrogene sich der eisernen Klammer des Gläubigers zu entziehen sucht. Mir ist nur ein Fall von Unehrlichkeit vorgekommen und dies war vielleicht auch mehr Naschhaftigkeit zu nennen. Es wurde mir nämlich in der Jurte des Kupa-Saisan im Jahre 1860 ein Theil meiner Brotvorräthe aus den Säcken entwendet. Sonst ist mir während meines Monate langen Aufenthaltes nie das Geringste, selbst an Essvorräthen, abhanden gekommen. Die Ehrlichkeit der Altajer ist um so auffallender, da die ihnen benachbarten Türkvölker, die Kirgisen und Sojonen, sich durchaus nicht durch Ehrlichkeit auszeichnen, ebensowenig die östlich wohnenden Türböten.

Ein weiterer Charakterzug, der die Altajer vor allen ihren Nachbarn auszeichnet, ist die hohe Achtung, die sie stets dem Alter erzeigen, und der Gehorsam gegen jede vorgesetzte Behörde. Eine Menge von Sprichwörtern bezeugen, wie tief diese Gefühle in ihnen wurzeln.

Des Alten Worte stecke in den Sack,
Des Angesehenen Rede stecke in die Tasche.

Wer den Herrn geehrt hat, wird ein Herr werden,
Wer den Reichen geehrt hat, wird ein Reicher werden.

Wer mit dem Froste kämpft, büsst sein Ohr ein,
Wer mit dem Herrn kämpft, büsst seinen Kopf ein.

Die Kinder wagen nicht den Namen ihrer Eltern auszusprechen, wenigstens nie in ihrer Gegenwart. Einem alten Manne weist man stets den Ehrenplatz an. Die Befehle der eigenen und russischen Behörde vollführt man auf das Pünktlichste und ohne Murren. So schickte in früherer Zeit nur der Kosak einen Boten mit seinem Säbel voraus und befahl, an den verschiedenen Orten die Pferde für die Beamten bereit zu halten, und nie soll man von einer Widersetzlichkeit gehört haben. Die Befehle der Saisane werden genau befolgt, obgleich man äusserlich ihnen sehr wenig Ehrerbietung darbringt. Alles dieses hängt meiner Ansicht nach mit der Achtung zusammen, die der Schamanen-Bekenner überhaupt vor dem Geschlechte und seinen Vorfahren hat.

Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde,
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk.

Ohne Stamm ist kein Mensch,
Ohne Maass ist kein Stiefel.

Ausserdem entspringt dieses Gefühl aus der grossen Friedfertigkeit und Gelassenheit des altajischen Charakters.

„Einen friedfertigen Kopf schlägt das Schwert nicht ab", sagt das altajische Sprichwort. Der Altajer liebt sich nicht zu erheben, nicht hervorzuthun oder zu prahlen; sein Betragen ist stets gelassen und anständig, nirgends hört man wildes Schreien und die Schimpfwörter der Nachbarvölker sind ihnen unbekannt. Ich kann mich nicht entsinnen, in meiner Gegenwart ein anderes Schimpfwort gehört zu haben, als das „adasyng!" (o dein Vater!).

Bei aller Unterthänigkeit und allem Gehorsam gegen seine Vorgesetzten hasst der Altajer nichts mehr als die Knechtschaft und liebt die Freiheit über alles. Der Name „Knecht" oder „Diener" ist ihm schon so verhasst, dass er lieber Hungers stirbt, als in Dienst tritt. Nur die ohne alle Verwandte aufgewachsenen Waisen schliessen sich als Diener einem fremden Hause an. Das Betragen der gewöhnlichen Kalmücken den Saisanen und Beamten gegenüber ist ohne alle Kriecherei. Der Altajer Jakob, der ein ganzes Jahr in meinem Hause wohnte, wusste sich so uns gegenüber zu stellen, dass das ganze Dienstpersonal ihn durchaus nicht als Diener ansah. Es giebt kein ärgeres Schimpfwort als „Diener". Eine Beeinträchtigung des eigenen Willens duldet der Altajer nie, wenn er nicht in der befehlenden Person einen Vorgesetzten, einen das Volk zu regieren bestimmten Menschen sieht. Jeder Arme, der sich an die Familie des Reichen anschliesst, hält sich für ein Glied derselben. Er würde eher verhungern, ehe er einem im Befehlstone ausgesprochenen Verlangen des reichen Nachbarn sich fügen würde.

Eine solche Ueberzeugung jedes einzelnen Stammmitgliedes hat zu einem wahrhaft idealen Stammverhältnisse geführt. Das ganze Volk bildet gleichsam eine Familie, die in der Noth einander beistehen. Es herrscht eine Gastfreundschaft, wie man sie sich unter anderen Verhältnissen gar nicht denken kann. Jeder in die Jurte Eintretende ist fast wie ein Familienmitglied betrachtet. Wenn die Familie isst, so isst er mit, ohne dass er für diese

Bewirthung auch nur die geringste Verpflichtung übernommen hat. Ist der Weg des angekommenen Fremdlings weit, so wird ihm noch Reisekost mitgegeben.

Man mag einem Kalmücken geben, was man will, er theilt es mit allen Anwesenden. Dies habe ich oft gesehen. Sie lieben zum Beispiel Zucker und Brot über Alles. Giebt man aber irgend einem Anwesenden ein Stück Zucker oder Brot, so beisst er dieses in so kleine Stücke, dass jeder der Anwesenden ein Stückchen erhält.

Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit der Altajer an ihren Stamm und an ihre Familie. Das Heimweh plagt den Altajer sehr bald, wenn er von den Seinen getrennt ist. Man höre nur Lieder wie die nachfolgenden:

Schau' ich in die russ'sche Eb'ne,
Seh' der schwarzen Weide Kron' ich,
Denk' ich an den fernen Bruder,
Bieget sich der Rippen Wurzel.

Sehe ich die russ'sche Eb'ne,
Zeigen sich der Bäume Wipfel,
Denke ich an die Verwandten,
Bieget sich des Rückgrats Wurzel.

Weht von links der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, fliessen
Thränen aus den tiefen Augen.

Weht von rechts der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, kommen
Thränen in die tiefen Augen.

Kann das Wild sein Kind nicht finden,
Härmt's sich ohne Rast,
Lässt er seine Lieben ziehen,
Weint der Vater ohne Rast.

Kann das Reh sein Kind nicht finden,
Grämt's sich ohne Rast,
Lässt sie ihre Lieben ziehen,
Weint die Mutter ohne Rast.

Das eheliche und Familienleben ist bei den Altajern ein vortreffliches. Verletzungen gegen die eheliche Treue gehören

zu den grössten Seltenheiten und sollen sehr streng bestraft werden. Die Frau ist dem Manne vollkommen unterthan, sie wagt seinen Namen nicht zu nennen, sondern sagt stets, wenn sie von ihm spricht: „apschyjagym“ (mein Alter); sie wagt nicht über die Schwelle der Jurte ihres Schwiegervaters zu treten und nie den Kopf vor jenem zu entblössen. Sie erfüllt alle Befehle des Mannes und sucht ihn stets zu unterstützen. Dafür behandelt auch der Mann die Frau mit einer gewissen Ehrerbietung, anderen gegenüber spricht er von ihr „abakajym“ (meine Gemahlin) und wird nie mit ihr in Gegenwart von Freunden scherzen oder schön thun. Ich habe nie gehört, dass ein Mann gegenüber einer Frau die Stimme erhoben hätte. Es soll unerhört sein, dass ein Altajer seine Frau geschlagen habe und dennoch betrachtet er die Frau gleichsam wie von geringerer Race. Dies sieht man schon aus der Ordnung der Erbschaft bei den Altajern. Alles Hab und Gut geht nur auf die Söhne und männlichen Verwandten des Mannes über. Bleiben mehrere Söhne nach, so nehmen nur diejenigen an der Theilung des Erbes Theil, welche beim Tode des Vaters noch im Hause lebten. Diejenigen aber, welche bei Lebzeiten des Vaters einen eigenen Haushalt gegründet haben, d. h. welche vom Vater ihren Antheil (entschi) erhalten haben, sind von der Erbschaft ausgeschlossen. Bleiben Töchter im Hause nach, so gelten sie als Erbtheil der in demselben lebenden Brüder. Diese verheirathen sie und erhalten für sie den Kalym (das Brautgeld). Dafür haben sie dieselben aber auch bis zur Verheirathung zu ernähren und auszustatten. Die verheiratheten Töchter gelten als Fremde und nehmen nicht an dem Erbe des Vaters Theil, „möge das Volk sie ernähren, zu dem sie jetzt gehören“, sagt der Altajer. Das ist vollkommen verständlich, wenn wir bedenken, dass das verheirathete Mädchen sich stets einem fremden Geschlechte anschliesst. Sind nur Töchter nachgeblieben, so geht das Erbe an die Brüder des Vaters oder an seine Vettern über, die dann auch den Kalym für die Töchter erhalten. Nur wenn keinerlei nähere Verwandte des Vaters vorhanden sind, so erhält die Tochter das volle Erbe. Die Mutter, die nach dem Tode des Vaters nachbleibt, gehört zum Erbe und bleibt Hausherrin in der Jurte, die der Sohn erbt; er hat die Pflicht, für die Mutter in derselben Weise zu sorgen wie der verstorbene Vater es gethan.

Der Verkehr der Geschlechter ist bei den Altajern ein voll-

kommen freier, die jungen Männer sprechen mit den Mädchen und Frauen und nie denkt die Frau daran, ihr Gesicht zu verbergen. Dabei habe ich nie eine Anzüglichkeit oder einen Scherz gehört, der einer Unanständigkeit ähnlich gewesen wäre. Sowohl Frauen als Männer geniren sich aber sehr wenig, vor einander einen Theil des Körpers zu entblössen. Will das Mädchen oder die Frau einen Strick oder Faden drehen, so schiebt sie das Hosenbein in die Höhe, so dass Knie und Oberschenkel frei werden, und dreht den Faden, indem sie den Hanf mit der flachen Hand auf dem dicken Schenkelfleische zusammendreht. Die Frauen nähren die Kinder vor Fremden und entblössen, wenn es die Umstände gebieten, den ganzen Oberkörper, gerade wie die Männer es thun. Bei Mädchen habe ich das nie gesehen, es scheint ihnen nicht erlaubt, die Brust zu entblössen.

Wenn ein Mädchen von einem Manne verführt wird, was übrigens nur höchst selten vorkommen soll, so versammeln sich alle männlichen Verwandten des Mädchens und versuchen den Verführer zu überreden, jene als seine Frau heimzuführen und dem Vater einen verhältnissmässigen Kalym zu zahlen. Weigert sich derselbe, so fallen sie über ihn her und prügeln ihn so lange, bis er um Gnade bittet. Dann bezahlt er dem Vater ein kleines Strafgeld, giebt ihm eine Flinte und einen Pelz und kann nun unangefochten nach Hause gehen. Das Mädchen wird aber in diesem Falle nicht mehr als Tochter betrachtet, sondern muss gemeine Dienste als Magd leisten.

Betrachten wir nun noch diejenigen Feierlichkeiten, die das eintönige Leben des Altajers begleiten. Ich meine die Feierlichkeiten bei der Geburt, der Heimführung der Braut und dem Begräbniss.

Wenn eine Frau gebären soll, so versammeln sich die weiblichen Verwandten in der Jurte der Mutter, während die Männer sich in der Gegend der Jurte aufhalten. Die ausserhalb der Jurte befindlichen Männer haben offenbar die Aufgabe, die bösen Geister aus der Nähe derselben zu vertreiben, denn sie erheben, sobald die Wehen beginnen, ein furchtbares Geheul und Geschrei und laufen um die Jurte herum, dabei werden Flintenschüsse abgefeuert. Dieses Lärmen währt so lange, bis das Kind geboren ist. In der Jurte selbst wird die arme Wöchnerin durch allerlei schwierige Stellungen und Drücken und Kneten gequält. Der Name wird dem Kinde gewöhnlich gleich

nach der Geburt von dem Haupte der Familie gegeben und zwar meist nach dem Namen derjenigen Person, die zuerst in die Jurte tritt, oder nach einem Gegenstande, dessen Name zuerst ausgesprochen wird, wie Palta (Beil), Myltyk (Gewehr) etc., oder nach einem auffallenden Aeussern einer gleich nach der Geburt eingetretenen Person, wie: Sary Pasch (Gelbkopf). Sind die früheren Kinder bald nach der Geburt gestorben, so wird dem Kinde ein möglichst schlechter Name gegeben, wie z. B.: It-ködön (Hintertheil des Hundes), Paltschyk (Schmutz). Auch russische Namen werden gegeben, wenn die oben genannten Personen Russen waren, wie: Muklai (= Nikolai), Mukolka (= Nikolka), Pabyl (= Pawel) u. s. w. Von reicheren Leuten wird ein Fest der Namensgebung gefeiert, bei dem der Aelteste der Familie den Namen des Kindes feierlich verkündet.

Die Hochzeitsgebräuche bei den Altajern sind folgende: Der Jüngling sucht sich meist selbst die Braut aus, die ihm gefällt, und bittet seinen Vater, um dieselbe zu werben. Bei Armen reitet der Vater selbst zur Werbung aus, bei wohlhabenden Leuten werden gewöhnlich zwei nahe Verwandte als Brautwerber (Kuda) ausgeschickt. Wenn die Brautwerber eintreffen, steigen sie in einiger Entfernung von der Jurte vom Pferde und nähern sich dann mit langsamen Schritten derselben. Sobald sie durch die Thüre eingetreten sind, bleiben sie stehen und der Eine stopft stehend seine Pfeife, der Andere schlägt Feuer an und entzündet ein Stück Schwamm, das er in der Hand hält, dann treten sie auf den Vater der Braut zu, knieen auf das linke Knie nieder und verneigen sich tief, darauf spricht der erste Brautwerber:

„Vor der Schwelle deines Hauses
Neige ich jetzt meine Knie,
Bin zu deinem Haus' gekommen,
Freuend hier mich deines Reichthums,
Bin gekommen zu der Jurte,
Um der Jurte Haupt zu bitten.
Mög' für immer unzertrennlich
Uns Gevatterschaft verbinden!
Wie die Wangen unzertheilbar,
Wie am Panzerhemd der Kragen,
Mög' Verwandtschaft uns verbinden!
Fest wie Birkenrindenschichten,
Dicht wie feine Doppelnaht!
Will den Stiel des Messers fordern!

Bitten um des Kessels Henkel!
Hat der Krieg geherrscht seit Langem,
Hat zerrüttet neun Geschlechter,
Frieden schliessen will ich jetzt,
Will Verwandtschaft jetzt begründen,
Gieb uns jetzo deine Antwort!

Während er diese Worte spricht, hält der erste Brautwerber die Pfeife dem Vater hin, während der andere den Schwamm bereit hält, um sogleich die Pfeife anzuzünden, sobald jener die Hand nach der dargebotenen Pfeife ausstreckt, was als ein Zeichen gilt, dass er die Werbung günstig aufnimmt. Gewöhnlich ergreift der Vater sogleich die Pfeife, da man meist schon vor der officiellen Werbung im Geheimen hat anfragen lassen. Ist das nicht geschehen, so bittet er die Brautwerber etwas zu verziehen, er habe sich mit der Mutter der Braut und den Verwandten noch zu berathen. Dann treten diese Familienglieder in eine benachbarte Jurte und halten Rath. Der Vater kehrt nun zur Jurte zurück und ergreift die Pfeife, die in demselben Augenblicke vom zweiten Freiwerber angezündet wird, sobald der Brautvater sie zum Munde führt. Jetzt beginnt die Besprechung über den Kalym (das Geld oder das Vieh, welches der Bräutigam dem Vater der Braut zu zahlen hat) und die Mitgift (endji-kondjy). Wenn die Geldangelegenheiten geordnet sind, so setzen sich alle im Kreise um das Feuer und nun beginnt ein lustiges Zechgelage. Der Brautvater reicht die ersten beiden Schalen mit Branntwein den Brautwerbern. Hierauf verlassen die Brautwerber die Jurte des Brautvaters und reiten zum Bräutigam zurück, dem sie unter fast gleicher Ceremonie die Bedingungen des Brautvaters mittheilen. Hier wird nach Annahme der Bedingungen ebenfalls tapfer gezecht. Es wird nicht nur die Höhe des Kalyms, sondern auch der Zahlungstermin festgesetzt.

Von dieser Zeit an werden die jungen Leute als Verlobte angesehen. Der Bräutigam (Koltu) darf die Braut (Syrgali) besuchen, hat aber nur das Recht, sich bis zum Abend in der Jurte aufzuhalten. Sobald die Zahlung an den Brautvater erfolgt ist, wird Hochzeit gemacht. Der Vater des Bräutigams baut seinem Sohne eine neue Jurte und übergiebt ihm einen Theil seines Vermögens (ändji).

Am Hochzeitstage begiebt sich dann der Bräutigam in Be-

gleitung zweier jungen Leute zur Jurte der Braut. Etwa hundert Schritte vor der Jurte halten sie an, steigen vom Pferde und schreiten, Hochzeitslieder singend, auf die Jurte zu.

Was ist Werthvolles im Walde?
Werthvoll ist der schöne Zobel.
Was ist Werthvolles beim Volke?
's ist das Mädchen mit sechs Zöpfen!.

Was ist Werthvolles im Walde?
's ist der Zobel, der vierfüss'ge,
Was ist Werthvolles im Volke?
's ist das Mädchen mit vier Zöpfen!

Der da rupft das weisse Kraut,
Weisser Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken gelb ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Der da rupft das blaue Kraut,
Blauer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken schwarz ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Die Eltern der Braut treten aus der Jurte und empfangen den Bräutigam vor der Thüre. Hierauf wird er feierlichst in die Jurte geführt und mit Branntwein bewirthet und nun ihm vom Schwiegervater die Braut übergeben. Alsdann begiebt sich das junge Paar mit allen Verwandten zur Jurte des Bräutigams. Die Braut reitet auf einem eigenthümlich aufgezäumten Pferde, zwischen den beiden Begleitern des Bräutigams, von denen jeder einen kleinen Birkenbaum vor sich im Sattel hält, an welchem ein Vorhang befestigt ist, den sie vor die Braut halten. Sie darf während des ganzen Rittes weder den Weg noch die neue für sie hergerichtete Jurte sehen, ehe sie in dieselbe eintritt. Dieser Brautzug wird von einer grossen Menge von Anverwandten und Freunden begleitet. Die Jurte des Schwiegervaters ist von Verwandten und Freunden gefüllt. Beim Abschiede segnen sie die Eltern und geben ihr den Rath, wie sie in der Fremde leben soll. Wenn die Braut in die Jurte des Schwiegervaters getreten ist, so verneigt sie sich bis zur Erde vor der Feuerstelle. Darauf richtet der Schwiegervater oder ein Anverwandter folgenden Segensspruch an die Braut:

Möge Gottes Auge auf dir ruhen
Treffen dich der alten Leute Segen
Auf dir ruhn des hohen Gottes Auge!
Dich erreichen hoher Menschen Segen!
Reich an Asche sei dein Wohnplatz!
Zahlreicher als Schaf- und Lämmerheerden
Mögen deine Nachkommen dir wachsen,
Zahlreicher noch als des Auerhahns Brut
Mög' erwachsen dir der Kinder Menge!
Dichter noch als das Gestrüpp von Weiden!
Dichter als die Saat im Acker aufspriesst!
Möge vor dir stets der Mond erglänzen!
Scheinen hinter dir die helle Sonne!
Vor dir auf den Rockschooss mögen Kinder geh'n!
Hinter dir des Viehes Menge folgen!
Die dreijähr'gen Pferde mögen Füllen werfen!
Samen haben deine vierjährigen Pferde!
Möge rein stets bleiben deine Kleidung!
Ab nicht magern deine Pferdeheerden!
Möge dir der Rücken ja nicht faulen!
Lange währen deine Lebenszeit!
Ewig währen deine Lebenstage!
Nehmen mögst du da, wo nichts mehr ist zu nehmen!
Halten da, wo nichts mehr ist zu halten!
Flink mög' immer dein Verstand sein!
Leicht erfasse deine Geisteskräfte!
Der Bewangte möge niemals mit dir zanken!
Dich bedrücken nicht der Achselträger!
Fest wie Eisen sei der Boden unter dir!
Sei wie Eisen gegen den dich Tretenden!
Fest sei stets dein Dreifuss, wie von Stein,
Einen Haufen bild' dein Aschenmehl!
Warm sei stets dein Lebensort!
Hitze möge stets dein Feuer strahlen!
Nahrvoll möge deine Nahrung sein!
Reichlich möge dir die Speise fliessen!
Zahlreich sei die Kleidung dir im Hause,
Schön das Haus, das du betrittst!
Möge Gott den Willen dir befest'gen!
Mögst du einen Nachfolger gebären!
Mög' dein Arm dir nie erkranken!
Deine Achselhöhle nie dir schmerzen!
Stattlich möge sein dein Söhnlein!
Viel Gelage mögest du bereiten!
Hundert, hundert Jahre sollst du bleiben!
Einen schnellen Renner sollst du reiten

Nach diesen Worten reicht der Schwiegervater dem jungen Paare eine Schale Branntwein. Sind alle Anwesenden bewirthet,

so wird das Brautpaar feierlich in seine neue Jurte geführt. Vor ihnen her trägt man abermals den zwischen zwei Birkenstämmen ausgespannten weissen Vorhang. Nach ihrem Eintritte in die Jurte verneigt sich die junge Frau vor der Feuerstelle, wirft alsbald ein Stückchen Fleisch in's Feuer und schüttet einige Tropfen Kumys hinein. Hierauf wird der weisse Vorhang vor das Bett der Neuvermählten gehängt und wenn dies geschehen, so nimmt das Brautpaar seine Plätze als Wirthe der neuen Jurte ein. Die Feierlichkeit schliesst mit einem Gelage, das bei reichen Altajern mehrere Tage dauert. Da die Jurten gewöhnlich nicht die Menge der Gäste zu fassen vermögen, so werden an mehreren Stellen im Freien grosse Kessel aufgestellt und um jeden Kessel schaart sich ein dichter Kreis von Gästen. Ein solches Gastmahl soll besonders des Abends einem Feldlager ähnlich sein.

Wenn der Altajer stirbt, so hat die Witwe die Verpflichtung, den Mann zu beweinen, so lange er sich in der Jurte befindet. Hier möge als Beispiel ein solcher Trauergesang folgen:

Als mein Held noch lebte, trug ich
Seidenpelz mit gold'nem Kragen,
Doch nach seinem Tode trag' ich
Lederrock, gleich niedern Sklaven.
Als mein Held noch lebte, ass ich
Brot und Reis von den Chinesen,
Doch nach seinem Tode ess' ich
Grobe Grütze wie die Sklaven.
Schön und stattlich war mein Held,
Freudenvoll war unser Lager,
Reich an Gütern war sein Speicher;
Auf dem Seee meines Gatten,
Wagte nicht der Schwan zu schwimmen,
Doch jetzt fliegt zu ihm herab
Selbst der schlechte Rabenvogel.
Auf dem Seee meines Gatten
Wagte nicht die Gans zu schwimmen,
Doch jetzt fliegt zu ihm herab
Selbst die schlechte graue Krähe.
Schlechte Leute, die da früher
Sich mir nicht zu nähern wagten,
Sagen jetzo dreist zu mir:
Unser bist du jetzt, o Witwe!

Das Begräbniss findet ohne besondere Feierlichkeit, ganz im Geheimen statt. Die Altajer begraben ihre Todten meist in der

Erde an verborgenen Stellen auf den Bergen. Der Todte wird im vollen Anzuge in's Grab gelegt und ihm ausserdem ein Säckchen Nahrung mit auf den Weg gegeben. Reiche Leute sollen auch das Reitpferd neben dem Todten begraben. Die Beerdigung des Todten auf einem Gerüste, das auf vier Stangen ruht, soll im Altai nur an wenigen Stellen stattfinden; ich habe diese Art von Beerdigung blos bei den Sojonen angetroffen. Erst nachdem der Todte beerdigt ist, sollen Verwandte und Nachbarn sich in der Jurte des Verstorbenen versammeln und hier ein Gastmahl hergerichtet werden. Die Hinterbliebenen lassen nach diesen Feierlichkeiten die Jurte durch den Schamanen reinigen und führen dieselbe dann zu einer anderen Stelle über. Die Rinden- und Balkenjurten bleiben nach dem Ableben eines Familien-Mitgliedes unbewohnt stehen, während die Familie sich an einem anderen Platze eine neue Jurte erbaut. So fand ich, als ich im Jahre 1870 den Aschjaktū passirte, die schön gezimmerte Balkenjurte des Kurtu Saisan verlassen, weil der Besitzer während dieser Zeit gestorben war.

Im Jahre 1830 liess sich der Archimandrit Makarii im Teleuten-Aul Ulalu nieder und gründete daselbst die erste christliche Missionsstation im Altai. Die in meiner Probe der Volksliteratur veröffentlichte Lebensbeschreibung des Teleuten Tschiwalkoff giebt uns ein treues Bild der segensreichen Thätigkeit jenes edlen Mannes, der unter den ungünstigsten Umständen seine Thätigkeit begann. Der Archimandrit Makarii stand der Mission fast 14 Jahre vor und taufte während dieser Zeit 366 Männer und 309 Weiber. Seit dieser Zeit hat sich die Thätigkeit der altajischen Mission bedeutend erweitert. Es waren, als ich zuletzt den Altai besuchte, schon 8 Missions-Stationen errichtet, an deren Spitze sich eigene Missionäre befanden.

Den Hauptsitz der Mission bildet die Missions-Station Ulalu, welche an der Mündung dieses Flusses in die Maima liegt. Sie besteht jetzt aus etwa 100 Häusern. Hier lebte von Anfang an das Haupt der Mission, vom Jahre 1830—1843 der Archimandrit Makarii, vom Jahre 1843—1865 der Protojerei Landyscheff und nach 1866 der Archimandrit Wladimir (der jetzige Bischof von Tomsk.) Ich selbst besuchte die Mission am Ulalu im Jahre 1860 und hielt mich daselbst vom 22.—27. August auf. Hier die Notizen meines Tagebuches:

Die Mission am Ulalu ist ein sehr bedeutendes Dorf mit grossen reinlichen Häusern; die hiesigen altajischen und teleutischen Einwohner stehen vollkommen auf demselben Standpunkte der Civilisation wie die russischen Bauern, halten aber fest an ihrer Nationalität. Deutlich kann man hier den wohlthätigen Einfluss des Archimandriten Makarii erkennen, er hat die Eingeborenen nicht nur äusserlich getauft, sondern auch einen grossen Theil zu wahren Christen umgeschaffen. Ich fand bei den hiesigen Teleuten eine Kenntniss der Religion, wie man sie in russischen Dörfern vergebens suchen würde, und dabei einen festen moralischen Sinn, der sich schon oft hier geltend gemacht hat. So hat z. B. die Gemeinde beschlossen, weder Branntweintrinker noch Kartenspieler unter sich zu dulden, und strenge bestraft sie Jeden, der dieses Gebot überschreitet. Die umwohnenden russischen Bauern haben es schon oft erfahren, dass die Ulalu-Tataren sich nichts von ihnen gefallen lassen, sie stellen sich den russischen Bauern vollkommen gleich. Tataren, die der russischen Schrift kundig sind, giebt es hier nicht wenige, merkwürdiger Weise auch unter den älteren Leuten, die von Pater Makarii selbst unterrichtet worden sind.

Die Kinder verstehen alle russisch zu lesen, denn jetzt ist hier schon eine russische Schule vorhanden. Der gebildetste der hiesigen Einwohner ist der Teleut Tschiwalkoff, welcher sechs Jahre lang Dolmetscher und Uebersetzer bei Pater Makarii gewesen und sich während dieses Dienstes bedeutende Kenntnisse erworben hat. (Jetzt ist Tschiwalkoff zum Geistlichen geweiht.)

Sehr interessant ist es, den geistigen Standpunkt der hiesigen Einwohner zu beobachten. Die christliche Religion hat hier in der That feste Wurzel gefasst. Trotz alledem ist der Aberglaube der früheren Religion nicht aus dem Herzen gewichen, sondern hat sich im Ideenkreise der neuen Religion eingebürgert. Ueberall hört man Wundergeschichten; Erscheinungen von Heiligen sind bei den hiesigen getauften Tataren an der Tagesordnung. Die mystischen Gebilde des Christenthums sind die Lieblingsgespräche der Abendstunden. Die frühere Religion erscheint als eine teuflische und der Schaman ist geradezu Belzebubs Diener, dessen schädlichen Einfluss man vor allem fürchtet, da man vom alten Glauben abgefallen ist. Häufig war dies das Thema unserer Unterhaltung. So erzählte mir z. B. mein Wirth, er habe einst in einer Jurte übernachtet, wo der Scha-

man sein Gaukelspiel getrieben. Nachdem derselbe den Zauberkreis um die Jurte gezogen, sei er eingetreten, aber sogleich, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, wieder aus der Jurte herausgesprungen. Draussen sei er in eine Art von Verzückung gerathen und habe ununterbrochen geschrieen: „In der Jurte liegt ein fremder Mann, auf dessen Brust liegt eine feurige Kohle, die hat mich verbrannt.“ Der Erzähler aber habe ein Heiligenbild, das ihm Pater Makarii gegeben, auf der Brust getragen. Darauf habe ihn der Wirth gebeten, in einer nicht weit entfernten Jurte zu übernachten. Erst nachdem er die Jurte verlassen, sei es dem Schamanen gelungen, seine Zauberformel zu vollenden.

Die Einwohner von Ulalu sind meist wohlhabend und beschäftigen sich entweder mit Ackerbau oder mit dem Handel.

2. Die Station Muitu, etwa 130 Werst von Biisk, links von der Katunja, an der Mündung des Flusses Muitu in den Sebä gelegen. Diese Station ist seit dem Jahre 1845 gegründet. Schon im Jahre 1834 hatten sich einige von Pater Makarii getaufte altajische Familien, da sie ihres bedeutenden Viehstandes wegen sich nicht bei einem christlichen Dorfe niederlassen konnten, am Muitu angesiedelt und verbrachten hier den Winter, wo ausser ihnen etwa acht teleutische Familien wohnten. Diese lebten damals schon in Balkenjurten und wurden bald in angesiedelte Eingeborene umgewandelt. (Der Unterschied zwischen angesiedelten und nomadisirenden Eingeborenen, wie sie officiell heissen, liegt in der Abgaben-Zahlung; erstere zahlen eine Art Kopfsteuer, letztere stammweise eine gewisse Menge Pelzwerk). Schon im Jahre 1835 wurden diese Teleuten von Pater Makarii getauft. Im Jahre 1839 wurde hier bereits ein Bethaus errichtet. Im Jahre 1845 wurde der Mönch Akakii hier stationirt und eine Kirche errichtet.

Ich habe diese Mission mehrmals besucht, es möge aber genügen, wenn ich die Beschreibung derselben aus meinem Tagebuche des Jahres 1860 hier anführe.

Die Mission am Muitu bildet ein ganz ansehnliches Dorf von mehr als 60 Gehöften. Die Häuser sind nach russischer Art gebaut, nur kleiner, auch finden sich viele Hütten mit flachem Dache. Die Bevölkerung besteht zur Hälfte aus Teleuten, die von Norden eingewandert sind, und zur Hälfte aus Altajern. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Civilisation zugleich mit dem Christenthume hier Eingang gefunden hat, denn die Nomaden sind in festwohnende Ackerbauer umgewandelt und leben ge-

regelt wie die russischen Bauern. Aber auch die Laster der Civilisation sind nicht ausgeblieben. Der Trunk hat hier allgemein überhand genommen und macht die Hälfte der Einwohnerschaft zu Bettlern. Die Ehrlichkeit der Gebirgsnomaden ist verschwunden, denn Diebstähle und Betrügereien sind fast an der Tagesordnung. Auch sind die Altajer durch die feste Ansiedelung verarmt, denn wenn sie auch das Land zu bebauen gelernt haben, so haben sie dennoch ihre ihnen angeborene Trägheit nicht abgelegt, und diese verhindert sie am Fortkommen in der neuen Lebensweise.

Sehr schwierig ist die Stellung der getauften Altajer der Verwaltung gegenüber. In ihrem Dorfe haben sie zwar einen Starschina (Aeltesten) und ihre eigenen Angelegenheiten werden durch die versammelte Gemeinde erledigt, aber sie stehen noch immer als einzelne Persönlichkeit unter den früheren Saisanen und diese hassen sie als Abtrünnige vom alten Glauben und verfolgen sie, wo sie nur können, so dass die Getauften bei vorkommenden Streitigkeiten immer den Kürzeren ziehen sollen. Die Russen in den angrenzenden Dörfern betrachten die getauften Altajer durchaus nicht als ihresgleichen, sondern verspotten sie, wenn sie sich als Russen behandelt wissen wollen.

Trotzdem werden die getauften Altajer sehr bald vollkommen verrussen, denn sie bemühen sich schon jetzt, auf alle mögliche Weise es den Russen gleich zu thun, um nur irgend einen Stützpunkt zu finden. Besonders tritt dies bei ihrer Sprache deutlich hervor. Sie gebrauchen, wenn sie selbst unter sich reden, so viel als möglich russische Wörter. Glücklich ist ein getaufter Altajer, wenn er ein russisches Mädchen zur Frau bekommt, da er sich dann zu den Russen rechnen kann. In den Nachkommen solcher Mischehen verschwindet das kalmückische Element fast vollständig und sogar in der Mission geborene Kinder russischer Mütter sprechen die altajische Sprache schlecht oder gar nicht.

Ich stattete während meines Aufenthaltes dem hier stationirten Priester meinen Besuch ab. Seine Wohnung ist nur klein und einfach, aber es herrscht darin die peinlichste Sauberkeit. Er beklagte sich, dass er trotz aller Bemühungen, die Kalmücken zur Reinlichkeit und Arbeitsamkeit anzuhalten, nur sehr geringe Fortschritte gemacht habe. Um die geistige Erziehung seiner Pflegebefohlenen scheint er sich nicht allzu sehr zu kümmern, denn er versteht nicht einmal ihre Sprache. Er sprach von der

Einrichtung einer russischen Schule und bedauerte sehr, dass seine Mittel dazu zu beschränkt seien. Ich sprach die Ansicht aus, dass eine russische Schule jetzt noch vollkommen unnütz sei. Man müsse sich bemühen, die einmal getauften Eingeborenen in ihrer Nationalität zu erhalten, da sich nur so von hier aus Einfluss auf die ungetauften geltend machen könne; er schien jedoch meine Ansicht nicht zu theilen.

3. Die Station Urussul oder Angodai. Eine im Jahre 1856 eröffnete Station am Urussul, nicht weit von der Mündung des Angodai. Die Mission wurde vom Mönche Smaragd eingerichtet und übt ihren Wirkungskreis auf den südöstlichen Altai aus.

Den Eindruck, den die Mission am Angodai auf mich machte, schildert mein Tagebuch vom 28. Mai bis 3. Juni 1860 in folgender Weise:

Die Mission liegt am rechten Ufer des Urussul auf dem hohen Ufer. Im Hintergrunde sieht man eine kleine, freundlich aussehende Kirche, um die sich ungefähr 15 Häuser gruppiren. Nach unserem Aufenthalte in Zelten oder in Jurten erschien uns der in der Mission wie eine Oase in der Wüste, denn in dem kleinen Stübchen war man wenigstens vor Wind und Wetter geschützt und brauchte in der Nacht nicht zu frieren.

Von den Einwohnern der Mission sollen sich einige mit dem Fischfange beschäftigen, dies sind aber nicht Altajer, sondern aus Norden eingewanderte Teleuten. Der Fährmann, der mir auch mehrere Märchen erzählte, war auch ein Teleut und hiess Kasandyk. Die getauften Teleuten und Altajer legen nämlich ihre heidnischen Namen nicht ab. Wir quartierten uns im Hause eines Kaufmannes, in einem ganz kleinen Zimmerchen ein, das uns aber doch höchst angenehm erschien. Das ganze Ameublement bestand aus einem Tische, einem Bette und zwei Stühlen. Wie bequem war das Alles, wie liess es sich so schön auf den harten Stühlen sitzen und an einem Tische essen! Man lernt erst den Werth unserer Hausutensilien kennen, wenn man sie eine Zeit lang hat entbehren müssen. Regen und Wind hatten uns tüchtig mitgenommen, so dass diese Ruhe im Hause uns in die angenehmste Stimmung versetzte. Dazu die herrliche Mahlzeit: frisches Brot, reine Milch, Butter, Eier, Honig. Ich entsinne mich nicht, je mit solchem Genuss gespeist zu haben. Das kann nicht Wunder nehmen, denn wir hatten ja wochenlang, umgeben mit

altajischem Schmutz, von Thee, Hammelfleisch und getrocknetem Schwarzbrote gelebt.

Die Mission am Angodai, wie ihn die Russen nennen (die Altajer nennen ihn Kongodoi), ist trotz des Widerspruches der Saisane, die die Errichtung als einen Eingriff in die Rechte ihres Volkes betrachteten, durch das tactvolle und feste Benehmen der Priester durchgesetzt. Leider ist die Zahl der Neugetauften noch immer sehr gering und die ganze Mission besteht höchstens aus 20 Familien, von denen einige schon früher getauft waren und sich erst in der Folge hier ansiedelten.

Dieser anscheinend geringe Erfolg ist nicht die Schuld der Missionäre, wird vielmehr durch die Verhältnisse hervorgerufen. Wie bei jedem unterworfenen Volke, so hat sich auch bei den Kalmücken ein Widerstand gegen die herrschende Nation herausgebildet. Der Altajer fürchtet seine Nationalität zu verlieren, wenn er sich dem Russen nähert, und zieht sich daher von ihm zurück. Ein dichter Kreis russischer Dörfer schliesst sich fest und fester um den Altai und die Russen beginnen in den reichen Flussthälern immer tiefer in das Herz des Landes einzudringen. Der Altajer weicht daher immer mehr zurück, flieht stets weiter in's Gebirge und verarmt, da er die schönen Weideplätze verlässt. Würde er von dem Russen lernen und in dessen Nähe sich ansiedeln, so könnten beide reich und glücklich nebeneinander leben, denn das Land ist gross und ergiebig genug, um noch Tausende von Bewohnern zu ernähren. Doch der Uebergang von einer Civilisationsstufe zur anderen geht nur nach Kämpfen vor sich, weil sich der Mensch stets am Hergebrachten mit aller Energie anklammert.

Der nomadisirende Altajer betrachtet jede Mission als eine für seine socialen Verhältnisse schädliche Einrichtung. Er weicht ihr so viel als möglich aus, klammert sich fest an seine alten Sitten und Gebräuche und betrachtet den als einen Abtrünnigen, der zum Christenthume übergegangen ist. Das ist auch sehr verständlich, denn der Getaufte ändert seinen Namen, seine Kleidung und giebt das Nomadenleben auf. Bei so bewandten Umständen wirken die Missionäre noch ausserordentlich viel, denn die Zahl der im ganzen Altai-Gebiete Getauften beträgt jetzt 2694. (Im Jahre 1870 war die Zahl bis auf 4000 angewachsen.) Dieses im Ganzen günstige Resultat ist dem rastlosen Streben der Missionäre allein zuzuschreiben. Unter den grössten Ent-

behrungen durchstreift der Missionär die unwirthsamsten Gegenden, wandert von Jurte zu Jurte und bemüht sich, Proselyten für seinen Glauben zu gewinnen. Daheim in der Missionsstation ist er ein Vater seiner Gemeinde. Er unterrichtet die Glieder seiner Gemeinde nicht nur im Glauben, sondern in allen nützlichen Beschäftigungen, hält sie zur Reinlichkeit und zum Fleisse an und ist ihr Rathgeber in allen Nöthen.

In der Mitte der Station stehen etwa fünf Jurten aus Birkenrinde, dies sind die Wohnungen erst kürzlich getaufter Kalmücken, da sie nur allmählich dazu zu bringen sind, von ihren alten Gewohnheiten abzulassen. Aber auch diese Jurten sind andere geworden.

Merkwürdiger Weise sind sie im Inneren rein und sauber gehalten und gar nicht mit den Jurten der Ungetauften zu vergleichen. Der Priester erzählte mir, er besuche jede Jurte im Laufe des Tages ein oder zwei Mal und tadle jedesmal die Hausfrau, wenn er Schmutz oder Unordnung antreffe. Die Hütten und Häuser der übrigen Einwohner machen keinen angenehmen Eindruck. Man sieht daraus, dass es leichter ist, das Bestehende zu vernichten, als Neues einzuführen.

Die Kleidung der Leute ist sauber und der der russischen Bauern ähnlich. Das Linnen, woraus sie die Hemden fertigen, wird von den Frauen und Mädchen der Ansiedelung selbst gewoben; also auch hierin ein Fortschritt. Keine altajische Frau versteht zu weben. Schon beschäftigen sich alle Anwohner mit dem Ackerbau; die Ackergeräthschaften sind in einem guten Stande und werden durch den Einfluss der Missionäre beschafft. Hauptsächlich säen die Leute Gerste, aus der sie grobe Grütze machen, die bei ihnen das Brot ersetzt. Mehrere Ansiedler hatten schon Federvieh (Hühner und Gänse), welches bei den Ungetauften gar nicht zu finden ist. Mit Stolz kann der Priester auf dieses sein Werk schauen, denn er hat die Ansiedelung in vier Jahren geschaffen. Dabei hat er eine Kirche, die ihm im Rohbau übergeben wurde, mit eigenen Händen eingerichtet und sein Hauswesen ganz allein besorgt, denn die ihm zur Verfügung stehenden Mittel reichen kaum aus, um ihn selbst zu ernähren und zu kleiden, da er immer und immer wieder den Armen seiner Gemeinde hilfreich zur Seite stehen muss.

In der Mission befinden sich einige, russischen Kaufleuten gehörige Speicher und Häuser, welche am Angodai ihre Heerden und Waaren für den Tschuja-Handel unterhalten.

4. Die Missionsstation Schemal, 80 Werst vom Ulalu nach Süden und 35 Werst vom Muitu, bei der Mündung des Flusses Schemal, der von der rechten Seite in die Katunja fliesst. Die Station ist prachtvoll zwischen Bergen gelegen; sie ist im Jahre 1849 von dem Mönche Johannes gegründet worden und hat die Aufgabe, das Christenthum an beiden Ufern der Katunja unter den Altajern und den Schwarzwald-Tataren zu verbreiten.

5. Die Missionsstation am Schwarzen Anui, in einem Dorfe, das sich etwa 150 Werst westlich von der Station Muitu befindet. Die Missionsstation ist hier durch den Eifer der Witwe des getauften Teleuten Tütünekow, welcher von den Altajern erschlagen wurde, gegründet und vom Jahre 1849—1851 unterhalten worden. Hierauf wurde sie bis zum Jahre 1856 der Mission am Muitu zugezählt, deren Leiter die Pflicht hatte, dieselbe mehrmals im Jahre zu besuchen. Seit 1856 ist wiederum eine eigene Missionsstation mit einem stets hier stationirten Geistlichen und einer eigenen Kirche errichtet.

6. Die Missionsstation Makariewa in dem ebenso genannten, von Neugetauften bewohnten Dorfe an dem Ufer der Bija, bei den Flüssen Kasch und Tschernowoi Bugutschak, etwa 100 Werst nördlich vom Ulalu. Seit dem Jahre 1854 ist hier ein Missionär stationirt, der die Aufgabe hat, unter den an der Bija wohnenden Kumandinen, Togulen und Atschkeschtimen zu wirken. Diese Missionsstation ist durch Schenkungen des Bischofs Parthenius von Tomsk gegründet worden.

7. Der Kusudejewskij Ulus, am linken Ufer des Flusses Kondoma, 60 Werst von der Stadt Kusnetzk, 80 Werst von der Stadt Biisk und 240 Werst vom Ulalu. Dieser Missionsort ist im Jahre 1858 von dem Missionär Werbitzki gegründet worden und zwar zu dem Zwecke, das Christenthum unter den Eingeborenen des Kusnetzkischen Kreises zu verbreiten.

8. Die Missionsstation am Kebisän, vom Ulalu 130 Werst entfernt und 12 Werst unterhalb des Teletzkischen Seees, am Ufer der Bija. Dieser Stationsort ist im Jahre 1851 eröffnet und hat die Aufgabe, auf die nördlich und westlich vom Teletzkischen See wohnenden Schwarzwald-Tataren zu wirken.

Ich besuchte diese Missionsstation am 22. Mai 1861. Hier der Auszug aus meinem Tagebuche:

Im Laufe des Nachmittags langten wir in der Mission am Käbisän an und quartierten uns im Hause eines handeltreiben-

den russischen Bauern ein; wir waren somit gegen
hörlich herabströmenden Regen geschützt.

Die Mission macht keinen allzu angenehmen Eind
besteht etwa aus 30—40 Jurten aus Birkenrinde, die von
Eingeborenen bewohnt werden, und aus zwei hölzernen Häusern, die den hier wohnenden russischen Kaufleuten gehören. Die Jurten starren vor Schmutz und deren Bewohner nicht weniger. Die hiesigen getauften Tataren unterscheiden sich in keiner Weise von den ungetauften. Sie haben weder die Trägheit noch die Unreinlichkeit abgelegt, dagegen manches Laster angenommen, was die Ungetauften nicht kennen, d. h. den Hang zum Genusse russischen Branntweins und die Unehrlichkeit. Der üble Zustand der Mission ist eine Folge der unglücklichen Lage derselben.

Die die Mission umgebenden Schwarzwald-Tataren stehen auf einer viel niedrigeren Stufe als die ihnen benachbarten Altajer. Sie sind in ihre dunklen, undurchdringlichen Wälder vor der andringenden russischen Civilisation zurückgewichen und kommen hier immer mehr zurück. Die Leute, die sich an die Missionen wenden, sind meist nur durch die schrecklichste Armuth dazu gedrängt, oder es sind Individuen, die sich durch Unredlichkeit bei ihren Nachbarn verhasst gemacht haben und sich zu den Missionen begeben und taufen lassen, um unangenehmen Conflicten mit ihren Stammgenossen zu entgehen. Unter solchen Umständen können die von der Mission erreichten Erfolge nur äusserst geringe sein.

Vergeblich haben sich die Priester bemüht, die Lage dieser Mission zu verbessern und die Einwohner einigermaassen der Civilisation zuzuführen. Man hat ihnen Sämereien, Ackergeräthe und hinreichende Geldmittel angewiesen, hat ihnen Hütten gebaut, aber Alles vergebens. Sie säen auch heute nur Gerste, bearbeiten den Boden wie ihre Stammgenossen mit der Hacke und lassen die Hütten von Jahr zu Jahr mehr verfallen.

In der Umgegend stehen die getauften Tataren am Käbisän nicht in allzu gutem Rufe; mag ihnen nun Vieles aus Feindschaft von den ungetauften nachgesagt werden oder Alles auf Wahrheit beruhen: das kann der Reisende nicht feststellen. Mein Führer, vom Stamme der Kömnösch, machte mich darauf aufmerksam, ja auf mein Gepäck zu achten, da den Einwohnern am Käbisän nicht zu trauen sei.

Da die übrigen östlichen Türkstämme, die Teleuten, die Tataren des nordöstlichen Altai und die Abakan-Tataren, nicht ein Volk bilden, wie die Altajer, sondern eine grosse Anzahl zerstreut lebender Stämme und Stämmchen, so glaube ich am besten das Leben und Treiben dieser Stämme zu schildern, wenn ich die einzelnen Eindrücke, die ich bei meinem Aufenthalte bei diesen Türkstämmen erhalten habe, in der Weise wiedergebe, wie ich sie in meinen Tagebüchern verzeichnet habe.

2. Die Teleuten.

In dem ersten Teleuten-Dorfe am Flusse Ur stiegen wir in einem ziemlich geräumigen Häuschen ab, welches einem reichen, durch seine Rechtlichkeit weit berühmten teleutischen Kaufmann, Nicolai Sartlajew, gehörte. Wir wurden hier sehr freundlich empfangen, obgleich wir die Leute aus dem Schlafe störten. Das Haus Sartlajew's war um vieles grösser als die gewöhnlichen Bauernhäuser. Im unteren Stockwerke war die Vorrathskammer und die Küche, im oberen, das durch einen Flur in zwei Theile getheilt wurde, waren rechts zwei Zimmer, das Wohn- und das Schlafzimmer des alten Sartlajew, links aber ein sehr grosses Zimmer, in welchem der Sohn Sartlajew's mit seiner Frau und seinen Kindern wohnte. Die innere Einrichtung der Zimmer unterschied sich wenig von der russischer Bauernwohnungen. Rings um die Wände standen Bänke, in jedem Zimmer ein Bett mit Filzmatratzen, auf denen mehrere Schafpelze lagen, die den Leuten als Decken dienten. Ein hölzerner, bunt bemalter Tisch stand im vorderen Winkel des Zimmers.

Bald nach meiner Ankunft versammelte sich in meinem Zimmer eine ganze Gesellschaft von Teleuten, sie waren alle nach russischem Schnitte gekleidet: hohe, bis über die Waden reichende Stiefel, weite, blau- oder weissleinene Schnurrhosen, die in den Stiefeln getragen werden, ein weisses oder buntes Hemd aus Bauernleinwand, das etwas länger ist als die Russen es tragen und bis über das Knie reicht, und bei dem unter den Armen grosse, rothe oder gelbe, viereckige Keile eingenäht sind; Schafpelze oder Kaftane von Bauerntuch, ganz nach russischem Schnitte. Die Haare lassen alle 3 bis 4 Zoll lang wachsen und ungescheitelt herabhängen, so dass dieselben die Stirn bis zu den Augen bedecken. Auf dem Kopfe tragen die

meisten beutelförmige Tuchmützen, die am unteren Rande mit einem schmalen Pelzstreifen verbrämt sind.

Die Gesichtszüge der Mehrzahl zeigen den mongolischen Typus, aber nicht so rein wie bei den Altajern, denn einige haben schon die langen, spitzen Gesichter mit wenig hervortretenden Backenknochen, wie wir sie oft bei den Bewohnern des nordöstlichen Altai antreffen. Die Hautfarbe ist gelb, bei einigen fast braun, was zum Theil auch von dem wenigen Reinigen der Haut herrühren mag. Die Farbe des Haares ist durchgängig schwarz. Die meisten Individuen sind klein und untersetzt.

Die Frauen tragen lange Leinwandhemden mit einem Gürtel; an den Zöpfen haben sie keinerlei Zierath. Die verheiratheten Frauen tragen ohne Ausnahme Kopftücher.

Der grösste Theil der am Ur wohnenden Teleuten ist vom Stamme der Atsch Keschtim, die zugleich mit den Teleuten hierher eingewandert sein sollen und erst in späterer Zeit sich mit den Teleuten (Telenget) vermischt haben. Ihre Sprache ist jetzt vollkommen die teleutische. In dem Dorfe am Ur lebt nicht ein einziger Getaufter, sondern alle Einwohner hängen noch treu am Schamanismus. Im Dorfe selbst wohnen zwei Schamanen.

Das hiesige Dorf zieht sich wohl 3 Werst lang am rechten Ufer des Ur entlang. Am östlichen Ende desselben wohnen zehn rein russische Familien, die aber officiell als Teleuten gelten und wie diese ihren Jassak in Geld zahlen. Diese Russen sollen eigentlich Teleuten sein, aber durch Heirathen mit Russen sind sie auch äusserlich vollkommen zu Russen geworden. Bei ihnen ist das Bewusstsein ihrer Abstammung so vollkommen verschwunden, dass sie, obgleich in einem teleutischen Dorfe lebend, doch nicht der tatarischen Sprache mächtig sind. Was diese Leute an das Tatarendorf fesselt, ist die geringe Abgabe, die sie als Eingeborene zahlen, und die Befreiung vom Militärdienste.

In der westlichen Hälfte des Dorfes stehen ungefähr 25 Häuser, die von Teleuten bewohnt werden; von diesen sind aber nur fünf bis sechs nach Art der russischen Bauernhäuser aus Holz gebaut, der Rest ist aus Flechtwerk und Brettern aufgeführt und mit Lehm und Erde beworfen. Diese Häuser sind im Sommer kühl und im Winter leicht zu erheizen, auch ist die Herstellung derselben viel leichter und billiger als die der

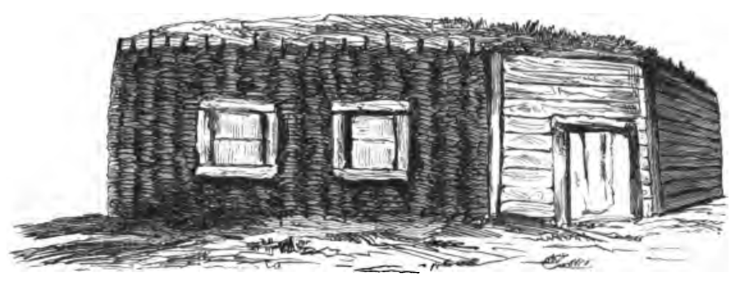
Balkenhäuser. Von aussen sehen diese Hütten sehr hässlich und niedrig aus, da sie sich halb unter der Erde befinden, das Innere macht aber gar keinen unangenehmen Eindruck. Wände und Decke sind rein geweisst und der Fussboden besteht aus glattgestampftem Thon. Von der inneren Einrichtung ist wenig zu sagen, da sie sich von der der russischen Bauernhäuser kaum unterscheidet. Der einzige Uebelstand dieser Häuser ist, dass man bei jedem grösseren Regen von der in die Wände dringenden Feuchtigkeit zu leiden hat, und dass nach jedem Unwetter grössere oder kleinere Reparaturen der Wände vorgenommen werden müssen.

Ich besuchte auch das Haus eines der hiesigen Schamanen (Kam), dieses war aber eng und unheimlich und es herrschte in demselben eine so verpestete Luft, dass man es darin nicht lange aushalten konnte. Es bestand aus einem ganz kleinen Zimmer, das ganz voll Hausrath gepfropft war, ein halbes Dutzend schmutziger, halbnackter Kinder wälzte sich auf der Erde umher und auf dem Bette und Hängeboden lagen einige schmutzige Weiber. An der Wand hing die Schamanentrommel, die in ihrem Griffe und den Zeichnungen von der der Altajer abweicht.

Der Kam begleitete mich nach Hause und erzählte mir von seinem Glauben. Er leugnete, irgend welche Gewalt über die Geister zu haben. Sein Schamanisiren sei nur ein Gebet, eine Fürbitte bei dem höchsten Herrn der Welt, der Alles geschaffen habe, und das Opfer sei nur ein Zeichen der Demuth und der Ergebenheit, die man dem höchsten Gotte erzeige, indem man ihm sein Eigenthum darbringe. Die Geister, die er kraft seines Geschlechtes anrufe, seien nur Fürbitter bei dem Höchsten. Er zeigte mir auch eine Opferstelle. Das Fell des Opfers hängt hier nicht, wie bei den Altajern, an einer langen Stange, sondern es ist zwischen zwei Stangen in sitzender Stellung auf dem Gerüst aufgestellt. Auch die Teleuten weihen der Gottheit nur das Fell, Fleisch und Fett essen sie aber beim Opfermahle selbst.

Götzenbilder, erklärte mir der Kam, hätten sie nicht, bei jedem Hause aber sei eine Ehrenstelle der Gottheit geweiht. Er zeigte mir hierauf, dass bei jedem Hause einige Birkenstämme aufgestellt waren, an denen ein Hasenfell hing. Dieses Hasenfell darf nicht eher abgenommen werden, als bis es zu

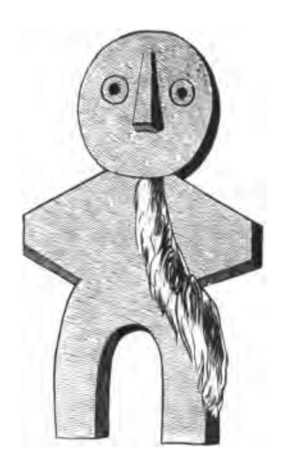
Tafel 9.



Teleutisches Haus aus Flechtwerk und Brettern.



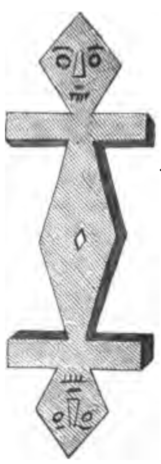
Opferstelle der Teleuten.



Götze der Kumandinen (Sary Kan)
Seite 364.



Götze der Schor.



Götze der Kumandinen. Seite 364.

faulen beginnt, dann wird ein neues (und zwar im Winterpelz) an neuen Birkenstämmen aufgehängt. Zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, wird hier dem Vater der Erde und des Himmels (Ülgön) ein Opfer gebracht, indem man das Fell mit Milch bespritzt.

Am nächsten Morgen verliess ich das Tatarendorf am Ur und begab mich zu dem 20 Werst entfernten Dorfe Solkoi.

Solkoi ist ein grosses und reiches Dorf; es besteht aus 60 Holzhäusern und 5—6 Hütten aus Flechtwerk. Da mich das Ungeziefer in meinem Quartiere am Ur so schrecklich gequält hatte und schönes, warmes Wetter war, liess ich mein Zelt auf der Strasse aufschlagen, obgleich die Häuser von aussen recht reinlich aussahen. In Solkoi wohnen zur Hälfte Atsch Käschtim, zur Hälfte Telenget. Getaufte Tataren sind auch hier sehr wenige. Die hiesigen Tataren beschäftigen sich ebenso wie die Tataren am Ur mit Ackerbau und Viehzucht. In Solkoi wohnen ein Baschlyk und zwei Schamanen. Die beiden letzteren waren aber so betrunken, dass ich mich ihnen nicht zu nähern vermochte. Ich hielt mich in Solkoi fast zwei Tage auf und notirte viele Gesänge und Sagen.

Die Tracht der Teleuten von Solkoi ist ganz dieselbe wie der vom Ur. Man erzählte mir aber, ihre Voreltern hätten eine eigenthümliche Tracht getragen und sie besässen noch einige dieser alterthümlichen Kleidungsstücke. Man zeigte mir 1) eine Männermütze, 2) eine Frauenmütze, 3) Ohrringe aus Silber, 4) Bogen und Pfeile, 5) eine Zobelmütze, die von ihren Voreltern herstammten. Die ersten beiden Mützen waren aus schwarzem Tuch und mit schwarzem Lammfell gefüttert. Die Männermütze war eine, russisch „Malakai“ genannte, spitze Mütze mit Ohrenklappen, in der Form der der kirgisischen Tumak ähnlich. Die Zobelmütze (Kisch pörük) war aus rothem Tuch, mit Goldtressen besetzt und mit Zobel verbrämt. Dergleichen Mützen werden noch heutzutage an Feiertagen von reichen Frauen getragen. Der Bogen bestand aus vier Schichten: eine Schicht Horn, dann eine Schicht Holz, darauf eine Schicht aus Sehnen und zu oberst eine Schicht Birkenrinde. Die Pfeile waren mit eisernen Spitzen verschiedener Form und Grösse versehen. Die Ohrringe waren ziemlich gross, von Silber recht fein gearbeitet; alle reicheren Leute besitzen dergleichen Schmuck von ihren Voreltern und die Frauen tragen denselben noch bis jetzt.

Erst waren die Leute ziemlich scheu und kamen nur einzeln zu meinem Zelte, bald war dasselbe aber von Teleuten gefüllt und nun liess sich der teleutisch redende Pī (Beamte) wie ich bald bemerken konnte, mit mir recht gern in ein Gespräch ein. Man fasste bald zu mir Zutrauen und begann über die Noth und die Ungerechtigkeit der Beamten zu klagen. Auf die persönlichen Klagen und Beschwerden konnte ich natürlich nicht eingehen, sondern rieth ihnen, sich an's Kreisgericht oder an den Gouverneur nach Tomsk zu wenden; interessant und lehrreich waren aber für mich dieselben, da ich auf diese Weise so manches über die hiesigen Verhältnisse erfuhr.

Die Teleuten blicken voll Neid auf die Ansiedelungen der russischen Bauern in der hiesigen Ebene. Vor 50 Jahren, meinten sie, waren hier nur sehr wenige Dörfer und das ganze Land gehörte uns. Jetzt sind überall Dörfer, die noch von Jahr zu Jahr sich vermehren und vergrössern, unsere Zahl und unsere Wohlhabenheit nimmt von Jahr zu Jahr ab, jetzt soll uns schon das Land zugemessen werden, während dasselbe doch überall uns gehört. Vergebens suchte ich ihnen zu verdeutlichen, dass das hiesige Land Kronsland sei und die Krone darüber zu verfügen das Recht habe; auch läge der grösste Theil ihres Landes bis jetzt noch unbenutzt.

Recht deutlich zeigen die Verhältnisse der hiesigen Teleuten, wie jeder Fortschritt der Civilisation ein Resultat des Kampfes um's Dasein ist. Alle Bemühungen der Krone, die Eingeborenen Sibiriens ansässig zu machen und zum Ackerbau zu gewöhnen, sind allerorten gescheitert, hier aber hat die Noth die Leute selbst zur Ansiedelung und zur Aenderung ihrer Beschäftigung gezwungen. Weil die russischen Ansiedelungen ihr Gebiet einzuengen begannen, die Eingeborenen sich aber der Landesbeschaffenheit nach nicht in die unwirthsamen Wälder und Einöden verkriechen konnten, so war die Folge der Einengung ein socialer Fortschritt: die Aule ballten sich zu grösseren Dörfern zusammen, man baute sich feste Wohnhäuser, begann sich hauptsächlich mit Ackerbau zu beschäftigen und lernte allmählich von den Nachbarn, ohne den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren zu entsagen. Die Uebergangsstufe ist bald überwunden und ich bin überzeugt, dass nach einigen Jahrzehnten die Teleuten die Civilisationsstufe der russischen Bauern vollkommen erreicht haben werden.

Seit einigen Jahren hat die Erblichkeit der Saisane (deren es früher vier gab, von denen einer die Atsch Keschtim, drei aber die Telenget verwalteteten) aufgehört. Man hat die Verwaltung jetzt officiell Starschina (Aelteste) genannten Personen übertragen, die vom Volke auf drei Jahre gewählt werden. Die Abgaben werden jetzt in Geld gezahlt. Selbst mit dieser Einrichtung sind die Teleuten nicht zufrieden; obgleich hier wenig Wild ist und sie die Felle für theures Geld kaufen mussten, so lobten sie doch die alte Art des Abgabenzahlens. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitsthier, das Product seiner geschichtlichen Entwickelung.

Ganz besondere Angst haben die Teleuten vor der Taufe. Sie fragten mich voller Besorgniss, ob es wahr sei, dass der Zar befohlen habe, dass alle seine Unterthanen sich taufen lassen müssten und dass man in Folge dessen Kosaken zu ihnen schicken würde, die sie zur Taufe zwingen sollten. Ich versicherte ihnen die Unwahrheit dieser Angaben, was sie zu beruhigen schien. Die Verbreitung solcher unsinnigen Gerüchte, die zum Theil von Priestern ausgehen sollen, ist für die Verbreitung des Christenthums in jeder Weise schädlich, da jede Einschüchterung die Leute nur mehr und mehr von den Russen entfernt, so dass sie sich fanatisch krampfhaft an den ihnen von den Vorfahren überlieferten Satzungen festhalten.

Vom Ulus Solkoi begab ich mich zum Ulus Schandy, der nur 12 Werst entfernt ist. Hier quartierte ich mich beim früheren Baschlyk Wassili in einem sehr reinlichen Zimmerchen ein. Das Aeussere und die Lebensweise der Bewohner dieses Ulus sind ebenso wie die der vorher erwähnten. Mein Wirth zeigte mir die Feiertagskleider seiner Frau, die, wie er mir versichert, ganz nach dem Schnitte der Kleider der Vorfahren gearbeitet sein sollen. Die Goldstickereien an diesen Kleidern sollen ererbt sein. Das Gewand besteht aus einem seidenen, fast bis zu den Knöcheln reichenden Unterkleide mit kurzen Aermeln und mit Goldtressen besetztem Brustlatze und Kragen. Der Brustlatz ist rundum mit Knöpfen besetzt und unter diesen befinden sich sechs Stück von offenbar sehr alter Arbeit. Ueber diesem Unterkleide wird eine bis zum Knie reichende Jacke getragen, die von demselben Seidenzeuge gefertigt ist. Die Aermel des Oberkleides reichen bis zur Handwurzel und sind eng und anschliessend. Weder an der Jacke noch am Unterkleide sind Falten. Der Kragen der

Oberjacke ist etwa drei Zoll breit und reicht bis über die Brust; er ist aus schwarzem Sammet und mit Goldborte und Lederstreifen besetzt, und an jedem Ende desselben hängen zwei seidene Quasten mit Goldschnüren; die Goldschnüre waren jedenfalls auch sehr alt.

Auch hier wurden mir noch alte Waffen und ein lederner Köcher mit einem hölzernen Gestelle gezeigt; man trug diese Köcher, wie man mir versicherte, auf der Brust, indem der Riemen über den Hals gehängt war. Unter den Pfeilen war einer, an dem zwischen Stock und eiserner Spitze eine Hornkugel befestigt war, die hohl und durchlöchert war. Dergleichen Pfeile werden noch heute bei den Chinesen angewendet; werden sie abgeschossen, so geben sie einen pfeifenden Ton von sich.

Die Götterstelle bei den Häusern ist hier anders eingerichtet; es steht hier eine Reihe von 10—15 Birkenstämmen, die mit vielen weissen Bändern behängt sind.

Am nächsten Tage begab ich mich zum Ulu Ail (grosses Dorf). Es besteht wohl aus 100 Häusern und 20 Erdjurten. Ich stieg im Hause des Baschlyk Nikolai ab, den ich vor drei Jahren bei meiner Durchreise durch Salair kennen gelernt hatte. Er empfing mich wie einen alten Bekannten und besorgte mir wohl bis 20 Leute, die alte Lieder zu singen verstanden, so dass ich jetzt eine ganze Reihe von historischen Gesängen gesammelt habe. Ueberhaupt giebt es bei den Teleuten viel mehr historische Ueberlieferungen als bei den Altajern, während die letzteren reicher an Märchen und Erzählungen sind.

Die Teleuten bewohnen nicht nur die bis jetzt genannten Dörfer am Batschat, sondern noch eine ganze Anzahl kleiner Dörfchen, Schartu, Oksol u. s. w., die sich fast bis zum Tomskischen Sawod (Eisenhütte) und bis Kusnetzk hinziehen; ein Theil der kleinen Dörfer ist ganz verrusst, ein anderer Theil hat, wie die Einwohner der grösseren Dörfer, seine Nationalität bewahrt. Der grösste Theil aller hier wohnenden Teleuten soll ungetauft sein, selbst auch die schon zum Theil verrussten; die hiesigen getauften Teleuten sind zumeist ganz verrusst und wurden mir als Jassak-Bauern bezeichnet. Der grösste Theil der getauften Teleuten ist in den Biisker Kreis ausgewandert und lebt in den Missionen am Muitu, Ulalu und Schamal. Die hiesigen Teleuten bilden jetzt vier Woloste (Distrikte).

Es fiel mir auf, dass, obgleich die Teleuten sich sehr wenig

des russischen Einflusses ergeben haben, doch die Meisten dieses Völkchens russische Namen tragen. Daran soll allein auch die im Altai herrschende Sitte schuld sein, dem Kinde den Namen derjenigen Person zu geben, die zuerst in das Zimmer der Wöchnerin tritt. Eine andere sehr merkwürdige Sitte ist das frühe Verheirathen der Knaben. Gewöhnlich nimmt der Vater für seinen kaum acht Jahre alten Sohn schon eine Frau in's Haus, und nicht etwa ein Kind im gleichen Alter, sondern ein erwachsenes Mädchen. Diese Schwiegertochter ist die Arbeiterin des Hauses und sorgt wie eine Mutter für ihren Mann. Gefällt dem Sohne, wenn er erwachsen ist, seine Frau nicht, so kann er sie zurückschicken, der gezahlte Kalym geht alsdann verloren; man versicherte mir aber, dass ein solcher Fall nie eintrete. Die Hochzeitsfeierlichkeiten bestehen hauptsächlich aus einem Gelage; die einzige Ceremonie ist das Segnen der Schwiegertochter bei der Götterstelle des neuen Hauses und das Herumführen des Brautpaares im Dorfe, wo es von allen Verwandten und Bekannten Geschenke erhält. Wie bei den Altajern, dürfen sich Angehörige desselben Geschlechtes (söktüng karandashy) nicht heirathen.

Dass die Teleuten ihre Verstorbenen auf Bäumen bestatten sollen, wie Pallas sagt, habe ich nirgends bestätigt gefunden. Alle Teleuten behaupten, ihre Leichen in der Erde zu begraben, leugnen auch auf das Bestimmteste, dass bei ihren Vätern eine andere Begräbnissweise geherrscht habe.

Hier wurde mir ein altes Männerkleid gezeigt, wie es die Vorfahren der Teleuten getragen haben. Es war aus gelbrothem Wollenzeuge gefertigt und mit schwarzen Schnüren und silbernen Knöpfen besetzt. Dasselbe wurde über dem Hemd getragen und ist ohne Aermel und Kragen. Der Rücken ist glatt gearbeitet und ohne Besatz; an den Vorderschössen sind zwei Taschen. Die Teleuten nannten dieses Kleidungsstück *Kamsal* (Kamisol) oder *Kürmä*.

Das gewöhnliche Musikinstrument Tschärtmä (vom Zeitworte *tschärt* „mit geschwungenem Finger spielen") ist dasselbe wie bei den Altajern, es ist eine Art roh gearbeiteter Guitarre von Holz, der Resonanzboden ist aus Füllenfell. Die beiden Saiten dieses Instrumentes sind aus nicht zusammengedrehten Pferdehaaren. Ausserdem verstehen die Teleuten noch ihre Melo-

dieen auf der auch den Altajern bekannten Rohrpfeife (komyrgai) zu spielen.

Die Sprache der Teleuten ist, wie schon erwähnt, ganz und gar dieselbe wie die der Altajer; ebenso trägt die Poesie beider Stämme vollkommen denselben Charakter. Sie zerfällt in Lieder (Koshong), die gesungen werden und aus regelmässigen vierzeiligen Strophen bestehen, oder aus Recitationen, die aus gereimten gleichzeiligen Versen bestehen, ohne regelmässige Strophengruppirung. Dabei ist der Reim ein dreifacher, Anfangs-, End- und innerer Reim oder Gleichklang. Um die Art der Anordnung der Verse bei der Strophenbildung der Koshong zu veranschaulichen, mögen hier zwei Lieder folgen.

*Ä*ki agatsch tjymyryt
*Ä*lim käspäsin tübünäng,
*Ä*lding itschindä tjürgändä
*Ä*lim aitpasyn kīnimnäng.

*Tja*ngysak agatsch tjymyryt
*Tja*dym käspäsin tübünäng,
*Tja*ttyng itschindä tjürgändä
*Tja*dym aitpasyn kīnimnän.

Mög' das Volk die beiden Faulbäum'
Bei der Wurzel ab nicht hauen!
Mög' mein Volk, bei dem ich lebe,
Mir nicht böse Nachred' machen!

Mög' der Freund den einen Faulbaum
Bei der Wurzel ab nicht schneiden!
Leb' ich in der Fremde, mög' man
Mir nicht böse Nachred' machen!

In solchen vierzeiligen Koshong sind alle teleutischen historischen Lieder verfasst. Die von mir aufgeschriebenen Lieder sind: 1) der Gesang des Myrad Bī, eine Episode aus dem den Teleuten sonst unbekannten Sagencyclus des Toktamysch; 2) der Gesang des Ak Köbök, ein unter allen nördlichen Türken verbreiteter Gesang; 3) der Gesang des gefangenen Kangsa Bī; 4) der Gesang des Saksy Bai; 5) der Gesang des Pītasch; 6) das Klagelied des von den fünf Kirgisen ergriffenen Teleuten-Jünglings. Die letzten vier Gesänge sind Eigenthum der Teleuten und beziehen sich auf Ereignisse der letzten Jahrhunderte.

Um eine Idee von diesen historischen Liedern zu geben,

will ich das letzterwähnte Lied in der Uebersetzung hier mittheilen:

Ein Jüngling war ausgeritten, um sein Vieh zu suchen. Er begegnete auf dem Wege fünf Kirgisen. Als diese ihn ergriffen hatten, um ihn zu tödten, sang der Jüngling ihnen folgendes Lied:

Weisses Vieh vom Schwiegervater
Suchend, traf ich euch, o Männer,
Auch Kameele, roth behaarte
Suchend, traf ich euch, o Helden!

Fünf Kirgisen, fünf Kirgisen,
Alle fünfe seid ihr gleich euch,
Doch der Alte unter euch,
Will an's Leben mir, Kirgisen.

Meines Vaters weisses Vieh
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr diese Gabe nicht,
Will ich mich mit euch doch ein'gen.

Weisses Vieh, von mir gesammelt,
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr diese Gabe nicht,
Will ich mich mit euch doch ein'gen.

Mit dem spitzen Bart, den Vater,
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr meinen Vater nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Die mich nährt' an ihren Brüsten,
Meine Mutter, geb' ich euch,
Nehmt ihr meine Mutter nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Deren Haar' im Nacken hängen,
Meine Schwester geb' ich euch,
Wollt ihr meine Schwester nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Deren Zöpfe starke Riemen,
Meine Gattin geb' ich euch,
Wollt ihr meine Gattin nicht,
Wollen wir doch einig werden.

Oberhalb ist schwarzes Ufer,
Rothes Ufer unterhalb,

Wär' nicht da das rothe Ufer,
Hätt' mein Haus ich nicht verlassen.

Tödtest du mich in der Nied'rung,
Ziehe mich empor zum Hügel,
Ziehst du mich zur Höhe aufwärts,
Decke zu mich da mit Blättern!

Tödtest du mich auf der Höhe,
Ziehe mich herab zur Nied'rung
Hast du mich herabgezogen,
Decke zu mich dort mit Kräutern!

Meinen weissen Schwanenkörper
Mög' der Rabe nicht zerhacken!
Und mein Fleisch, das weiss wie Schnee ist,
Mög' die Krähe nicht zerreissen.

Ausser diesen historischen Gesängen werden alle improvisirten Lieder sowohl bei den Teleuten wie auch bei den Altajern im Versmaasse des Koshong verfasst. Jede Improvisation besteht aus zwei Strophen, von denen stets die zweite eine Variation des Themas der ersten Strophe bildet. Da ich schon Beispiele dieser Improvisation angeführt habe, so will ich mich begnügen, hier noch den einzigen in Koshong-Form verfassten Gesang mit historischen Anklängen, den ich bei den Altajern aufgeschrieben habe, in der Uebersetzung mittheilen:

Loblied auf den Altai.

Auf des Altai weissem Gipfel
Da wächst eine gold'ne Blume,
In dem Land' mit gold'nen Bergen
Leuchtet weithin Mondeshelle.

Auf des Altai blauem Gipfel
Da wächst eine Silberblume,
In dem Land mit Silberbergen
Leuchtet weithin Sonnenhelle.

Wenn die Lanz' mit Tannenschaft
Er durchhaut, was thuen dann wir?
Wenn Sandyr mit seinem Volke
Kriegend kommt, was thuen dann wir?

Wenn die Lanz' vom Irgai-Stamme,
Er zerhaut, was thuen dann wir?

Wenn Sandyr aus weiter Ferne
Kriegend kommt, was thuen dann wir?

Nicht dem Bären im Gebüsche
Bist erlegen, Aja Pī,
Sechsmalhunderttausend Krieger
Zwangen dich nicht, Aja Pī.

Nicht dem Wolfe im Gebüsche
Unterlagst du, Aja Pī,
Fünfmalhunderttausend Krieger
Zwangen dich nicht, Aja Pī.

Weisser Altai mit sechs Winkeln,
Sechzig Vögeln bist du Wohnsitz,
Volk und Leute wohl belust'gend,
Bist beglückt du, weisser Berg!

Weisser Altai mit vier Winkeln,
Vieler Hirsche Wohnsitz bist du,
Der du zahlreich Volk erfreuest,
Hoch beglückt bist weisser Berg du.

Als Beispiel für die recitativ gesungenen Verse und die Vertheilung der Versmittel und Reime möge folgende Anrufung der Schamanen vom Tscholyschman an den Erlik, den Beherrscher der Unterwelt, dienen.

Maima tschaschtū Bai Erlik
Kishi köksü könöktü
*Ja*schyl tämir kylyschtū
*Ja*lban tämir jaryndū
Jälim *kara* jüstü
Jältäk *kara* tschatschtū
*Jä*tti *schirä* äshiktü
*Jä*r otschoktū
Kärä bashy täkmindü
*Tä*mir karatschylū
Ärlü adadyng togus puga
*Kä*jägäläp *är* sul*gan*
*Kä*jimdü at pytsch*kan*
Kol jastandyryp *är* jyk*kan*
Kolong jastandypyp at jängip ji*gän*.

Glänzend haar'ger reicher Erlik,
Menschenbrust ist deine Schale,
Grünes Eisen ist dein Stahlschwert,
Flaches Eisen ist dein Rücken,
Glänzend ist dein schwarzes Antlitz,

Sträubend steht dein schwarzes Haupthaar.
Bei der Thür stehn Silberthron' dir,
Irden ist dein mächt'ger Dreifuss,
Gittergleich ist deine Leiter,
Eisern ist dein Jurtendach.
Sieh', neun Stiere stehn gesattelt
Mit dem Sattel, mit Schabracke,
Eine Rosshaut ist die Decke.
Streckt Erlik nur seine Hand aus,
Hat den Mann er überwunden,
Zieht er fest nur seinen Bauchriem',
Stürzt das Ross und wird genossen.

In dieser Weise werden alle Legenden, Schamanengesänge und auch die Märchen recitirt. Die Recitation der letzteren geschieht mit einer Brummstimme, die auf zwei Tönen wechselt. Diese Art des Singens nennen die Altajer und Teleuten *kailarga*.

In Noten gesetzt, lautet das Märchenrecitiren in folgender Weise:



Jeder Takt nimmt hier eine Verszeile ein, die ganze Note wird durch die leise geschlossenen Lippen als *bu-u-u* hervorgestossen und zwar nach 3—10 Verszeilen, jedesmal wenn ein Gedanke zum Abschlusse gebracht ist.

Die Altajer und Teleuten erzählen recitirend nur die Heldenmärchen, alle übrigen Märchen und Erzählungen werden in Prosa vorgetragen. Bei den Teleuten existiren ausser den vorher erwähnten Koshong noch einige kleine Scherzlieder aus zweizeiligen Strophen mit Refrain, die den Altajern vollkommen unbekannt sind. Von solchen Liedern habe ich aufgezeichnet: 1) der Elster Wehklagen; 2) des Hasen Loblied; 3) das Loblied des Windes gegen die Faulen; 4) den Gesang der Schlange, die ihre Kinder preist. Ein Theil des Liedes: „Die Wehklagen der Elster" mag diese Scherzgedichte veranschaulichen.

Wehe! wehe! wehe! weh'!
Blauer Hecht mit grossen Augen,
Hast du nicht mein Kind geseh'n?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Mache ich ein Floss aus Kalmus,
Könnt' ich dann mein Kind erreichen?

Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hab' gehorcht dem Wort der Kleinen,
Baut' mein Nest auf einem Bäumlein.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Fort riss jetzt das Eis mein Nestlein
Und verschwunden ist mein Kindlein.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Weisser Hecht mit grossem Munde,
Hast gehört von meinem Kind du?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Bau' ich mir ein Floss aus Schilf,
Könnt' ich dann mein Kind erreichen?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hört' nicht auf den Rath der Grossen,
Legte niedrig mir mein Nest an.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Fort riss es das hohe Wasser,
Und ich blieb getrennt vom Kinde!
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Wenn ich wieder mir ein Nest bau',
Werd' ich solche Kinder haben?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hör' ich jetzt der Hohen Worte,
Soll es mir nicht übel geh'n.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hören will ich auf die Grossen,
Nisten will auf hohem Baum ich.
Wehe! wehe! wehe! weh'!

3. Die Schor.

a) Tataren am Flusse Tom. Die erste tatarische Ansiedelung am Fluss Tom, in der ich mich aufhielt, war das Dorf Protoka, etwa 40 Werst aufwärts von der Stadt Kusnetzk. Dieses Dorf zerfällt in eine russische und eine tatarische Hälfte. Während die russische Ansiedelung sehr reinlich ist und den Eindruck von Wohlhabenheit macht, sieht der tatarische Theil des Dorfes jämmerlich aus. Er besteht etwa aus 20—25 kleinen, halbzerfallenen Holzhütten, die von halbzerstörten Zäunen umgeben sind. Die Häuser stehen unregelmässig durcheinander und der freie Raum zwischen ihnen ist fusshoch mit Koth bedeckt. Fast vor jedem Hause brannte ein Feuer, über welchem ein Kessel mit Speisen kochte. Rings um das Feuer sassen zerlumpte Weiber, Männer und Kinder bunt durcheinander.

Ich begab mich in das Haus des Dorfältesten (Paschlyk), um mir für den nächsten Tag die zur Reise nöthigen Pferde zu bestellen.

Das Haus des Paschlyk war fast das schlechteste im Dorfe. Die Kleidung dieses Würdenträgers war zerrissen und hing nur in Fetzen um seinen Körper. Um seinen Kopf hatte er anstatt der Mütze ein buntes schmutziges Taschentuch gewunden. Der Paschlyk, ein wahrer Vertreter seiner Gemeinde, berief sofort die männlichen Einwohner des Dorfes zu sich, um über die Beschaffung der Pferde zu berathen. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, so waren alle Geladenen um ihn versammelt. In der Mitte der Versammlung hatte der Paschlyk auf einem Baumstumpfe Platz genommen und schaute von dieser Höhe auf die am Boden kauernden Gemeindeglieder herab. Die Versammlung selbst bot einen zwar eigenthümlichen, aber nicht sehr angenehmen Anblick. Sie bestand aus 60—80 Menschen in den verschiedenartigsten Anzügen (Lumpen): Männer in Weiberpelzen, halbnackte Weiber in Männerröcken, Männer mit Kopftüchern, Weiber mit Männermützen, kurz alle möglichen Variationen, die zwischen den fünf Gegenständen: Rock, Hose, Mütze, Kopftuch und Weiberkleidern stattfinden können. Die Versammlung gerieth bei der Rede des Paschlyk in Aufruhr; heftiges Geschrei von allen Seiten. Jemehr der Paschlyk Ruhe gebot, um so mehr brüllte das Volk. Es entstand eine stundenlange Debatte und keine der Parteien wollte auch nur einen Zoll breit weichen. Man hätte denken sollen, dass es sich um das Wohl und Wehe der Gemeinde handle, so erregt wurde verhandelt und geschrieen, und Alles geschah, weil die Gemeinde drei Pferde und zwei Boote für das gewöhnliche Fahrgeld zu beschaffen hatte. Für mich war es sehr interessant zuzuhören, da ich hierbei den besten Einblick in die Sprache der Leute gewinnen konnte. Es war ein merkwürdiges Gemisch von Russisch und Tatarisch, das mir hier zu Ohren kam. Nach stundenlanger Debatte war es endlich so weit gekommen, dass sich die friedliche Berathung in ein wildes Handgemenge zu verwandeln drohte. Da riss mir endlich die Geduld; ich befahl kurz, mir eine Wohnung zum Nachtquartier anzuweisen, und es wäre wieder zu einer neuen Debatte gekommen, wenn nicht der reichste Tatar des Dorfes mir sein Haus für die Nacht freiwillig angeboten hätte. Ich liess also meine Sachen dorthin bringen und begab mich selbst in das Haus, um das Abendessen einzunehmen.

Dies Haus, das beste des ganzen Dorfes, bestand aus zwei ganz kleinen Zimmerchen. Das eine wurde von dem Sohne des

Hausbesitzers und seiner Familie, das andere vom Hausbesitzer selbst bewohnt. Der Hausherr räumte mir sein eigenes Zimmer ein. Ein grosser russischer Ofen, einige Bretter, auf denen die Küchengeräthe aufgestapelt waren, eine Bank, ein Tisch und ein Bett machten das ganze Ameublement des Zimmers aus. Diese wenigen Sachen hatten fast den ganzen Raum eingenommen, so dass es nur mit Mühe gelang, noch meine Bettstelle aufzuschlagen. Im Zimmer herrschte eine unerträgliche Hitze, da der Ofen stark geheizt war. Das ganze Haus stank ausserdem nach dem für europäische Geruchsnerven unerträglichen Bärenknoblauch (allium ursinum), der Lieblingsspeise der hiesigen Tataren im Frühjahre. Der Geruch war so unerträglich, dass ich gezwungen war, die Fenster, die nicht geöffnet werden konnten, ausheben zu lassen.

Kaum hatte ich mich ein wenig eingerichtet, so kamen auch schon die angesehensten Tataren des Dorfes mit dem Paschlyk in mein Zimmer, um mich näher in Augenschein zu nehmen, und in wenigen Augenblicken war der ganze noch leere Raum von Menschen angefüllt. Von der Atmosphäre, die sich hier bildete, kann sich ein Europäer wahrhaftig keinen Begriff machen, denn zu dem unangenehmen Geruche des Kalba (Bärenknoblauch) gesellten sich noch andere Gerüche, wie der betäubende Geruch von Fuselbranntwein u. s. w., da die Hälfte unserer Gäste vollkommen betrunken war. Ich war unter diesen Umständen gezwungen, ein unliebenswürdiger Wirth zu sein und jagte den grössten Theil der Leute aus meinem Zimmer. Mit den zurückgebliebenen älteren und nüchternen Leuten unterhielt ich mich über die Verhältnisse der hiesigen Tataren.

Diese leben, wie man mir sagte, mit ihren russischen Nachbarn in einer ununterbrochenen Fehde, weil Letztere sie, nach Aussage der Tataren, fortwährend beeinträchtigen. Ackerbau und Viehzucht treiben sie nur wenig und beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Fischfang. Sie sind fast ganz verarmt, haben Kleidung, Religion, Lebensweise und zum Theil auch die Sprache der Russen sich angeeignet. Auf die Reisenden macht diese Bevölkerung einen widerlichen Eindruck, da sie von der Civilisation anscheinend nur die Schattenseiten angenommen hat, lernt man die Leute näher kennen, so bemerkt man bald, dass sie die kindliche Einfalt der Naturkinder noch nicht eingebüsst

haben. Alle sind zwar Christen, aber gleichwohl kennen sie fast nichts von den Lehren dieser Religion.

Am nächsten Tage passirte ich das Tataren-Dorf Palby. Es ist reinlicher und besser gebaut als Protoka, die Häuser sind grösser und in besserem Zustande, die Zäune sind gut gehalten und schliessen bei einigen Häusern Gemüsegärten ein. Palby ist ein kleines Dorf und zählt nicht mehr als 15 Gehöfte. Auch die Bewohner von Palby sind fast ganz verrusst und alle getauft. Die Sprache der hiesigen Tataren ist ebenfalls stark mit russischen Wörtern gemischt.

b) Tataren am Mrass. An der Mrass-Mündung liegt das Tatarendorf Pras-pältärindä. Dieses Dorf ist bedeutend grösser als die Dörfer am Tom; es besteht aus etwa 40 kleinen Gehöften, die sich auf dem hohen Ufer fast $^1/_4$ Werst vom Flusse entlang ziehen.

In ihrem Aeusseren unterscheiden sich die hiesigen Tataren nicht von den Tom-Tataren, alle sind getauft und haben russische Kleidung angenommen. Ihre Sprache hat sich reiner erhalten und die Frauen sprechen nur tatarisch. Der Haupterwerbszweig dieser Tataren ist der Fischfang, der hier überaus lohnend sein soll. Die Frauen und Kinder stricken Netze und verkaufen sie nach Kusnetzk. Dieser Handelsartikel wird sehr gesucht, so dass Tausende von Faden Netze von hier ausgeführt werden. Das Netzzeug ist unglaublich billig, der Faden (7 Fuss) 5 Fuss breiten Netzzeuges kostet nur 2 Kopeken.

Im Herbste, wenn der erste Schnee gefallen ist, gehen die Männer auf die Jagd. Es soll hier in der Gegend viel Wild geben, besonders Eichhörnchen, Zobel (schlechtere, helle Gattung), Feuermarder; seltener sind Hermeline und Füchse. Viehzucht wird hier wenig getrieben. Ich konnte nur mit Mühe ein wenig Milch erhalten, da im ganzen Dorfe nur 20—30 Kühe vorhanden sind. Es ist hier in der Gegend nur wenig Wiesenland und dabei im Winter der Schnee sehr hoch, so dass sich das Vieh im Winter nicht selbst seine Nahrung suchen kann, sondern Heuvorräthe besorgt werden müssen, und dazu sind die Tataren zu faul. Der Getreidebau beschränkt sich auf den Anbau von Gerste, jedoch ist auch dieser so gering, dass die Leute nicht einmal genug für den eigenen Lebensbedarf gewinnen und das Fehlende von den russischen Bauern gegen Fische eintauschen müssen.

Im Sommer sind Kandyk- und Lilienwurzeln oder Bären-

knoblauch, die alle hier in grosser Masse wild wachsen, ihre Lieblingsspeise. Der Bärenknoblauch giebt der ganzen Bevölkerung ein Aroma, das für den nicht Knoblauch Essenden unerträglich ist. Ich folgte dem Rathe einer meiner Begleiter und ass selbst Knoblauch, der sehr angenehm schmeckt, und in der That hatte ich von jetzt ab weniger von dem Geruche meiner Umgebung zu leiden. Der Bärenknoblauch soll äusserst gesund sein und die Leute vor dem hier schrecklich hausenden Scorbute bewahren.

Der Dialect der hiesigen Tataren, dem ich meine besondere Aufmerksamkeit widmete, ist sehr abweichend von demjenigen der Teleuten.

Am Abend des folgenden Tages verliess ich das Dorf Pras-Pältärindä und fuhr bis zum Dorfe Kysyl-jar (rothes Ufer). Wir erreichten das Dorf bei vollkommener Dunkelheit. Man hatte hier in Erwartung unserer Ankunft am Ufer ein grosses Feuer angezündet, welches das ganze Dorf und das gegenüberliegende Ufer mit grellrothem Scheine erleuchtete und sich in langen rothen Streifen im Flusse brach. Das Holz scheint hier billig zu sein, denn die Einwohner geizen damit durchaus nicht; das Holz zum Feuer war wohl 5 Fuss hoch aufgeschichtet. Am Ufer standen die Leute in dichten Haufen und kaum waren wir gelandet, als die Leute unser Gepäck ergriffen und Alles in unser Quartier trugen. Jeder der Helfenden nahm ein Packet und zu seiner Seite schritt ein Zweiter mit einem brennenden Holzstück, so dass wir wie in einem Fackelzuge durchs Dorf zogen. Mir leuchtete mein Wirth, ein junger, in einen Tuchrock gekleideter Mann, der in sehr geläufigem Russisch mir versicherte, es mache ihm die grösste Freude, uns bei sich aufnehmen zu können.

Unser Nachtquartier war gross und ganz nach Art russischer Bauernhäuser eingerichtet. Man sah auf den ersten Blick, dass hier ein grosser Wohlstand herrschte. Das Zimmer war mit Oelfarbe angestrichen und reichlich mit Stühlen und einigen Schränken möblirt. Zwischen der Hinterwand und dem Ofen waren mehrere mit Blech beschlagene Kasten aufgestellt und der Fussboden war mit Tjümenschen Teppichen bedeckt. Mein Wirth brachte Alles, was er im Hause auftreiben konnte, um mich zu bewirthen: Thee, frischen Honig, Brot, Eier, Butter, Milch, Cedernüsse und Fische, so dass wir nach der schmalen Versorgung des gestrigen Tages hier ein wahrhaft lucullisches Mahl hatten.

Das Dorf besteht, wie ich mich am folgenden Tage überzeugte, aus zwei Theilen, von denen der eine am Mrass selbst, der andere zwei Werst weiter nach Norden an einem kleinen Flüsschen gelegen ist. Die Häuser sind meist sehr gross und mit allen nöthigen Nebengebäuden, als: Ställen, Speichern etc. versehen. Der grösste Theil der Einwohner dieses Dorfes beschäftigt sich mit dem Handel. Die hiesigen Handelsleute führen sowohl Waaren wie auch Vieh zum oberen Mrass und der Reichthum der ganzen Ansiedelung beweist uns, dass dieser Handel sehr vortheilhaft ist. Einige Einwohner haben sich schon ein bedeutendes Vermögen erworben und sollen ihre Waaren nicht durch Vermittlung der Kusnetzkischen Kaufleute, sondern direct vom Irbitscher Jahrmarkte beziehen. Die nicht Handel treibenden Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Die Viehzucht ist hier nicht unbedeutend, da die hiesige Ebene sehr heureich ist und auch wegen des ausgedehnteren Ackerbaues mehr Vieh gehalten werden muss.

Leider ist mit dem Fortschritte der russischen Kultur auch das Laster der Trunkes hier eingedrungen; ich hatte Gelegenheit, dies bei dem angesehensten Theile der hiesigen Bevölkerung zu beobachten: die halbe Bevölkerung war zu Ehren meiner Ankunft vom Morgen bis zum Abend so betrunken, dass sie nicht auf den Beinen stehen konnte. Ich setzte hier meine lexikalischen Sammlungen und das Aufzeichnen von Texten fort.

Von Kysyl-jar begab ich mich zum Dorfe Sybyrgy, welches aus etwa 40 aus Balken gezimmerten Häusern besteht. Alle diese Häuser befinden sich in einem jämmerlichen Zustande und gleichen wahrhaften Ruinen. Die Dächer der Häuser sind sämmtlich mit Birkenrinde gedeckt und die innere Einrichtung ist schlechter und schmutziger als in Protoka. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hemde und Hose von sehr grobem selbst gefertigtem Hanfgespinnste und in Filzröcken statt der Pelze. Die Frauen tragen meist nur lange, bis zu den Knöcheln reichende Hemden. Hier herrscht kein gleichmässiger Gesichtstypus wie bei den Altajern und Teleuten. Einer hat ein rein mongolisches Gesicht, ein Zweiter blondes Haar und offenbar russische Gesichtszüge. Meistens sieht man aber, besonders bei den Frauen, breite, runde Gesichter mit hervortretendem Unterkiefer, aufgeworfenen Lippen, einer schmalen Stirn und lang geschlitzte, ein wenig schiefliegenden Augen. Es ist ein eigen-

thümlicher Typus, der sich scharf von dem mongolischen unterscheidet.

Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Einwohner ist der Fischfang; Ackerbau und Viehzucht werden nur sehr wenig betrieben, das Land ist hier schon sehr bergig und der Schnee fällt im Winter sehr hoch. Der Fischfang ist aber ein armseliges Gewerbe, das sieht man auch hier; das durch ihn Erworbene reicht kaum hin, um die Leute zu nähren und zu kleiden. Im Sommer haben sie noch immer ein verhältnissmässig erträgliches Leben, wenn aber der lange Winter herankommt, dann beginnen die Leiden; wer dann für seine Fische im Sommer nicht genug Mehl eingekauft hat, der muss Hunger und Noth leiden und Mancher stirbt wegen Mangel an kräftiger Nahrung. Trotz alledem soll die einfache Nahrung der hiesigen Bevölkerung, d. h. in Wasser gerührtes, geröstetes Gerstenmehl und Fische, gar nicht übel bekommen, denn die Leute werden hier besonders alt. So wurde mir ein Mann gezeigt, der 102 Jahre alt und dabei vollkommen rüstig war.

Ich liess hier mein Zelt am Ufer des Mrass auf einem prächtigen Rasenplatze aufschlagen und bald versammelte sich um mein Zelt die ganze männliche Bevölkerung. Nach historischen Ueberlieferungen forschte ich vergebens, die Leute konnten mir nicht einmal fünf ihrer Vorfahren anführen, was jeder Altajer kann. Auch der oben erwähnte Greis konnte nur angeben, dass sie, wie er von seinem Vater gehört habe, immer ruhig in diesem Lande gelebt hätten. Nichts hätte sich bei ihnen verändert als der Glaube. Immer hätte man sich mit dem Fischfange beschäftigt und es wäre, so weit er sich besinnen könne, Alles unverändert geblieben.

Was den Glauben der hiesigen Tataren betrifft, so sind sie nur dem Namen nach Christen und wissen nichts anderes von der christlichen Religion, als dass man getauft wird, sich bekreuzen muss und der Priester jedesmal nach seiner Ankunft das Abendmahl (kysyl araky = rothen Branntwein) giebt. Nur ein hiesiger Einwohner verstand Märchen zu recitiren.

Den ganzen nächsten Tag war ich mit dem Aufzeichnen von Märchen beschäftigt. Der Tag war glühend heiss und die Sonne brannte auf mein Zelt. Trotzdem musste ich den ganzen Tag schreiben. Meinen Sänger vermochte ich nur durch Branntwein bei guter Laune zu erhalten.

Weiter aufwärts am Mrass passirte ich den Ulus Tas und dann das 100 Werst entfernte Dorf Tschelei; es besteht aus 15 Hütten von Baumstämmen, die mit einem flachen Dache versehen sind und keine Oefen haben. Die Hütten sind in einem Rechteck gebaut. An der langen Seite ist in der Mitte des Daches ein viereckiges, wohl 2 Arschin langes Rauchloch. Die Wand am Loche und der Fussboden in der Hütte sind mit Lehm bekleidet und stets brennt unter dem Rauchloche am Fussboden ein grosses Feuer. In der Lehmwand sind Löcher angebracht, in welche man Holzstücke zum Aufhängen des Kessels steckt. An den Wänden innerhalb der Hütte läuft ringsherum eine etwa $^1/_2$ Fuss hohe und 4 Fuss breite Bank, die mit Birkenrinde belegt ist. An dem Dache hängen horizontale Stangen und über diese sind die Kleider, Geräthe, Netze, Flinten etc. der Hausbewohner geschichtet.

Die hiesigen Einwohner stehen auf einer bedeutend niedrigeren Stufe der Kultur als die am unteren Mrass; furchtsam und scheu, fliehen sie jeden Fremden und nur Geschenke vermochten sie im Dorfe zurückzuhalten. Dieses scheue Zurückweichen vor den Russen hat seinen guten Grund, denn sie sehen von diesen nicht viel Gutes. Ein Kaufmann, der sie bedrängt und aussaugt, ein Priester, für dessen Wesen sie kein Verständniss haben, oder die rohen, wüsten Gesellen von den Goldwäschen sind die einzigen Russen, die sie zu Gesichte bekommen.

Erst allmählich wurden die Einwohner zutraulicher, versammelten sich um mein Zelt und fingen an, sich mit mir in eine Unterhaltung einzulassen.

Im Aeusseren unterscheiden sie sich wenig von den früher beschriebenen Mrass-Tataren. Die Oberkleidung der Männer besteht in groben Leinwandröcken, die mit blauem Zeuge eingefasst sind. Die Frauen tragen kurze, vorne offene blaue Hemden und über denselben lange Leinwandröcke, wie die Männer, aber gewöhnlich von blauer Farbe und mit Roth besetzt. Diese Röcke binden sie mit einem Gürtel, an welchem vorne die Schlüssel hängen, fest. Die Haare tragen sie in zwei Zöpfen, die an den Enden zusammengebunden sind, und um den Kopf schlingen sie ein Kopftuch. Obgleich ihre Hütten sich in sehr ärmlichem Zustande befinden, so sollen die hiesigen Tataren doch wohlhabender sein als die Tataren am unteren Mrass, da die Jagd hier im Schwarzwalde sehr einträglich ist. Was den Ackerbau betrifft,

so wird hier nur Gerste gebaut, die in flachen Kesseln geröstet und dann zerstossen und zermahlen wird. Zur Bearbeitung des Landes bedienen sie sich der Hacken (abyl, ōl), Pflüge kennen sie nicht. Das reife Getreide schneiden sie mit einer Art von Sicheln oder Messern ab.

Alle hier wohnenden Tataren sind ungetauft, behaupten aber, keine Schamanen zu haben. Der Begriff von Religion ist bei ihnen sehr schwach entwickelt. Was ich von religiösen Gebräuchen gesehen habe, ist, dass sie am Morgen, nachdem sie sich vom Lager erhoben haben, sich gegen Osten verneigen und Gebetworte murmeln.

Ihr mir gegebenes Glaubensbekenntniss war sehr kurz. Im Himmel wohnt Gott Kudai (der bei allen östlichen Tatarenstämmen allgemein verbreitete persische Name Gottes), der die Erde gemacht hat, er heisst Mukoly (eine Verdrehung des Namens Nikolai, der von den Russen der Wunderthäter [Tschudotworez] genannt wird), aber unter der Erde ist der Böse, der heisst Aina. „Wenn der Mensch gestorben ist, verzehrt der Aina seine Seele.“

Weiter aufwärts am Mrass besuchte ich noch die Dörfer: Usunarga, Karga, Ak Kaja und dann das auf der Höhe der Uferberge liegende Kysyl-Kaja. Karga ist ein ziemlich bedeutendes Dorf; es besteht wohl aus 40 Hütten. Der Baschlyk des Dorfes ist der Einzige, der ausser seiner Hütte ein kleines Haus als Winterwohnung besitzt. Die Einwohner von Karga sollen die reichsten Tataren der ganzen Umgegend sein, da die schönen Wiesen- und Weideplätze, die hier rundherum liegen, ihnen gestatten, verhältnissmässig viel Vieh zu halten. Auch hier fragte ich vergebens nach einem Schamanen, man erzählte mir, früher habe hier ein Schaman gelebt, derselbe sei aber vor einigen Jahren gestorben, jetzt kämen sie auch ohne solchen durch.

Von Karga an ist das Mrass-Ufer dichter bevölkert, überall sieht man vereinzelte Hütten stehen.

In Ak-Kaja wechselte ich nur die Pferde und machte erst wieder in Kysyl Kaja (rother Felsen) Station. Die Hütten von Kysyl Kaja sind wie die von Tschelei eingerichtet und wie jene leicht aus Brettern und Birkenrinde aufgeführt. Diese unansehnlichen kleinen Hütten, wohl 15 an der Zahl, liegen fast auf der Höhe der Mrassschen Uferberge. Die Hütten sind im Inneren fast leer, denn die hiesigen Tataren pflegen nicht mehr als die

Kleidungsstücke, die sie auf dem Leibe tragen, zu besitzen. Ihre Kochgeräthe bestehen aus einem flachen Kessel (körgusch) zum Rösten der Gerste und einem gewöhnlichen Kessel zum Kochen. Schalen, Näpfe, Trinkgeschirre kennen sie nicht, ein zusammengebogenes Stück Birkenrinde ersetzt diese überflüssigen Gegenstände vollkommen.

Die hiesigen Tataren sind die ärmsten des ganzen Altai. Sie kennen ausser Fleisch von erlegtem Wilde keine andere Nahrung als geröstete Gerste, Kalba, Kandyk und Lilienzwiebeln. Sie halten einige wenige Reitpferde, melken aber die Stuten nicht. Ihre Beschäftigung im Winter ist die Jagd, im Sommer säen sie so viel Gerste als zu ihrer eigenen Nahrung nothwendig ist. Ist ein Misswachs und geht ihnen die Nahrung vor dem Frühlinge aus, so entsteht bei ihnen Hungersnoth und viele kommen dann vor Mangel an Nahrung um, die Uebrigbleibenden flüchten dann nach Karga oder zu den Goldwäschen und suchen dort Hilfe und Obdach.

Die Kleidung der Einwohner von Kysyl Kaja weicht nicht von der der früher erwähnten Mrass-Tataren ab. Die Männer tragen lange Hemden und Kaftane aus verschiedenen Stoffen, im Winter Filzpelze. Die Frauen haben lange bunte, gewöhnlich blaue Hemden, die auf den Achseln und am Brustlatz mit kleinen Muscheln benäht sind. An den Zöpfen der Mädchen ist ein schwerer Behang aus Glasperlen von allen möglichen Formen und Farben angebracht, der unter dem Gürtel festgebunden wird. Die Frauen tragen in den Zöpfen Messingknöpfe und Ohrringe, die mit einer Perlenschnur verbunden sind.

Sie sind scheu und furchtsam wie das Wild des Waldes, das sich vor dem andringenden Menschenstrome in das tiefste Dickicht flüchtet. Zuerst hatten sie Furcht, sich den neu angekommenen Reisenden zu nähern, zuletzt war die Neugier aber doch grösser als die Furcht. So sammelten sich allmählich bei der Thüre der Hütte, in der ich mich einquartirt hatte, ungefähr 25 Menschen und steckten einer nach dem andern den Kopf in die Hütte, ohne den Eintritt zu wagen. Männer und Frauen rauchen. Ihre Pfeifen schneiden sie sich aus Holz, den Tabak aber kaufen sie von den Russen, wie auch die Schmucksachen. Meine Wirthin, ein junges Weib von etwa 18 Jahren, schaute mit Staunen den grossen Kochvorbereitungen meines Dieners zu und konnte sich nicht genug über unser sonderbares

Mahl wundern. Sie war sehr bescheiden, antwortete aber frei auf alle meine Fragen. Eine Cigarre, die ich ihr anbot, nahm sie wohl an, rauchte sie aber nicht selbst, sondern gab sie ihrem Manne.

Im hiesigen Ulus wohnt ein Schaman, dieser zeigte mir seine Zaubertrommel, die sich wenig von der teleutischen unterscheidet. Mittheilungen über seine Gebete weigerte er sich, mir zu machen und antwortete nur auf jede Frage: „Män bibäntschadyrym“ (ich weiss nicht).

Am Pgass, einem Nebenflusse des Mrass, besuchte ich noch drei Dörfer, hielt mich aber in diesen wenig auf, nur im zweiten Dorfe Tajasch übernachtete ich in der Hütte des Paschlyk. Die Tajasch-Tataren leben vollkommen so wie die Tataren von Kysyl Kaja.

c) Tataren an der Kondoma. Als wir den Fluss Montschui passirt hatten, stiegen wir aufwärts am Flusse Körö; hier stiessen wir auf die Wohnungen der am weitesten nach Westen wohnenden Schor-Tataren. Der Waldbrand hat die ganzen Berge frei gelegt und man sieht überall Aecker auf den Höhen. Als wir im Dorfe Aschkina eintrafen, zeigte sich zuerst kein Mensch, nur allmählich kamen die Einwohner zum Vorschein. Sie unterscheiden sich in der Kleidung wenig von den Mrass-Tataren. Sie gehören zum Geschlechte Sary Schor, treiben viel Ackerbau und ausserdem Bienenzucht, die hier besonders vortheilhaft sein soll. Auch die Viehzucht ist nicht so vernachlässigt wie bei den Tataren am oberen Mrass, denn es weiden in der Nähe der Ansiedelung einige Kühe. Die Lebensweise der hiesigen Schor ist der der russischen Bauern sehr ähnlich.

Etwa 5 Werst hinter der Goldwäsche Spaski, an der Kondoma aufwärts, trafen wir jenseits der Mündung des Flusses Tscholym Jurten der Schor an, die hier nicht in Dörfern, sondern in kleinen Ansiedelungen, aus 2—5 Hütten bestehend, leben. Ich hielt mich in der Jurte des Tataren Stepka auf, der sehr wohlhabend sein soll; er hält einige Pferde und wohl bis 10 Kühe. Die Häusereinrichtung ist besser als am oberen Mrass. Man sieht hier viel Hausgeräth und reichliche Kleidung. Die hiesigen Tataren sollen reichlich Geld durch den heimlichen Aufkauf von Gold von den russischen Arbeitern der Goldwäschen verdienen und manche von ihnen sollen sehr reich sein. Die Russen erzählten mir, sie stellten sich hier nur so arm, damit die Re-

gierung keinen Verdacht schöpfe. Stepka, meinte einer meiner Begleiter, könne sich leicht ein steinernes Haus bauen. Trotzdem unterscheidet auch er sich nicht in seinem Aeusseren von den übrigen Tataren. Eine Lieblingsspeise der hiesigen Tataren sind im Frühling die Kandykwurzeln, die in jedem tatarischen Hause in grossen Bündeln hängen. Sie sollen frisch sehr wohlschmeckend sein und werden in Wasser oder Milch gekocht und dann getrocknet.

Die Bauart der hiesigen Hütten bildet gleichsam einen Uebergang zu den russischen Häusern. Die meisten Leute besitzen Sommerhäuser aus Brettern mit einem Dache aus Birkenrinde und Winterjurten aus Balken. Viele dieser Winterjurten haben zwei Thüren. Die erste führt in ein Vorhaus, das etwa zwei bis drei Arschin breit ist, und die zweite ihr gerade gegenüberliegende Thür in den inneren Raum des Hauses. Die Thüren sind aus Brettern gearbeitet und drehen sich in Angeln, die aus Riemen gefertigt sind.

Die Feuerstelle befindet sich stets an der Wand links von der Thür. Grösstentheils ist an den mit Lehm beschlagenen Wandstreifen eine Art Ofenrohr angebracht, auf welchem man Kandyk-Wurzeln sowie ungesäuerte flache Brotstücke bäckt. Oberhalb der Feuerstelle befindet sich ein aus Ruthen geflochtener halbrunder, mit Lehm ausgeschmierter Rauchfang (Schual). Oberhalb desselben ist das Lichtloch angebracht, das im Winter mit einem Eisstücke zugedeckt wird. Die einen halben Fuss hohe und wohl vier Fuss breite Bank, welche an den Wänden entlang läuft, ist mit Birkenrinde bedeckt. Die von der Feuerstelle nach links liegende Wand gehört nur der Familie an, und hier nimmt Niemand ausser dem Hausherrn, der Hausfrau und den Kindern Platz; die der Feuerstelle gegenüberliegende Wand aber gehört den Gästen. Verwandte des Hausherrn, welche in dem Hause wohnen, haben ihren Platz an der rechten Wand neben der Thür. Auch die Handmühle befindet sich an der rechten Wand. Der Boden ist in der Regel mit Brettern gut belegt. Die Kochgeräthe haben ihren Platz zwischen der Feuerstelle und der linken Wand. Es sind grössere und kleinere cylinderförmige Gefässe aus Birkenrinde (tüs), die die sibirischen Russen auch Tujes nennen. Diese Birkengefässe sind nicht kreisrund wie die russischen, sondern von nahezu ovaler Form, so dass sie bequem in Packsäcke gestellt werden können. In diesen Birken-

rindengefässen werden Wasser, Milch, Butter, Branntwein, Honig sowie auch die Gerstenkörner aufbewahrt. Ausserdem giebt es zum Theil recht gut angefertigte Birkenrinden-Schalen und Holzschüsseln. Reichere Leute besitzen auch wohl russische Holzschalen.

Von essbaren Wurzeln, die die Schor sammeln, zeigte man mir hier Lilienzwiebeln (lilium martagon), Handykwurzeln (erythronium dens canis), welche gebraten den Kartoffeln ähnlich schmecken. Päonienwurzeln (paeonia anomala), Kalba (allium ursinum) und die saftigen Stengel des Heracleum. Die Gerste wird hier in verschiedener Form genossen: 1) als Grütze, d. h. gestossen in grossen Holzmörsern; 2) als Talkan, geröstet, sodann zerrieben und zwar meist trocken, aber auch mit kaltem Wasser, Milch und Honig eingerührt; 3) in Wasser oder Milch gekocht. An der Kondoma geniessen die Leute auch kleines Gebäck aus Weizenmehl, dessen Zubereitung sehr einfach ist. Man mischt das Mehl mit Wasser, giebt ein wenig Salz hinzu und knetet davon flache Brötchen, die man an der Feuerstelle in der heissen Asche bäckt. Thee kennen die Kondoma-Tataren durchaus nicht, sie bereiten aber ein Theesurrogat aus den Blüthen der Saxifraga cranifolia, den Blüthen der Spiraea ulmaria und ferner aus jungen Trieben der Hagebutte.

Spirituöse Getränke bereiten die Kondoma-Tataren: 1) „abyrtka“ aus gekochten und dann ausgegohrenen Kandykwurzeln, 2) „araky“ aus Gerstenmehl. Ganz in der Weise der Kondoma-Tataren leben die Tataren des Dorfes Kydshy ā̆ly am Flusse Kydshy, einem Nebenflusse des Psass, bei denen ich mich auch einige Tage aufhielt. Hier wird recht viel Ackerbau getrieben und ausserdem auch Viehzucht. So hatte mein Wirth Sarykran 9 Kühe und 70 Bienenstöcke. Ich fand hier Gelegenheit, reichliche Aufzeichnungen von Märchen zu machen.

Dabei erfuhr ich Einiges über die Hochzeitsgebräuche der Schor. Die Trauhandlung soll darin bestehen, dass die Verwandten für das junge Brautpaar eine Art Jurte aus neun dünnen Birkenbäumen bauen, an denen nur die oberste Spitze der Krone gelassen wird, und diese mit Birkenrinde bekleiden. Dann treten der Bräutigam und die Braut ein. Der Bräutigam holt nun ein Feuerzeug hervor, mit dem er in der Jurte Feuer anschlägt. Während er dies thut, steht die junge Frau bei der Thür und beschenkt Alle, die geholfen haben, die Jurte aufzu-

führen, mit einem kupfernen Ringe. In dieser Jurte müssen die Jungvermählten drei Tage verbleiben und empfangen hier die Besuche der Verwandten. Nach drei Tagen beziehen sie erst ihr eigentliches Haus. Dann werden die Birken der Hochzeitsjurte in den Wald getragen und an einen Baum gelehnt; dort verbleiben sie, bis sie verfault sind.

Die Ceremonie des Feueranschlagens in der Jurte ist von der grössten Wichtigkeit, denn hierbei wird das Einschlagen der Funken beobachtet, woraus das Glück der jungen Ehe geweissagt.

Es muss noch erwähnt werden, dass es bei den Schor Sitte ist, die Braut zu stehlen. Der junge Mann erhält das Wort des Mädchens und ein Tuch als Unterpfand, dann erscheint er mit Gefährten in der Nacht; auf ein Zeichen schleicht das Mädchen aus der Jurte und der Bräutigam nimmt sie zu sich aufs Pferd. Zunächst bringt er sie in das Haus seiner Mutter, von wo er sie später in sein Birkenzelt abholt. Es ist Sitte, dass einige Gefährten den Bräutigam bei seiner Brautfahrt begleiten.

Nach Werbitzki finden bei Gelegenheit der Hochzeit mehrere Feste statt, die Baiga genannt werden. Die grösste Baiga wird bei der Hochzeitshütte gefeiert, vier Baiga bei den Eltern der Braut. 1. Fünf bis zehn Tage nach der Entführung der Braut begiebt sich das junge Ehepaar in Begleitung der Eltern des Bräutigams mit einer grossen Menge Araky zu den Eltern der Braut, um Frieden zu schliessen und die Menge des Kalym festzustellen. Der Vater geht dem Diebe mit erhobener Peitsche entgegen. Der reiche Bräutigam zahlt den Kalym auf einmal, der arme bestimmt die Raten, in denen er zahlen wird. Manchmal überlassen die Eltern der Braut den Kalym als Mitgift und geben von sich noch etwas hinzu. Der grosse Kalym soll aber für die Frau oft sehr üble Folgen haben, indem dieselbe, wenn Witwe geworden, die Sclavin des Schwiegervaters bleibt, der ihr eine neue Heirath nur unter der Bedingung erlaubt, dass der neue Bräutigam den ganzen Kalym zurückzahlt. Es wird sich aber schwer Jemand finden, der für eine Witwe einen bedeutenden Kalym zahlen mag. Für die junge Witwe ist es ein Glück, wenn sie einen noch unverheiratheten Schwager hat, denn dieser nimmt gewöhnlich die Witwe des Bruders zur Frau. Die Abhängigkeit von ihrem Schwiegervater ist für die Witwe besonders dadurch unangenehm, dass jedem verheiratheten Sohne ein Stück Land zum Gerstenbau übergeben wird, mit dem sich die Familie

nährt, dass aber der Schwiegervater alle Einnahmen des Sohnes von der Jagd etc. einzieht. Bleibt nun die junge Frau nach, so muss sie sich selbst ihren Acker bebauen und davon leben. Der Schwiegervater giebt ihr aber nur, was er für gut hält.

Die Ehen werden gewöhnlich im Frühjahre geschlossen. Fand die Verehelichung vor'm ersten Rufe des Kukuks statt, so wird die Versöhnungs-Baiga bis nach dem ersten Kukuksschrei aufgeschoben. 2. Einen Monat nach der Hochzeit wird die sogenannte Tabaks-Baiga gefeiert, an welcher die Verwandten des jungen Ehemannes den Verwandten der Braut Tabakspackete als Geschenke darbringen. 3. Nach der ersten Ernte findet bei reichen Leuten die sogenannte Fleisch-Baiga statt, und zwar wird zu dieser Feierlichkeit ein Rind den Eltern der Braut zum Opfern zugetrieben. 4. In der letzten Baiga wird zu demselben Zwecke ein Pferd zu den Eltern der Frau gebracht. Während aller dieser Baiga spielt der Branntwein die grösste Rolle, da alle Anverwandten von diesem Getränke so viel wie möglich herbeischaffen. Es wird getrunken und gesungen, getanzt, gesprungen und ausserdem werden Wettrennen zu Pferde angestellt, wobei als Preise Tücher, Röcke und Stiefel ausgesetzt werden.

Aehnliche Feierlichkeiten finden statt, wenn die grosse Volksversammlung zur Bezahlung des Jassak abgehalten wird. Hierbei werden ebenfalls Wettrennen abgehalten.

Ich habe die Tom-, Mrass- und Kondoma-Tataren unter dem Namen. Schor zusammengefasst, obgleich sie sich selbst diesen Namen nicht beilegen und durchaus nicht als ein ganzes Volk fühlen. Mich hat der Umstand dazu veranlasst, dass diese Tataren fast ein und dieselbe Sprache reden, die ich auch mit dem Namen Schor-Dialect bezeichne, und ferner die Thatsache, dass sie sowohl von den Teleuten, wie von den ihnen im Westen benachbarten Lebed- und Schwarzwald-Tataren, als Schor-kishi bezeichnet werden.

Die Physiognomieen der Schor bilden einen ganz eigenthümlichen Typus, der weder mit dem der Teleuten noch mit dem der Altajer übereinstimmt. Es finden sich zwar unter ihnen viele Leute mit hellen Haaren, doch bilden diese blonden Leute durchaus nicht das Gros der Bevölkerung. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieses blonde Haupthaar eine Stammes-Eigenthümlichkeit ist, obgleich ich, wie ich schon in Capitel III ge-

zeigt habe, der Ansicht bin, dass die Schor die Nachkommen der jenissei-ostjakischen Stämme und der späteren Schmiede-Tataren sind. Die hiesigen russischen Einwohner behaupten, dass die blondhaarigen Leute Nachkommen von Russen seien. In den Goldwäschen leben nämlich hunderte von unverheiratheten Leuten, welche häufig auf Liebesabenteuer in die Aule der Schor wandern sollen, wo sich für Schmucksachen, wie Glasperlen, Knöpfe, Goldschnüre und Muscheln, sehr viele Liebhaberinnen finden.

Ihrer Lebensweise nach zerfallen die Schor in zwei Abtheilungen: 1) die Ackerbau treibenden Schor am unteren Mrass und Tom, auch an der Kondoma; 2) die Schwarzwald-Bewohner am oberen Mrass und an der Kondoma. Wenn officiell nur die erstgenannten Tataren als angesiedelte (ossjedlyje), letztere dagegen als Nomaden (kotschujuschtschije) bezeichnet werden, so ist diese Bezeichnung vollkommen unrichtig. Wie meine Schilderungen schon zur Genüge zeigen, leben alle Schor angesiedelt in Dörfern. Dies unterscheidet eben die Schor von allen türkischen Nachbarn. Die übrigen Türkstämme des Altai haben nur durch den Einfluss der Russen und durch die Abnahme des Weidegebietes gezwungen, ihr Nomadenleben aufgegeben, die Schor hingegen leben auch dort angesiedelt und in Dörfern, wo gewiss der Einfluss der Russen gar nicht in Betracht kommen kann, z. B. am oberen Mrass. Wenn diese Wald-Bewohner trotzdem auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen, so ist dies nur dadurch zu erklären, dass sie früher eine bedeutendere Kulturstufe erreicht hatten und nur gezwungen in die Waldgebirge geflüchtet sind, hier jedoch, wo sie getrennt von den Nachbarn in vereinzelten Dörfern sich niederliessen, ihre alte Kultur verloren haben. Wie wollte man sich sonst den Umstand erklären, dass, wo immer diese Schor mit den Russen in Berührung kommen, sie sich sogleich mit Leichtigkeit zu einer höheren Kulturstufe erheben, während die Altajer z. B. viele Jahrzehnte mit den Russen zusammen leben können, ohne im Geringsten ihren Kulturzustand zu ändern.

Ich will hier nicht von den Ackerbau treibenden Schor am Tom und am Mrass reden, die lange mit den Russen zusammen leben, sondern von den zerstreut im Gebirge lebenden. Sobald diese mit den Russen in Handelsverbindung treten, macht sich schon nach wenigen Jahren ein bedeutender Fort-

schritt bemerkbar. So findet man in der Nähe von Goldwäschen, die kaum einige Jahrzehnte existiren, aus Balken gezimmerte Hütten und Speicher, eine bessere Lebensweise und reichere Kleidung, Rindvieh-, Federvieh- und Bienenzucht. Leider sinken diese Naturkinder in moralischer Beziehung, sobald bei ihnen die Wohlhabenheit zunimmt; Geldsucht und die unmittelbare Folge dieses Lasters, der Hang zu Betrügereien und Hinterlist, nehmen bei ihnen schnell überhand und unterscheiden sie nachtheilig von ihren ehrlichen, offenen Brüdern der Einöde.

Der Schamanismus ist bei allen Schor im Sinken begriffen, schon Ungetaufte am Mrass haben grösstentheils keine Schamanen mehr.

4. Die Lebed-Tataren und Kumandinen.

Etwa 35 Werst von der Goldwäsche Zarewa Alexandrowsk traf ich im Jahre 1861 das erste Dorf der Lebed-Tataren am Flusse Ulbas. Es bestand aus 8—10 Hütten, die ganz wie diejenigen der Schor eingerichtet waren. Auch die Kleidung dieser Tataren unterscheidet sich wenig von der der Schor. Sie tragen Kaftane, Mützen und selbst lange Ueberröcke mit Knöpfen nach russischem Schnitte. Der Grund der Verbreitung solcher Costüme ist der, dass liederliche Arbeiter der Goldwäschen häufig ihre Kleider für ein Billiges verkaufen, welche dann von den hiesigen Tataren ohne jede Scheu getragen werden, da bei ihnen gar kein eigentliches Nationalcostüm besteht. Die Sprache der Lebed-Tataren liegt in der Mitte zwischen dem Dialecte der Schor und dem der Altajer.

Den zweiten Ulus der Lebed-Tataren traf ich am Lebed selbst. Hier haben die Dörfer aufgehört und man trifft am Flusse zerstreut liegende Hütten. Die Lebed-Tataren nennen sich Ku-Kishi (d. h. Lebed-Leute). Das Christenthum ist hier noch nicht eingedrungen; über die Existenz von Schamanen konnte ich nichts Näheres erfahren.

Die letzte Jurte der Lebed-Tataren fand ich im Jahre 1861 am Flusse Togul, wo schon Schwarzwald- und Lebed-Tataren zusammen wohnen. Die letzteren waren vom Geschlechte Tschalgan oder Tschalgandu und trugen ganz die Tracht der Altajer.

Im Jahre 1863 traf ich am Ötküschtö das erste Aul der Lebed-Tataren. Dort wohnte damals ein reicher Tatar mit seinen sieben Kindern. Da im vorigen Jahre das Fieber hier sehr

grassirt hatte und in Folge dessen mehrere Leute gestorben waren, so hatten die dortigen Tataren beschlossen, diese Gegend zu verlassen und noch weiter am Lebed aufwärts zu ziehen. Sämmtliche Einwohner treiben Ackerbau, aber nur in geringem Maasse, da man der vielen Baumwurzeln wegen gar keine Pflüge anwenden kann, sondern das Land mit der Hacke bearbeiten muss. Auch hier wird hauptsächlich Gerste und nur ganz wenig Weizen gebaut. Pferde und Kühe halten die Leute in sehr geringer Zahl, ebenso werden sehr wenige Hühner gehalten.

Man erzählte mir hier folgende Sage von der Erschaffung der Welt: „Zuerst war alles Wasser und nirgends war Erde. Da schickte Gott einen weissen Schwan zum Wasser und liess sich einen Schnabel voll Wasser heraufbringen. Weil ihm aber beim Tauchen ein wenig Erde am Schnabel hängen geblieben war, so blies der Schwan die Erde von seinem Schnabel; diese fiel in kleinen Stäubchen auf's Wasser und schwamm auf dessen Oberfläche; diese Stäubchen vergrösserten sich und breiteten sich immer mehr aus, so dass sich zuletzt das Land bildete. Doch das Land war flach und glatt. Da schickte Gott einen zweiten Vogel zur Erde nieder, der mit dem Schnabel in dem Lande wühlen sollte, dadurch bildeten sich auf der Erde Berge und Thäler. Dem Teufel aber gefiel das schöne, baumlose Land nicht und er brachte den Schwarzwald mit seinen Sümpfen hervor, auf dem die Leute kaum ihr Leben erhalten können und arm sind. Zuerst schuf nun Gott einen Menschen, der ganz allein auf der Erde lebte. Es war ein Mann. Als er einst schlief, berührte der Teufel seine Brust; da wuchs ihm ein Knochen aus den Rippen, der fiel zur Erde, als er länger geworden, und aus diesem entstand die Frau."

Am Flusse Bolym hielt ich mich in dem Aule des Saisan der Schalgandu auf. Dieses bestand aus vier Hütten mit Stallung, die ganz wie die Hütten der Schor gebaut sind. Der Saisan erzählte mir, dass zu seiner Saisanschaft 103 Abgaben zahlende Leute gehörten. Ihre Abgaben betrügen 20 Zobel, jeder etwa zu 17 Rubel, die Krone nähme sie aber zu nur 2 Rubel an; ausserdem 100 Feuermarder, so dass die ganzen Abgaben in Geld etwa 260 Rubel Silber betragen mögen. Ackerbau treiben alle Schalgandu, aber nur soviel wie sie zu ihrer Nahrung brauchen. Viel fleissiger beschäftigen sie sich dagegen mit der Jagd. Zobel jagen sie hauptsächlich an den Quellen des Abákan. Im

Sommer schiessen sie Elennthiere und Hirsche (ok kïk), im Winter am Lebed nur Eichhörnchen und Feuermarder. Das Eichhorn kostet hierorts bis 12 Kopeken, gewöhnliche Zobel 13 Rubel, Feuermarder 80 Kopeken. Im Durchschnitt erlegt jeder Jäger im Winter etwa 100 Eichhörnchen und 7—10 Feuermarder. Fischottern werden nur selten geschossen. Das Pelzwerk ist der einzige Exportartikel; es wird von Biisker und Kusnetzker Kaufleuten aufgekauft.

Am Bolgul traf ich noch mehrmals auf Jurtengruppen. Einige der Jurten waren sogar mit Fenstern versehen. An mehreren Stellen sahen wir Wildzäune und an einer Stelle 50 Bienenstöcke. Die Getreidefelder liegen abseits vom Wege weiter auf der Höhe. Mehrmals trafen wir auf dem Wege kleine eingezäunte Plätze, in denen Tabak und Hanf gesäet war. Es leben hier auch viele Jakschylyk, die noch weniger zahlreich sein sollen als die Tchalgam. Der Saisan der Jakschylyk, den ich hierselbst traf, wollte sich nach Biisk begeben, um dort die Abgaben an Pelzwerk abzuliefern. Das Einsammeln der Abgaben soll kaum schwerer sein als das Abliefern. Wenn der Saisan in Biisk eintrifft, so muss er überall Geschenke machen, denn sonst werden oft seine besten Felle als untauglich zurückgewiesen. Die Saisane sind deshalb gezwungen, den Jassak fast doppelt einzutreiben, so dass die Abgaben unverhältnissmässig hoch sind. Der jetzige Saisan ist 20 Jahre im Dienst, er ist nicht der Sohn des früheren Saisan, sondern ist vom Volke gewählt worden, weil zur Zeit, als der vorige Saisan starb, dessen Sohn eben erst geboren war.

Beim Flusse Kargysan fanden wir am Lebed abermals ein Lebed-Tatarendorf, in welchem ich mich eine Zeit lang aufhielt. Hier wurden mir folgende Angaben über die Mythologie der Lebed-Tataren gemacht: „Der Urvater, der Alles geschaffen hat, ist Kudai Bai Ülgön. Bai Ülgön hat vier Söhne: *Pyrschak-kan*, *Töskan*, *Kara-kan* und *Suilap*. Der Sohn Suilap's ist *Sary-kan*. Der Sohn Pyrschak-kan's ist *Kyrgys-kan*, der Schutzgeist der hiesigen Tataren. Alle diese Gottheiten, ausser Kara-kan, sind segenbringend für den Menschen. Sie geben ihm Speise und Nahrung und beschützen ihn in Gefahren. Dem höchsten Gott, Ülgön, opfert man weisse Pferde, dem Pyrschak und seinen Nachkommen rothe Pferde. Allen Göttern spendet man ausserdem von den Früchten des Feldes. Die Götter wohnen im Himmel, der nach Angabe

der hiesigen Tataren nur aus sieben Schichten besteht. In der obersten Schicht wohnt Ülgön und Kanym, seine Gattin, in der zweiten Pyrschak-kan, in der dritten Tös-kan, in der vierten Kyrgys-kan, in der fünften Suilap, in der sechsten Sary-kan, in der siebenten die Abgesandten, die die Götter zu den Menschen senden. Kara-kan fiel vom Vater ab und zog die dunklen Wohnungen unter der Erde den lichten Wohnungen der Götter vor. Er besitzt einen Sohn Ärlik, dieser aber wieder zwei Söhne, Ulap und Kölök. Alle diese dunklen Götter haben ihren Wohnsitz unter der Erde. Sie werden unter dem Gesammtnamen Asa zusammengefasst. Die Asa schicken ihre Teufel zum Menschen und bedrücken ihn in jeder Weise. Solcher Bedrängung kann der Mensch nur durch ein Opfer entgehen. Die Aufgabe der Schamanen besteht nun darin, die Teufel zu zwingen, dass sie das schwarze Opferthier dem Asa zuführen und zum Dank dafür von ihrer Bedrückung ablassen.

Ich traf hier am Lebed einen Schamanen, er schamanisirte anstatt der Trommel mit einem Bogen, durch den er die Geister herbeirief.

Jenseits des Balyksu trafen wir an der Bija auf das erste Kumandinendorf. Es bestand aus vier von Balken gezimmerten Häusern, bei jedem derselben war ein Ambar und ein Schuppen aufgeführt. Dieses Dorf hiess Türägäsch; nicht weit davon lag ein zweites Dörfchen von fünf Häusern, welches mir als Kölajagy bezeichnet wurde. Nach weiteren 9 Werst kamen wir zum Dorfe Närshin. Hier waren neun Häuser, die theils aus Balken, theils aus Birkenrinde aufgeführt waren. Bei unserer Ankunft war zuerst nichts von den Einwohnern zu sehen, sie kamen erst nach und nach zum Vorschein. Es sind niedere Kumandinen. Sie beschäftigen sich fast ausnahmslos mit Ackerbau, bearbeiten aber das Land mit der Hacke. Weizen säen sie wenig, mehr Gerste und Roggen. Aus der Gerste machen sie Talkan (geröstetes Mehl), aus dem Weizen und Roggen hingegen kleine Brötchen (Tärtmäk). Sie beschäftigen sich auch mit dem Fischfang und zwar fangen sie Chairus, Hecht, Salmo taimen und Kuskutsch. Jagd machen sie nur auf kleine Thiere und zwar hauptsächlich auf Eichhörnchen und Feuermarder. Ihre Abgaben zahlen sie zum Theil in Geld, zum Theil in Fellen, und zwar jeder sieben Eichhornfelle und 6½ Rubel Banko (1 R. 90 Kop.

Silber). Der Saisan der niederen Kumandinen (Töbängi Kubandy) heisst Kalynak, der der oberen Kumandinen hingegen Jaschka.

Die Kumandinen säen Lein und Hanf und fertigen ihre Leinwand selbst, gewinnen auch Wolle von ihren Schafen und verfertigen ein grobes Tuch, das sie dann färben. Von Stoffen zu Kleidungen kaufen sie nur blaue Daba. Die einzige Waare, die sie an die Russen verkaufen, ist ihre Jagdbeute und diese ist nicht sehr bedeutend. Man versicherte mir, dass der Mann hier im Laufe des Winters 30—50 Eichhörnchen und 3—4 Feuermarder erlegt.

Die Kleidung der Kumandinen ist sehr einfach, die der Männer fasst russisch: ein langes Hemd aus weisser oder blauer Leinwand, Hose aus demselben Zeuge, ein kurzer Kaftan aus Tuch mit Shawlkragen; letzterer ist entweder weiss und dann ist er mit blauem Zeuge eingefasst, oder er ist blau und dann mit rothem Zeuge besetzt, und hohe Lederstiefel, welche von den Frauen selbst genäht werden. Die Frauen tragen weisse, blaue oder rothe Hemden aus Leinwand mit einem breiten Besatze am unteren Saume, und einen mit Perlen gestickten Kragen. Ueber diesem Hemd haben sie einen Kaftan, der bis zu den Knieen reicht und mit breitem, buntem Kragen und mit Knöpfen verziert ist. In den Ohren tragen sie Ohrringe mit grossen Gehängen. Die verheiratheten Frauen haben Kopftücher, unter denen zwei lange, mit Perlenbehang verzierte Flechten herabhängen. Die Mädchen tragen die Zöpfe oben ohne Behang, ausserdem aber auch Kopftücher. Die Männer schneiden das Haar ganz so wie die russischen Bauern.

Die Häuser sind aus Balken gezimmert, mit einem kleinen Vorhause und einer Rumpelkammer versehen. Das Wohnzimmer hat immer zwei Fenster, die entweder mit Scheiben versehen oder auch mit durchsichtiger Haut von Rindermägen überzogen sind. Im Wohnzimmer, das mit einem Ofen versehen ist, läuft eine breite Bank an der Wand entlang und ausserdem befinden sich hier einige irbitsche Kasten. Im Allgemeinen herrscht im Innern der Häuser nur sehr wenig Ordnung.

Das nächste Dorf, wo wir anhielten, weil wir hier über die Bija setzen mussten, war das Dorf Nemegetsch. Hier sind nur fünf Häuser. Wir stiegen in einem der den früher beschriebenen ähnlichen Hause ab. In diesem hingen gegenüber der Thüre über dem Fenster fünf Götzen. Der erste mit dem Kopfe nach

oben wurde mir als Sary-kan bezeichnet, die neben diesem befindliche, ihm fast ähnliche Figur, nannte man Kyrgys-kan. Die dritte Figur nannten sie Tös Chanym (sie hatte einen Kopf nach oben, den zweiten nach unten). Ebenso Küdy-kan, der etwas grösser war als der vorhergehende; zuletzt Köp-kälgän und Sary-kan. Beide letzteren waren mit Schnurrbärten versehen. Grosse Ehrfurcht bezeugte der Wirth vor seinen Götzen nicht, jedoch erlaubte er uns nicht, sie mit den Händen zu berühren.

Wir setzten hier in einem Boote über die Bija und übernachteten in dem Dorfe der Kumandinen, das mir als Ala Kaingatsch bezeichnet wurde und das aus 20 Häusern besteht. Die hiesigen Einwohner beklagten sich über die Regierung und über den Saisan Tortalasch. Hier fiel mir nur die Fussbekleidung der Frauen auf. Selbige tragen nämlich Strümpfe aus Woilok oder aus Teppichzeug und Schuhe mit rother Einfassung.

Die Kumandinendörfer längs dem Bija-Ufer sind folgendermassen vertheilt: 15 Werst vom Dorfe Makariewsk an der Bija aufwärts liegt am linken Bija-Ufer das Dorf Türägäsch (fünf Häuser), ihm gegenüber am rechten Ufer das Dorf Köl-ajagy (fünf H.). Von dort 9 Werst am linken Ufer das Dorf Närdshin, dann 2 Werst an demselben Ufer das Dorf Pasi, von dort 9 Werst am rechten Ufer das Dorf Ala Kaingatsch und nach einer Werst am linken Ufer das Dorf Nemegetsch (fünf H.), dann 5 Werst weiter am linken Ufer das Dorf Pagytschak (fünf Häuser) und 5 Werst weiter das Dorf Kürüküi (fünf H.). In allen diesen Dörfern leben die Kumandinen ganz wie ich dies soeben beschrieben habe. Der Geistliche in Makariewsk erzählte mir, dass der Hauptzug des Charakters der Kumandinen Eigensinn und Härte sei. Die Kumandinen seien diejenigen Tataren, die am festesten am Hergebrachten hielten, darum sei es sehr schwer, sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen und die Missionen hätten bei ihnen jetzt fast gar keine Erfolge aufzuweisen.

5. Die Schwarzwald-Tataren.

Das erste Dorf der Schwarzwald-Tataren, auf das ich südlich von der Lebed-Mündung, etwa 3 Werst von der Bija, traf, wurde mir als „Küsön“ bezeichnet; es wird nicht nur von Schwarzwald-Tataren des Stammes Küsön bewohnt, sondern auch zum Theil von Lebed-Tataren und Kumandinen. Trotzdem die Leute

hier an einem Orte wohnen, kann man doch schon die zwei Dialectnüancen unterscheiden. Die Sprache der Küsön steht der altajischen viel näher, als die der Kumandinen und Tschalgandy. Auch die Tracht zeichnet die Küsön scharf von ihren Dorfgenossen. Während die Kumandinen, wie ich vorher beschrieben, nur russische Tracht tragen, kleiden sich die Küsön wie die Altajer. Der einzige Unterschied ist, dass sie über den Tschäjimäk meist einen blauen Kaftan mit rothem Kragen tragen. Die Frauentracht ist nicht dieselbe wie bei den Altajern; ich habe hier nicht einen einzigen Tschägidäk gesehen. Die altajischen Mützen sind hier ebenfalls nicht in der Mode, sondern die Männer tragen Mützen von russischem Schnitt und die Weiber Kopftücher.

Beweist das nicht Alles, dass die Küsön erst in letzter Zeit dem altajischen Einflusse erlegen sind? Es sind eben wiederum die Frauen, die hier wie überall als conservatives Element die neue Kleidung nach altajischem Schnitte nicht angenommen haben, während die Männer mehr zu Neuerungen geneigt sind.

Das Dorf Küsön besteht aus 20 Häusern, von denen die meisten ganz nach russischer Art aus Balken errichtet sind. Die anderen Einwohner leben noch in spitzen Rindenjurten. Die Beschäftigung der hiesigen Anwohner ist Viehzucht, Jagd und Handel. Man bearbeitet das Land mit der Hacke und säet Gerste und Weizen, hält mehr Pferde als Kühe, deren ich sehr wenige beim Dorfe grasen sah; deshalb konnte ich während meines zweitägigen Aufenthaltes keinen Tropfen Milch erlangen. Hier ist der Kultureinfluss der höher stehenden Kumandinen bei der Lebensweise der Schwarzwald-Tataren überall zu bemerken. Der Handel der hiesigen Schwarzwald-Tataren besteht hauptsächlich darin, russische Waaren zum Tscholyschman und bis an die chinesische Grenze zu den Sojonen zu schaffen. Ein Theil der Einwohner beschäftigt sich mit dem Aufsuchen von wilden Bienenschwärmen, die sie einfangen und an russische Kaufleute verkaufen. Dieser Handel soll sehr vortheilhaft und nicht unbedeutend sein. Die Jagd findet natürlich im Herbste statt. Lebensweise und Nahrung ist fast dieselbe wie bei allen Schwarzwald-Bewohnern.

Küsön ist die südlichste von ungetauften Eingeborenen bewohnte Ansiedelung, die man mit dem Namen Dorf belegen darf. Weiter nach Süden und Südwesten wohnen die Schwarzwald-Tataren vereinzelt, so dass höchstens 3—4 Hütten zusam-

menstehen. Ausserdem stehen dieselben niemals in den Flussthälern, sondern auf den Höhen der Uferberge. Auf unserem Wege sahen wir diese Hütten oft links und rechts auf den Hügeln und Bergen. Ich machte bei der Hütte eines Sängers, den man mir in Küsön gerühmt hatte, Halt. Die Bevölkerung muss hier ziemlich dicht sein, denn kaum eine Stunde nach unserer Ankunft hatten sich bei unserem Zelte ca. 60 Menschen versammelt. Es liegen hier 4 Hütten zusammen, die ganz nach Art der der Lebed-Tataren gebaut sind.

Die Kleidung der hiesigen Schwarzwald-Tataren unterscheidet sich gar nicht von der der Küsön, nur die Männer tragen hier durchgängig Mützen aus schwarzem Manchester mit gelbem Deckel nach mongolischem Schnitte; die Frauen aber lange Hemden mit anliegendem Kragen, der mit weissen Perlen benäht ist. Sehr auffallend ist hier die Mützentracht, da im Westen Altajer, im Osten Lebed-Tataren und Schor und im Süden Tscholyschman-Tataren wohnen, die alle diese Mützen nicht kennen. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich annehme, dass die Schwarzwald-Tataren aus der Nordgrenze der westlichen Mongolei hier eingewandert sind. Darauf deutet auch der Name, den ihnen die Altajer geben, nämlich Tuba, den sich ja noch bis jetzt die Sojonen beilegen. Meine Ansicht, dass die Tuba-Leute hier Nachkommen der alten samojedischen „Dubo“ sind, habe ich schon ausgesprochen. Die Verwandtschaft des von den Tuba gesprochenen Türk-Dialectes mit dem altajischen erklärt sich daraus, dass es gerade die Altajer waren, durch deren Einfluss diese Tuba-Leute türkisirt wurden.

Bei den Einwohnern hier herrscht die grösste Armuth. In ihren Gesprächen lieben sie es, sich über ihr bitteres Loos zu beklagen (was auch deutlich darauf hinweist, dass die Leute hier nur eingewandert sind) und die Schuld dem Schwarzwalde zuzuschreiben, den der Teufel geschaffen haben soll, damit der arme Mensch sich tüchtig zu plagen habe. Natürlich ist nicht der Schwarzwald an ihrer Armuth schuld, sondern die eigene Trägheit und die Uebervortheilung von Seiten der auf höherer Kulturstufe stehenden russischen Bevölkerung. Vor dieser Kultur zurückweichend, gerathen diese Leute immer tiefer in die unwirthsamen Waldgebirge und verkommen hier, da sie den Kampf um's Dasein nicht aufnehmen, sondern energielos in sich zusammensinken.

Allerdings erlaubt der hohe Schnee im Winter den Schwarzwald-Tataren keinen so grossen Viehstand zu halten wie die Bewohner des Altai, jedoch könnte dieser Viehstand viel bedeutender sein als er in Wirklichkeit ist, wenn nicht Trägheit die Leute abhielte, im Sommer einen grösseren Heuvorrath für den Winter zu bereiten. Die Bearbeitung des Ackers ist ebenfalls mühsam, weil hier der Boden nur mit der Hacke zu bearbeiten ist, so dass es unmöglich scheint, grosse Vortheile aus dem Ackerbau zu ziehen. Dahingegen bietet ihnen der Schwarzwald andere Reichthümer. Der dichte Wald ernährt einen reichen Wildstand, besonders Eichhörnchen, Feuermarder und Bären. Wenn die Leute die Jagd rationell und fleissig betrieben, so würde diese allein (so versichern mir russische Kaufleute) sie schon reichlich ernähren. Aber auch hier tritt die Trägheit als Hinderniss auf, die Leute jagen eben nur so lange, bis sie die zu den Abgaben nöthigen Felle zusammengebracht haben und das geschieht in kurzer Zeit, da die ausgestellten Wildfallen schon einen reichen Ertrag liefern.

Diese Fallen findet man im Walde an vielen Orten. Man führt durch einen lichten Platz im Walde eine aus Ruthen geflochtene Hecke und zwar so, dass diese von dem Stamme eines grossen Cedernbaumes an der einen Seite bis dicht an den Stamm eines grossen Baumes an der anderen Seite führt. Da die Entfernung der beiden Bäume von einander zu gross ist, als dass die Eichhörnchen von einem Baume zum anderen springen können, so benutzen sie den Weg auf der Hecke, um zu dem anderen Baume zu gelangen. In der Mitte der Hecke ist nun ein Bogen von etwa 5 Zoll Länge angebracht, unter welchem sich eine Oeffnung befindet, die so gross ist, dass das Eichhörnchen bequem hindurchschlüpfen kann. Sobald nun aber das Thierchen diese Oeffnung betritt, schnellt der Bogen am Stabe herab, zwängt es völlig fest und tödtet es auf der Stelle. Jeder Vorübergehende ist hier, ebenso wie im Altai, verpflichtet, das getödtete Thier aus der Falle herauszunehmen und den Bogen wieder zu spannen. Verletzung oder Nichtbeachtung dieses Gebotes soll die Strafe Gottes herbeiführen und nur sehr selten vorkommen.

Eine andere noch viel bedeutendere Erwerbsquelle für die Schwarzwald-Bewohner bieten die Bienenstöcke und Cedernnüsse. In den riesigen Waldflächen giebt es unzählige wilde Bienenschwärme, die in hohlen Bäumen ihre Zellen bauen und reich-

lich Honig eintragen. Diese Bienenschwärme mit sammt dem Honig nehmen die Tataren aus und verkaufen sie an die russischen Kaufleute. Der Preis jedes Bienenschwarmes beträgt einen Rubel. Würden die Schwarzwald-Tataren die Schwärme selbst behalten und die Bienenzucht pflegen, anstatt die Schwärme für einen solchen Spottpreis zu verkaufen, so könnte dieser Erwerbszweig die Leute mehr als hinlänglich ernähren, ja sogar reich machen. Die Bienen gedeihen hier vortrefflich (das beweisen schon hinlänglich die wilden Bienen) und sie sammeln hier einen sehr wohlschmeckenden Honig. Man erzählte mir, die Biene sei früher im Altai nicht vorgekommen und erst durch die Russen eingeführt worden, dann seien viele Schwärme verwildert und hätten sich in's Unendliche vermehrt. Die Schwarzwald-Tataren sehen nun in jedem russischen Dorfe, wie man allgemein Bienenzucht treibt und wie die Leute dabei ohne grosse Mühe steinreich werden (ich habe Bauern gesehen, die bis 2000 Stöcke haben und jeder Stock bringt im Jahre 1—2 Rubel Vortheil), aber trotz alledem ahmen sie diesen vortheilhaften und leichten Erwerbszweig nicht nach, sondern sehen in der zunehmenden Bienenzucht und dem Vordringen der Russen eine Beeinträchtigung. Es ist eben nur die Noth, die den Menschen zum Fortschritte zwingt. Das bessere Beispiel treibt nicht vorwärts, es erregt nur im Gemüthe des Zurückgebliebenen Neid und Unzufriedenheit. Als ich die Leute fragte, warum sie nicht Bienenzucht trieben, zuckten sie die Achseln und sagten: „Das ist bei uns nicht Sitte, wir haben kein Glück."

Die reichste Erwerbsquelle des Schwarzwaldes, vom Tom bie zum Teletzkischen See, bieten aber die Cedernnüsse, d. h. die kleinen Nüsse der Zirbelfichte (pinus cembra = Mösch oder Kusuk-agatsch). Ein grosser Theil des riesigen Gebietes vom Tom bis zum Teletzkischen See und bis zur Katunja ist mit ungeheuren Cedernwaldungen bedeckt, die einen unberechenbar reichen Ertrag an Nüssen ergeben. Grosse Bäume geben nach Angabe der Eingeborenen bis 30 Pud Cedernnüsse, die schlechtesten wohl nie weniger als 2 Pud. Der Preis der Cedernnüsse ist ziemlich hoch, da die Nachfrage nach dieser Waare ausserordentlich ist, denn sie ist der Lieblingsleckerbissen der russischen Einwohner Sibiriens und des ganzen nördlichen Russland. An Ort und Stelle ist der Werth des Puds Nüsse 1—2 Rubel Banko, also etwa 50—60 Kopeken.

Das Sammeln der Nüsse bietet keine Schwierigkeiten. Es sind dazu stets mehrere Leute nöthig. Einige erklettern den Baum und schlagen die Zapfen jedes einzelnen Zweiges mit langen Stangen ab. Unten werden die Zapfen gesammelt und in kleine, aus Balken gebaute Behältnisse gelegt. Später werden die Zapfen in heisse Asche gelegt, die Nüsse entfernt und dann gesichtet. In einem reichen Cedernjahre ist es für zwei Menschen eine Leichtigkeit in einem Tage 20—30 Pud Nüsse zu sammeln. In guten Jahren kann also der Arbeiter hier leicht an einem Tage 3—5 Rubel und mehr reinen Verdienst haben. Dabei ist das Erwerbsfeld ein unbegrenztes, weil die Leute lange nicht den zehnten Theil der Nüsse einzuernten im Stande sind. In schlechteren Jahren ist die Arbeit natürlich schwieriger, aber stets kann der Mann an einem Tage bis 2 Rubel verdienen. Die Nüsse werden im August gesammelt, das Sichten wird aber viel später, im Winter, vorgenommen.

Der Handel mit Cedernnüssen, der, wie man annehmen könnte, den Leuten zum Wohlstand verhelfen sollte, ist leider gerade die Hauptursache ihrer Armuth und der Hauptgewinn der russischen Kaufleute. Die Cedernnüsse gerathen nur einige Jahre gut (die Leute behaupten, dass stets drei nussreiche Jahre mit drei nussarmen Jahren abwechseln; ich kann mir hierüber kein Urtheil erlauben und kann nur das mir Erzählte wiedergeben), geben aber dann einen sehr reichen Ertrag, so dass die Nussernte, trotz der Trägheit der Tataren, eine sehr bedeutende ist. In den Jahren, in denen es wenig Cedernnüsse giebt, erfordert, wie gesagt, das Einsammeln angestrengte Arbeit, wenn es irgendwie einen Gewinn bringen soll, wird daher von den Tataren fast gar nicht betrieben. In den Jahren, wo es keine Cedernnüsse giebt, soll auch die Zahl der Eichhörnchen eine viel geringere sein. Es ist also selbstverständlich, dass dieser periodische Wechsel der Ergiebigkeit der Nussernte und Jagd auch bei den Schwarzwald-Tataren einen periodischen Wechsel von Wohlleben und Hungersnoth mit sich bringt. In den Jahren der Missernte und Hungersnoth nun benutzen die russischen Kaufleute und handeltreibenden Bauern die Verlegenheit der Eingeborenen. Sie öffnen ihnen beim Eintritt des ersten mageren Jahres ihre Waarenlager freigebig, aber unter der Bedingung, dass man im Herbste für 1 Rubel Banco (30 Kopeken) 1 Pud Cedernnüsse liefern müsse. Könne der Schuldner seine Verpflichtung nicht lösen, so

habe er für das nicht abgelieferte Pud Cedernnüsse 2 Rubel Banko dem Kaufmanne zu zahlen.

Die Schuld des Contrahenten der zu liefernden Nüsse vergrössert sich darauf in den zwei folgenden schlechten Jahren so, dass der Schuldner sehr zufrieden sein kann, wenn es ihm gelingt in den guten Jahren so viel Nüsse zu sammeln, um seinen Gläubiger befriedigen zu können. Ein Beispiel möge das Gesagte klarer machen. Ein Tatar nimmt von dem Kaufmanne zu Anfang des schlechten Jahres für 20 Rubel Banco (6 Rubel Silber) Waaren und verspricht, im Herbste dafür 20 Pud Nüsse zu liefern. Er kann aber nur 10 Pud Nüsse abliefern und bleibt daher dem Kaufmann 20 Rubel Banko schuldig. Der Kaufmann creditirt die Schuld bis zum nächsten Jahre unter derselben Bedingung; da aber der Schuldner noch eine neue Schuld eingeht, so ist er im nächsten Jahre nur 5 Pud Nüsse einzuliefern im Stande, bleibt also dem Kaufmanne 30 Rubel schuldig. Im dritten Jahre gelingt es ihm abermals 5 Pud einzuliefern, so dass seine Schuld jetzt auf 50 Rubel Banco angewachsen, obgleich er schon 20 Pud Nüsse, d. h. die ursprüngliche Schuld abgezahlt hat. Nehmen wir nun an, es gelänge dem Tataren, im ersten guten Jahre 30 Pud Nüsse zu liefern, so bleibt er dem Kaufmann 20 Rubel schuldig und hat im nächsten Jahre 40 Pud Nüsse zu liefern; liefert er nun im zweiten Jahre abermals 30 Pud, so bleibt er noch 10 Rubel schuldig und muss noch im dritten Jahre 20 Pud Nüsse liefern. Er hat also für seine ursprüngliche Schuld von 20 Rubel dem Kaufmann 100 Pud Nüsse geliefert, die im Durchschnitt einen Werth von 200 Rubel ausmachen. Dafern ihm also der Kaufmann die Waaren zu seinem Einkaufspreise abgelassen, so hätte er 1000 % Gewinn. Es ist zwar richtig, der Handel wickelt sich nicht immer so glatt ab. Ein Schuldner zahlt z. B. nur das Dreifache der Schuld, weigert sich aber mehr zu zahlen, oder es gelingt dem Kaufmann nur, den dreifachen Werth mit Hilfe eines Beamten einzutreiben, dem er ein gutes Douceur zu zahlen hat, u. s. w. Aber trotz aller Verluste nimmt der Händler immer so furchtbare Wucherprocente, dass das Volk verarmen muss. Mit dem Verarmen nimmt aber auch der Hass der Bedrängten zu; sie suchen ihren Peiniger zu betrügen, der wieder über Unehrlichkeit schreit; er selbst hat aber die armen Wilden zur Unehrlichkeit gezwungen. Leider muss ich zugestehen, dass mir diese Verhältnisse voll-

kommen normal scheinen; es ist eine lächerliche Philanthropie, von der Regierung zu fordern, sie müsse Verhältnisse schaffen, die den Eingeborenen Gelegenheit geben, bei der russischen Bevölkerung zu lernen, denn der arme Wilde werde gerne fortschreiten, wenn der böse Nachbar ihn nicht unterdrücke. In der That ist es die Pflicht der Regierung, den Unterdrückten zu beschützen; dieser Schutz vermag aber durchaus nicht die Verhältnisse zu ändern. Der Eingeborene geht unter, weil er nicht im Stande ist, den Kampf um's Dasein auszuhalten, und es ist ein Glück, dass er untergeht, denn nur sein Nachfolger vermag den Reichthum des Landes zu heben und an Stelle der vereinzelten, sich in sich zusammenziehenden, unproduktiven Tataren-Bevölkerung tritt eine dichte, fortschreitende und einer besseren Zukunft entgegenstrebende, expansivere russische Bevölkerung.

In der Folge hielt ich mich einen Tag bei der Jurte des Oroschok Saisan auf, der nur $1^1/_2$ Werst vom Ufer des Teletzkischen Sees lebt. Wir fanden bei dieser Jurte ungefähr 150 Menschen versammelt, die uns bei der Ankunft begrüssten. Der Saisan kam mir entgegen, half mir vom Pferde und geleitete mich in sein Haus, woselbst er mich mit Kumys und Käse bewirthete. Die Jurte war etwas grösser als diejenigen der übrigen Tataren, unterschied sich aber in ihrem Innern nur dadurch von diesen, dass an einer Seite eine Anzahl Säcke mit dem Reichthum des Saisan aufgestellt war. An der mittleren Wand stand ein grosses Holzgefäss mit Kumys. Da es immer noch regnete, so drängte sich ein grosser Theil der versammelten Schwarzwald-Tataren in die Jurte, so dass die sonst geräumige Wohnung voll von Menschen gepfropft war. Die Tracht der hiesigen Einwohner unterscheidet sich fast gar nicht von derjenigen der Altajer, selbst die dreieckigen altajischen Pelzmützen werden von Männern und Frauen getragen.

Der Saisan war sehr gesprächig; zuerst fragte er, wer ich sei, woher ich komme, was ich treibe, wohin ich reisen wolle, wo meine Heimath sei; dann kam er auf einen Kometen und auf Himmelserscheinungen überhaupt zu sprechen. Das Gespräch war interessant und ich will es daher hier mittheilen:

Oroschok: „Du bist weit hergekommen und hast viele Länder gesehen, so weisst du wahrscheinlich auch die Dinge, die den Himmel betreffen. Wir hier sind darin wie das Wild des Waldes und wissen davon nichts. Seit fünf oder sechs Tagen

zeigt sich am Busen des Himmels ein geschwänzter Stern (kuiruktyg tschagan), wir haben dies und jenes gedacht, können aber nichts erfahren; kannst du uns sagen, was das ist?"

Ich: „Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, Oroschok, so weiss ich davon nicht mehr als du; so viel ich weiss, ist dies ein Stern wie alle übrigen Sterne, weshalb er aber einen so langen Schweif hat, weiss Niemand auf Erden."

Oroschok: „In der vorigen Nacht ging er von der Hinterseite meiner Jurte aus und verschwand an der Vorderseite, wird er die nächste Nacht nicht umgekehrt gehen? oder kommt er jetzt nicht mehr zurück?"

Ich suchte ihm zu verdeutlichen, dass die Sterne immer in einer Richtung gingen. Die Bewegung derselben sei nur eine scheinbare, in Wahrheit drehe sich aber die Erde in einem Tage um sich selbst herum.

Oroschok: „Ich möchte dir schon glauben, es scheint mir aber, als ob du mir etwas aufbinden wolltest. Ich lebe nun schon 30 Jahre in meiner Jurte; und die Erde hat sich noch keinen Zoll breit fortgeschoben. Doch sage mir nur, was das für ein Stern ist, denn du willst mir blos die Wahrheit verheimlichen. Wir haben so mancherlei gedacht, aber wir sind noch zweifelhaft, ob es ein Fürst ist, der sich vom Teufel losgemacht hat, oder ob es ein böser Dämon ist, der zur Erde kommt, um uns Unglück und Krankheiten zu bringen."

Ich: „Giebt es denn dort oben auch böse Geister?"

Oroschok: „Du musst das doch besser wissen als wir, denn du kennst ja die Schrift und hast viele Bücher von Gott gelesen. Der mächtigste Dämon, der dort oben haust, ist der Jälbägän mit sieben Köpfen. Er hat schon oft den Mond verzehrt, aber das bringt ihm wenig Nutzen, denn Ülgön zwingt ihn allemal, denselben wieder von sich zu geben. Auch greift er die Sterne an und beisst von ihnen Stückchen ab, die er zur Erde ausspeit."

Da ich ihm begreiflicherweise Weise keine ihm verständliche Antwort geben konnte, so brach er das Gespräch bald ab. Näheres über Jälbägän konnte oder wollte er mir nicht sagen, er schien aber grosse Ehrfurcht vor Jälbägän zu haben.

Ich muss hier erwähnen, dass zwar die Altajer ebenfalls die Mondfinsterniss *Aidy Jälbägän jädi* (Jälbägän hat den Mond gegessen) nennen, gewöhnlich aber sagen sie: „Ai Pyrgan boldy"

(der Mond ist zu Burkan, Buddha geworden), was also unbedingt eine eingedrungene buddhistische Anschauung ist.

Dieser Jälbägän ist mir noch in mehreren Märchen aufgestossen, z. B. im Altai im Märchen vom Tardanak. Hier ist er ein auf der Erde lebender siebenköpfiger Menschenfresser, der den Tardanak zu verzehren gedenkt; dieser aber veranlasst ihn durch List, seine eigenen Kinder zu verspeisen und tödtet ihn zuletzt.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, dass die hiesigen Tataren ebenfalls nach Mondmonaten rechnen, den zunehmenden Mond nennen sie aidyng jangysy (des Mondes Neuheit), den abnehmenden aber aidyng äskisi (des Mondes Altheit), der Vollmond heisst aidyng tolany (des Mondes Vollheit), der Tag vor dem Vollmonde aidyng kysyl tolony (des Mondes rothe Vollheit), der Tag nach dem Vollmonde aidyng kara tolony (des Mondes schwarze Vollheit), der Neumond heisst aidyng ütschülär äskisi (des Mondes erlöschende Altheit). Die Altajer sowohl wie die Schwarzwald-Tataren theilen das Jahr in dreizehn Monate.

Hier mögen noch einige Sagen der Schwarzwald-Tataren folgen:

1. Der siebenköpfige Jälbägän kam zum Füchschen und sprach: „Wie soll ich über den Fluss kommen?“ Das Füchschen sprach: „Mache dir ein Floss aus Binsen, darauf setze dich und fahre hinüber!“ Auf der Mitte des Wassers schwankte das Floss. „Was soll ich jetzt thun?“ sprach er zum Füchschen. Dieses sprach: „Schaukle dich! schaukle dich!“ Er schaukelte sich, das Floss zerbrach und Jälbägän fiel in's Wasser.

2. Früher, früher hatte der grosse Pajana den Menschen geschaffen, die Seele verstand er aber nicht zu machen. Er ging zum grossen Kudai, um die Seele zu erbitten. Zu dem Hunde aber sprach er: „Du, bleibe hier, passe auf, und belle!“ Pajana ging davon und der Hund blieb da. Darauf kam der Erlik und sprach mit ihm, um ihn zu betrügen. „Du hast keine Haare, ich werde dir goldene geben, gieb mir jenen seelenlosen Menschen.“ Der Hund wünschte goldene Haare zu kriegen und gab ihm den Menschen. Erlik aber bespie den Menschen von oben bis unten. Als Kudai kam, um dem Menschen die Seele zu geben, entfloh Erlik. Kudai sah den Bespieenen, vermochte ihn aber nicht zu reinigen. Da kehrte er den Menschen um, deshalb ist der Speichel im Innern des Menschen geblieben. Kudai

schlug aber den Hund und sprach: „Du Hund sollst schlecht sein! Der Mensch möge mit dir machen was er will; er möge dich schlagen, dich tödten! Du sei ganz und gar ein Hund!“

3. Die Auffindung des Feuers. Als Kudai den Menschen gemacht hatte, sprach er: „Der Mensch wird nackt sein, wie soll er in der Kälte leben? Man muss das Feuer erfinden.“ Des Ülgön drei Töchter vermochten aber das Feuer nicht anzumachen. Da kommt Kudai, sein Bart ist lang und er tritt darauf. Als sein Fuss auf den Bart trat, stolperte er. Des Ülgön drei Töchter spotteten über den Kudai, Kudai ging zürnend wieder fort. Des Ülgön drei Töchter warteten auf dem Wege, um zu hören, was Kudai sprechen würde. Er sprach: des Ülgön drei Töchter spotten meiner und lachen, obschon sie selbst des Steines Schärfe und des Eisens Härte nicht finden. Des Ülgön drei Töchter, als sie dies gehört, nahmen des Steines Schärfe und des Eisens Härte und schlugen Feuer an.

Auf meiner Rückkehr vom Teletzkischen See im Jahre 1861 wandte ich mich vom Südufer desselben direct nach Westen zur Katunja. Auf diesem Wege traf ich wieder auf Jurten von Schwarzwald-Tataren am Bishi, wo viele vereinzelte Tataren-Jurten aus Birkenrinde und mehrere kleine Dörfer sich befanden. An vielen Stellen sah ich Heuschläge und bebaute Felder. Die Einrichtung der Jurten war ganz dieselbe wie die an der Bija. Am Flusse Ülgön fand ich eine Ansiedelung von Jassak-Russen und getauften Tataren, die sehr wohlhabend schien. Hier wurde viel Ackerbau und Bienenzucht getrieben. Am Ufer des Köptschü passirte ich die Jurte des Tatar-Saisan vom Stamme Kömnösch. Auch hier leben die Tataren vollkommen ebenso wie die Tataren an der Bija; nur ein Fortschritt ist zu bemerken, sie fangen hier an, sich auch mit der Bienenzucht zu beschäftigen. Weiter abwärts am Köptschü passirte ich das Dorf Paspagyl, in dem getaufte Tataren leben. Hier wohnt der einzige getaufte Saisan der Schwarzwald-Tataren. Am Ishi endlich passirte ich das Kumandinen-Dorf Taschtu. Die hiesigen Kumandinen leben vollkommen ebenso wie die Kumandinen an der Bija.

6. Die Abakan-Tataren.

Ueber die Eintheilung der Vorgeschichte der Abakan-Tataren habe ich mich schon im Capitel III weitläufig ausge-

sprochen und darauf aufmerksam gemacht, wie die Abakan-Tataren ein buntes Gemisch von verschiedenen Stämmen sind, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert in das freigewordene Abakan-Thal hinabgewandert sind. Hier sind durch das lange Zusammenleben und durch die sich mehr und mehr ausgleichende Sprache die Abakan-Tataren zu zwei grossen Kulturgruppen zusammengeschmolzen, die in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie die Bewohner des Schwarzwaldes und des Felsengebirges, denn zwischen diesen beiden Kulturgruppen beginnt ein neuer Ausgleich sich auszubilden. Trotz alledem haben wir nicht das Recht, hier die Abakan-Tataren oder, wie Fürst Kastrow sie nennt, Minussinskischen Tataren als ein Volk zu beschreiben, denn es sind, ihrem Kulturstandpunkte nach, noch bis heute zwei Völker, die eine verschiedene Lebensweise führen. Die westliche Gruppe sind die angesiedelten Tataren und die östliche Gruppe die Nomaden.

Betrachten wir zuerst die westliche Gruppe. Zu dieser rechne ich die Unterthanen der Steppengerichte der vereinigten Stämme verschiedener Herkunft und die Unterthanen des Kysylschen Steppengerichtes; so ist der Kulturzustand aller dieser Tataren ungefähr derselbe, wie wir ihn bei den Schwarzwald-Tataren beobachtet haben. Dies ist auch verständlich, wenn wir bedenken, dass diese Tataren zum grössten Theil ursprünglich Schwarzwaldbewohner waren, denn es ist ja nur der kleine Bruchtheil der Sagai, die schon im XVII. Jahrhundert in der weiten Abakan- und Kysyl-Steppe lebten, und zum Theil sind sie ja bis jetzt noch Schwarzwaldbewohner, wie die Tataren am Madyr, die erst vor 50 Jahren vom Tom hier eingewandert sind und bis jetzt nach Kusnetzk Jassak zahlen, die Tataren am Sē, Taschtyp und zuletzt die Tataren an den Quellen der beiden Jüs. Jenseits des Taschtyp ist die Lebensweise der Tataren eine Zwischenstufe zwischen den Schwarzwaldbewohnern und angesiedelten Jassak-Bauern, ja es sind schon viele Gemeinden vollkommen in Jassak-Bauerngemeinden verwandelt. Die Jurten am Sē, Taschtyp und oberen Abakan sind ganz wie die Jurten der Schor und Schwarzwald-Tataren eingerichtet, es sind theils Hütten, theils Birkenrinden-Jurten. Sie liegen meist in den Thalebenen zerstreut bis zu den Uferbergen; am Taschtyp aber und in der Abakan-Ebene nehmen die Jurten schon mehr den Charakter von Gehöften an, denn hier werden sie von einem Heckenzaune um-

geben, der als Aufenhalt für die zur Jurte getriebene Viehheerde benutzt wird. Diese Tataren treiben schon überall Ackerbau, allerorten sieht man an den Uferbergen Ackerstücke liegen. Der Acker wird hier schon nicht mehr mit der Hacke bearbeitet, sondern mit sehr primitiven Pflügen (salla). Alle Tataren sollen schon Roggen, Weizen und Gerste bauen. Ueberall haben die Tataren hier einen kleinen Viehstand: Kühe, Pferde und Schafe, wenn auch in geringerem Umfange als die Bauern. Die Jurten haben fast überall dieselbe Einrichtung, nur in den Dörfern, wo als Jassak-Bauern lebende Tataren wohnen, sieht man wirklich russische Bauernhäuser und russische Einrichtung. Die besseren Jurten sind ungefähr folgendermassen eingerichtet: Rechts von der Thür sind an der Wand Bretterregale angebracht, worauf Gefässe, Flaschen und anderer Hausrath sich befinden. Der Thür gegenüber ist das Bett, das aus einer Anzahl dünner Matratzen besteht, die auf einem roh gearbeiteten Holzgestelle liegen; die Kissen sind dreieckig gepolstert. Rechts vom Bette sind Kasten und allerlei Habe, auf diesen liegen die Betten der Kinder. Hinter dem Feuer sind zwei Stangen mit einem Querholze. Die reicheren Jurten sehen sehr reinlich aus, die ärmeren aber sind meist in einem sehr traurigen Zustande. Die Männer tragen russische Tracht, die Frauen hingegen haben eine eigene Tracht: sehr lange und weite Kleider, die auf den Achseln und am Kragen gestickt sind. Sie tragen die Zöpfe mit Behängen wie die Schwarzwald-Tataren. Die Mädchen tragen bis 15 Zöpfe. Sie haben Mützen mit einem der altajischen Mütze ähnlichen Pelzbesatz, tragen dieselben aber nur an Feiertagen. Die Pelze der reichen Frauen sind lang und mit Otterfell verbrämt und über den Pelzen tragen sie ein kurzes ärmelloses Kleidungsstück. (Vgl. das Titelbild.)

Die östliche Gruppe der Minussinskischen Tataren bilden den Uebergang von einem echten Nomadenvolke zu ansässigen Bauern. Zu dieser Gruppe gehören die Unterthanen des Katschinzischen Steppengerichtes. Diese Tataren leben in Jurten, die denen der altajischen ähnlich sind. Es sind theils Gitterjurten, die mit Filz bedeckt sind, theils aus Balken gezimmerte, wie die Jurte des Kurtu-Saisan im Altai. Darin unterscheidet sich aber diese Gruppe der Minussinskischen Tataren von den Altajern, dass sie ausser diesen Sommerjurten noch Winterhütten aus Balken besitzen, in denen sie die kalten Monate des Jahres

zubringen. Auch hier haben sich schon vielfach Uebergangsstufen zwischen Vieh züchtenden Nomaden und Vieh züchtenden Jassak-Bauern gebildet. Die Tataren dieser Gruppe sind viel reicher als die Tataren der ersten Gruppe; sie treiben zwar auch zum Theil Ackerbau aber vielmehr Viehzucht, und einzelne Katschinzen sollen sehr bedeutende Viehheerden halten. Das Vieh lebt hier wie bei den Nomaden heerdenweise. Es werden hier vielmehr Pferde gehalten als Rindvieh. Die Kleidung der Katschinzen bietet noch weniger Charakteristisches als die Kleidung ihrer westlichen Nachbarn.

Im Allgemeinen sind die Sitten der Abakan-Tataren dieselben wie die der Altai-Tataren. Sie sind fast alle getauft, aber nur dem Namen nach Christen, in vielen Jurten hängen ganz offen die Schamanentrommeln. Oft habe ich in der Nacht die dumpfen Töne dieser Instrumente gehört. So viel ich erfahren konnte, tragen die Abakan-Schamanen beim Schamanisiren eine eigenthümliche Tracht, die aus einem mit bunten Bändern behängten Lederrock mit Glöckchen und Klappern und einer eigenthümlichen Mütze besteht. Nur einmal hatte ich Gelegenheit, in einer Sagajer-Jurte dem Schamanisiren beizuwohnen. Es war hier eine Schamanin in Thätigkeit, sie hatte jedoch keine besondere Kleidung. Sie trug ein kurzes Hemd, war alt und ausserordentlich mager. Diese Frau geberdete sich viel wilder als die altajischen Schamanen, sprang um das Feuer, sang mit verstellter Stimme, ahmte verschiedene Thierstimmen nach und stieg auf diese Weise von Himmelsschicht zu Himmelsschicht, bis sie sich die Helfer in die Trommel gebannt hatte, mit denen sie den bösen Geist aus der Jurte in's Freie trieb. Zurückgekehrt, gerieth sie in die höchste Verzückung, liess zuletzt die Trommel fallen und stürzte wie todt nieder.

Die hiesigen Schamanen sollen schlecht bezahlt werden, sie bekommen meist Geld. Für 30 Kopeken soll ein Schaman einen halben Tag arbeiten. Obgleich die Abakan-Tataren Christen sind, so lassen sie die Schamanen doch viel öfter schamanisiren als die heidnischen Altajer. Gewöhnlich verbergen die Abakan-Tataren ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben vor den Russen und lieben sich in Gegenwart derselben als orthodoxe Christen zu geberden. So habe ich oft bemerkt, dass bei meiner Annäherung die Kästen geöffnet und Heiligenbilder aufgestellt wurden, die man nach meiner Abfahrt wieder in den Kästen verschloss.

Einstmals passirte es mir am Askys, dass ich schlechten Wetters halber einen halben Tag in einer Jurte zubringen musste; da hielten es die Leute für ihre Pflicht, in meiner Gegenwart zu beten. Man hatte eine Reihe Heiligenbilder auf einen Kasten gestellt und abwechselnd kniete eines der Familienglieder vor den Bildern nieder und bekreuzigte sich. Ich sah das eine Stunde lang mit an und fragte den Wirth, ob er denn so fromm wäre. Er lächelte mich dumm an. Da ich wohl merkte, was das zu bedeuten habe, sagte ich ihm kurz, dass es mir vollkommen gleichgültig wäre, ob er bete oder nicht. Da packte er ruhig seine Heiligenbilder in den Kasten. Später erfuhr ich, dass der Mann selbst ein sehr berühmter Schaman sei.

Eine religiöse Feierlichkeit, die sich bis jetzt bei den Katschinzen bewahrt hat, ist das Feiern des Frühlingsfestes (Tjas tojy). Es soll noch ganz so gefeiert werden, wie es schon Pallas beschreibt. Im Juni (ulu schilkär ai) versammeln sich an verschiedenen Tagen die Bewohner benachbarter Aule zu dieser Feier an einem Orte. Jeder Wirth hat für diese Feierlichkeit eine möglichst grosse Menge Milchbranntwein fertigstellen lassen und bringt dort unter Gebeten der Gottheit ein Opfer. Zu diesem Feste werden auch neue Opferthiere ausgewählt, die ganz wie bei den Altajern mit Bändern geschmückt werden. Wenn Pallas behauptet, das geweihte Pferd Ysyk müsse ein Wallach sein, so ist dies wohl ein Irrthum, ich habe nie andere Opferthiere gesehen als Hengste und Stuten. Nach der religiösen Feierlichkeit des Frühlingsfestes beginnt ein Festessen und Gelage, ebenso giebt es Wettrennen, Wettkämpfe, Gesänge und Tänze.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind fast dieselben wie bei den westlichen Nachbarn: Werbung, Bezahlung des Kalym, Hochzeitsgeleite und Gelage. Zum grössten Theile werden aber, gerade wie bei den Schor, die Bräute heimlich entführt und nach der Entführung die Verhandlungen wegen des zu zahlenden Kalyms angeknüpft. In der Ehe sind die Abakan-Tataren ebenfalls treu, es sollen aber bei ihnen die Lösungen der Ehen häufiger vorkommen als bei den altajischen Tataren. Nach der Sitte der Abakan-Tataren hat der Mann der Frau nur die Mitgift wiederzugeben, darf aber die Kinder und die Nachkommen vom Vieh der Mitgift behalten. Hat die Frau den Mann verlassen, so müssen die Verwandten den Kalym zurückzahlen. Jedes Ehepaar muss in einer besonderen Jurte leben, deshalb wird dem

Sohne bei der Verheirathung sogleich eine neue Jurte angewiesen. Trotz alledem bleibt der Vater und nach ihm der älteste Bruder das Oberhaupt der Familie und alle fügen sich seiner Autorität.

Die Feierlichkeiten bei der Namensgebung sind dieselben wie bei den altajischen Tataren, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Neugeborene nach den Volksbräuchen einen tatarischen Namen erhält und nach einem halben Jahre officiell getauft wird und einen christlichen Namen bekommt. Letzterer wird im gewöhnlichen Leben nicht angewendet.

Die Todtenfeierlichkeiten schildert uns Castrén folgendermassen: „Bei einem Gerüchte von einem Todesfalle finden sich die Tataren in grossen Mengen ein, um dem Verstorbenen ein Grab zu graben. Jeder Tatar sieht es für eine heilige Pflicht an, dem Dahingeschiedenen, dessen Verwandte jedoch nicht an dieser Arbeit theilnehmen dürfen, mit diesem Dienste zu ehren. Die jetzigen Tataren begraben ihre Todten immer auf hohen Stellen und lassen es sich angelegen sein, dass sämmtliche Grabhügel auf den gemeinsamen Begräbnissplätzen in einer Linie fortlaufen, sowie dass jedes Grab eine Richtung von Osten nach Westen habe. Was die Grösse betrifft, so sind die jetzigen Tatarengräber nur 2—4 Arschin lang und selten mehr als 1 Arschin tief. Für ältere Personen wird in dem Grabe selbst eine Art von Holzkasten gezimmert, die Schamanen werden gewöhnlich in die blosse Erde gelegt und Kinder nur in Birkenrinde gewickelt. Der Verstorbene wird meist in Seiden- oder anderes feines Zeug gewickelt und mit seinen besten Kleidern bekleidet. Nach dem jetzt gangbaren Brauche muss der Todte eine liegende Stellung im Grabe haben, mit emporgewandtem Gesicht und ostwärts gerichteten Augen. Für jede Leiche wird, mit wenigen Ausnahmen, ein besonderes Grab gegraben. Zu den Füssen der Leiche legt man einen Sattel, sammt einem Vorrath von Branntwein, Käse, Fleisch, Butter u. s. w. als Wegkost. Das Grab wird, wie gewöhnlich, mit Erde gefüllt und mit einem 1 bis 2 Fuss hohen Hügel versehen, der aber mit Steinen bedeckt wird und dieselbe längliche Form wie das Grab hat. Ist der Verstorbene auf die hier angeführte Weise bestattet worden, so stellen die Anwesenden, die grösstentheils aus seinen Verwandten bestehen, am Grabe selbst ein Gastgebot an. Das Gastgebot wird gewöhnlich drei Tage nach dem Tode des Da-

hingeschiedenen gefeiert. Am zwanzigsten Tage versammeln sich die Anverwandten zum zweiten Male am Grabe, um das Gedächtniss des Verstorbenen durch ein ähnliches Gastgebot zu begehen. Dieselbe Ceremonie wird am vierzigsten Tage wiederholt und bei dieser Gelegenheit wird auch das Lieblingsross des Verstorbenen, welches am Todestage seines Herrn die Freiheit erhalten hat, jetzt aber aus einer der Tabunen des Ulusses eingefangen wird, getödtet. Das Pferd wird am Grabe verspeist und der Kopf auf die Spitze einer Stange gesteckt, die an dem Ende des Grabhügels aufgerichtet wird. Hierauf wird noch ein Gedächtnissfest hundert Tage nach dem Tode des Verstorbenen gefeiert, und es war gerade ein solches Fest, das die Koibalen an dem Grabe begingen, zu welchem ich jetzt meine Schritte lenkte."

„Hier waren ungefähr vierzig Gäste versammelt, von denen ein Jeder Airan, gekochtes und gebratenes Fleisch, Käse, Milch, Butter und andere Speisewaaren zum Feste mitgebracht hatte. Diese Gegenstände waren jedoch bei meiner Ankunft zum grössten Theile verzehrt und viele der Gäste lagen schon berauscht auf dem Felde. Diejenigen, welche noch auf den Beinen standen, rauchten mit aller Gemüthlichkeit ihre Pfeifen und schüttelten mit betrübtem Gesichte ihre leeren Airanflaschen. An einem der Gräber, dem letzten in der Reihe, sassen rechts vom Hügel einige Weiber, welche abwechselnd assen, tranken, rauchten, weinten und Trauerlieder sangen. Eine derselben war offenbar die Witwe des Verstorbenen, denn zum Andenken an ihre früheren Pflichten breitete sie Fleischscheiben auf dem Grabhügel ihres Gemahls aus und goss aus einer grossen Schaale Airan darauf. Ihr gegenüber sass links am Grabe ganz allein ein bejahrtes Weib mit mageren Händen, trüben Augen, eingesunkenen Wangen und zitternden Gliedern. Die Alte hielt einen Stab in der Hand und war in einen groben, kohlschwarzen, zerfetzten Mantel gehüllt. Dies war die siebzigjährige Mutter des Verstorbenen, welche ihren einzigen dreissigjährigen Sohn, die Stütze ihres Alters, in die Erde gesenkt hatte. Häufig streckte sie ihre mageren Hände aus und brach in ein wildes Heulen aus, bis endlich ein junger Tatar sie aus Mitleid in seinen Karren hob und von dem Platze der Trauer fortbrachte."

Die Abakan-Tataren sind im Ganzen musikalischer als ihre westlichen Nachbarn, denn sie besitzen vier verschiedene Musik-

instrumente. Ausser der bei Gelegenheit der Altajer beschriebenen Rohrpfeife und Guitarre habe ich nämlich hier den Kobys, eine Art Geige, und den Tjattagan, eine liegende Harfe, gefunden. Der Kobys hat die Form einer tiefen Pfanne mit einem langen Stiele. Den Resonanzboden dieses Instrumentes bildet eine fest über der Höhlung ausgespannte, pergamentartig gegerbte Thierhaut, in deren Mitte sich ein ziemlich grosses, rundes Loch und rundherum mehrere kleinere Löcher befinden, über denen der hölzerne Bock, der die Saiten hält, aufgestellt ist. Es sind zwei Saiten aufgezogen, eine Diskantsaite, die aus drei, und eine Basssaite, die aus sechs Pferdehaaren besteht. Gespielt wird das Instrument mit einem Bogen, der die Form eines kleinen Bogens hat, mit dem die Kinder Holzpfeile schleudern. Auf dem Bogen sind natürlich auch Pferdehaare gespannt. Der Tjattagan ist ein über 1 Arschin langer und 3—4 Werschok breiter flacher Kasten mit doppeltem Boden, der meist aus Tannen- oder Cedernholz verfertigt ist. Auf diesem Kasten sind der Länge nach sechs Saiten ausgespannt, die eine verschiedenartige Dicke haben. Unter jede einzelne Saite wird ein Bock gestellt, der nach dem Aufspannen der Saite so geschoben wird, dass die kürzere rechte Hälfte der Saiten als Diskant, die linke Hälfte als Bass gestimmt ist. Der Spieler sitzt vor dem Tjattagan und spielt mit der rechten Hand die Melodie auf der Diskanthälfte, mit der linken Hand die Begleitung auf der Basshälfte. Ich habe auf diesem Instrumente recht geschickt spielen hören und das Spiel würde, glaube ich, recht angenehm geklungen haben, wenn das Instrument einen besseren Ton gehabt hätte.

Hier einige Nachrichten über die Verwaltung der Abakan-Tataren, die ich den Angaben des Fürsten Kastrow entlehne:

Officiell werden die Abakan-Tataren zu den nomadisirenden Stämmen gerechnet, d. h. zu solchen, die, obgleich sie feste Wohnsitze haben, wenigstens einen Theil des Jahres nicht in ihren Dörfern leben. Jeder Stamm der Abakan-Tataren wird von einem Baschlyk verwaltet, dem ein Jessaul zur Seite steht. Früher war die Baschlykwürde erblich, jetzt aber wird der Baschlyk auf mehrere Jahre vom Volke gewählt. Der Jessaul scheint auch in früherer Zeit gewählt worden zu sein. Der Baschlyk ist eine Art Vorsteher und Vertreter des ganzen Geschlechtes, daher hat er für das Wohlergehen und Gedeihen des ganzen Geschlechtes zu sorgen. Officiell ist seine Thätigkeit ungefähr dieselbe wie

die des Districtsältesten der Bauern-Districte. Er führt alle von Seiten der Verwaltungsbehörde das Geschlecht betreffenden Befehle aus, er sammelt alle Abgaben des Volkes und stellt sie dem Steppengerichte vor, und verhängt über seine Unterthanen der Volkssitte gemäss, kleine Strafen für die verübten Vergehen. Zuletzt hat er die Aufgabe, der Oberbehörde über alle ausserordentlichen Ereignisse des Geschlechtes zu berichten. Bei den Abakan-Tataren sind drei Steppengerichte eingesetzt, am Abakan zwei: das Steppengericht der vereinigten Stämme und das Katschinzische Steppengericht, die beide zu dem Minussinskischen Kreise gehören. Das dritte Steppengericht ist in der Jüs-Steppe und heisst das Kysylsche; es gehört zum Atschinskischen Kreise. Das Steppengericht besteht aus einem Golowa (Haupt), zwei Deputirten und einem Schriftführer. Alle diese Beamten werden von den Eingeborenen selbst gewählt. Der Wirkungskreis des Steppengerichtes besteht in der Aufsicht über die Verwaltung der Geschlechter und in der Administration der Volksabtheilung. Das Steppengericht hat darauf zu achten, dass alle Gesetze, die durch die Volkssitte oder auf Befehl der Regierung in den Geschlechtern gelten, streng ausgeführt werden, dass die Geschlechtsverwaltung ihre Rechte nicht überschreite und die Unterthanen des Geschlechtes nicht bedrücke und beeinträchtige. Die Administration des Steppengerichtes besteht darin, dass sie die Ausführung aller Befehle der Oberbehörde veranlasst, die Abgaben richtig und zur Zeit eintreibt, dass sie die Glieder vor jeder Beleidigung und Beeinträchtigung schützt und die von der Behörde geforderten Personen der Geschlechter aufsucht und der Oberbehörde vorstellt. Die Steppengerichte sind als Verwaltungsbehörde unmittelbar der Kreis-Polizei-Verwaltung untergeordnet.

Gemäss der bestehenden Gesetzes-Bestimmungen sind die Abakan-Tataren berechtigt, alle Streitigkeiten civiler Natur nach den seit altersher bei ihnen bestehenden Sitten und Gebräuchen zu ordnen. Dazu gehören Streitigkeiten bei Kauf und Verkauf, Sachrecht, Ehrenrecht und Erbschafts-Angelegenheiten. In Bezug auf letztere giebt Kastrow folgende Einzelheiten an: Wenn nach dem Tode des Familienhauptes keinerlei Erben nachbleiben, so geht das ganze Vermögen an das Geschlecht, zu dem der Verstorbene gehört, über. Das Erbe eines Besitzers, der keine Kinder hat, geht auf die nächsten Verwandten des Vaters des Ver-

storbenen über, zuerst an die Brüder des Verstorbenen, dann an die Brüder des Vaters, dann an die Vettern im zweiten und dritten Gliede. Hat der Verstorbene keine Brüder, so geht das Erbe an die Schwestern (scheint mir unwahrscheinlich). Hat der Verstorbene keine Verwandten in absteigender Linie, so geht die Erbschaft in aufsteigender Linie. Hat der Verstorbene eine Frau und Kinder nachgelassen, so erhält die Frau den fünften Theil des Nachlasses, die Töchter den zehnten Theil und der Rest wird gleichmässig unter die Brüder vertheilt. (Diese Angabe scheint mir so den Ideen der Geschlechtstheilung und der Nomaden überhaupt zu widersprechen, dass es mir schwer wird, diese Angaben Kastrow's hier anzuführen; ich thue es aber doch, da Fürst Kastrow jahrelang den Minussinskischen Kreis verwaltet hat und deshalb in dieser Beziehung als Autorität angesehen werden muss.) Wenn die Witwe wieder heirathet, so behält sie alle die Gegenstände, die zu ihrer Kleidung und zu ihrem Schmucke gehören, auch wenn sie zu Lebzeiten des Mannes erworben sind; alle übrigen Hausgeräthe, ebenso ihr Erbtheil vom Manne, bleiben den Kindern der ersten Ehe. Hat die Frau eine Mitgift erhalten, so wird ihr, wenn sie als Witwe sich wieder verheirathet, dieselbe nicht zurückgezahlt, sondern unter ihre Kinder vertheilt.

Nach dem hergebrachten Gewohnheitsrechte werden auch kleine Vergehen der Eingeborenen gerichtet. Zu diesen gehören Diebstahl und insbesondere Pferdediebstahl. Vor fünfzig Jahren waren die Abakan-Tataren wegen ihrer Ehrlichkeit berühmt. Der Kaufmann Anjanin, der im Dorfe Askys lebt, erzählte Kastrow, dass sein älterer Bruder einen bedeutenden Handel hier geführt und in einem Buche alle seine Schuldner notirt habe. Einstmals sei dieses Buch verbrannt. Anjanin sei in grosse Angst gerathen, da ihm nur die allgemeine Schuldsumme bekannt war, er aber nun keinen der einzelnen Schuldner genau bezeichnen konnte. Er sei daher durch alle Aule, wo er Handel getrieben, gereist und habe die Leute gefragt, wer ihm etwas schuldig sei. Diese hätten sich freiwillig gestellt und ihre Schuldsummen angegeben. Als er nach Hause zurückgekehrt war, habe seine Berechnung ergeben, dass sein neues Buch genau die frühere Schuldsumme zeigte. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Besonders bei den Koibalen soll es viele Diebe geben. An der Sittenverderbniss sollen zum Theile die Verschickten,

die sich in den in der Nähe der Jurten gelegenen Dörfern niederlassen, schuld sein. Pferdediebstahl soll mehr bei den Sagajern vorkommen. Die Schuldigen werden meist mit Ruthenhieben bestraft und müssen das Gestohlene zwei-, drei- und vierfach bezahlen, je nachdem der Schuldige schon öfter wegen Diebstahls bestraft ist. (?)

Schwere Verbrechen, wie Raub, Todtschlag, Mord, Falschmünzerei, werden nach russischem Gesetze von den ordentlichen Gerichten gerichtet. Dergleichen Fälle sind aber nach Kastrow's Versicherung sehr selten.

Was die Abakan-Tataren von allen übrigen östlichen Brüdern auszeichnet, ist die Entwickelung der epischen Poesie, der in gebundener Rede vorgetragenen Märchen und Heldensagen. Nirgends giebt es so viele Sänger wie bei den Abakan-Tataren. Von dem Reichthum dieser Poesie, auf die schon Castrén aufmerksam gemacht hat, giebt der zweite Band meiner „Literaturproben“ ein sprechendes Zeugniss. Eine Besprechung dieser Poesieen würde mich zu weit führen; ich werde hier nur zwei Heldengesänge, theils im Wortlaute, theils im Auszuge mittheilen, die auch das Charakteristische des Lebens der beiden Kulturgruppen wiedergeben.

Die Heldensagen werden, wie bei den Altajern, brummend recitirt. Gewöhnlich des Abends, besonders aber in Nachtlagern, wenn die Leute im Herbste auf ihren Jagdzügen übernachten. Der recitirende Sänger, vom Feuer beleuchtet und umgeben von der gespannt lauschenden Menge, ist ein Anblick, der Nachbildung seitens eines Künstlers würdig.

Ai Mökö (Der Mond-Starke).

(Gesammelt am Flusse Sē.)

Eine Schwester und ein Bruder,
Ohne Vater, ohne Mutter,
Lebten sie zusammen beide;
Speise war nicht da zum Essen,
War zum Anziehn auch kein Pelz da,
Nährten sich von Lilienzwiebeln,
Assen auch Päonienwurzeln.
Sprach zum Bruder da die Schwester:
„Bis zum dritten Lebensjahre
Hab' ich dich ernährt, o Bruder,
Alle Lilien und Päonien
Hab' ich ausgegraben, Bruder,

Weit zu gehen, fürcht' ich mich,
Bin ja nur ein Mädchen, Bruder.
Da du jetzt drei Jahre alt bist,
Gehe selbst du auf die Jagd!
Stelle Schlingen auf den Bergen!"

Der Bruder führt den Befehl seiner Schwester aus und findet am anderen Morgen, dass sich ein Fuchs in der Schlinge gefangen. Als er ihn mit einem Holze erschlagen will, spricht der Fuchs zu ihm:

„Tödte mich nicht, Knabe, sprach er,
Sieh', mein Fleisch isst ja kein Mensch,
Denn viel schlechter ist mein Fleisch
Als das Fleisch des kleinen Mäuschens;
Nur der Reiche trägt mein Fell
Auf der Mütze und am Kragen,
Für dich, Armen, passt es nimmer,
Spotten würden dein die Leute,
Hast zum Essen keine Nahrung,
Keine Kleidung auch zum Anziehn."

Der Jüngling erwidert ihm, er habe eine Schwester, die solle entscheiden, ob er ihn tödten oder loslassen werde; er nimmt ihn darauf zu seiner Schwester mit, die die Worte des Fuchses bestätigt, daher lässt der Knabe den Fuchs los. Aus Dankbarkeit giebt darauf der Fuchs ihnen den Rath, sich auf den Weg zu machen, jenseits des Berges würden sie nach sieben Tagen ein goldenes Haus mit siebzig Fenstern finden, dort wohne ein Fürst, in dessen Hände sie sich geben sollten. Die Geschwister folgen seinem Rathe:

Gingen nun am Meer' entlang
Und gelangten zu dem Berge,
Ganz verhungert zogen fort sie,
Konnten kaum den Berg ersteigen.
Da die Schwester liegen blieb,
Stieg allein der Knab' empor,
Schaut' das Haus mit siebzig Fenstern,
Schaute da des Volkes Menge
Und des Viehes dichte Schaar,
Kam zurück zu seiner Schwester,
Führte bei der Hand sie mit sich,
Brachte sie zum Bergesrücken.

Er tröstete sie, dass jetzt ihre Noth vorbei wäre und überredete sie, mit ihm zu gehen.

Als sie durch das Volk da schritten,
Fürchtet sich das Volk vor ihnen:
„Seht, was sind das nur für Menschen?
Sind vor Hunger abgezehrt,
Sind es Aina aus der Tiefe,
Sind es Menschen, Erdgebor'ne?
Menschen, die so abgemagert,
Haben wir noch nie gesehen!“

So gelangten sie zum Hause und lehnten sich fast besinnungslos an die Pfosten der Thüre. Der Wirth des Hauses trat heraus, erblickte beide und führte sie, von Mitleid erfüllt, in seine Wohnung.

Als er ihren Namen fragt,
Ist das Mädchen ohne Sprache,
Ohne Sprache auch der Knabe.
Mit dem Napfe schöpfte Milch er,
Schöpfte mit dem Napfe Sahne,
Strich mit Sahne ihren Kopf da,
Milch goss ihnen in den Mund er,
Da erhielten sie die Sprache.

Als der Wirth des Hauses erfährt, dass sie elternlose Waisen sind und in der Steppe allein gelebt haben, beschliesst er, sie an Kindesstatt anzunehmen und richtet zuerst ein Gastmahl her, um ihnen den Namen zu geben. Das Volk wagt es nicht, den Namen zu geben, da tritt ein Greis hervor und giebt dem Knaben den Namen Ai Mökö und der Schwester den Namen Altyn Aryg (die Goldreine). So hatte Altyn Ärgäk, der hiesige Fürst, jetzt einen jungen Bruder, den auf der Steppe gefundenen Ai Mökö, und eine junge Schwester, Altyn Aryg. Ai Mökö bittet jetzt seinen Bruder, ihn auf die Jagd ziehen zu lassen.

Ai Mökö gab seinem Bruder
Jetzt ein herrlich weisses Reitpferd,
Dieses Pferd bestieg der Knabe,
Ritt jetzt fort zu dem Altai;
Auf dem Rücken des Altai
Kam ihm da ein Mensch entgegen,
Der hatt' alles Wild erlegt,
Ai Mökö fand da kein Wild mehr.
Da rief Ai Mökö ihm zu:
„Sag'! auf meinem Jagdreviere,
Weshalb jagest du das Wild?“
Sprach der Mensch auf rothem Pferde:

„Dieses Land hat Gott geschaffen,
Soll ich mir's von dir erbitten?
Oben ist der höchste Gott,
Unten ist's der weisse Kaiser.“
Doch es sprach der kleine Knabe:
„Jeder Mensch hat seinen Namen,
Jeder Hirsch hat seine Haare,
Nenne mir doch deinen Namen.“
Jener sprach darauf zum Knaben:
„Auf dem blutig-rothen Pferde,
Kaigalak Kan bin ich“, sprach er,
„Acht' nicht auf Kudai dort droben.
Grosse Helden tödt' im Kampf ich,
Mit der Peitsche kleine Helden.“
Da begannen sie zu kämpfen,
Kaigalak mit rothem Pferde
Peitschte los auf Ai Mökö,
Schlug ihn da drei Tage lang,
Dann warf fort er seine Peitsche,
Packte ihn dann mit den Armen.

Da kommt plötzlich von irgend woher ein Pfeil geflogen, durchbohrt den Kan Kaigalak und bleibt dann im Felsen stecken. Der Knabe wundert sich, wer wohl den Pfeil abgeschossen habe, da er keinen Verwandten auf der Erde habe. Doch da sieht er, dass an dem Pfeile eine Schrift befestigt ist. Er nimmt die Schrift und liest sie:

In dem Lande der Kadai,
Tschäs Mökö mit Kupferfalben,
Er, der grosse Held, der bin ich,
Abgeschossen hab' den Pfeil ich;
Nimm ihn nicht in deine Hände,
Weiter fliegen wird der Pfeil,
Hin zum Fürsten Akyrang Tas
Mit dem blauen Schimmelpferde,
Wird der Pfeil nun weiter fliegen,
Sich in seinen Pfosten bohren.
Als das neunte Jahr erreicht' ich,
Kämpfte ich mit Akyrang Tas,
Waren uns an Kräften gleich da.
Als ich dreissig Jahr dann alt war,
Haben wiederum gekämpft wir,
Doch vergebens, denn auch damals
Waren wir an Kräften gleich uns.
Jetzo bin ich siebzig Jahre,
Wieder zieh' ich aus zum Kampfe,
Warte da auf dem Altai,

Finden will ich dein Geburtsland,
Will dir deinen Vater finden.

Der Pfeil flog weiter und Ai Mökö ritt auf dem Rücken des Altai entlang. Er sieht in der Entfernung zwei Leute am Wege entlang reiten, und da er ihnen folgt, kommt er zu einem Fürstensitze, dort sieht er einen Greis mit schneeweissem Barte, der die Hengstheerde hütet. Er unterhält sich mit dem Greise, der sich Altyn Airy nennt, und erzählte ihm, dass er keinen Vater habe. Da jammert der Alte:

„Sieh, mein Kind, in offner Steppe
Liess auch ich zurück zwei Kinder,
Hast davon gehört du, Knabe?
Hast gesehn du diese Waisen?
Hier in diesem Fürstensitze
Leben jetzt zwei mächt'ge Brüder,
Altyn Pyrgy, Kümüs Pyrgy,
Diese nahmen mich gefangen,
Meine Kinder liess zurück ich,
Einen Knaben und ein Mädchen."

Ai Mökö fragt ihn, ob er den Knaben erkennen würde? Der Alte bezeichnet dann ein Muttermal, das der Knabe zwischen den Schultern habe.

Da sprang Ai Mökö vom Pferde,
Riss vom Rücken seine Kleidung,
Zeigt' das Mal dem armen Alten,
Dieser rief in wildem Schmerze:
„Ai Mökö, mein Kind bist du!"
Schluchzend weinte Ai Mökö
Und es weint' vor Freud' der Alte:
„Altyn Pyrgy, Kümüs Pyrgy
Ueberzogen mich mit Krieg,
Trieben fort des Viehes Menge,
Doch die Kinder, die versteckt' ich.
Sieh, des eig'nen Viehes Heerden
Muss ich Armer hier jetzt hüten,
Doch, mein Kind, nicht sterben werd' ich,
Da ich dich, den Sohn, gesehen,
Ach, ich bin ein Greis geworden,
Alle Kraft ist mir gewichen,
Nimm du dieses all' mein Vieh,
Wenn es Tschäs Mökö dir zutheilt.
Tschäs Mökö, der Held aus China,
Voll Verstand's ist Tschäs Mökö,

Reines Sinn's ist Tschäs Mökö,
Folge du jetzt seinem Rathe.
Möge uns'rer sich erbarmen
Kudai, droben, der Erhab'ne
Hier auf Erden auch der Starke,
Tschäs Mökö, er mög' entscheiden,
Sieh, er wird gerecht uns richten."

Ai Mökö begiebt sich jetzt in die Jurte der beiden Pyrgy und trifft dort den Greis Tschäs Mökö; als dieser den jungen Helden erkennt, fordert er die Brüder auf, ihm seine Habe auszuliefern. Da dieser sich weigert, so beginnt Ai Mökö den Kampf mit ihnen.

Mit dem Helden Altyn Pyrgy
Fasste sich jetzt Ai Mökö,
Rangen da drei volle Tage,
Bebend schwankte da die Erde,
Als er ihn zu Boden schleudert
Und die reine Seele tödtet.
Als dies Kümüs Pyrgy sah,
Eilt er zu auf Ai Mökö,
Packte ihn mit seinen Händen,
Sieben Tage rangen sie,
Keiner stürzt' zur Erde nieder;
Darauf rangen sie neun Tage,
Keiner fiel da in den Staub,
Erst am zwölften Tag' des Kampfes
Schleuderte er da den Pyrgy
Auf den Boden, tödtet' ihn;
Es entfloh des Helden Seele.

Tschäs Mökö und der Vater des Ai Mökö treten aus dem Hause und beglückwünschen den jungen Helden. Er gedenkt in seinem Glücke seines Wohlthäters Altyn Ergäk und alle begeben sich zu ihm. Auf dem Wege verabschiedet sich nun Tschäs Mökö und erklärt, jetzt müsse er zum Kampfe mit Akyrang Tas gehen; er sieht voraus, dass er dort sterben werde, aber sein Schicksal treibe ihn hin. Niemand solle ihm folgen, denn der Hingerittene komme nicht zurück. Er fährt fort:

„Seht, ich geh' jetzt, um zu sterben,
Ach, kein Kind, das nach mir folgte,
Ist entsprossen meiner Leber!
Ist kein Bruder mir geboren,
Mir die Augen zuzudrücken,
Weh! der schwarze Rabenvogel

Wird zerhacken mir die Augen.“
Grüssend ritt er nun von dannen,
Ganz allein ritt Tschäs Mökö,
Dachte an die Todesstunde,
Weinend ritt so Tschäs Mökö,
Thränen rieseln aus den Augen,
Wasser fliesst ihm auf die Nase,
Feucht wird ihm der graue Bart.

Ai Mökö aber gereut es, den tapferen Helden nicht begleitet zu haben; er beschliesst, ihm zu folgen, entweder ihn lebendig zu begrüssen oder seine Gebeine zu sehen. Trotz der Widerrede seines Vaters machte er sich auf den Weg. Tschäs Mökö hat unterdessen das Haus Akyrang Tas erreicht; er begrüsst sich mit diesem und fordert ihn zum Kampfe auf und beschliesst seine Rede mit den Worten:

„Sterbe ich im Kampfe jetzt,
China's Land wird dann verwaist sein,
Dort lebt ja kein and'rer Held;
Sterbe ich im Kampfe jetzt,
Stürzt doch nicht der Himmel ein,
Fällt herab nicht auf die Erde,
Wenn da stirbt Held Akyrang Tas,
Bleibt die Erd' auch ruhig stehen,
Und der Erde fliessend Wasser
Wird sich dadurch nicht vermehren,
Dieses Land, das Kudai schuf,
Gehet nicht mit uns zu Grunde.“

Sie kämpften lange und endlich wirft Akyrang Tas den Tschäs Mökö zu Boden, da schwankt die Erde und der Himmel erdröhnt und des Tschäs Mökö reine Seele entflieht. Da kamen des Akyrang Tas sechzig Helden und legten den Todten auf eine weisse Filzdecke. Ai Mökö erscheint nun als Rächer, tödtet den Akyrang Tas und beweint seinen todten Freund, so dass das Fleisch seiner Leber vor Schmerz zittert und die Knochen klappern, denn es jammert ihn, dass ein so trefflich geborener Mann in der Fremde sterben musste. Darauf kehrt Ai Mökö zur Jurte des Altyn Ergäk zurück. Der Bruder richtet ein Freudenmahl aus, um seine Rückkehr zu feiern, und bewirthet das Volk mit dem rothen Fleische der dunklen Hengste. Alsdann verheirathet er sich mit der Tochter des Kitschikäi, des Helden mit dem hirschhaarigen, weissblauen Pferde, mit dem herrlichen Weibe

Altyn Tschüstük. Altyn Ergäk ladet ihn nun ein, bei ihm zu bleiben, und auch seinen Vater, der jetzt mit seinen Unterthanen und seinem Vieh hier eintrifft. Doch der Vater spricht: „Nein, Ai Mökö, mein Kind; wenn er auch niedrig ist, habe ich doch einen eigenen Berg; wenn's auch seicht ist, habe ich doch ein eigenes Wasser; lass uns zurückkehren“. Da verabschieden sie sich und Ai Mökö kehrt mit seinem Vater und seiner Schwester zu seinem eigenen Lande zurück. Heimgekehrt, leben sie in Frieden bis an ihr Lebensende.

2. Kartaga Mergän.

An dem Eckenlande wohnt er,
Trinket auch das Eckenwasser,
Voll von Hab' war seine Jurte,
Voll von Vieh war seine Steppe,
An des weissen Meeres Ufer,
Unterhalb des weissen Berges
Lebte Kartaga Mergän,
Hat 'nen schönen Apfelschimmel,
Um darauf zur Jagd zu reiten,
Und ein zweites Ross mit Mischhaar,
Um d'rauf in den Krieg zu ziehn.
Diese Nacht schlief er im Hause;
Als sich weiss der Himmel färbte,
Glänzend sich die Sonn' erhob,
Ritt der Held zum Jagen aus,
Schoss das Wild am Bergesabhang,
Vögel an des Meeres Ufer,
Lud sie hinter sich auf's Pferd,
Kehrt zurück zu seiner Wohnung
Und vertheilte seine Beute
Unter seines Volkes Menge,
Giebt ein Pferd dem, der zu Fuss geht,
Kleider reichet er dem Nackten.

Müde legt sich der Held schlafen und als der Morgen anbricht, besteigt er seinen Schimmel und verlässt die Jurte. Seine jüngere Schwester, Kan Purkan, erhebt sich vom goldenen Bette und sieht, dass ihr Bruder die Jurte schon verlassen hat. Sie tritt aus dem Hause und sieht den Bruder fortreiten. Wenn sie ihn auch zurückruft, thut der Bruder doch, als ob er nichts höre. Sie läuft hinter ihm her und erreicht ihn jenseits von drei Bergen und fragte ihn, wo er hinreite. Als er eine ausweichende Antwort giebt, theilt sie ihm mit, ein Held werde

zur Jurte kommen, der werde sie tödten und das Hutvieh forttreiben. Dabei fasst sie seinen Zügel und hält ihn zurück. Zornig ruft Kartaga Mergän:

„Lang, o Weib, sind deine Haare,
Doch nur kurz ist dein Verstand,
Thöricht scheint mir deine Rede,
Lass den Zügel! ich will reiten!
Lässt du nicht den Zügel fahren,
Tödte ich dich, Schwester, hier!“

Sie lässt aber nicht los, da zieht er sein Stahlschwert und haut die Zügel durch und reitet ruhig weiter. Ueber den Bergrücken reitet er, durch die Steppe reitet er, einen Monat Weges legt er in zwei Tagen zurück, ein Jahr Weges aber in sieben Tagen. Da hält sein Jagdross an und bittet ihn, heimzukehren, denn ein Feind sei in seine Jurte gefallen. Er wird aber zornig auf sein Ross und zwingt es durch Schläge, weiterzugehen. Nach langem Ritte vermag er endlich auf keine Weise das Ross von der Stelle zu bringen, und jetzt, als es seine Befürchtung wiederholt, beschliesst er, heimzukehren. Als er die Jurte erreicht hat, sieht er sein Volk in Frieden leben, doch als er die Jurte betritt, ist seine Schwester verschwunden. Er fragt die Grossen und Kleinen des Volkes nach der Schwester, aber Niemand kann ihm Antwort geben. Da besteigt er seinen Schwarzschimmel und folgt ihrer Spur. Am Ufer des weissen Meeres reitet er und ruft den Herrn des Meeres an:

„Herr des Wassers, Väterchen,
Sage mir, wo meine Schwester,
Weisst du es, o Herr des Wassers?“
„„Nein, mein Freund, das weiss ich nicht.““
„Wenn du das nicht weisst, mein Alter,
Was hast du dann hier gethan?“
„„Mein Geröll hab' ich gezählt,
Hab' berechnet jedes Sandkorn,
Kenne ihren Weg nicht, Held,
Doch ich will im Wasser suchen;
Ist im Wasser sie, o Held,
Werde ich die Schwester finden.““

Der Wasserherr steigt in's Meer, verwandelt sich in einen Hecht und schwimmt davon. Kartaga Mergän reitet jetzt auf den Bergrücken. Da erinnert ihn sein Schimmel daran, dass

sein Vater jenseits von drei Himmelsländern die beiden Adler auferzogen habe, die möge er rufen. Der Held ruft diese und fragt auch sie nach der Schwester, doch auch diese behaupten, sie nicht gesehen zu haben, da sie ihre beiden Kinder ernähren mussten. Er fordert sie nun auf, die Schwester zu suchen, und als sie Bedenken tragen, ihre Kinder ohne Nahrung zurückzulassen, packt der Held, sich umwendend, neun Stuten und giebt sie ihnen; da rufen die Vögel:

„Jetzo wollen gern wir fliegen,
Die neun Himmelsländer oben
Wollen neunmal wir durchschweifen,
Alle sieben Himmelsländer
Siebenmal durchfliegen woll'n wir,
Suchen die verlorne Schwester."

Die Adler fliegen davon und Kartaga Mergän kehrt nach Hause zurück. Darauf ruft er sein Kriegsross, das Pferd mit gemischten Haaren, und fragt nach der Schwester. Das Ross weiss nichts von ihr und entschuldigt sich damit, dass es geschlafen habe. Der Herr schickt das Ross aus, die Schwester auf der Erde zu suchen.

Nun kommt der Herr des Wassers aus dem Meere hervor und theilt ihm mit, dass er die Schwester vergeblich gesucht habe; darauf kommen die Adler und bringen ihm dieselbe Botschaft. Als Kartaga nach Hause zurückkehrt, sieht er sein Kriegsross über den Bergrücken eilen, es kommt zur Jurte gelaufen, stürzt aber, ohne zu sprechen, bei dem goldenen Pfosten todt nieder. Da fordert ihn sein Jagdpferd auf, ihm schnell Zaum und Sattel abzunehmen, und als dieses geschehen, wälzt es sich und verwandelt sich in einen Jalbagai-Vogel, fliegt zu den weissen und schwarzen Wolken und treibt vom Himmel ein Vöglein zur Erde nieder. Kartaga Mergän fängt den Vogel. Sein Jagdross nimmt wieder seine frühere Gestalt an und theilt ihm mit, dass dieses Vögelchen die Seele seines Kriegsrosses sei, er solle sie in das Maul des Pferdes stecken, dann werde es sogleich lebendig werden. Nachdem so das Kriegsross wieder lebendig geworden, erzählt es dem Helden, wie es vierzig Tage und Nächte in der jenseits des Meeres gelegenen Stahlsteppe gelaufen sei, dann habe es einen Bergrücken erstiegen, wo Speerspitzen wie ein Schwarzwald gewesen seien, es sei aber furchtlos durch das Heer hindurchgelaufen und habe sich von keiner

Pfeilspitze treffen, von keinem Schwerte zerhauen und von keiner Lanze durchbohren lassen; darauf sei es durch ein Feuermeer geritten, da habe auf dem Wege ein Blutfuchs gestanden, dessen Zügel auf den Sattelknopf gelegt war, neben ihm lag sein Herr todt. Diesen habe er lebendig gemacht und der Held habe ihm erzählt, dass ihn Kan Töngüs getödtet habe, als er ihm gefolgt sei, weil er die treffliche Kan Purkan entführte. Nach drei Tagen und drei Nächten habe er ein gelbes Pferd gefunden und auch neben diesem einen todten Helden. Diesen habe er auch lebendig gemacht; es war Kuttan Alyp, den ebenfalls Kan Töngüs getödtet hatte. Kuttan Alyp habe ihn jetzt rufen lassen, er wolle mit ihm zusammen die entführte Schwester verfolgen.

Sattelte jetzt seinen Schimmel,
Und bestieg ihn d'rauf der Held,
Schwang die Knute, sie erhebend,
Ueberreitet erst den Berg,
Dann durchreitet er die Steppe;
Zu dem Wege eines Jahres
Brauchte er nur sieben Tage,
Zu dem Wege eines Monats
Brauchte er der Tage zweie;
Reitet nun empor die Bergwand,
Schaut dann in die weite Ferne,
Breitet aus sich da die Stahlstepp',
Die in vierzig Tag' und Nächten
Kaum der Reiter kann passiren.
Schwingt die Peitsche auf sein Ross
Und es eilet durch die Steppe
Vierzig Tage, vierzig Nächte
Läuft das gute Schimmelross,
Laut ertönte da sein Hufschlag,
Weithin schallt des Athems Schnaufen.
Als die Bergwand er erritten
Und dann in die Ferne schaut,
Fliesset da das Feuermeer;
Dieses Feuermeeres Dampf
Steiget hoch empor zum Himmel,
Oben in des Himmels Höhe
Brennet hell die rothe Gluth
Und das schwarze Gras der Erde
Flackert auf in hellen Flammen.
Schwingt darauf der Held die Peitsche
Und im wilden Sprunge fliegt
Durch das Feuermeer der Schimmel,
An der schwarzen Erde Rande,
An des hohen Himmels Grunde,

Stehet da ein Bergesrücken,
Diesen reitet er empor.
Jenseits floss das weisse Meer;
An des weissen Meeres Seite
Ist ein Dorf, wie weisse Nissen
Wimmelt es von gelbem Vieh,
Wimmelt es von Volk und Leuten.

Er ritt jetzt in ein Haus in der Ansiedelung und findet dort viele Helden, denen er die Ursache seines Rittes mittheilte, und zieht nun mit diesen Helden neun Tage lang. Da wiehert sein Schimmel und erinnert ihn an seinen Ritt. Er steigt nun zu Pferde und reitet davon; da bemerkt das Pferd, dass der Held seine Mütze vergessen habe. Doch er beruhigt das Pferd mit den Worten, dass das ihm bestimmte Mädchen, des Altyn Kan Kind, das treffliche Weib Altyn Aryg, schon seine Mütze aufheben werde. Nachdem er wiederum weit, weit geritten und einen Altai-Rücken am Rande der Erde erstiegen, sieht er eine Ansiedelung und an goldenem Pfosten einen Blutfuchs angebunden stehen. Er steigt bei der Jurte ab, tritt in's Haus und berichtet dem Helden seine Fahrt. Der Held theilt ihm mit:

„Der sechs Klafter hohe Held,
Kan Töngüs, hat fortgeführt sie,
Wenig schlug der Held sein Pferd,
Viel schlug er das schöne Weib.
Und es weint' das schöne Weib,
Wimmerte die trefflich Schöne,
Blut ward ihrer Augen Thräne,
Eis ward ihrer Nase Wasser.
Ich vermocht's nicht zu ertragen,
Folgt' dem Helden auf dem Wege
Um das Weib ihm abzunehmen,
Doch er packt' die Bogentasche,
Zog hervor den mächt'gen Bogen,
Packt den Köcher, nahm den Pfeil,
Schoss darauf, den Bogen spannend,
Schoss mich aus der Ferne nieder;
Da lag todt ich nun am Boden,
Bis das Pferd in's Leben bracht' mich."

Jetzt fordert Kartaga Mergän den Helden auf, mit ihm zu reiten. Jener willigt nach einigem Sträuben ein und sie begeben sich nun zusammen zu Kattan Alyp, dem Helden mit dem Schwarzfalben. Auch dieser Held erzählt, wie er die schlechte

Behandlung der Kan Purkan nicht habe mit ansehen können und dem Räuber gefolgt sei, wie er von diesem niedergeschossen, darauf aber durch das Pferd mit gemischtem Haare wieder lebendig gemacht worden sei. Nach langem Ritte erreichen sie ein schneeweisses Dorf; in der Mitte steht ein neuneckiges, steinernes Haus und vor diesem ist an dem goldenen Pfosten ein schwarzbraunes Pferd angebunden. Da weigern sich die Helden, dem Kartaga Mergän in das Dorf zu folgen, sie wollten ihm nur beim Kampfe helfen. So geht denn Kartaga Mergän allein hin.

Tritt nun in das weisse Dorf,
Kommt dann zu dem Pferdepfosten,
Bindet an daselbst sein Ross,
Tritt dann in die Thür des Hauses.
Sind an Ketten dort zwei Hunde
Bei dem Pfosten angeschlossen.
Als er will die Thüre öffnen,
Springen auf die beiden Hunde,
Doch Kartaga Mergän, er packt
Einen Hund mit einer Hand
Und den zweiten mit der andern,
Reisst entzwei die Eisenketten,
Und zerschmettert beide Hunde
An des Hauses scharfer Ecke.
Als die Thüre er geöffnet,
Da ist eine zweite Thür,
Liegen da zwei graue Bären,
Springen auf, um ihn zu fassen.
Doch er packt die beiden Bären,
Hebet beide in die Höhe,
Reisst entzwei die Eisenketten
Und zerschmettert dort die Bären.
Die Thür öffnend, tritt er ein,
Da ist eine dritte Thür,
Und bei dieser steh'n zwei Helden,
Einer hält ein stählern' Schwert
Und der and're eine Lanze,
Einer spricht: „Des Kartaga
Hals zerhaue mit dem Schwerte!"
Und der And're: „Stoss' die Lanze,
Die neunzack'ge, in die Brust ihm!"
Als so beide Helden-Diener
Stürzen auf den Kartaga,
Reisst des einen Helden Haupt
Ab er, schleudert es zur Erde
Und des andern Helden Arm
Reisst er ab und wirft ihn von sich,
Tödtet dort die beiden Helden,

Oeffnet nun die dritte Thüre,
Dann tritt in das weisse Haus er.
Kan Töngüs, der hehre Held,
Schläft auf seinem goldnen Bette,
Sieben gelbe Mädchen stützen
Ihm, dem Schlafenden, das Haupt.

Da schlägt ihn Kartaga auf die Wange, aber Kan Töngüs schläft ruhig weiter; als er ihn wieder schlägt, bewegt sich der Schläfer und mit ihm das Steinhaus, dann schlägt ihn jener zum dritten Male, da springt der Held auf.

Beide fassen sich im Kampfe,
Sie zerschmettern dann das Steinhaus,
Schreiten drauf hinaus in's Freie;
Ob es lange war, sie rangen,
Ob es wenig war, sie rangen,
Keiner fiel zur Erde nieder,
Zu des Bergesrückens Höhe
Stiegen ringend sie empor,
Wie zwei junge, mächt'ge Stiere
Brüllend stiegen sie empor.
Zu der Tiefe, zu dem Hause
Rissen ringend dann hinab sich,
wie zwei wilde, junge Füllen
wiehernd, rissen sie hinab sich.
Sieben Jahre rangen sie,
Keiner stürzt' zur Erde nieder,
Kartaga der Heldgeborne,
Wenig trat er auf die Füsse,
Stützte viel sich auf die Hände,
Ruft herbei die zwei Gefährten:
„Kommet her zu mir und helfet!"
Doch die beiden Freunde fürchten,
Weigern sich, ihm beizustehen.
Sprengten eilig heimwärts da.
Kartaga, der Heldgebor'ne,
Und der mächt'ge Kan Töngüs
Kämpften lange, kämpften wenig.
Kan Töngüs, der Heldgebor'ne
Hob den Gegner in die Höhe,
Ihn zur schwarzen Erde bringend,
Schmettert ihn zu Boden nieder.
Doch er kann ihn da nicht tödten,
Drückt er seinen Kopf zur Erde,
Hebt das Hintertheil er auf,
Tritt zu Boden er den Hintern,
Hebt den Kopf er in die Höhe.
Auf springt plötzlich Kartaga,

Wieder ringen beide Helden,
Sieben Tage ringen sie.
Niemand fiel zur Erde nieder,
Ringen dann neun Tage lang,
In den Staub fiel keiner nieder.
Als vergangen so neun Tage,
Kan Töngüs der hehre Held,
Wenig trat er auf die Füsse,
Stützte viel sich auf die Hände.
Als nun Kartaga den Gegner
Hoch empor zum Himmel hebt,
Da ruft Kan Töngüs erschreckt:
„Lieben Schwanfrau'n in der Erde
Und der Schwanfrau'n Schwiegersohn,
Tjer Kara, o Aina, komm!
Aus der Erde mir zu Hilfe!"
Kartaga macht einen Sprung,
Schmettert ihn zur schwarzen Erde,
Seine Hüften an sechs Stellen,
Die zertrat ihm Kartaga,
Da starb Kan Töngüs der Held.

Der Erd-Aina kommt jetzt aus der Erde hervor und ringt mit Kartaga Mergän; nach neuntägigem Kampfe hebt ihn Kartaga zum Himmel auf und schleudert ihn zwischen die schwarzen Wolken hinab. Da ruft dieser die sieben Schwanfrauen und das Haupt derselben, die Tjektschäkäi, seine Schwiegermutter, die mit den gelben Nägeln, den bleiernen Augen und den Hanfzöpfen, herbei. Trotzdem wirft ihn Kartaga Mergän zur Erde und tödtete ihn. Da kommt die Schwanfrau hervor, er reisst ihr beim Ringen beide Zöpfe aus und schleudert sie zur Erde; aus einem Zopfe entsteht ein schwarzer Berg, aus dem anderen Zopfe ein weisser Berg. Beide Berge vereinigen sich; zwischen ihnen kämpft der Held mit der Schwanfrau. Der Schimmel kann nichts sehen, er hört aber seinen Herrn ächzen. Da erfasst ihn die Angst, er wehklagt, dass Kartaga allein dasteht und keine Verwandten hat. Siebenmal durchläuft er den Himmel und findet keinen Bruder, neunmal umläuft er die Erde und findet keinen Verwandten. Er kommt zu Kattan Alyp und Kan Mergän und bittet sie um Hilfe, doch sie verlachen ihn, halten ihn fest und binden ihn an den neunzweigigen eisernen Lärchenbaum.

Angebunden weint der Schimmel,
Blut ward seiner Auge Thräne,

Eis ward seiner Nase Wasser,
Sieben Tage stand er da,
Nimmer trägt das Leid er länger,
Windet sich, schlägt mit den Füssen
Und zerreisst die Pferdeleine.
„Wenn gesund ich bleiben sollte,
Auferwecke meinen Helden,
Werd' ich aus des Hundes Napfe
Euch, ihr Bösen, Nahrung geben,
Durch das Oehr der Eisennadel
Zeige ich euch dann die Sonne.
Leben kann ich nicht auf Erden
Ohne meinen edlen Herrn,
Steige jetzt zur Bergeshöhe,
Stürz' hernieder mich zum Abgrund.
Wenn ich dort nicht sterben kann,
Steig' ich in die Meerestiefe,
Sterbe auf dem Grund des Meeres."
Zu des Berges Höhe eilt er,
Stürzt sich in den tiefen Abgrund,
Stirbt nicht in der Tiefe unten.
Wirft sich in das tiefe Meer,
Wirbelt auf des Meeres Sand wohl,
Macht versiegen Meeres Wasser,
Doch vermag er nicht zu sterben.
Steigt nun wieder aus dem Meere,
Kommt zum Rand der schwarzen Erde,
Zu des hohen Himmels Grunde,
Läuft empor den Bergesrücken,
Schaut das jenseitige Land an,
Sieh, da ist 'ne gelbe Steppe,
Wo nicht niedersteigt die Elster,
Ist 'ne bleiche, weite Steppe,
Wo der Rabe nicht herabsteigt;
An dem Fusse eines Berges
Steht da eine weisse Birke,
Ihre Blätter sind von Gold
Und von Silber ihre Rinde.
Spricht zu sich der treue Schimmel:
„Kehrte ich zurück nach Hause,
Wer könnt' uns lebendig machen?
Lebt kein Bruder in der Heimath,
Kein Verwandter in dem Hause;
Gehe jetzt zu jener Birke,
Will an ihrem Fusse sterben,
Will verhungern, Gras nicht fressend,
Will verdürsten ohne Wasser."
Dorthin läuft der gute Schimmel,
Bleibt beim Fuss der Birke stehen,
Isst kein Gras trotz seines Hungers,

Trinkt kein Wasser, trotz des Durstes,
Seine Todesstunde naht.

Da sieht der Schwarzschimmel auf der Höhe des Bergrückens ein Pferd herbeieilen und erkennt das Pferd mit gemischtem Haare. Doch es kommt aus dem schwarzen Walde ein Held, spannt den Bogen und schiesst nach dem Pferde. Aber das Pferd weicht der Pfeilspitze aus. Als der Schwarzschimmel in dem Schützen den Kattan Alyp erkennt, wird er zornig und droht ihm, sich zu rächen. Er nimmt seine letzte Kraft zusammen und läuft zu dem Pferde mit gemischtem Haare, doch jammernd bricht er vor dessen Füssen zusammen. Das Pferd mit gemischtem Haare heisst ihn dreimal Gras fressen und dreimal Wasser trinken. Da wird der Schimmel wieder lebendig. Nun erzählt der Schimmel die Abenteuer seines Helden und dass er jetzt mit der Schwanfrau ringe, er aber nicht wisse, ob er lebendig oder todt sei. Das Pferd mit gemischtem Haare fordert den Schimmel auf, ihm den Weg zu zeigen, und beide Pferde suchen nun den Herrn auf.

Läuft voraus der Apfelschimmel,
Hinter ihm läuft wie ein Füllen
Jetzt das Ross gemischten Haares.
Zu dem weissen und dem schwarzen
Berge kamen beide Pferde;
Ob ihr Herr, der Held, gestorben,
Wussten nicht die beiden Pferde.
Doch ein Mensch stösst einen Laut aus,
Beide Pferde hören dies,
Doch die Pferde wissen nicht,
Tönt er unten aus der Erde,
Tönt herab vom Himmel er?
Doch von Neuem tönt ein Aechzen,
Keiner weiss, woher es kommt.
Da das Pferd gemischten Haares
Schüttelt hierhin sich und dorthin,
Wird zu einem gold'nen Kukuk;
Von der Grösse eines Pferdkopf's,
Fliegt empor der Vogel nun
Mitten durch die schwarzen Wolken
Und die weissen fliegt der Vogel,
Unten scheint ein Mensch zu ächzen;
Nun liess sich herab der Kukuk,
Und es tönt des Menschen Aechzen
Jetzo aus der Berge Mitte.
Und es setzt der gold'ne Kukuk

Jetzt sich zwischen beide Felsen,
Findet dennoch keinen Menschen,
Denn der mächt'ge weisse Felsen
Wuchs herab vom Himmelszelte,
Aus der Erde wuchs empor
Jener schwarze, mächt'ge Felsen.
Zwischen diesen beiden Felsen
Rufet jetzt der gold'ne Kukuk;
Da zerschmilzt der schwarze Felsen,
Fliesst als schwarzes Blei zur Erde
Und der weisse Felsen steigt als
Weisser Nebel auf zum Himmel.
Als verschwunden beide Felsen,
An der schwarzen Erde liegend
Aechzt dort Kartaga Mergän.
Aus der Erde kommt die Schwanfrau,
Nun beginnt ein neuer Ringkampf,
Ringen bis die Monde wechseln,
Ringen bis das Jahr vergangen.

Die beiden Pferde wissen, dass die Seele der Schwanfrau nicht in ihrem Körper ist, sie wissen auch, wo sich dieselbe befindet. Sie traben unter die Erde, dort fliessen neun Meere, die sich an einer Stelle zu einem Meere vereinigen, bei der Mündung der neun Meere ist ein kupferner Felsblock bis zur Erdoberfläche emporgewachsen, bis mitten zwischen Himmel und Erde ragt er empor; an dem Fusse dieses Felsblockes ist ein schwarzer Kasten, auf dessen Boden sich die Seele der Schwanfrau befindet. Es sind sieben Vöglein, wenn man diese tödtet, stirbt die Schwanfrau.

Mit dem Fusse schlägt der Schimmel
Gegen diesen Kupferfelsen,
Mitten in dem schwarzen Staube
Stehet da der schwarze Kasten,
Dieses schwarzen Kastens Deckel
Schlug er ein mit seinem Hufe,
Liegt darin ein goldner Kasten,
Diesen nahm in's Maul der Schimmel;
Liefen nun die beiden Pferde,
Kamen hin zu ihrem Herrn,
Kämpfen da noch beide Helden.

Da berathen sich beide Pferde, wie sie die Vöglein tödten wollen. Es verwandelt sich nun das Pferd mit gemischtem Haare in einen kahlköpfigen Menschen. Der Kahle öffnet den Kasten und nimmt die sieben Vöglein in seine Hand, dann fasst er das Schwert, das der Held Kartaga Mergän abgelegt hat, und

schneidet mit diesem den sieben Vöglein den Hals ab. Da bricht die Schwanfrau zusammen. Kartaga Mergän umfasst den Hals seiner Pferde und weint vor Freude. Er besteigt darauf den Schwarzschimmel und reitet zur Jurte des Kan Töngüs, während das Pferd mit gemischtem Haare ihm wie ein Füllen folgt. Dann sucht Kartaga Mergän nach seiner Schwester Kan Purkan, doch sie ist gestorben und das Pferd mit gemischtem Haare kann ihm nur ihre Gebeine zeigen. Diese sammelt Kartaga Mergän, er sammelt sie einen ganzen Monat, legt das Zusammengehörige zusammen und versucht sie durch Arznei wieder lebendig zu machen, aber all sein Bemühen ist vergebens, seine Schwester wird nicht lebendig. Als er darüber wehklagt, spricht der Schwarzschimmel:

„Nimm den Sattel ab mir, Herr,
Ziehe auch den Zaum mir ab;
An des Eisenlandes Rande
Ist ein Berg aus festem Eisen,
Oben auf dem Eisenberge
Haben die neuen Schöpfer, sie
Die Kudai, die droben thronen,
Weisses Kraut, das sechsgegliedert,
Einst erschaffen uns zum Heile,
Dieses Kraut erweckt die Todten,
Macht lebendig die Verschied'nen.
Holen will ich dieses Kraut;
Wenn den Weg ich glücklich ende,
Kehr' ich nach drei Tagen wieder.“

Der Schimmel sprengt davon und holt das Kraut. Mit dem weissen Kraute macht darauf Kartaga Mergän seine todte Schwester lebendig. Da verwandelt sich die Schwester in einen Habicht und fliegt zur Höhe, während Kartaga Mergän des Kan Töngüs Jurte forttreibt.

Alles Hutvieh treibt er fort,
Treibt auch fort des Volkes Menge,
Legt die Habe auf die Pferde
Und den Reichthum auf Kameele,
Ritt dann über Bergesrücken,
Ritt dann durch die weite Steppe.

Mitten auf dem Wege trifft er einen kahlköpfigen Jüngling, der ihm wegen seiner Klugheit sehr wohl gefällt und ihm ein Held zu sein scheint. Er verspricht, ihm Kleidung zu geben und ein gutes Pferd besteigen zu lassen, wenn er ihm dieses

Volk und alles Hutvieh nach Hause treibt. Der Jüngling willigt ein. Da nimmt Kartaga Mergän die trefflichste Kleidung und giebt sie dem Kahlen, dann nimmt er Kan Töngüs' sechs Klaftern langes, schwarzbraunes Reitpferd und schenkt es dem Jünglinge, und endlich verleiht er ihm den Heldennamen, indem er ihn des Volkes Oberhaupt, den Helden Tas Kinäs mit schwarzbraunem Pferde nennt. Alsdann giebt er ihm in eine Hand eine frische, in die andere Hand aber eine trockene Stange und befiehlt ihm, alles Vieh und Volk eiligst nach Hause zu treiben. Niemandem soll er erlauben, auf dem Wege zurück zu bleiben. Nach einiger Zeit erklärt Kartaga Mergän, er wolle vorausreiten, da er auf dem Wege ein Geschäft habe; Tas Kinäs werde ihn schon später einholen.

Jetzt schlug er den Apfelschimmel,
Sprengt davon auf seinem Rosse,
Wie ein Füllen folgt ihm dort
Das gemischthaarige Ross.
So durchritt er weite Strecken,
Kam zu einem Bergesrücken,
Ihn ersteigend, schaut er um sich,
Kattan Alyp mit dem Schwarzfalb'
Lebte hier auf weiter Steppe.
Kartaga Mergän, der Held,
Rufet nun mit lauter Stimme:
„Ist der Schwarzfalb' angebunden?
Ist Kattan Alyp im Hause?"
Als Kattan Alyp das hört,
Eilet er aus seinem Hause,
Steigt geschwind auf seinen Falben,
Sprengt empor den Bergesrücken,
Springt herab von seinem Pferde,
Zieht die Mütze schnell vom Haupte,
Presst sie in die Achselhöhle.
Und sein Pferd am Zügel führend,
Naht verneigend sich der Held:
„Tödte mich nicht, Kartaga!
Vor dir will ich jetzo hergehn,
Dir als Ambos dienen will ich,
Treulich will ich nach dir folgen.
Reitest du zu schwerem Kampfe,
Will ich deines Hauptes Schirm sein,
Kartaga, o schone mein!"

Der Held verweigert ihm die Antwort, er wolle auf Tas Kinäs warten und ihm die Entscheidung überlassen. Als nun Tas

Kinäs anlangt, erzählt ihm Kartaga Mergän die Vergehen des Kattan Alyp und bittet ihn, über diesen Helden das Urtheil zu sprechen. Tas Kinäs schlägt ihn mit dem trockenen Stocke und befiehlt ihm, selbst all sein Vieh und sein Volk zu Kartaga Mergän zu treiben. Nach langem Ritte erreichen sie die Jurte des Kan Mergän. Auch dieser bittet um Verzeihung und Schonung, doch auch diesem befiehlt Tas Kinäs, all sein Vieh und alle seine Jurten zu Kartaga Mergän zu schaffen. Jetzt schickt Kartaga Mergän den Tas Kinäs voraus, er reitet selbst, sich eine Frau zu holen. Er reitet zum Altyn Kan und wirbt um dessen Tochter Altyn Aryg. Dann richtet er Hochzeit aus und führt sein Weib heim.

Kartaga Mergän, der Held,
Kehrt zurück zu seiner Heimath,
Langt' auch an Held Tas Kinäs,
Trieb herbei des Hutvieh's Menge
Und des Volkes dichte Schaaren,
Kattan Alyp, ihn, den Helden,
Machten sie zum Pferdehirten,
Und den Helden Kan Mergän,
Zu dem Kuhhirt bei den Heerden.
Ein Gelage richtet her er
Und versammelte das Volk,
Sättigte die Hungerleider,
Machte fett die magern Leute,
Den zu Fuss Gekommenen
Gab er da ein trefflich Reitpferd,
Nackten Leuten gab er Kleidung.
Als zu Ende das Gelage,
Da zerstreute erst das Volk sich.
Als die Nacht sie übernachtet,
Weisslich dann der Morgen anbrach,
Glänzend dann die Sonne aufging,
Kommt 'ne Schrift herab vom Schöpfer:
„Bringe Kan Purkan zu uns,
Hier bei uns soll sie Purkan (Buddha) sein;
Da stieg Kan Purkan, das Weib,
Auf die Schulter Kartaga's,
Und verwandelte in Rauch sich,
Stieg zum Himmel dann empor;
Kartaga Mergän, der Held,
Lebte jetzt in seinem Hause.

Diese beiden Märchen zeichnen sich durchaus nicht durch besondere Redegewandtheit des Erzählers aus. Ich habe sie, wie schon oben erwähnt, aus anderen Gründen ausgewählt.

Die Abakan-Tataren haben sich in ihren Heldenmärchen eine ideale Welt erschaffen, die einen grossen Theil ihres geistigen Lebens beherrscht wie ich dies nur noch bei einem Türkvolke, den schwarzen Kirgisen, angetroffen habe. Es ist eine eigene poetische Weltanschauung. Vergebens würde man versuchen, diese Anschauungen mit den religiösen Ansichten des Schamanismus in Einklang zu bringen. Die Gottheiten der Märchenwelt leben zwar auch in den oberen Himmelsschichten, es sind aber nicht die Götter des Schamanismus. Sie werden selten bei Namen genannt, sondern heissen nur *Kudai* (Gott) oder *Tjajān* (Schöpfer) und wenn ein Name genannt wird, so stimmt er nie mit den Namen der bekannten Götter überein. In der Unterwelt lebt *Erlik* und seine bösen Helfer, die Aina, und ausserdem noch die *Schwanfrauen*, welche der Schamanismus gar nicht kennt. Die Welt besteht aus Himmels- und Erdschichten, und jede derselben hat ihre Meere, Steppen, Altai- oder Bergrücken, die Götter, Helden und Aina in gleicher Weise bewohnen. Die Scheidung zwischen diesen letzteren ist nicht streng durchgeführt, sie treten offen miteinander in Verbindung und kämpfen miteinander wilde Kämpfe. Die Gottheit lebt meist in stillem Frieden und mischt sich wenig in die Angelegenheiten der Erd- und Unterwelt. Sie erschafft die Helden und bestimmt im Voraus ihr Verhängniss. Ein Widerspruch gegen die Gottheit ist selten, im Allgemeinen fügt sich Alles nach ihrem Willen, der übrigens die Menschen in ihrem Thun und Treiben nie einengt.

Der Held kämpft und strebt während seines Erdenlebens, bis er endlich in der Ehe sein Erdenglück findet. Hier ist er glücklich, wenn es ihm gelingt, sich eine männliche Nachkommenschaft heranzuziehen, denn wenn dann auch der feindliche Ueberfall eines Helden sein Erdenglück zerstört, so ist ein Sohn da, der seinen Untergang rächen wird.

Das Volk spielt in diesen Heldenmärchen überall dieselbe untergeordnete Rolle, wie wir dies bei obigen Märchen gesehen haben. Die Pflicht des Helden ist, für sein Wohlergehen zu sorgen und indolent geht des Volkes Menge, gerade wie das Vieh, aus dem Besitze des einen Helden in den eines anderen über, je nachdem das Glück des Kampfes dem Einen das Uebergewicht über den Anderen verleiht.

———•———



V.

Die türkischen Steppennomaden.

Einleitendes. I. Die Kasak-Kirgisen. Körperliche Beschaffenheit, Physiognomieen. Das Nomadisiren. Winter- und Sommersitze. Die kirgisische Viehzucht: das Schaf und die von ihm gewonnenen Producte; die Ziege; das Rindvieh und seine Producte; das Pferd, Beschreibung des kirgisischen Pferdes, das Reiten und Reitzeug, der Kumys, Producte des Pferdes; das Kameel; Eigenthumszeichen; Thierkrankheiten. Die Jurteneinrichtung. Die Kleidung der Männer und Frauen. Das Leben in den Jurten. Der Ackerbau. Künstliche Bewässerung. Die Jagd. Industrie und Handwerke. Die Religion. Der Fortschritt des Islam. Das Wahrsagen mit Kügelchen und Schulterblättern. Feierliche Gebräuche bei der Geburt, Werbung und Hochzeit. Eheliches Leben. Gedächtnissmahle für Todte. Spiele, Wettgesänge. Volks- und Büchergesänge. Die gebundene Sprache. Charakter der Kirgisen. Der sociale Bau und die Verwaltung. Jurisdiction. II. Die Kara-Kirgisen.

Die türkischen Steppennomaden Westasiens bilden vier Völkerschaften: die Kasak-Kirgisen, die Kara-Kirgisen, die Karakalpaken und die Türkmenen; von diesen gehören die ersteren drei sprachlich zu den westlichen, der vierte aber zu den südlichen Türkstämmen. Ich habe nur die ersten beiden Völkerschaften kennen gelernt, denn von den Karakalpaken habe ich nur angesiedelte Stämme im mittleren Serafschan-Thale angetroffen. Diese Steppennomaden haben eine ganz eigenthümliche Civilisation und bedürfen deshalb einer besonderen Behandlung. Dieselben stehen überall bei ihren Nachbarn in einem sehr üblen Rufe als wilde, zügellose Räuberbanden, die den ruhigen Ackerbauer und den friedebedürftigen Kaufmann durch ihre räuberischen Ueberfälle von altersher belästigt haben. Man spreche nur mit den Persern und Aderbedschanen über die Türkmenen,

mit den Russen oder angesiedelten Tataren Westsibiriens und Orenburgs, oder mit Chinesen und Kokandern über die Kirgisen, überall hört man dasselbe absprechende Urtheil, das der Mulla Ghasi in dem Spottgedichte über die Kirgisen fällt. Dieser Mulla besingt die Kasak-Kirgisen als Nachkommen von vier Dieben und zwei Bettelweibern, die sich verbunden hätten und in die Steppe geflohen wären. Hier sagen sie:

Wenn wir uns in eine Stadt begeben,
Fasst man uns und wird uns tödten,
Wird erkennen uns're Schlechtigkeit,
Darum lasst uns in der Steppe bleiben jetzt.

Daher ist die Nachkommenschaft so schlecht wie ihre Vorfahren:

Diebstahl ist das Erbe ihrer Väter,
Betteln Hinterlassenschaft der Mütter,
Falsche Schwüre leisten, ehebrechen,
So lebt dieses unreine Geschlecht jetzt.

Aber nicht nur die Nachbarn, sondern auch der Kirgise selbst spottet über sein eigenes Treiben, wenn er lachend von sich selbst im Sprichwort sagt:

Kaschkyr, Kasak häm Orus-kasak üsch againy.
(Wolf, Kirgise und Kosak sind drei Brüder.)

Ja, nicht nur die den Kirgisen nahewohnenden Völkerschaften, sondern auch wissenschaftliche Autoritäten, wie Lewschin, fällen ein schroffes, absprechendes Urtheil über die Kirgisen; man höre nur, was dieser Gelehrte im Jahre 1832 schreibt:

„Die Unterthanenschaft und der Gehorsam der Kirgisen, den benachbarten Reichen gegenüber, entsteht und verändert sich je nach den eigenen Bedürfnissen. Indem der Kirgise seine Wohnsitze von den Grenzen Russlands zu den Grenzen Chiwas oder Chinas verlegt, geht er aus der russischen Unterthanenschaft in diejenige dieser Reiche über; bald aber findet er sich bei Kokand und Taschkend ein und verspricht diesen Nachbarn Treue und Gehorsam. Die häufigen Ueberfälle über unsere Militärlinien, das Forttreiben der Pferdeheerden, das Entführen von Gefangenen, die Beraubung von Karawanen u. s. w. beweisen auf's Deutlichste, welche Idee der Kirgise von der russischen Ober-

herrschaft hat, und in ähnlicher Weise verfährt er den übrigen Reichen gegenüber, die die Kirgisen für ihre Unterhanen halten.'

„Dieselben Begriffe hat der Kirgise von den eigenen Befehlshabern, indem er sich ihnen den Verhältnissen gemäss unterwirft. Verfolgt ein kirgisischer Häuptling einen Kirgisen wegen eines Vergehens, so verlässt dieser ihn und geht zu einem anderen über; willigt der letztere nicht ein, ihn zu verbergen, so begiebt er sich zu einem dritten. Dank der Roheit, Ungebildetheit und Gier der Kirgisen, finden sich viele Beschützer der Verbrecher in der weiten Steppe, die Zahl derselben nimmt sogar, bei der Schwäche der Stammführer, immer mehr zu. Was für Ordnung kann auch der ehrlichste Anführer schaffen, wenn seine Unterthanen sich ihm nur durch die Verhältnisse gezwungen unterwerfen, und sich zu keinem Opfer für die Allgemeinheit verstehen, wenn sie nur darauf sinnen, ihre Raublust zu befriedigen und Jeder darauf bedacht ist, selbst zu befehlen, wenn sich nur die geringste Möglichkeit dazu bietet?"

Wenn man solche Tiraden liest, möchte man leicht auf den Gedanken kommen, die Kirgisen seien der Auswurf der türkischen Bevölkerung Westasiens, Diebs- und Räubergesindel, das sich in die weite Steppe geflüchtet hat, weil es sich nicht an das geordnete Leben angesiedelter Völker gewöhnen kann, mit einem Worte eine Race, die vertilgt zu werden verdient. Und doch liegen die Verhältnisse ganz anders. Werden nicht auch die Beduinen seit Urzeiten als Räuber und Diebesvolk, das in vollkommener Anarchie lebt, geschildert? und doch sind die Beduinen anderen Stammes und haben nur das mit den türkischen Nomaden gemeinsam, dass sie Steppennomaden sind, gerade wie diese. Wir haben es also hier nur mit einer Civilisationsstufe zu thun, die einen Gegensatz zu der Culturepoche angesiedelter Völker bildet, und daher ihr Thun und Treiben von einem anderen Gesichtspunkte angesehen wissen will. Dass diese meine Annahme richtig ist, beweist uns schon der Umstand auf's Deutlichste, dass die Kirgisen trotz aller getadelten Anarchie im Wohlstande leben und einen ganz bedeutenden Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen haben. Ich selbst habe lange unter Kirgisen gelebt und mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, dass bei ihnen durchaus nicht Anarchie herrscht, sondern nur eigenthümliche, von den unsrigen abweichende, aber in ihrer Art vollkommen geregelte Culturverhältnisse.

1. Die Kasak-Kirgisen.

Es waren sehr glückliche Verhältnisse, die den Horden der Kasak-Kirgisen es möglich machten, einige Jahrhunderte lang in voller Freiheit auf der weiten Kirgisen-Steppe vom Balkaschbecken bis zum Uralflusse und von den Fluss-Systemen des Syr Darja und des Schu bis zum mittleren Tobol, Ischim und Irtysch frei und ungebunden, vollständig ihrem eigenen Instinkte überlassen, sich bewegen zu können. Die beiden mächtigen Nachbarn der Kirgisen, die Russen und Chinesen, stiessen nur mit ihren äussersten Grenzen an die Kirgisen-Steppe und hatten an diesen Grenzen ihre Macht noch nicht in dem Grade befestigt, dass sie an die Unterwerfung der Kirgisen-Steppe denken konnten, die ja ausserdem voraussichtlich beiden Reichen nur unbedeutende Vortheile versprach. Die Macht der mittelasiatischen Nachbaren war aber lange nicht stark genug, um ein so zahlreiches Volk wie die Kirgisen im Zaume halten zu können. So sehen wir denn in den letzten Jahrhunderten die Kirgisen in voller Freiheit in der Steppe umherziehen, um sich nur der Machtsphäre eines der Nachbarn zu unterwerfen, wenn von einer anderen Seite ein grösserer Druck zu fürchten war, oder wenn ein Theil des Kirgisen-Volkes sich den Folgen innerer Zwistigkeiten und Feinden zu entziehen gedachte. Wir sehen dabei ein vergebliches Streben der Kirgisen-Stämme, sich zu einer festen Macht zusammenzuballen und ein nur irgendwie geordnetes Staatswesen zu bilden. Es fehlte ja diesen Nomaden jede Hauptbedingung eines Staates, die Gewalt des gemeinsamen Interesses, das die einzelnen Geschlechter und Stämme allein zu vereinigen vermag. Die Chansgewalt war nirgends im Stande, den einzelnen Individuen ihren Besitzstand zu gewährleisten und sie vor den Ueberfällen der Nachbarn zu schützen, sie vermochte nur einen kleinen Theil des riesigen Gebiets zu beherrschen, einen Theil, der viel geringer ist als dasjenige war, welches dem Namen nach als dem Chane unterworfen galt. Will er dieses Gebiet nach einer Seite hin vergrössern, so nimmt seine Macht an dem entgegengesetzten Punkte der Peripherie ab. Die Macht wilder, sich um einen Fürsten schaarender Horden ist nur dann denkbar, wenn diese Horden in ein feindliches Gebiet eingefallen sind, wo der Gegensatz zu den unterjochten Feinden die einzelnen Stämme zwingt, aus Trieb der Selbsterhaltung,

zusammenzuhalten, d. h. wenn die ganze Horde sich in ein Heer verwandelt, wie dies bei den Horden Tschingis Chans stattgefunden. Dies war aber keineswegs bei den Kirgisen-Horden der letzten zwei Jahrhunderte der Fall. Hier fühlte sich jeder Stamm in der Heimath und wünschte daselbst einen möglichst grossen Wohlstand zu erreichen; so griff er nur dann zu den Waffen, wenn die Verhältnisse seines Besitzstandes ihn dazu veranlassten oder wenn die politischen Verhältnisse der Nachbarn ihm einen schnellen Erwerb bedeutender Reichthümer verhiessen. Ein so wildes Umherwandern in den unabsehbaren Steppen, eine solche Reihe von Kämpfen und Aufständen, wie die Geschichte der Kirgisen im Laufe der vorigen Jahrhunderte nachweist, würde jedes angesiedelte Volk vollkommen zu Grunde gerichtet haben; für die Nomaden hingegen war es eine Zeit des Glückes, denn gerade unter diesen Verhältnissen nahmen der Reichthum und das Ansehen der Kirgisen zu. Seit aber Ruhe und Frieden in der Kirgisen-Steppe eingezogen sind, lässt sich ein steter Rückgang in dem Wohlstande der Kirgisen-Stämme nachweisen, der in gleichem Maasse mit dem Fortschreiten der Ordnung zunimmt. Es wird die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, diese auffällige Erscheinung zu erklären, denn sie ist offenbar die Folge des Nomadenlebens, das ich hier zu schildern habe.

Obgleich die Kasak-Kirgisen, welche die weite Steppe bewohnen, sprachlich ein so ungetheiltes Ganze bilden, dass wir kaum von Dialektunterschieden zwischen der Sprache der Kirgisen am Kaspischen Meere und am oberen Irtisch reden können, obgleich die Gleichheit ihrer Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise, ihres Charakters überall uns in auffallender Weise entgegentritt, und überall das gleiche Volksbewusstsein, zu dem Volke der Kasak zu gehören und Stammbrüder dieses weit verzweigten Volkes zu sein, sie scharf von allen anderen Türkvölkern scheidet, so zeigt uns dennoch das Aeussere der Kasak-Kirgisen, dass dieses Volk ein Gemisch aus Völkern von mongolischer und kaukasischer Gesichtsbildung ist. Die Mehrzahl der kirgisischen Physiognomieen zeigt überall starke Spuren der mongolischen Gesichtsbildung. Dies erklärt uns Lewschin dadurch, dass die Kirgisen sich seit Jahrhunderten bemüht haben, kalmückische Weiber zu nehmen, besonders sei dies im vorigen Jahrhundert nach der Vernichtung der von der Wolga zurückkehrenden Tur-

guten-Horden der Fall gewesen. Daher seien noch bis jetzt die Frauen zumeist schwarzhaarig, während die Haare der Männer mehr in's Bräunliche spielen. Ich glaube die Vermischung ist viel älter, denn es sind meiner Ansicht nach ganze Stämme der Kirgisen rein mongolischer Abkunft, wie z. B. die Naiman. Der mongolische Typus der Kirgisen ist nicht so ausgeprägt wie der der altajischen Kalmücken, sie haben zwar auch breite, flache Gesichter, jedoch ist die Stirn nicht so stark nach hinten gedrückt wie bei den Kalmücken, die Backenknochen weniger vorstehend und das Nasenbein ragt viel weiter aus dem Niveau des Gesichtes hervor als bei jenen. Sie haben einen kleinen Mund, schwarze, eng geschlitzte, aber nicht schief liegende Augen, und einen schwachen Bartwuchs. Zwischen diesen dem mongolischen Typus nahe verwandten Physiognomieen der grössten Zahl der Kirgisen finden wir fast in allen Familien einzelne Individuen von einem vollkommen anderen Typus: länglich-ovale Gesichter, grössere, noch mehr intensiv schwarze Augen, dichte, buschige Augenbrauen, starken Bartwuchs und hervortretende, stark gekrümmte Nase.

Die Statur der Kirgisen ist im Allgemeinen mittelgross, wenn man auch oft sehr grosse Leute antrifft, breitschulterig, untersetzt, mit breitem, oft stierartigem Nacken. Dabei neigen sie im Alter oft zur Feistheit (natürlich nur die reicheren Leute), ich habe sogar recht viele Individuen von auffallend starkem Leibesumfange gesehen, besonders bei der grossen Horde. Es will mir scheinen, als wenn die Körperconstitution der reichen Kirgisen (d. h. derjenigen, die stets nach Wunsch Speise geniessen können) uns den besten Beweis liefere, dass die naturgemässeste Nahrung für den Menschen Fleisch ist, denn solche Kraftgestalten, wie man unter ihnen findet, wird man vergebens bei Nicht-Fleischessern suchen, dahingegen sind die Wurzeln und Mehl essenden Tataren des Schwarzwaldes im Vergleich mit den Kirgisen wahre Jammergestalten. Wie stark die Natur der nur in freier Luft lebenden Carnophagen ist, beweist unter anderem auch der Umstand, dass den Kirgisen der grossen Horde, die in der Gegend der chinesischen Grenze leben und starke Opiumraucher sind, der anhaltende Opiumgenuss nicht den geringsten Schaden zugefügt hat; während die chinesischen Opiumraucher traurigen Ruinen ähnlich sind, sehen die kirgisischen gesund und blühend aus.

Den von Lewschin angeführten Unterschied zwischen dem Typus der Frauen und Männer habe ich in den östlichen Theilen der Steppe nirgends bemerkt. Bei den Frauen finden wir gerade wie bei den Männern zwei verschiedene Typen. Was die Gesichter der Frauen betrifft, so sind sie, wenn bei ihnen der mongolische Typus nicht zu scharf ausgeprägt ist, meist in der Jugend durchaus nicht hässlich zu nennen, besonders machen die Mädchen von 16—20 Jahren einen recht angenehmen Eindruck; nicht übel sind auch die jungen Frauen bis 25 Jahren, später aber werden die Gesichter meist abschreckend hässlich; gut aussehende Matronen habe ich selten angetroffen. Die Frauen sind weniger zur Leibesfülle geneigt als die Männer.

Kranke und Sieche findet man selten unter den Kirgisen, überhaupt sollen, dank der gesunden Nahrung und dem Leben in frischer Luft, bei ihnen nur wenige Krankheiten herrschen, die einzigen gefährlichen Feinde sind die Pocken und die Syphilis, aber auch diese sind im Allgemeinen nicht gefährlich, da, sobald die Pocken irgendwo ausbrechen, die Jurten den Ort verlassen und nur die Familien, in denen Kranke sind, zurückbleiben. Was die Syphilis betrifft, so werden die an dieser Krankheit darniederliegenden Familienmitglieder in einer eigenen, von den übrigen getrennten Jurte untergebracht und ihnen Speise und Trank geliefert, aber jeder Verkehr mit ihnen unterbrochen, so dass eine Ansteckung ganz unmöglich ist.

Todesfälle kommen nur sehr häufig bei kleinen Kindern vor, weil die schwächeren derselben wahrscheinlich die Einwirkung des rauhen Klimas nicht zu ertragen vermögen. Viele Kirgisen erreichen ein hohes Alter; ich habe an manchen Orten Leute angetroffen, die das achtzigste Jahr überschritten hatten. Hundertjährige Greise sollen nicht zu den Seltenheiten gehören.

In ihrem Gange sind die Kirgisen, wie jedes echte Reitervolk, plump und unbeholfen, wozu zum Theil auch nicht wenig ihr unbeholfenes Schuhwerk beiträgt; zu Pferde sind sie gewandt, rührig und ausdauernd. Die kirgisischen Frauen, besonders die jüngeren, haben hingegen einen leichten, wiegenden Gang.

Von den Sinnen der Kirgisen ist das Gesicht besonders scharf entwickelt, das ist auch durchaus nicht wunderbar. Der Kirgise lebt meist in weiter, freier Steppe und kann sich daher von Jugend auf in der Fernsicht üben. Mehr als einmal habe ich bewundern können, wie meine Begleiter von weiter Entfer-

nung Kleidung oder andere Anzeichen von Reitern genau bestimmten, die ich noch gar nicht zu sehen vermochte. Dabei ist der Kirgise von Jugend auf an ein fortwährendes Beobachten der ihn umgebenden Natur gewöhnt, bemerkt daher und sieht Alles, was für ihn nur irgendwie von Wichtigkeit sein kann. Er vermag Tage lang die Spur eines abhanden gekommenen Thieres zu verfolgen und wird diese Spur nicht verlieren, wenn sie selbst durch mit Fussspuren bedeckte Weideplätze grösserer Heerden führt. Er vermag nach der Spur von Thieren oft wunderbar die Natur derselben zu bestimmen. So erwähnt eine kirgisische Schnurre, wie ein Kirgise den nach einem verlorenen Thiere Suchenden gefragt habe, ob das Thier nicht auf einem Auge blind sei, auf dem linken Hinterfusse ein wenig gehinkt habe und ein Fuchs sei und dergleichen mehr. Da der Herr des Thieres den Frager für den Dieb hält, jener aber leugnet, das Thier gesehen zu haben, so zieht er den Verdächtigen vor den Richter, wo der Betreffende aussagt, er habe das Thier nicht gesehen, habe aber alles Gesagte aus der Spur desselben erkannt. Der rechte Hinterfuss sei stets fest aufgedrückt gewesen, daher müsse das Thier ein wenig gehinkt haben, an einem Dornenstrauche seien einige Haare hängen geblieben, daher habe er die Farbe des Haares erkannt und zuletzt habe das Thier beim Grasen stets die an der linken Seite von der Spur stehenden saftigen Kräuter und Blumen abgefressen, während es die rechts wachsenden unberührt gelassen, das deute darauf hin, dass es auf dem rechten Auge blind sei. Diese Anekdote beweist schon an und für sich, wie viel Werth die Kirgisen auf die Beobachtung legen. Ein Sassjedatel in Sergiopol versicherte mich, er habe einst bei Regenwetter seinen Handschuh verloren und zwei Kosaken zurückgeschickt, denselben auf dem Wege zu suchen. Dieselben seien unverrichteter Sache zurückgekehrt, darauf sei sein kirgisischer Begleiter geritten und habe den Handschuh 6 Werst weit entfernt gefunden. Das Pferd habe nämlich, so erzählte der Kirgise, mit dem Hinterfusse auf den Handschuh getreten und dieser sei tief in den Schmutz gerathen; er habe ihn nur gefunden, weil die Hufspur nicht so tief und deutlich im weichen Boden zu sehen gewesen sei, wie die übrigen Huftritte. Der Kirgise habe dies nur erwähnt, um den Umstand zu erklären, dass der Handschuh ganz beschmutzt und durchnässt war.

Viel weniger entwickelt als das Gesicht sind der Geruch und der Geschmack, obgleich die Kirgisen auch hierin weit vorgeschrittener sind als die Altajer.

Die Kirgisen sind ein echtes Nomadenvolk, das mit seinen Heerden während des Kreislaufes des Jahres in den Steppen umherzieht und stets da seinen Wohnsitz aufschlägt, wo es Nahrung für seine Heerden findet. Sitten, Gewohnheiten, Denkungsweise, mit einem Worte das ganze Leben und Treiben der Kirgisen stehen mit diesem Umherziehen des Viehes wegen im engsten Zusammenhange, ich kann also nur dann auf alle diese Verhältnisse eingehen, wenn wir das Nomadisiren und die Viehzucht der Kirgisen kennen gelernt haben.

Man denke sich nun dieses Nomadisiren nicht als ein planloses Umherirren durch die weiten Steppen. Planlos ziehen nur die Jägerfamilien in den Tundern und Wäldern des nördlichen Sibirien umher, sie verweilen nur an denjenigen Orten, wo der Zufall ihnen eine grössere Jagdbeute gewährte, die ihnen erlaubt eine zeitlang ihr Leben in Ruhe zubringen zu können. Die Wege, auf denen diese Jägerfamilien umherziehen, hängen also nicht von deren eigenem Ermessen ab. Daher kann ein Land nur eine äusserst dünne Jägerbevölkerung ernähren. Steigt die Bevölkerungsziffer eines Jagdterrains, so muss das Volk den Zufall der Jagdbeute zu regeln suchen, indem es sich Heerden des Wildes (Rennthiere) hält, mit denen es nun im Walde oder in den Tundern umherzieht. Der Rennthierbesitzer muss aber bei seinem Umherziehen schon Rücksichten auf seinen Viehstand nehmen und kann natürlich nur solche Wege einschlagen, auf denen seiner Heerde kein Schaden geschieht. Bei einem Volke aber, das einen so bedeutenden Viehstand hält wie die Kirgisen, ist an ein planloses Umherziehen gar nicht zu denken. Jeder Viehzüchter muss natürlich hauptsächlich darauf bedacht sein, dass er diejenigen Plätze aufsucht, die für seinen Viehstand die möglichst vortheilhaften sind. Da stossen natürlich die Interessen der Nachbarn aufeinander, wie uns dies ja schon in der Genesis zwischen den Knechten Abrahams und Lotts geschildert wird. Es tritt also hier eine bestimmte Eintheilung des Landes ein; ein Stamm oder eine Stammabtheilung betrachtet einen gewissen Landstrich als sein Eigenthum und duldet das Eindringen von Nachbarn in sein Gebiet nicht. Die Stammabtheilung besteht nun wieder aus Geschlechtern und diese aus

Geschlechts-Unterabtheilungen, die wiederum Theile des grösseren Stammgebietes als ihnen zugehörig betrachten. So sehen wir denn ein so buntes Gewirr von Landstrichen, auf denen die einzelnen Aule und Aul-Verbindungen umherziehen, dass es dem Reisenden unmöglich ist, sich ein klares Bild von der Landeintheilung zu entwerfen.

Für den Viehzüchter der Steppe ist es nun besonders wichtig, passende Stellen für den Winter- und Sommeraufenthalt zu finden, da nicht jeder Ort für die betreffende Jahreszeit passend ist. Den Frühling und Herbst kann er im Nothfalle überall zubringen, denn im Frühling findet das Vieh überall Wasser und Gras in Fülle und ebenso findet im Herbste ein bedeutender Niederschlag von Feuchtigkeit statt, der frischen Graswuchs erzeugt. Der Winter- und Sommer-Aufenthalt hingegen erfordern ganz bestimmte Bedingungen, deren Fehlen das Gedeihen des Viehes unmöglich macht. Für den Winter-Aufenthalt ist ein Ort nöthig, der möglichst dem Viehe gegen die Rauhheit der Jahreszeit Schutz gewährt, also entweder ein bewaldeter Landstrich oder ein tief gelegenes Flussthal, das dem Winde nicht ausgesetzt ist, dabei Wasser-, Holzreichthum und Weideplätze, wo sich der Schnee möglichst wenig lagert. Für den Sommer-Aufenthalt hingegen sind freie, offenliegende Flächen erwünscht, mit guter Bewässerung, etwa am Ufer von Seeen und fliessenden Gewässern, und dabei solche Stellen, wo das Vieh weniger von den Insekten zu leiden hat. Da für den Wintersitz viel mehr Bedingungen nöthig sind als für den Sommersitz, der besonders in bergigen Gegenden leichter zu finden ist, so sind es gerade die Wintersitze, die die Dichtigkeit der Nomaden-Bevölkerung bedingen und das Gedeihen des Viehstandes möglich machen. Nach dem Reichthume der Wintersitze also bestimmt der Nomade den eines Landes und alle Kämpfe und Kriegszüge der kirgisischen Horden während der vergangenen Jahrhunderte sind als ein stetes Drängen nach Erwerbung der besten Wintersitze zu betrachten. Jetzt, wo den Kirgisen gewisse Kreise und Bezirke zugetheilt sind, deren Landbesitzstand geregelt ist, hat dieses Ringen nach Wintersitzen aufgehört und es ist ein bestimmter, geregelter Besitzstand an dessen Stelle getreten. Jede kirgisische Familie besitzt jetzt ein in seinen Grenzen genau bestimmtes Winterterrain (Kystau), das der Familie erblich zugehört und das nur durch einen rechtlich geordneten Kaufact

auf eine andere Familie übergehen kann. Ein solcher Kaufact wird stets in Gegenwart von mehreren Zeugen (Nachbarn) vorgenommen. Der Uebergang des Winterterrains aus einer Hand in die andere findet ununterbrochen statt, da ja der Bedarf an Winterterrain von der Grösse der Viehheerden des Besitzers abhängen muss. Sobald nämlich der Viehstand eines Kirgisen abgenommen hat, sucht er seinen Wintersitz an einen mehr begüterten Nachbar zu veräussern. Nimmt der Viehstand eines Kirgisen hingegen zu, so sucht er sein Winterterrain zu vergrössern oder wenigstens den Niessbrauch benachbarter Wintersitze durch eine jährliche Bezahlung zu erlangen. Der reiche Kirgise sucht bei seinen Lebzeiten die älteren Söhne selbstständig zu machen und zwar theilt er seinem ältesten Sohne einen grossen Theil seines Viehes zu und kauft ihm, falls er selbst in seinem Wintersitze sich beengt fühlt, ein neues Winterterrain. Hat er selbst ein genügend grosses Wintergebiet, so weist er jedem Sohne, sobald er ihm sein Erbtheil an Vieh angewiesen, auch einen eigenen Wintersitz zu. Der Erbe des Nachlasses und des väterlichen Wintersitzes ist der jüngste Sohn. Bleiben mehrere Söhne nach, so wird das Vieh zwischen ihnen getheilt und der Wintersitz gilt als gemeinschaftlich, wenn sie nicht durch freie Uebereinkunft eine Theilung vornehmen. Letzteres geschieht aber nur sehr selten, da es für den jüngsten Sohn nicht vortheilhaft ist. Denn falls das Vieh so zunimmt, dass der Wintersitz dasselbe nicht mehr fassen kann, so hat der älteste Bruder nach kirgisischer Sitte die Pflicht, sich einen neuen Wintersitz zu erwerben und wird dabei nur theilweise von den jüngeren Brüdern unterstützt. Ist nach einiger Zeit der Viehstand so gewachsen, dass er für die zurückgebliebenen Brüder nicht ausreicht, so muss sich wiederum der älteste entfernen, bis zuletzt nur der jüngste im väterlichen Wintersitze verbleibt.

Während also mit zunehmendem Viehreichthum auch das Winterterrain der Familie sich immer mehr ausdehnt, ebenso nimmt es bei rückwärts gehendem Viehstande immer mehr ab, bis der Besitzer es aufgiebt und verkauft, sich mit den Resten seiner Heerde zu einem Verwandten begiebt und für gewisse Dienstleistungen das Recht erhält, das Winterterrain desselben zu benutzen. Stirbt ihm alles Vieh, so bleibt ihm nichts übrig, als sich als Arbeiter zu vermiethen.

Die Winterstriche sind meist so vertheilt, dass sie durch natürliche Grenzen von denen der Nachbarn geschieden sind, sie werden also von Flüsschen, Seeen, Hügeln, Abhängen u. s. w. begrenzt; ist keine natürliche Grenze vorhanden, so werden künstliche Grenzzeichen aufgestellt, z. B. Pfähle oder Steine. Die Grenzen der einzelnen Gebiete sind allen Verwandten und Nachbarn genau bekannt, sie gelten als unantastbar und stehen unter dem Schutze des Geschlechtes.

Da nicht alle Winterterrains von gleicher Güte sind, so ist auch der Preis der verschiedenen Wintersitze ein verschiedener. Es ist aber das Bestreben jedes nur irgendwie wohlhabenden Kirgisen, den Zustand seines Winterterrains durch Ankauf, Tausch oder Pacht zu verbessern.

Während nun die Winterterrains als fester Besitz des einzelnen Individuums gelten, sind die Sommersitze Eigenthum des Geschlechtes. Eine Theilung des Sommerareals zwischen den einzelnen Familien hat, so viel mir bekannt, nirgends stattgefunden. Hier hat Jeder, der Reiche sowohl wie der Arme, das Recht, sich niederzulassen, wo er will. Natürlich ist diese Freiheit nur in der Theorie eine vollkommene. Der Reiche und Angesehene weiss es natürlich so einzurichten, dass er den besten Platz erhält.

Bis Mitte April bleiben die Kirgisen gewöhnlich in ihren Wintersitzen, darauf beginnen sie überzusiedeln. Damit es ihnen gelingt, einen recht zweckentsprechenden Sommersitz zu erhalten, hält jedes Aul, das im Allgemeinen aus 3—5 Jurten besteht, die Zeit seines Aufbruches und die einzuschlagende Richtung möglichst geheim, gleichwohl finden aber geheime Besprechungen mit anderen Aulen, besonders mit Verwandten und Freunden, statt; darauf brechen die Aule plötzlich auf und suchen möglichst schnell den beabsichtigten Ort zu erreichen. Ist der Ort schon eingenommen, so bezieht das Aul die nächste freie Stelle. Dem Aufbruch eines Aules folgt gewöhnlich der Aufbruch aller Aule der Gegend, jeder sucht sich möglichst schnell einzurichten und nicht nur einen günstigen Platz zu erreichen, sondern auch einen solchen Platz, der bequem für das Weiterwandern ist und in einer Richtung liegt, die bei fortgesetzter Bewegung zu einem schönen Weideterrain für den Hochsommer führt. Im Anfang des Frühjahrs, wenn das Gras noch spärlich hervorgesprossen, können die Aule nur sehr kurze Zeit an einem Orte zubringen,

dann wechseln sie wohl alle zwei bis drei Tage ihren Platz. Zu Anfang des Sommers hingegen, wenn das Gras hoch gewachsen, bleiben sie oft wochenlang an einem Orte stehen. Im Hochsommer geht die Bewegung wieder schneller vor sich, während zur Zeit des Herbstes, bei zunehmendem Wasserreichthum, dieselbe wiederum langsamer wird. Die Rückbewegung von den Sommerstellen findet in der ganzen Steppe ungefähr in der Mitte des August statt und gewöhnlich auf demselben Wege, den man im Frühling durchzogen hatte. Der Herbstaufenthalt dauert gewöhnlich vom 15. September bis zum 15. October, dann rückt man wieder schnell in die Winterquartiere, wo man sich gewöhnlich Anfang November einrichtet. Die Sommer- und Herbst-Standquartiere sind nicht familienweise, sondern abtheilungsweise geordnet, und die Vertheilung der Aule liegt hier in den Händen der Geschlechtsältesten und anderer angesehener Leute. Dass hierbei nicht immer Recht und Gerechtigkeit herrschen, ist selbstverständlich, denn nicht umsonst sagt ein kirgisisches Sprichwort:

Wovon sprechen die Mitglieder zahlreicher Familien?
Sie sprechen von Ungerechtigkeiten, die sie weniger zahlreichen Familien zugefügt,

Wovon sprechen die Mitglieder von wenig zahlreichen Familien?
Sie sprechen von Ungerechtigkeiten, die sie von den zahlreichen Familien erlitten haben.

Die einzige Abwehr gegen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten ist eben festes Zusammenhalten der Familien und Nachbarn unter Anführung bestimmter Persönlichkeiten; in diesen Vereinigungen liegt der Keim zu immer neuer Gruppirung der Geschlechter.

Nach den Winterquartieren ziehen die Kirgisen nur mit den Kameel-, Rinder- und Schafheerden. Die Pferdeheerden lassen sie hingegen in den Herbstlagern, die gewöhnlich nur 15—25 Werst von den Winterquartieren entfernt sind. Hier bleiben diese gewöhnlich bis zu der Zeit, wo starker Schneefall eintritt, dann treibt man sie abermals zu den Sommerstellen zurück und besonders an solche Plätze, die wegen des hohen Wasserstandes im Sommer unbenutzt geblieben, oder wo in Folge der starken Herbstregen wieder neues Gras hervorgewachsen ist. Nur die ärmere oder mittelmässig begüterte Klasse

des Volkes macht mit allen ihren Heerden den eben beschriebenen Rundgang. Die Reichen können ihre Heerden niemals an einer Stelle weiden lassen. Sie theilen ihre Schaf-, Pferde-, Rinder- und Kameelheerden ab und lassen jede Art für sich in den für sie passenden Gegenden einen eigenen Kreisgang vornehmen. Daher wächst auch das Vieh bei den Reichen am besten, denn jede Viehgattung gedeiht am besten bei einer ihr eigenthümlichen Fütterung. So lieben Kameel, Schaf und Ziege stark duftende harte Kräuter, wie das von den Kirgisen Kökpök und Dshūsan genannte Kraut, ja die Kameele sind sogar mit Disteln und Dornen und im Winter mit feinen Weidenzweigen zufrieden. Das Pferd hingegen schätzt am höchsten das feine Gebirgskraut (Betäkä und Torlau), das zwischen den Felsspalten hervorsprosst, während dem Rinde das Gras der weichen Wiesenteppiche am zuträglichsten ist.

In den Ebenen und auf den Hügelwellen der nördlichen Steppe gehen die einzelnen Jurtenzüge in so verschlungenen und sich oft durchkreuzenden Linien, dass es dem Unbetheiligten unmöglich ist, sich in diesem Wirrwar zurecht zu finden. In der südlichen Steppe hingegen, wo hohe Bergrücken sich meist bis zur Grenze des ewigen Schnees aufthürmen, ist der Kreisgang des Nomadenzuges ein durch die geographischen Bedingungen geregelter. Das Flussthal selbst, das sich meist unter dem Niveau der Steppe befindet und dessen Ufer meist eine schwache Bewaldung und Pappeln aufweist, ist ein passender Winteraufenthalt, da er Schutz vor Wind und reichlich Heizmaterial bietet. Im Sommer hingegen sind die Niederungen unbewohnbar, da die unzähligen Schwärme von Mücken, Fliegen, Stechfliegen, Bremsen und Moschki die Viehheerden zu Grunde richten würden. Daher verlässt der Kirgise im Sommer die Niederung und steigt immer höher ins Gebirge. Im Frühjahr lässt er seine Heerde auf den der Sonne ausgesetzten Flächen der Bergabhänge weiden, wo um diese Jahreszeit durch das den Schneeanhäufungen entfliessende Wasser eine reichere Vegetation emporsprosst. Wenn die immer stärker wirkende Sonne das Gras hier zu verbrennen beginnt, so steigt er auf den offenen Terrassen immer höher, bis er im Hochsommer am Saume des ewigen Schnees anlangt und hier die heisseste Zeit des Jahres in angenehmer Kühle verbringt. Im Herbste lenken sich dann die Jurtenzüge wieder ins Thal herab, aber nicht auf die offenen Bergterrassen, sondern in

die verdeckten Schluchten und Thalrinnen, wo die Sonne nicht den reichen Graswuchs vernichtet hat.

Das Vieh ist, wie uns schon diese kurze Uebersicht der Nomadenzüge der Kirgisen beweist, Lebensbedingung des Steppenbewohners, es ist sein einziges Existenzmittel und sein Verlust setzt ihn dem Hungertode aus. Er bezeichnet das Vieh mit dem allgemeinen Namen „*mal*“ (einem arabischen Worte, das eigentlich „Besitz“ bedeutet). Wie hoch er selbst das Vieh stellt, beweist der Umstand, dass er bei der Begrüssungsformel stets die Frage „mal dschanyng amanna“ (sind dein Vieh und deine Leute gesund?“) gerade in dieser Ordnung richtet, d. h. sich zuerst nach dem Wohlergehen des Viehes und dann nach dem der Leute erkundigt.

Das Vieh, das der Kirgise züchtet, zerfällt in fünf Gattungen: Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde und Kameele. Im Allgemeinen hält der Kirgise mehr Schafe und Ziegen als Rinder. Wenn auch hier sehr viel von der Oertlichkeit abhängt, so werden im Akmolinschen Kreise mehr Schafe gehalten, im Karkaralinschen Kreise mehr Rindvieh, ebenso im nördlichen Theile des Semipalatinskischen Kreises und in der Kulunda, während in dem südlichen Theile der östlichen Steppe mehr Schafe und im Gebirge mehr Ziegen gezüchtet werden. Die Kameelzucht wird überall nur in sehr geringem Maasse betrieben, während die Pferdezucht durchweg weit mehr verbreitet als dem Züchter nutzbringend ist, ein Umstand, welcher sich nur so erklären lässt, dass das Aufziehen der Pferde diesem echten Reitervolke ein inneres Bedürfniss ist.

Betrachten wir jetzt die einzelnen von den Kirgisen gezüchteten Hausthiere näher.

I. Das Schaf.

In der ganzen Ausdehnung der kirgisischen Steppe wird nur eine Art von Schafen gezüchtet, das ist das Schaf mit dem Fettsteisse (ovis steatopyga Turcomaniensis). Von den Kirgisen wird es mit Stolz „kasak-koi“, d. h. das kirgisische Schaf, genannt, zum Unterschiede von dem russischen und kalmückischen Schafe, die den Kirgisen auch wohl bekannt sind. An Grösse übertrifft es bei weitem das russische Schaf, denn es erreicht meist eine Höhe von 1 Arschin und eine Länge von 1 $^1/_2$ Arschin. Das kirgisische Schaf ist stark gebaut und sehr fleischig, es ist aber mit einer sehr harten Wolle bedeckt, so dass Pelze aus

kirgisischen Schaffellen nicht beliebt sind. Diese Schafe sind meist von braungelber Farbe, doch giebt es auch viele weisse Schafe, schwarze sind sehr selten. In der Form des Kopfes unterscheidet sich das kirgisische von dem russischen Schafe dadurch, dass sein Nasenbein bedeutend mehr, fast hakenförmig, gekrümmt (ramsnasig) und weit schmäler ist als bei Letzterem. Nach den Ohren unterscheidet der Kirgise zwei Hauptarten: 1. die Schlappohre (salpang kulak) mit etwa drei Finger breiten und zwei Werschok langen, schlaff herabhängenden Ohren; 2. die Straffohre (dschebä kulak) mit etwas zusammengedrehten, etwa ein Werschok langen, stehenden Ohren; diese beiden Arten sind allgemein verbreitet; eine dritte Art, die Ohrlosen (kuldur schulak koi) sind viel seltener.

Das charakteristische Merkmal des kirgisischen Schafes ist der Fettschwanz (kuiruk). Er ist von frühester Jugend an ausgeprägt und besteht aus zwei dicken Fettwülsten, die durch den Schwanzwirbel (kuimschak suök) von einander getrennt sind. Dieser Fettschwanz ist meist bei ausgewachsenen Schafen von bedeutendem Umfange und oft bis zu einem Pud schwer. Einen solchen Schwanz vermag das Thier nicht mehr zu tragen, sondern schleppt ihn mit eingeknickten Hinterbeinen mühsam auf der Erde nach. Die Kirgisen nennen dies: „kai kuirugun schaulanady“. Dann kommt der Mensch dem armen Thiere zu Hilfe und befestigt unter dem Schwanze ein Gestell mit zwei Rädern, mit dem sich das Thier leichter, wenn auch noch immer unbeholfen, fortbewegt. Der Fettansatz von einem Pud Gewicht ist in der That ganz unverhältnissmässig, wenn man bedenkt, dass ein kirgisisches Schaf wohl nie über 50 Pfund Fleisch liefert.

Wenn Herr Barlian sagt, dass die Fettklumpen der schwanzlosen Schafe verschwinden, sobald diese durch den russischen Käufer aus dem Kirgisenlande in das ihrige versetzt werden, so ist dies ein Irrthum. Die Kirgisenschafe verlieren ebenso wenig in anderen Ländern ihren Fettschwanz, wie andere Schafarten im Kirgisenlande einen Fettschwanz erhalten. In der kulundinischen Steppe leben kirgisische Schafe mit russischen zusammen. Sind bei der Heerde russische Widder, so nimmt bei den neugeborenen Schafen der Fettschwanz ab, verliert sich aber erst gänzlich in der dritten Generation. Sind aber bei der Heerde kirgisische Widder, so entstehen allmählich Fettschwänze. Ebenso hatte ich Gelegenheit, an den Ufern des Issik-köl zu beobachten, dass auch

dort das mongolische Schaf neben dem kirgisischen unter denselben Bedingungen jedes in seiner Art fortbesteht.

Dass die kirgisische Schafgattung sich aber nicht nach Russland verbreitet, hat allein darin seinen Grund, dass aus der Steppe nur Schafe und Hammel als Schlachtvieh eingeführt werden, aber nie Schafböcke, da sich schwerlich Jemand bemüht, das hartwollige kirgisische Schaf zu züchten.

Das Schaf heisst kirgisisch „koi“, der Schafbock „koschkar“, das Mutterschaf „tū koi“ (Gebär-Schaf), der Hammel „erkäk koi“ (männliches Schaf). Das neugeborene Lamm heisst „kosy“; es wird gewöhnlich im März geboren. Das Werfen der Lämmer heisst „koi kosdaidy“. Wirft das Schaf zu früh (im Februar) oder zu spät (im Mai oder Juni) so sagt man „koi aramsa kosdady“ (das Schaf hat fehlerhaft geworfen). Vom Herbste bis zum Frühlinge, d. h. in der zweiten Hälfte des ersten Jahres und allenfalls auch in den ersten Monaten des zweiten Jahres heisst das Lamm „toktu“; im zweiten Jahre wird es aber „sek koi“, im dritten „kunan koi“, im vierten „dönön koi“, im fünften „bestä koi“ genannt.. Einen Schafbock kastriren heisst „koidu tartyp dschibärüdi“. Das Bespringen des Schafbockes heisst „koschkar koidu kaschyrady“ (der Bock treibt das Schaf). Beim Handel mit Mutterschafen bestimmt man das Alter nach den geworfenen Lämmern. So heisst ein vierjähriges Mutterschaf „üsch kosdagan koi“ (ein Schaf, das drei Mal geworfen), ein fünfjähriges hingegen „tört kosdagan koi“ (ein Schaf, das vier Mal geworfen hat).

Die Schafe werden heerdenweise gehütet, bei Reichen oft in mehreren Heerden, da bei ihnen die Zahl oft mehrere Tausende beträgt. Arme eines Aules thun sich zusammen und lassen ihre Schafe gemeinschaftlich hüten. Bei weniger reichen Kirgisen werden Schafe und Ziegen zusammen auf die Weide getrieben. Die Schafhirten (koischu) sind meist Knaben; es werden zu diesem Geschäfte verarmte Waisen gemiethet; daher kommt es auch, dass in allen kirgisischen Märchen der Schafhirt „taschscha“ (Grindkopf) genannt wird, da die Grindköpfe bei den Armen aus Mangel an Pflege des eigenen Körpers oft vorkommen. Uebrigens spielt in kirgisischen Märchen der Schafhirt meist eine bedeutende Rolle und gelangt oft zu hoher Stellung, gerade wie im deutschen Märchen oft das Gänsemädchen oder der Schweinehirt.

Der Schafhirt sattelt einen jungen 2—4 jährigen Ochsen

und treibt so beritten, mit einem langen Stocke bewaffnet, seine Heerde auf die Weide. Man kann an dem Reitthiere des Hirten stets erkennen, ob die Schafheerde einem Kirgisen oder einem tatarischen Kaufmanne gehört, da die Hirten der Tataren stets auf Pferden, die der Kirgisen stets auf Ochsen reiten. Sommer wie Winter werden die Schafe auf die Weide getrieben und, wie ich schon gesagt habe, stets in grösseren Heerden. Im Allgemeinen kommen in dem nördlichen Theile der Steppe stets auf 100 Schafe zwei Widder. Die Zahl der letzteren ist deshalb so gering, weil hier die Schafe nur zu einer Jahreszeit gebären dürfen und zwar im Frühlinge, da bei dem Mangel an Winterställen die im Herbste geborenen Lämmer im Winter umkommen würden. Die wenigen zufällig im Herbste geborenen Lämmer werden in den Jurten gehalten. Um die Herbstgeburten zu verhindern, wird ein Stück Filz am Leibe des Widders so befestigt, dass es senkrecht herabhängt, und diesen Zierath tragen dieselben während mehrerer Monate. In der Südsteppe, z. B. im Ili Thale oder Schu, können die spät geborenen Lämmer leicht überwintern, deshalb hält man dort auf 100 Schafe meist vier Widder.

Die Schafe, die im Frühling geworfen haben, bleiben mit den Lämmern einige Tage bei der Jurte. Später werden die Mutterschafe mit der Heerde fortgetrieben und nur die Lämmer bei der Jurte gelassen. Erst nach einigen Wochen werden aus den Lämmern eigene Heerden gebildet, die abgesondert von den Mutterschafen auf die Weide getrieben werden. Grosse Schafheerden werden im Winter in drei Abtheilungen gehütet: die Mutterschafe, die Hammel und die Lämmer, jede gesondert für sich. Früh am Morgen werden die Schafheerden von der Jurte fortgetrieben, um die Mittagszeit kehren sie zu derselben zurück. Nachmittags werden sie wieder zur Steppe getrieben und dann kehren sie erst gegen Abend heim. Des Nachts verbleiben die Schafheerden in der Nähe der Jurten. Es befinden sich bei den Jurten zwischen in die Erde gesteckten Stäben ausgespannte Seile (kögön), an denen viele kleine Stricke befestigt sind. An diese Stricke, die etwa $^1/_2$ Arschin von einander entfernt sind, werden die Mutterschafe über Kreuz angekoppelt, so dass die Köpfe über das Querseil zu liegen kommen. Das erste Schaf ist rechts vom Querseil angebunden, das zweite links, das dritte wieder rechts u. s. w. Für die Lämmer sind bei kleineren Heerden

engere, niedrigere Kögön. Bei grösseren Heerden sind für die Lämmer Hürden hergerichtet.

An den Kögön angekoppelt, werden die Mutterschafe zwei Mal am Tage, d. h. am Mittag und am Abend, gemolken. Gewöhnlich melken zwei Weiber einen Kögön und zwar das eine die rechts stehenden, das andere die links stehenden Schafe. Der hölzerne Melkeimer (agasch scheläk) wird beim Melken zwischen die Hinterfüsse gestellt und wird das Schaf auch von hinten gemolken, indem man das Euter zwischen den Füssen hervorzieht. Geben die Schafe nicht sogleich Milch, so schlägt die Melkerin mit der linken Faust derb gegen das Euter (jelin), dann lässt das Schaf die Milch sogleich ab. Es ist natürlich, dass bei der Stellung der Melkenden das Thier die Hände derselben wie auch das Milchgefäss sehr oft verunreinigt, das schadet aber nichts, denn der Kirgise sagt: „koidung bogu aram emäs" (der Schafmist ist nicht unrein, d. h. vom Koran als unheilig bezeichnet). Der in die Milch gefallene Schmutz wird mit einem kleinen Stäbchen aus dem Eimer entfernt.

Man melkt im Allgemeinen die Schafe vier Monate lang, im vierten Monate sollen sie aber schon sehr wenig Milch geben. Im Herbste geben nur die spät geboren habenden Schafe (kendschä kosdagan koilar) noch Milch. Ein Schaf giebt täglich nur etwas über $^1/_4$ Liter Milch. Man melkt eben die Schafe nicht ganz aus, sondern lässt ein wenig Milch im Euter, welche die Lämmer, die man nach dem Melken zu den Müttern lässt, aussaugen (d. h. kosu dschamyrady).

Die Schafe weiden Sommer und Winter auf freier Steppe und suchen sich auch im Winter ihr Futter selbst, indem sie das Gras mit den Vorderfüssen aus dem Schnee scharren; nur den jungen Lämmern wird im Winter Heu vorgelegt, welches man im Sommer in der Nähe der Wintersitze aufstellt. Für die Lämmer wird auch bei den Wintersitzen eine Art Stall hergerichtet. Bei den Kirgisen am Irtisch und an der Kulunda, die in der Nähe der russischen Ansiedelungen wohnen, sind die Ställe für die Lämmer aus Balken hergerichtet, in der Steppe sind es in die Erde eingegrabene Vertiefungen. Im Sommer werden die weidenden Schafe täglich zwei Mal zur Tränke getrieben, im Winter geschieht dies nicht, da dann die Thiere ihren Durst mit Schnee löschen.

Die beste Weide für die Schafe ist die Salzsteppe und ihr liebstes Futter die Kräuter Kökpök und Dshusan.

An einem heiteren, wolkenlosen Herbsttage treibt man die Schafe zu einem See oder zu einem naheliegenden Bache und lässt sie mehrmals langsam durch die Fluthen gehen (suga tschogutady), damit das Wasser den Schmutz aus den Wollpelzen entferne. Vom Flusse werden dann die Schafe zur Jurte zurückgetrieben und dort geschoren. Das Scheeren der Schafe verstehen nicht viele Kirgisen, sondern nur einzelne Leute, welche daraus ihr Gewerbe zu machen pflegen. Man ladet diese Scheerer zur Schur ein und bewirthet sie gut, ausserdem giebt man ihnen einen kleinen Theil der abgeschorenen Wolle zum Lohn. Man bindet den Schafen die vier Füsse zusammen und scheert sie mit grossen eisernen Scheeren (kyrtyk), indem man am Hintertheile beginnt. Ein guter Scheerer setzt nicht eher die Scheere ab, als bis das ganze Schaf geschoren ist, so dass die abgeschorene Wolle fast wie ein zusammenhängendes Schaffell aussieht. Die Wolle wird dann auf einen Haufen geworfen und weder auf die Farbe noch auf die Güte derselben Rücksicht genommen.

Betrachten wir jetzt, wie die Kirgisen die vom Schafe gewonnenen Rohprodukte verwenden.

1. Die Milch. Die im Melkeimer gewonnene Milch wird zur Jurte gebracht und in grosse durchräucherte Lederschläuche (Saba), welche rechts von der Thüre am Jurtengitter angebunden sind, gegossen. Wenn eine Saba, die 4—6 Eimer Milch fasst, gefüllt ist, so wird in einen Kessel etwas frische Schafmilch gegossen und einem gelinden Feuer ausgesetzt. Ist die Milch erwärmt, so thut man etwas sauere Milch (airan) dazu und lässt das Ganze gerinnen. Jetzt werden die Molken abgegossen und der frische Quark in Näpfe gethan. Die Molken werden dann wieder an's Feuer gesetzt und gekocht und dann kochend in die mit Schafmilch gefüllte Saba gegossen. Hierauf ladet meist der Bewohner die übrigen Jurten des Aules ein, um den frischen Quark zu kosten. Die Gäste setzen sich um's Feuer und jeder erhält ein wenig vom frischen Quarke und nachdem dieser verzehrt ist, spricht einer der Gäste den Butter-Segen (mai batassy), der mit den Worten schliesst: majyngys köp bolsun! (möget ihr viel Butter gewinnen!) Haben die Gäste sich entfernt, so wird die Rührstange (pistäk) in die Saba ge-

steckt und dann die Oeffnung derselben mit einem Pferdezügel zugebunden. Dann schlägt man die Milch mit dem Pistäk wohl eine Stunde lang und öffnet die Saba vorsichtig, um nachzusehen, ob die Butter sich schon in derselben sammelt. Hat sich die Butter gebildet, so nimmt man den Pistäk heraus, bindet die Oeffnung der Saba fest zu und stösst nun mit der concaven Seite eines Holznapfes von aussen gegen den Lederschlauch, damit die Butter dicht werde (mai kalyng bolsun dep tolkuidu). Hat die Butter sich zu einem Stücke zusammengeballt, so wird die Saba geöffnet. Die Frau streift die Aermel des Hemdes bis zur Schulter auf (subanady), nimmt die Butter mit der Hand aus der Saba und legt sie in eine hölzerne Mulde (astau). Nun durchrührt sie dieselbe mit einem Rohrstäbchen (schī) und entfernt daraus mit diesem Schmutzstücke, Haare, Grashalme und sonstige Unreinlichheiten. Dann nimmt die Hausfrau, die das Geschäft des Butterns selbst ausführt, etwas von der Butter und beschmiert die oberen Spitzen des Jurtengitters, damit sie dieselbe kosten und mit um reichen Buttersegen bitten helfen (tiläüdäs bop tursun!) Auch giebt sie jedem Familienmitgliede und Jedem, der in das Haus tritt, ein wenig Butter in die linke Hand; der, welcher die Butter erhalten, legt dieselbe aus der linken in die rechte Hand und leckt die linke Handfläche ab, dann legt er die Butter in die linke Hand und leckt die rechte Handfläche u. s. w., bis er die ganze Butter allmählich aufgeleckt hat.

Nachdem diese für das Gedeihen der Butter nothwendigen Bewirthungen ausgeführt sind, wird die Butter ungewaschen gesalzen und in einen gereinigten Schafmagen gefüllt, dieser aber mit einem Filzstücke umbunden. Die mit Butter gefüllten Mägen werden in einem mit drei Füssen versehenen Kasten (kebäschä) aufbewahrt, dessen Deckel entweder mit einem Schlosse verschlossen oder wenigstens mit einem Stricke zugebunden wird, damit die Butter vor den naschhaften Kindern und Dienstleuten sicher sei.

Haben sich nun einige Saba mit Quark und Buttermilch angesammelt, so gräbt man neben der Jurte ein $^1/_2$ Arschin breites, ebenso tiefes und 4—5 Arschin langes Loch in die Erde (jär-oschak), auf dieses werden zwei bis vier Kessel gestellt, die sich mit den Rändern auf die Seitenwände der Grube stützen und in diese Kessel wird nun Quark und Buttermilch gegossen. Unter den Kesseln wird ein gelindes Feuer ange-

zündet. Schon früher hatte nämlich der Knecht mehrere Kameellasten trockenen Mistes als Brennmaterial herbeigefahren und nun besorgt die Magd (nur bei armen Leuten die Hausfrau) die Kessel, während der Knecht auf die Unterhaltung des Feuers achtet. Wenn der Schaum sich auf den Kesseln bildet, so schöpft die Magd ihn mit den Fingern ab und leckt ihn mit grossem Wohlgefallen; sie muss es aber heimlich thun, denn wenn die Hausfrau es sieht, so ruft sie ihr zu: „kurttung mangyssy hetädi, dshalama!“ (Lecke nicht! der Käse verliert seinen Geschmack). Sobald der Quark zu Kochen anfängt, nehmen Mägde und Knechte jedes einen 1 Arschin langen Stab, an dessen Ende eine kleine eiserne Schaufel befestigt ist (kalak temir oder bulgausch), setzen sich vor den Kessel und schieben das Eisen ohne Unterbrechung auf dem Boden des Kessels hin und her. Da diese Arbeit nicht viele geistige Thätigkeit erfordert und sehr lange währt, so wird sie meist im Halbschlummer verrichtet, indem man den Holzstab vor die Brust stemmt und mechanisch den Oberkörper vor und rückwärts schiebt. Jetzt wird der Quark so lange gekocht, bis der Rührstab darin stecken bleibt. Alsdann wird er in hölzerne Mulden geschüttet und bleibt in diesen einen Tag und eine Nacht stehen. Am anderen Morgen haben sich wiederum ein wenig Molken abgesondert. Dann thut man den Quark in einen Sack aus Kameelhaargespinnst und hängt diesen an dem Jurtendache auf, so dass die noch übrigen Molken in eine Mulde abtröpfeln können. Jetzt erst formt man aus dem Quarke kleine runde Käse, welche auf mit Rohrmatten bedeckten Gestellen in der freien Luft getrocknet werden. Bei grosser Hitze trocknen die Käse in drei Tagen, sonst müssen sie wohl eine Woche liegen. Diese steinharten Käse (kurt) bilden einen sehr wichtigen Theil der Wintervorräthe.

Ausser diesen Käsen fertigt man aus der Schafmilch noch Krümelkäse (erimschik). Zur Bereitung desselben hat man getrocknete Mägen von neugeborenen Lämmern (mejäk) im Hause vorräthig. Die Zubereitung des Erimschik geschieht folgendermassen: Man giesst die frische Schafmilch in den Kessel, legt einen Mejäk hinein und erwärmt den Kessel gelinde. Der Mejäk bleibt in der auf dem Feuer stehenden Milch ungefähr eine Stunde liegen, dann wird er herausgenommen, die Milch zum Kochen gebracht und darauf vom Feuer genommen. Die Milch

gerinnt sehr schnell. Diese frisch geronnene Milch heisst auf kirgisisch: „ak erimschik“ (weisser Erimschik). Dieser wird nun wieder auf das Feuer gesetzt und so lange gekocht, bis die Molken vollständig verdampft sind, der eigentliche Käsestoff röthlich wird, und anzubrennen beginnt. Dann nimmt man den letzteren klumpenweise aus dem Kessel, streut ihn auf Schilfmatten und trocknet ihn an der Luft zu feinen gelben Krümeln. Dieselben heissen „sary erimschik“ (gelber Krümelkäse).

Der Geschmack des Käse (kurt) ist für einen europäischen Gaumen grauenvoll, er schmeckt sauer, bitter, sandig. Erträglicher schmeckt er in Wasser zerrieben, so geniessen ihn auch die Kirgisen im Winter als Surrogat der zu jener Jahreszeit fehlenden Milch.

Der Erimschik hingegen schmeckt getrocknet sehr angenehm süsslich und wird zum Thee genossen. Frauen, die sich als Gäste einfinden, werden meist mit Erimschik und Butter bewirthet. Wenn die Frauen bei Festmählern erscheinen, so nehmen sie als Gastgeschenke Erimschik und Kurt mit. Guter Erimschik ist das Probestück einer vortrefflichen Hausfrau. Erimschik wird ebenfalls, wenn auch selten, aus Kuhmilch gemacht, ebenso selten bereitet man aus Schafmilch Airan (gekochte sauere Milch). Leute, die sehr wenig Vieh haben, schütten alle Milch (sowohl Kuh- als Schafmilch) in eine Saba.

2. Das Fleisch und Fett. Die alten Schafe, die keine Lämmer mehr werfen, werden zu Anfang des Winters als Wintervorrath mit dem übrigen Schlachtvieh geschlachtet. Dann werden die Fettschwänze abgelöst und der Länge nach in Streifen (tiläm) geschnitten. Diese Tiläm werden gesotten und bei der Butter aufbewahrt. Sie werden den im Winter kommenden Gästen als Leckerbissen vorgesetzt oder beim Kochen von Baursak (kleine Teigstückchen) verwendet.

Schafe schlachtet man nur bei Gastmählern, bei Krankheiten auf Verordnung eines Baksa (Wunderdoktors) und bei Ankunft eines geschätzten Gastes. Der zu Ehren des Gastes geschlachtete Hammel heisst „konagassy“. Ein derartiges Ehrengericht wird gewöhnlich in einer oder höchstens in zwei Mahlzeiten aufgegessen, denn das leckere Mahl lockt viel Nachbarn herbei, von denen jeder einen Theil erhalten muss. Der Hammel wird zuerst lebendig in die Jurte geführt und dem Gaste gezeigt, der den Segen spricht. Dann bringt man ihn

wieder aus der Jurte, schlachtet ihn und häutet ihn ab. Die Lunge und das Gedärme werden den Hunden vorgeworfen, denn „ökpü as bolmas“ (Lunge ist keine Speise) sagt ein kirgisisches Sprichwort. Das Fleisch, Herz und Magen werden in den Kessel gelegt, gesalzen und gekocht. Der Kopf aber und das Bruststück mit dem Fell (von dem die Haare mit einem Messer abrassirt sind) werden am Feuer an Stäben gebraten. Sind die Haare des Kopfes abgesengt, so reinigt man diesen und legt ihn in den Kessel, ohne jedoch die Zähne auszuschlagen, wie der Koran es fordert; das Ausschlagen der Zähne hält der Kirgise für unheilbringend für das Jungvieh. Der Schaum wird vom Kessel ziemlich sorgfältig abgeschöpft und die Brühe bis auf ein Geringes eingekocht. Ist das Fleisch gar, so legt man das Kreuzstück, die falschen Rippen (sübö kabyrga), die Knochen des Oberschenkels der Vorderbeine (ortan dshilik), die Oberschenkel der Hinterbeine (tokpak dshilik) und ein Stück vom Fettschwanze dem Gaste auf einer hölzernen Schüssel vor; dieser nachdem er sich die Hände gewaschen, scheidet das Fleisch von den Knochen und taucht es in die Brühe, die sehr stark gesalzen ist. Der Wirth setzt sich nicht zum Gaste. Wenn der Gast das Fleisch so zugerichtet, wendet er sich an den Wirth: „as iässimän tatty, aska oturungus!“ (das Essen ist nur mit dem Wirthe wohlschmeckend, setzt euch und esset!). Der Wirth antwortet: „Alla rasy bolsun, risabys aschangys!“ (Lohn's euch Gott, ich danke, esset nur!) Doch der Gast lässt nicht nach. Da der Wirth sich noch immer weigert, schneidet er ein grosses Stück Fleisch (dschaprak et) von den falschen Rippen, winkt den Wirth und steckt es ihm mit den Fingern in den Mund. Dann schneidet er ein zweites Stück und reicht es der Hausfrau, aber nicht mit den Fingern, sondern er legt es für sie auf einen Napf. Nun erst setzt sich der Wirth zum Gaste und isst mit ihm aus einer Schüssel, legt jedoch dem Gaste immer die besten Stücke vor. Jetzt schneidet der Letztere eine Menge Fleisch und Fett in kleine Stücke und reicht es mit den Fingern der rechten Hand den übrigen Anwesenden (bes barmak). Er nimmt immer zu drei Stücken und steckt diese mit einem Male dem sich ihm Nähernden, der den Mund aufsperrt und den Kopf weit nach vorn streckt, in den Mund. Es ist nicht ohne Interesse, die gierigen Physiognomieen der Empfänger zu betrachten. Die Speisung hat aber ihren bittern Beigeschmack; es gilt nämlich

als Beleidigung für den Wirth und den Geber, wenn der Empfänger die Gabe nicht sogleich hinunterschluckt sondern die Finger zu Hülfe nimmt. Waren die Stücke etwas gross, so ist das Hinunterschlucken nicht so leicht und der durch die Etikette Gemarterte würgt häufig vergebens, sein Gesicht unterläuft blauroth und er droht zu ersticken. Da helfen die Nachbarn dem Armen; der eine ruft ängstlich „kak! kak!“ (schlage! schlage!), einige andere stossen den Unglücklichen stark mit der Faust in den Rücken, bis das Fleisch glücklich in den Magen gelangt ist. Wie in Schweiss gebadet, ruht der Arme dann nach dem Wohlgenusse aus. Bei Gelegenheit des Bes-barmak ist das kirgisische Gesetz zu erwähnen, des Inhalts dass, wenn der Geber mehr als drei Stücke oder einen Knochen verabreicht hat und der arme Empfänger erstickt, der Erstere den vollen „kun“ (Strafgeld für Todtschlag) bezahlen muss. Hat er aber nur drei Stücke gegeben und mögen sie noch so gross gewesen sein, so zahlt er im Falle des Erstickens kein Strafgeld.

Die Kirgisen sind Meister im Kochen des Schaffleisches; ich habe nie so wohlschmeckendes Kochfleisch gegessen als bei ihnen. Ich lernte in Taschkend einen Gouverneur kennen, der sich ausser seinem russischen auch einen kirgisischen Koch hielt, welcher ihm jeden Mittag nach der Suppe als zweites Gericht auf kirgisische Art geschlachtetes Schaffleisch bereiten musste.

Nach dem Fleische wird die eingekochte Brühe (sorpa) in einer Holzschüssel herumgereicht und von jedem Anwesenden einige Schlucke getrunken.

Die Leber und etwas vom dicken Fleische werden fein geschnitten und mit Stücken Schwanzfett gebraten. Dieses Gericht heisst kurdak und wird nach der Sorpa gereicht. Das Bruststück (töstük) wird am hellen Feuer an Stöcken gebraten und gilt als ein besonderer Leckerbissen.

Nach dem Mahle wischt jeder der Anwesenden sich das Fett von den Fingern an die Stiefelschäfte, danach wird das Dschauluk, ein Handtuch aus weissen Leinen, das aber von Fett starrt, herumgereicht und zuletzt wäscht man sich Mund und Hände mit Wasser. Nach dem Mahle halten Alle die zusammengelegten Hände horizontal vor die Brust und der Gast spricht den Segen für den Hausherrn, der mit dem Allah ekbär (Gott ist gross) und mit Bartstreichen endet. Hier einige Beispiele solcher Segenssprüche (bata).

Gott der Herr, o sei du gnädig!
Gnädig sei und gieb ihm Vieh!
Mach' zum Besten ihm beim Volke!
Doch dem, der ihn feindlich ist,
Nimm das Vieh und mach' ihn arm!
Allah ekbär!

oder:

Sei ihm gnädig, o mein Gott!
Und verleih ihm reiche Gaben!
Du, erfüll ihm seine Wünsche!
Gieb ihm doch der Habe Fülle!
Oeffne ihm die Hand zum Wohlthun!
Günstig mach' die Opferspende!
Du, erfülle seine Bitten!
Mache vornehm seinen Stamm!
Und den Feind, den Uebelthäter,
Gieb ihn unter seine Sohlen!
Allah ekbär!

3. Die Wolle. Nachdem die ganze Heerde geschoren ist, versammeln sich Frauen, Mädchen und junge Burschen der Nachbarschaft, um die Wolle zu Filz zu schlagen. Die Wolle wird auf kahlen Kuh- oder Pferdefellen (tulak) in einer dicken Schicht ausgebreitet. Die Leute bewaffnen sich mit langen Ruthen (saban) stellen sich rund um die Felle und schlagen unter munterem Gesange nach dem Takte einer Melodie die Wolle abwechselnd mit der Ruthe der rechten und derjenigen der linken Hand. Nachdem die Wolle geschlagen ist, wird sie zerrupft.

Wenn die Wolle fein genug zertheilt ist, wird sie über zwei Strohmatten von 4—7 Arschin Länge, welche zusammengenäht sind, in zwei dicken Schichten ausgebreitet; unten legt man braune Wolle (kongordau dshün), oben weisse Wolle (akyndau dshün). Nun wird die Schicht stark angefeuchtet und zusammen mit der Strohmatte aufgerollt. Die Rolle umwickelt man wieder aussen fest mit einem Seile aus Pferdehaaren, zehn Menschen stellen sich rechts von der Rolle und zehn Menschen ihnen gegenüber links von derselben in einer Reihe auf. Jetzt stossen die zehn Rechtsstehenden gleichzeitig mit dem rechten Fusse gegen die Rolle, so dass sie den Gegenüberstehenden zurollt. Diese haben schon den rechten Fuss erhoben und stossen die Rolle den Gegnern wieder zu. Dieses Stossen wird ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde fortgesetzt. Dann wird der Strick losgebunden und der Filz aufgerollt. Die Frauen stecken die Kleider auf, streifen

die Aermel bis über den Ellbogen in die Höhe, setzen sich auf's Knie um die Filzdecke und schlagen den Filz von oben und unten in gleichmässigen Taktschlägen mit der flachen Hand. Diese Arbeit dauert wohl drei Stunden. Nun nimmt man die Filzdecke und säumt die Ränder mit groben Stichen. Alsdann setzt man sich in einen Kreis um die Filzdecke und dreht sie langsam im Kreise herum, indem jeder dieselbe seinem Nachbarn zuschiebt (kīs kölölök ainalady). Ist der Filz hart geworden, so zieht man die Fäden, mit denen er gesäumt war, heraus und breitet denselben dann zum Trocknen aus.

Auf diese Weise werden die gewöhnlichen Filzdecken gearbeitet, die wegen ihrer Festigkeit die kalmückischen und mongolischen Filze weit übertreffen. Bei den Kirgisen werden diese Filze zum Bedecken der Jurten und nur bei sehr armen Leuten als Fussteppiche verwendet; ausserdem macht man aus ihnen die Sattelunterlagen, Matratzen und viele andere Dinge; eine grosse Menge solcher Filze wird nach Mittelasien und Russland ausgeführt. Feinere Filze zu Teppichen werden von den Kirgisen folgende Arten gearbeitet:

1. Gewöhnliche Filzdecken, die auf der oberen Seite mit verschiedenen Verzierungen aus buntgefärbter Wolle belegt sind. Diese Verzierungen werden auf den Filz gelegt, wenn er in der Roharbeit halb fertig gestampft ist.

2. Feine weisse Filzdecken von ausgewählter, feiner, einfarbiger Wolle.

3. Gefärbte feine Filzdecken.

4. Farbige Filzdecken, in denen allerlei Verzierungen aus andersfarbigem Filze eingenäht sind. Solcher Decken werden jedesmal zwei ganz gleiche gefertigt, so dass die ausgeschnittenen Verzierungen der einen Decke in den Grund der anderen eingenäht werden können. Man besetzt dabei die Einsätze mit feinen Schnüren und die ganze Decke mit gefärbten Fransen aus Ziegenhaaren.

5. Gesteppte einfarbige Decken.

6. Mit bunten Wollschnüren gestickte Decken.

Das Färben der Filze oder Wolle geschieht zum Theil mit vegetabilischen Farbstoffen des Landes oder mit von den Russen gekauften Farbstoffen.

Gesponnen wird die Schafwolle nur in sehr geringer Quantität und dann meist zu Schnüren und Bändern verarbeitet.

Stricke aus Schafwolle fertigen nur die Kirgisen der südlichen Steppe, besonders die am Flusse Schu und die Kirgisen bei Taschkend.

4. Das Fell. Die Schaf- und Lammfelle werden zuerst getrocknet und dann in einem Holzeimer mit einer „ï" genannten Flüssigkeit aus Airan, Mehl und Molken sechs bis sieben Tage gehalten. Wenn das Haar sich leicht auszupfen lässt, so sagt man, das Leder sei gar (terä ï boluptu), nimmt die Felle heraus, reinigt und trocknet sie; dann reibt man dieselben mit einem eisernen Instrumente (temir iräk) weich (ukalaidy). Die Lammfelle werden zwischen den Händen weich gerieben. Aus diesen Fellen nähen die Kirgisen Pelze und Mützen. Kleinere Lammfelle (eltir) werden von den Russen in grosser Menge gegerbt aufgekauft. Grosse Lammfelle werden nur ungegerbt in riesiger Menge von der Steppe ausgeführt. Die Schaffelle der nördlichen Kirgisen-Steppe gehen über Peterpawlowsk und Semipalatinsk meist nach Tjumen, wo sie verarbeitet werden.

Ueber die Preise der Schafe und die von Schafen gelieferten Produkte kann ich folgende Angaben machen:

Der Preis der Schafe ist fast in der ganzen Steppe derselbe. In der Steppe zwischen Semipalatinsk und Wernoje kostet ein ausgewachsenes, grosses Schaf mit starkem Fettschwanze 3 Rubel Silber. Drei- und vierjährige Schafe kosten 2 Rubel und die kleinen einjährigen Schafe (toktu) 1 Rubel.

Die Preise der Schaffelle sind: ein grosses Schaffell meist 40 Kopeken, das Fell eines ein- bis zweijährigen Schafes 30 Kopeken, das Fell eines halbjährigen Lammes 20 Kopeken.

Die Wolle von 100 Schafen wurde mir im Ueberschlage etwa auf 5 Rubel Silber berechnet. Von gewöhnlichem Filze hat die Arschin in der Steppe selbst einen Werth von etwa 30 bis 40 Kopeken, weisser Filz kostet 60—80 Kopeken. Die feineren Filze sind von sehr verschiedenartigem Werthe, der sich im Allgemeinen nicht beziffern lässt.

Was den Ertrag einer Schafheerde betrifft, so wurde mir dieser zwischen Kopal und Sergiopol folgendermassen berechnet: 1000 Schafe geben im Jahre etwa 420 Junge. Es werden etwa 70 Schafe verzehrt und 280 verkauft, der Rest wird zur Heerde geschlagen, so dass dieselbe also in einem günstigen Jahre auf etwa 1070 bis 1100 anwächst. Da etwa 40 Schafe Wolle zu einer Filzdecke von 6 Arschin Länge geben, so erhält man von 1000 Schafen ungefähr 25 Filzdecken, die zusammen einen Werth von

60—65 Rubel ausmachen. Wir sehen somit, dass der Ertrag einer Schafheerde ein ausserordentlich hoher ist, da sie ausser der Milch noch ca. 30 bis 35 % Reinertrag liefert.

II. Die Ziege.

So viel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, wird überall in der Kirgisen-Steppe nur eine Art Ziege gezüchtet. Die kirgisische Ziege unterscheidet sich von den von russischen Bauern gehaltenen Ziegen dadurch, dass sie kleiner ist, kleinere Hörner und ausserdem ein stark gebogenes Nasenbein hat. Das Haar der kirgisischen Ziege ist mittellang, ziemlich struppig und hart. Ich habe nicht bemerkt, dass bei den Ziegen, wie bei den kirgisischen Schafen, eine besondere Farbe vorherrschend sei.

Die Ziege heisst bei den Kirgisen als Gattung *eschki;* ebenso heisst aber auch die weibliche Ziege. Der Bock heisst *tekä,* die Zicklein heissen in den ersten sechs Monaten *lak.* Daher heisst auch das Werfen der Ziege *lak-taidy* und eine trächtige Ziege *lakty eschki.* Im zweiten Jahre heissen die beschnittenen Böcke *serkäsch,* die weiblichen Ziegen aber *schybysch,* im dritten Jahre heissen sie *kunan tekä* und *kunan eschki,* im vierten *dönön tekä* und *dönön eschki,* im fünften *bestä tekä* und *bestä eschki.*

Ziegen und Schafe werden von den Kirgisen fast wie einerlei Vieh betrachtet. Man lässt sie zusammen weiden und wenn der Eigenthümer seine Heerden aufzählt, so gebraucht er gewöhnlich den Ausdruck koi eschki (der Schafe und Ziegen) habe ich so viele. Aus diesem Grunde habe ich über die Hütung und Behandlung dieser Thiere nichts Besonderes mitzutheilen, da sie vollständig dieselbe ist wie bei den Schafen, selbst das Anbinden der jungen Zicklein und das Melken geschieht in derselben Weise. Ziegen- und Schafmilch werden in einen Eimer gemolken. Die Produkte, die der Kirgise von der Ziege gewinnt, sind folgende:

1. Die Milch (Verwendung derselben wie beim Schafe).

2. Das Fleisch (ebenso wie beim Schafe). Hier ist nur zu erwähnen, dass das Schaffleisch des Fettes wegen dem Ziegenfleische vorgezogen wird; es ist daher nicht gebräuchlich oder wenigstens ein Zeichen von Geiz oder doch von Mangel an Freigebigkeit sowie von Nichtachtung, wenn man dem Gaste Ziegenfleisch vorsetzt.

3. Das Fell. Das Ziegenfell mit den Haaren zu gerben, wie das Fell der Schafe, ist im Allgemeinen bei den Kirgisen nicht Gebrauch, da Pelze aus Ziegenfell nicht beliebt sind, denn sie sind hart, schwer und wegen der Starrheit der Haare viel weniger warm als die Schafpelze. Werden Ziegenfelle mit den Haaren gegerbt, so geschieht das ganz auf dieselbe Weise wie das Gerben der Schaffelle.

Meistentheils werden die Ziegenfelle als Leder (dshargak) bearbeitet. Dies geschieht auf folgende Weise: Nachdem man die Felle getrocknet hat, scheert man zuerst mit einem scharfen Messer die Haare ab, dann wird eine *Malma* genannte Flüssigkeit bereitet, die in ihrer Zusammensetzung sich von dem „ī" unterscheidet. Das Leder muss nun einige Tage in der Flüssigkeit liegen, darauf nimmt man es heraus und löst die dann auf der Haarseite befindliche Haut, die *Karty* genannt wird, mit einem *Orak* genannten Instrumente los. Alsdann lässt man das Leder drei Tage lang in gesalzener Milch liegen, bis es, wie der Kirgise sagt, mit Milch gesättigt ist (sütkö tojady). Endlich breitet man das Leder aus, trocknet es und reibt es weich (ukalaidy), wie ich das bei der Bereitung der Schaffelle beschrieben habe. Aus Ziegenleder macht man fast ausschliesslich die weiten Lederhosen (Schalbar). Die Schalbar sind eigentlich die Reithosen der Kirgisen. Die russischen Bauern tragen in der Kälte auf Reisen dieselben Hosen über den Pelzen und nennen sie Scharwari, offenbar das verdorbene kirgisische Wort. Gewöhnliche gelbe Schalbar aus Ziegenleder kosten $1^1/_2$—2 Rubel. Diese werden in grossen Partieen in die russischen Dörfer ausgeführt.

4. Das Haar. Das Ziegenhaar wird von den Kirgisen vielfach verarbeitet. Die langen Haare werden sauber ausgekämmt und gefärbt und dann zu Quasten und Fransen für Teppiche und Decken verwendet. Das kurze Flaumhaar (tübüt) wird gesponnen und aus ihm werden hauptsächlich die breiten, oft reich verzierten Jurtenbänder verfertigt.

Der Preis der feinen Ziegenhaares ist gewöhnlich 15 bis 20 Kopeken Silber das Pfund.

III. Das Rind.

Bei den Kirgisen wird, so weit ich dies beobachten konnte, nur eine Art Rindvieh gezüchtet, doch ist das der Südsteppe grösser und stärker als das der Nordsteppe, was gewiss von

den klimatischen Verhältnissen abhängt, vielleicht kommt dies auch von der Vermischung mit dem viel kleineren Rindvieh der sibirischen Russen (möschkö) her. Das kirgisische Rindvieh ist meist mittelgross und fleischiger, dabei aber milcharmer als das Vieh der Russen. Das Fell ist mit kurzen und glatten Haaren bedeckt, die Hörner sind lang und stark geschweift. Eine künstliche Züchtung findet beim Rindvieh ebenso wenig statt wie bei den Schafen. Die Ausfuhr von Schlachtvieh nach dem russischen Sibirien ist recht bedeutend.

Das Rindvieh heisst bei den Kirgisen als Gattung *sïr,* ebenso heisst auch die Kuh. Der Bulle heisst *buka,* der Ochse *ögüs.* Die neugeborenen Kälber heissen *busau,* daher auch das Werfen derselben *busaulaidy.* Eine Milchkuh, d. h. eine Kuh mit einem Kalbe, heisst *busaulagan sïr.* Im ersten Jahre heisst das Kalb *torpak,* im zweiten heisst es *tainscha;* als Tainscha werden die jungen Bullen castrirt, so dass man im dritten Jahre, wo das Rind *kunan* heisst, schon kunan buka, kunan ögüs und kunan sïr unterscheidet. Ebenso werden im folgenden Jahre unterschieden *dönön buka* u. s. w. und im fünften *bestä buka* u. s. w.

Die Kühe werden in grösseren und kleineren Heerden gehütet und zwar so, dass im Allgemeinen auf einen Bullen 30 bis 40 Kühe kommen. Zu Bullen wählt man gewöhnlich die Kälber der besten jungen Kühe. Es werden meist mehr Kühe als Ochsen gehalten, so dass sich das Verhältniss zwischen diesen im Allgemeinen wie 2 : 3 stellt. Auf der Weide bleiben alle Kühe und Bullen eines Besitzers zusammen und theilen sich nicht wie die Pferde in einzelne Heerden. In der Regel weiden alle Rinderheerden eines Aules auf einem Platze. Ochsen und Kühe werden aber von einander getrennt gehütet.

Im Sommer übernachten die Heerden bei den Jurten, wo es ihnen beliebt. Für den Winter baut man kleine Höfe, die von Holz, Stein und Lehmmauern umgeben sind (kora) für die erwachsenen Rinder, für die jungen Kälber sind bedeckte Hütten (üschük) errichtet. Die Rinderheerden weiden meist ohne Hirten und entfernen sich nicht weit von den Jurten. Während der Nacht, wo die Kühe zu Hause sind, sind die Kälber an ausgespannte Stricke (dsheli) in einer Reihe festgekoppelt, daher bleiben die Kühe auch bei den Jurten, bis man am Morgen die Kälber einzeln losbindet und zu den Müttern führt. Nachdem das Kalb ein wenig gesogen, wird es losgerissen und die Mutter-

kuh lässt sich nun ohne Beschwerde melken. Sobald etwa drei Viertel ausgemolken, lässt man das Kalb wiederum zur Mutter und nun saugt es den Milchrest aus. Danach werden die Kälber wieder angebunden und die Kühe gehen nun selbst auf die naheliegenden Weiden. Erst nachdem die Kühe sich entfernt, bindet man die Kälber wieder los und lässt sie frei bei den Jurten grasen. Gegen Abend hin werden sie wiederum angebunden, bis die Kühe zu den Jurten zurückkehren, um ihre Kälber aufzusuchen. Alsdann geht die Melkerei gerade wie am Morgen von statten. Dadurch, dass man die Kühe nur mit ihren Kälbern melkt, bewirkt man, dass die Kühe sich nicht weit von dem Aule entfernen, von selbst regelmässig zu den Jurten zurückkehren und die Nächte bei denselben verbleiben. Die Kirgisen behaupten aber, dass ihre Kühe nie Milch geben, wenn das Kalb nicht mit dem Saugen beginnt und beim Melken neben der Mutter steht.

Die Ochsen werden, wie schon gesagt, abgesondert von den Kühen gehütet. Bei ihnen ist stets ein Hirt, der dafür sorgt, dass sie an einer Stelle verbleiben. Sie weiden nur in der Nähe der Jurten und werden nie zu diesen zurückgetrieben.

Den Winter wie auch den Sommer müssen Kühe und Ochsen ihr Futter selbst auf der Steppe suchen, nur für die im Herbste geborenen Kälber (kendshä busau) wird Heu gestellt.

Gemolken werden die Kühe nur im Sommer und zwar täglich zwei Mal, Abends und Morgens. Diese Melkperiode dauert etwa 6 Monate lang vom Frühling bis in den Spätherbst. Eine Kuh giebt nach Abzug der jedesmal vom Kalbe getrunkenen noch etwa $2^1/_2$ Quart Milch täglich. Im Winter werden nur die im Frühling unfruchtbar gebliebenen Kühe (kyssyr sïr), die erst im Herbste Kälber geworfen haben, gemolken; diese Kühe werden, wie das Kleinvieh, im Winter mit Heu gefüttert, sie geben aber trotzdem meist nur $1^1/_2$ Quart Milch täglich.

Das Rindvieh dient bei den Kirgisen auch als Reitthier, aber nur bei Besorgung häuslicher Angelegenheiten. Kinder und Knaben besteigen die Rinder, wenn sie in der Nähe der Jurten Aufträge ausführen sollen, ebenso auch die Schafhirten. Die Kühe werden nur im zweiten und dritten Jahre geritten, die Ochsen auch später. Die erwachsenen Ochsen werden beim Jurtenzuge (kösch) als Lastthiere benutzt. Man sattelt sie dann mit Packsätteln wie die Pferde. Sie tragen Lasten bis zu 10 Pud.

Die jungen Kälber tragen stets einen Strick um den Hals, damit man sie mit Hilfe desselben leicht an dem langen Kälberstrick (jäli) anbinden kann. Alles Rindvieh, das als Reit- und Lastthier benutzt wird, hat Nasenpflöcke (murunduk), das sind etwa 2 Zoll lange spitze Pflöcke, die durch das Nasenbein gebohrt sind. An dem einen Ende dieses Pflockes ist ein etwa $1^1/_2$ Ellen langer Strick (bas dshibi) befestigt, den der Reiter als Zügel benutzt. Dieser Leitstrick liegt auf der Stirn zwischen den Hörnern und mit ihm lenkt der Reiter das Thier. Sind die Ochsen belastet oder laufen sie frei auf der Weide umher, so ist der Leitstrick an einem der Hörner festgebunden. Besondere Sättel für das Rindvieh sind nicht im Gebrauche. Arme Leute reiten alles jüngere Rindvieh und alle Ochsen, die sie besitzen. Bei reicheren Leuten werden besonders kräftige Ochsen als Reitochsen ausgewählt und von den übrigen bei der Jurte gehaltenen abgesondert.

Das Rindvieh erreicht hier durchschnittlich nur ein Alter von 15—16 Jahren. Die Bullen bespringen die Kühe am Ende des zweiten Lebensjahres (Buka tainscha künündö kaschyrady), deshalb werden die Bullen auch im zweiten Lebensjahre kastrirt. Ebenso werfen die Kühe meist im dritten Jahre das erste Kalb. Das Alter der Mutterkühe wird ebenfalls nach der Zahl der Kälber berechnet. Bir busaulagan sīr, eki busaulagan sīr (eine einmal, zweimal gekalbt habende Kuh) heisst eine vier- oder fünfjährige Milchkuh. Rindvieh schlachtet der Kirgise sehr selten und dann nur gewöhnlich im Winter Kühe, die nicht mehr kalben (tū sīr). Ueber den Preis des Rindviehes vermag ich folgende Angaben zu machen: ein neugeborenes Kalb kostet einen Rubel, im zweiten Jahre 3 Rubel, im dritten Jahre 5 Rubel, im vierten Jahre 10 Rubel. Eine Milchkuh mit Kalb (busaulagan sīr) kostet 12—15 Rubel und ein grosser, fetter Schlachtochs bis 17 Rubel. Natürlich ist der Preis des Rindviehes nicht immer derselbe; nach Jahren, wo die Rinderpest gewüthet hat, oder wo im Frühjahr durch die ungünstige Witterung viel Vieh gefallen ist, steigt derselbe bedeutend. Ich selbst habe gesehen, dass im Jahre 1862 in Ajagus für eine Milchkuh 25 Rubel gezahlt wurden.

Ueber die Produkte, die das Rindvieh der Kirgisen liefert, will ich Folgendes erwähnen:

1. Die Milch. Nur arme Leute giessen die Milch der

Kühe und Schafe zusammen, wohlhabendere sondern die Kuhmilch von der Schafmilch.

Die Behandlung der Kuhmilch ist folgende: Die Milch wird in Holzeimer gemolken, direkt in grosse Kessel gegossen und gleich nach dem Melken abgekocht. Wenn die Sahne abgestanden ist, wird sie abgeschöpft und zu Butter gerührt. Darauf wird sie bei gelindem Feuer im Kessel geschmolzen, gesalzen und in Därme gefüllt. Die Milch wird nun mit Wasser verdünnt in den Kessel gethan und gesäuerte Milch (ujutku) hinzugegossen. Dann gerinnt die ganze Milch (ujuidu). Wenn die Milch bei gelindem Feuer kochend unter stetem Umrühren vollständig geronnen ist, so wird sie in grosse Lederschläuche (saba) gethan und mit dem Schlagstock (pistäk) etwa noch 2—3 Stunden geschlagen. Wenn sie darauf noch 24 Stunden gesäuert hat, so bildet sie die beliebteste und allgemein verbreitetste Milchspeise der Kirgisen, die Airan genannt wird. Dies ist eine dickflüssige, sehr angenehm schmeckende saure Milch. Ein Theil der sauren Milch wird ohne Wasserzusatz zu Quark (katyk) eingekocht und dann aus diesem ebenfalls Käse (kurt) bereitet.

Der Airan wird meist ohne Zuthat aus grossen Holzschalen getrunken, indem man ihn jedesmal vor dem Eingiessen in den Napf mit dem Pistäk in der Saba umrührt. Ausserdem wird er mit süsser oder saurer Butter (die bei der Airanbereitung gewonnen) oder mit frischer Sahne (kaimak) gemischt mit Löffeln gegessen. Endlich bereitet man verschiedene Airanspeisen:

1) Airan mit rohem Weizenmehl, zu einem dünnen Brei angerührt;
2) Airan mit geröstetem Mehl (talkan), zu einem dicken Brei angerührt;
3) Airan mit gerösteter Hirse;
4) Airan mit Weizengrütze gekocht, eine sehr beliebte Speise, die *„köschö“* genannt wird.

2. Fleisch und Fett. Das erwachsene Rind giebt bis 12 Pud Fleisch und 5—6 Pud Fett. Das Fett wird gleich nach dem Schlachten ausgeschmolzen und dann an russische und tatarische Handelsleute verkauft. Dieser Handel findet gleich zu Anfang des Winters statt. Das Rindfleisch isst der reiche Kirgise nie, der Arme nur sehr ungern. Die Kirgisen behaupten, dass das Rindfleisch schwer zu verdauen und daher im höchsten Grade ungesund sei, es verursache Magendrücken und Herz-

schmerzen. Der Grund zu dieser Behauptung ist natürlich der, dass die Kirgisen nur altes Kuhfleisch geniessen, das sich nicht durch Wohlgeschmack auszeichnet und in der That zähe und hart ist, besonders nach dem Kochen im offenen Kessel.

3. Das Fell. Kuhfelle werden von den Kirgisen nur sehr wenig bearbeitet, höchstens zur Herstellung der grossen und kleinen harten Lederschläuche (torsuk und saba). Das Leder wird ganz wie das Ziegenleder zubereitet. Wenn es mit Milch gesättigt ist (sütkö tojady), wird es zwischen Pflöcken ausgespannt, zugeschnitten und mit getrockneten und dann weich geklopften Sehnen zusammengenäht. Der so hergestellte Schlauch wird nun getrocknet und ihm dabei die richtige Form gegeben, er wird beim Trocknen ganz hart. Wenn er trocken geworden ist, wird der Lederschlauch geräuchert, damit er der Flüssigkeit keinen Geschmack und Geruch mittheile.

Die Kuhfelle werden grösstentheils an Tataren und Russen verhandelt. Der Preis eines Kuhfelles ist in der Steppe 3 Rubel. Die Handelsleute erstehen jedoch die Felle zu weit niedrigeren Preisen, da sie schon im Frühling Geld auf die im Herbste zu erhandelnden Felle vorausgeben.

IV. Das Pferd.

Das kirgisische Pferd (kasak mal) ist im Allgemeinen nicht grösser als das sibirische Bauernpferd (mästäk). Es steht an Schönheit weit hinter den Kalmückenpferden des Altai zurück. Es ist klein von Statur, gewöhnlich nur zwei Arschin und einen halben Werschok hoch, hat einen langgezogenen Ramskopf mit starken Ganaschen und sehr kleinen Augen; die gut angesetzten, proportionirten Ohren sind in der Regel geschlitzt, der Hals ist fleischig, doch erinnert derselbe oft an den Hirschhals. Die Nierengegend ist gut gerundet, das Kreuz kurz und etwas abschüssig, der Schweif aber, der hoch angesetzt ist, wird selbst im Stande der Ruhe etwas abgetheilt getragen. Die Brust ist hinlänglich breit und an den kurz gefesselten, mit markigen Muskeln und kleinen, steilen Hufen versehenen Extremitäten würde man vergebens nach Gallen und Piphacken suchen.

Es wird allgemein angenommen, dass in der nördlichen Kirgisensteppe nur eine Pferderace vorkomme, was aber vollständig unrichtig ist. Nach der mir von Kalning gemachten Mittheilung zerfallen die Kirgisenpferde in zwei besondere Racen.

Scene aus der Kirgisensteppe.

Die eine von ihnen, auf welche sich das so eben beschriebene Aeussere speciell bezieht, ist die weit vorherrschende und stellt das ursprüngliche oder eigentliche Kirgisenpferd vor. Das Aussehen der anderen Race der gegenwärtigen Kirgisenpferde stimmt mit demjenigen der Kalmückenpferde des Altai überein. Nach Kalning erklären die Kirgisen das Auftreten des altajischen Pferdes in der Kirgisensteppe folgendermassen: Vor Zeiten haben die Kalmücken noch von Semipalatinsk bis Orsk nomadisirt. Im vorigen Jahrhundert sind die Kirgisen von Süden gekommen, haben die Kalmücken geschlagen, aus der genannten Gegend verdrängt und von ihnen ihre schönen Pferde erbeutet. — Gegenwärtig trifft man das altajische Pferd in der Kirgisensteppe nicht in besonders grosser Zahl und nur bei reichen Kirgisen oder bei Abkömmlingen früherer Sultane, welche sie in besonderen Tabunen (Heerden) halten und rein züchten. Der Kirgise schätzt diese Pferde besonders wegen ihrer schönen Körperformen und Leistungen, und bezahlt für ein solches viel mehr, als für ein gewöhnliches Kirgisenpferd.

Das Kirgisenpferd zeichnet sich durch Ausdauer aus, sucht, wie alles Vieh der Kirgisen, seine Nahrung selbst und ist daher im Futter wenig wählerisch, vermag auch lange den Hunger zu ertragen, ohne zu ermatten. Es ist ein echtes Steppenpferd, wild und feurig, dabei aber nicht so böswillig wie das Mongolenpferd, bleibt aber sein Lebelang tückisch und eigensinnig. Ausser dem Kirgisenpferde findet man bei den Kirgisen der Südsteppe noch vereinzelt arabische Racepferde von hoher Statur und sehr schönem Körperbau, die Argymak genannt werden, es sind meist Hengste und Walachen. Alle Argymak werden als Reitpferde reicher Leute gehalten und im Winter mit Heu gefüttert. Da einzelne Stuten mit diesen Racehengsten belegt werden, so kommen in den Heerden der reichen Kirgisen schon viele hohe Pferde einer Mischrace vor.

Für den Kirgisen ist das Pferd der Inbegriff aller Schönheit, die Perle des Viehes. Er liebt sein Pferd mehr als seine Geliebte, und schöne Pferde verleiten oft den ehrlichen Mann zum Diebstahl. Pferdediebstahl wird wie eine Art Heldenthat betrachtet, während der Diebstahl anderen Viehes nur Verachtung erweckt. Sehr ungern überlässt der Kirgise sein Reitpferd Anderen zum Gebrauche.

Seine Achtung vor dem Pferde drückt der Kirgise schon

durch den Namen aus, den er dem Pferde beilegt. Er nennt es nämlich kurzweg „mal“, d. h. Vieh, denn es ist für ihn der Inbegriff alles Viehes. Das kirgisische Pferd lebt in der Freiheit heerdenweise (ürlü mal). Die Pferde als Heerde heissen *jylky* oder *jylky mal*. Die einzelnen Pferdeheerden weiden abgesondert, und das Haupt der Heerde, der Hengst, erlaubt den benachbarten Familien nicht, sich mit der seinen zu vermischen. Eine jede Heerde (Familie = *ür)* besteht bei dem besten Gedeihen aus 50, mindestens aber aus 15 Köpfen. „Bei Reichen wächst das Pferd glücklicher als bei Armen“, sagt das kirgisische Sprichwort. Gewöhnlich besteht eine Pferdefamilie aus einem Hengste (aigyr), dem Hüter und Herrn der Familie, neun Mutterstuten (biä), neun eben geborenen Füllen (*kulun*, im Winter schon *jabaga* genannt), acht Füllen im zweiten Jahre (tai), 5—8 dreijährigen Füllen (kunan), 5 bis 6 vierjährigen Füllen (dönön) und einigen älteren Walachen (at) (fünfjährig *bestä at*, sechsjährig *altyda at)*. Die Stute heisst bis zu der Zeit, wo sie Füllen geworfen, *boidak baital* oder kurz *baital*. Im vierten und fünften Jahre heissen die Stuten-Füllen *kunashyn* und *dönöshün baital* denn die Stute wirft erst im fünften Jahre (bestässindä kulundaidy). Ein guter Hengst macht bis neun Stuten trächtig, ein schlechter nur fünf bis sechs. Die Stuten werfen die Füllen im März; eine Stute, die bis zum Sommer nicht geworfen hat, heisst *kyssyr biä*, ist sie ganz unfruchtbar, so heisst sie *tü biä*. Der Hengst bespringt (kaschyrady) die Stute erst im fünften Jahre, daher werden auch die Hengste erst im fünften Jahre kastrirt. Bei der Auswahl eines Zuchthengstes sieht man nur auf die Natur und den Bau, aber nicht auf die Farbe, daher kommt es, dass bei den Kirgisen die wunderlichsten Pferdefarben vorkommen und besonders viele Schecken.

Der Hengst ist der Hüter und Beschützer der Heerde. Er schützt die Heerde vor dem Angriffe wilder Thiere. Ein tüchtiger Hengst lässt sich vom Wolfe kein Füllen entreissen; er duldet bei sich keinen Nebenbuhler und verjagt jeden Hengst, der seinen Stuten nahekommt. Treten die jungen Hengste in's vierte Jahr, so werden sie vom eigenen Vater so lange gebissen, bis sie die Heerde verlassen. Die armen Verstossenen weiden dann allein in gemessener Entfernung von der eigenen Heerde, bis sie der Besitzer zu einer anderen Heerde fügt. Ebenso bespringt der Hengst nie seine eigenen Füllen. Wird

die junge Stute brünstig und drängt sich an den Vater, so beisst er sie, bis sie die Heerde verlässt. Dann läuft dieselbe in grader Richtung gegen den Wind, bis sie auf eine Heerde stösst. Ebenso bespringt der junge Hengst, den man der Heerde beigiebt, nie seine Mutter; wird er in die eigene Heerde als Hengst eingesetzt, so muss die Mutter entfernt werden.

Bei dem Aufwachsen der Pferde von verschiedener Farbe in einer Heerde entsteht selbstverständlich ein buntes Gemisch von Farben, dennoch ist die Fahlfarbe die vorherrschende, dann folgt die braune und dann die Schimmelfarbe, Rappen sind höchst selten. Ich will hier kurz die hauptsächlichen Farben aufzählen und zwar eingetheilt nach der kirgisischen Anschauungsweise, da diese von der unseren vielfach abweicht.

1. Pferde, deren Grundfarbe weiss ist (Schimmel); *kysyl at* (wörtlich: rothes Pferd) heissen solche, deren Fell ganz weiss ist; während die unbehaarten Theile am Maule und den Weichen fleischfarbig sind; *kök at* (blaues Pferd) oder *bos at* (blondes oder graues Pferd) Pferde derselben Farbe, wenn an Maul und Weichen die haarlosen Hautstellen schwarz sind.

   Spielarten der weissen Grundfarbe:
   kysyl kök (rothblau) Rotschimmel, wo die Grundfarbe weiss ist, sich aber am Kopfe, den Hinterschenkeln, Mähne und Schwanz eine in's Bräunliche spielende Färbung zeigt;
   kara kök oder *kara bos,* wenn an denselben Stellen eine dunklere, in's Graue spielende Färbung sich findet.

2. *kara at,* Rappen.

3. *dshīrän at,* Fuchs.

4. Braune Pferde mit schwarzer Haut. Mähne und Schwanz sind ebenfalls schwarz;
   toro, rothbraun;
   hara toro, dunkelbraun;
   küröng, rehbraun;
   kara küröng, dunkelrehbraun;
   sary at (gelbes Pferd) braune Pferde, bei denen der Bauch in's Gelbe spielt;
   kara sary, schwarzgelb;
   kysyl sary, rothgelb.

5. Braune Pferde mit weisser Haut an Maul und Weichen.
   schabdir at, dunkelbraunes Pferd mit weisser Brust.

ker at, dunkles Pferd mit weisser Mähne und weissem Schwanze.

6. Die Falben (helle gelbe Pferde mit dunkler Mähne und dunklem Schwanze:
   kara kula, Schwarzfalben;
   kysyl kula, Rothfalben;
   sary kula, Gelbfalben.
7. *kongur at*, Pferde von heller Farbe mit heller Mähne.
8. *būrul at*, Pferde mit gemischten Haaren, d. h. wo das Unterhaar dunkel und darüber ein helles Oberhaar ist.
   Viele Spielarten:
   kara būrul, schwarz gemischt;
   kysyl būrul, roth gemischt;
   sary būrul, gelb gemischt u. a. m.
9. Schecken, *ala at*, d. h. Pferde mit rein weisser Grundfarbe und grossen dunklen Flecken;
   kök ala, blaubunt, Schimmel mit grossen grauen Flecken;
   kara ala, schwarzbunt, Schimmel mit grossen schwarzen Flecken;
   kysyl ala, rothbunt u. s. w.;
   sary ala, gelbbunt u. s. w.
10. Getigertes Pferd, *schybar at*, helles Pferd mit kleinen dunklen Flecken;
    kök schybar, blau getigert;
    kara schybar, schwarz getigert;
    būrul schybar, gemischthaariges Tigerpferd u. s. w.

Die Stuten werfen gewöhnlich im Monat März, darauf lässt man sie unbehelligt bei ihrer Heerde bis zum Monat Mai. Anfang Mai werden die Mutterstuten mit den Füllen zu den Jurten gebracht, dort werden die Füllen an langen Füllenstricken (dsheli) mit den Halftern angekoppelt. So lange die Füllen an den Stricken befestigt sind, lässt man die Stuten bei den Jurten frei grasen, denn sie bleiben dann stets in der Nähe des Ortes, wo die Füllen angebunden sind. Werden aber die Füllen losgelassen, so müssen die Stuten unbedingt vorher vermittelst langer Stricke an in die Erde geschlagenen Pflöcken festgebunden werden, sonst suchen sie mit ihren Füllen unverzüglich die Weideplätze der Heerde auf.

Die Stuten geben bei jedem Melken nur sehr wenig Milch,

deshalb müssen sie im Laufe des Tages 6—7 Mal gemolken werden, doch giebt eine gute Stute während dieser Zeit nur ungefähr 2 Quart Milch, da das Füllen einen bedeutenden Theil selbst aussaugt. Das Melken der Stuten ist eine ziemlich schwierige Arbeit und wird, da Gefahr für den Melkenden vorhanden ist, stets von Männern ausgeführt. Auch darf man sich nicht der Melkeimer aus Holz (scheläk) bedienen, die leicht durch einen Hufschlag des Pferdes zertrümmert oder wenigstens umgeworfen werden können, sondern wendet Ledereimer (könök) an. Zum Melken sind wenigstens zwei Menschen nöthig, bei wilderen Stuten sogar drei. Zuerst koppelt man die Vorderfüsse der Stute mit der Koppel (tusak), dann legt ein Mann der Stute die Schlinge (kuruk) um den Hals und zieht dieselbe ziemlich fest. Während des Melkens muss er die Schlinge mit beiden Händen festhalten. Ist die Stute wild, so vermögen kaum zwei Männer die Schlinge festzuhalten. Der Melkende kniet links neben dem Bauche des Pferdes nieder und setzt den Melkeimer auf das linke Knie. Vor und nach dem Melken muss das Füllen zur Stute gelassen werden. Ist die Stute ausgemolken, so lässt man das Füllen einige Zeit neben der angebundenen Mutter grasen.

In dieser Weise werden die Stuten vier Monate gemolken und bleiben bis zum Herbst, wo das Gras gelb wird, bei der Jurte, dann kehren sie mit ihren Füllen zur Heerde zurück. Uebrigens werden alle Füllen bei weniger wohlhabenden Leuten während vier Monate bei der Jurte gelassen; reiche Kirgisen halten abwechselnd die zum Kumys nöthige Anzahl von Stuten bei der Jurte. Ist ein guter Winter, d. h. ein schneearmer, wo es den Pferden leicht wird, in der Nähe der Jurte genügendes Futter zu finden, so werden diejenigen Stuten, die im Herbste geworfen haben, auch im Winter bei der Jurte belassen und gemolken. Im Winter sammeln mehrere Jurten dann gemeinschaftlich die Stutenmilch.

Ausser den Stuten hält man noch eine Anzahl von Walachen als Reitpferde bei den Jurten. Dieselben werden meist an drei Füssen gekoppelt, damit es ihnen schwer wird, zu den Heerden zurückzukehren. Reichere Leute lassen die Reitpferde nur kurze Zeit bei der Jurte und wechseln selbige im Laufe des Jahres oftmals. Uebrigens halten auch sie ihr Lieblings-

pferd stets bei der Jurte und füttern es sogar zum Theil mit Heu. Wohl keine Jurte hält mehr als drei Reitpferde beim Hause.

Das Weiden in Familienheerden findet natürlich nur bei wohlhabenden Leuten, die viele Pferde haben, statt. Arme lassen ihre wenigen Pferde zugleich mit denen der reichen Leuten weiden oder häufig auch einzeln in der Nähe der Jurten grasen. Bei Armen werden auch die Stuten nicht gemolken. Ebenso benutzen nur Arme Hengste und Stuten zum Reiten, wohlhabendere Leute reiten nur auf Walachen oder ausgewählten Hengsten, die stets von den Heerden ferngehalten werden.

Im Allgemeinen halten die Kirgisen im Süden viel weniger Pferde als Schafe und Kühe, aber dennoch in der Regel mehr als sie nöthig haben. Leute, die drei Pferdeheerden halten, gelten schon als reich. Es kommt jedoch vor, dass einzelne Reiche 80—100 Pferdeheerden besitzen. Solcher Reichthum ist freilich selten.

Der Grund, weshalb man verhältnissmässig weniger Pferde hält, liegt zum Theil in der Art des Futtergrases, aber auch darin, dass das in der Heerde weidende Pferd dem Besitzer keinen grossen Gewinn abwirft, da er Pferde nur sehr ungern verkauft, denn „das Verkaufen eines Pferdes hindert das Gedeihen der Heerde“, heisst es im Sprichwort. Der Hauptvortheil, welcher dem Kirgisen vom Pferde kommt, ist das Benutzen desselben als Reitthier, Schlachtvieh und Milchspender und dafür reicht auch eine geringe Anzahl von Pferden hin.

Die Kirgisen reiten in frühester Jugend, schon als ganz kleine Kinder werden sie in den Aschamai (Kindersattel) festgebunden. Es ist daher nicht wunderbar, dass der erwachsene Mann ein vortrefflicher Reiter ist. Der Kirgise sitzt fest und ruhig im Sattel, wenngleich seine Haltung beim Reiten durchaus nicht schön ist. Unter einem Kirgisen ermüdet das Pferd nie. Ich hatte oft Gelegenheit, dies zu bewundern; so ermattete auf meinem Ritte nach Kuldsha das Pferd des mich begleitenden Kosaken, er tauschte daher das seinige mit dem eines unserer kirgisischen Führer; nach etwa zwei Stunden wurde das neue Pferd des Kosaken abermals müde und wollte nicht von der Stelle, da stieg er wieder auf sein früheres Pferd, das sich während dessen unter dem Kirgisen erholt hatte, dieser aber bestieg sein eigenes Ross, welches ihm noch über eine Stunde den Dienst nicht versagte.

Poststation in der Kirgisensteppe.

Seite 446.

Die Kirgisen reiten in kurzen Steigbügeln; da der Absatz des Kirgisen-Stiefels fast auf der halben Sohle liegt und gerade wie die französischen Hacken unserer Damen nach vorn gerichtet ist, so kann überhaupt nur ein Drittel des Fusses in den Steigbügel geschoben werden. Die Schenkel des Reiters liegen vollkommen frei und halten durchaus keinen Schluss, nur die Kniee berühren den vorderen Rand des sehr hohen Sattels. Somit balancirt der Reiter frei im Sitze und hält sich blos durch seine gerade Haltung, ohne das Pferd in irgend einer Weise durch unnützen Druck zu belästigen. Im Allgemeinen reiten die Kirgisen nur Schritt oder Galopp. Beim Trabreiten stehen sie im Steigbügel und neigen den Kopf nach vorn bis dicht auf den Hals des Pferdes. Bei Schritt und Galopp sitzen sie aufrecht, beim Carrièrereiten beugen sie sich ebenfalls nach vorn. Das Pferd wird zum Laufe nur durch die Knute angetrieben, die der Reiter an dem Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand in einer Riemenschleife hält. Den Zügel hält der Reiter in der linken Hand, gewöhnlich im vollen Faustgriff. In dieser Weise reiten Männer und Weiber.

Das Reitzeug (er tūrmany) der Kirgisen ist folgendes:

Das Kopfzeug: 1. der Zaum (dshügön), bestehend aus Mundstück oder Trense (ausduk), Ringe zu beiden Seiten des Maules (sūluk), Riemen unter dem Kiefer (sagaldyryk), Stirnband (kengsäräk), Seitenriemen (dshāktyk), Nackenriemen (dshelkälik), die Zügel (tisgin) und der Leitstrick (schylbyr), der etwa $1^1/_2$ Faden lang und an dem rechten Rnge des Halfters befestigt ist, denselben hält der Reiter stets zugleich mit dem Zügel fest.

2. Der Riemenhalfter (nokta).

3. Der Sattel (ier): a) der kirgisische mit halbmondförmigem Sattelknopfe (kas), auf welchem die Männer reiten; b) der kokandische (*syrly ier* oder *sart ier*) für die Frauen. Der kokandische Sattel ist aus zusammengeklebten Birkenrindenschichten gefertigt, lackirt und mit Incrustirungen aus Knochen verziert. Der Sattelknopf ist spitz und oben mit einem gewundenen Knopfe versehen. Die Theile des kirgisischen Sattels sind: der vordere Theil (aldygy kas), der hintere Theil (artky kas), die Rippenbretter (kaptal). Auf dem Holzgestelle ruht ein Sattelkissen (köpschük). Unterlagen unter den Sattel sind die Filzdecken (kedshim), darauf die Schabracke (tokum). Ueber der gewöhnlich aus russischem Leder gefertigten Schabracke hängen

zu beiden Seiten viereckige Lederstücke herab, damit die Hacken nicht die Seiten des Pferdes berühren können; diese heissen *tebischi.* Ueber das Sattelkissen wird meist ein Teppich geschnallt, der Riemen, mit dem dies geschieht, heisst *pystan.* Die Riemen, mit denen der Sattel festgehalten wird, sind: der Bauchriemen (ail), der Brustriemen (ömüldrück) und der Schwanzriemen (kuiskan). Am hinteren Holzrande des Sattels befinden sich zwei Paar feine Riemen zum Festbinden von Kleidungsstücken oder anderen Dingen, diese heissen *kandshyga.* Kleine Seitentaschen zum Aufbewahren von Provisionen, die noch quer über den Sattel gelegt werden, heissen *ier korschun.*

Von den kirgisischen Sätteln sind die mit Silber beschlagenen die kostbarsten. Sie werden natürlich nur von Reichen gekauft. Das Reitzeug der Frauen ist meist reicher verziert als das der Männer. Die Zäume sind selbst bei ärmeren Frauen mit Silber ausgelegt. Beim Jurtenzuge sind die Schabracken der Frauensättel von rothem Tuche (kysyl manat) und mit Plüsch (makpal) besetzt; über dem Sattel ist ausserdem eine grosse Decke aus rothem Tuche (dshamdsha) gebreitet und vorn vor dem Sattel liegt ein Mantelsack mit den besten Kleidungsstücken (bokscha), der ebenfalls mit rothem Tuche überzogen ist. Auf diesem Mantelsacke liegt bei den jüngeren Frauen während des Jurtenzuges die Wiege mit dem Säuglinge.

Für Kinder von zwei bis vier Jahren giebt es Kindersättel (bala aschamai), in denen das Kind festgebunden wird. Kinder, die älter sind als vier Jahre, reiten schon auf gewöhnlichen Sätteln. Die Kirgisen sind ein echtes Reitervolk, schon als Kinder wachsen sie mit den Füllen auf und leben bis zum Tode mit ihren Pferden. Was Wunder, wenn das Pferd bei allen Gelegenheiten eine wichtige Rolle spielt. Anstatt die Ausdrücke „links“ und „rechts“ zu gebrauchen, wendet der Kirgise den Ausdruck *minär jak* (d. h. die Seite, wo man aufsteigt) = „linke Seite“ an, und anstatt „rechts“ den Ausdruck *kamschy jagy,* d. h. die Seite, wo man die Knute hält. Bei jedem Lebensalter, bei jeder Familienfeierlichkeit spielt das Pferd seine Rolle, ja selbst bei dem Erinnerungsmahle wird das Andenken des Todten durch Wettrennen verherrlicht!

Das Pferd gilt dem Kirgisen als Ideal der Schönheit. Wenn die Braut in die Jurte des Bräutigams geführt wird, ruft der Sänger ihr zu:

Braut, o Braut, du liebes Bräutchen,
Du, der dunklen Stute Füllen.

Ihr Scherzen und Spielen mit dem Bräutigam vergleicht das Mädchen mit dem Spiel der Füllen. Denn wenn die Jünglinge der Braut zurufen:

Knie und Knöchel, beide sind am Beine,
Vieler Menschen Geist hat ja der Fürst, der Eine,
Wein' nicht um den Vater, armes Mädchen!
Hier ist jetzt der Schwiegervater ganz der Deine.

So antwortet sie:

Sagt, das weisse Flockenspiel, wo ist es?
Unser Füllen-Schäkerspiel, wo ist es?
Wenn der Schwiegervater hier auch noch so gut ist,
Wie mein Vater ist er nicht, o wisst es!

Das Reitpferd ist der Stolz der Jungfrau und des Jünglings; man lobt den Reiter, wenn man sein Ross lobt, man beleidigt ihn aber, wenn man dieses tadelt. Der Schlag, den man gegen ein fremdes Pferd führt, gilt dem Reiter. Das Reitpferd trägt den Jüngling zur Braut und steht ermattet bei der Jurte angebunden, während er mit dem Schatze scherzt; das Reitpferd trägt den Helden zum Kampfe und ihm gebührt auch die Ehre, den todten Helden mit betrauern zu dürfen.

Wenn ein reicher Kirgise stirbt, so wird am siebenten Tage das Volk versammelt und ein Gastmahl gegeben. Dann legt man den Sattel des Verstorbenen verkehrt auf sein Reitpferd, darüber werden die Kleider des Verstorbenen ausgebreitet und oben drauf die Malakai-Mütze gelegt, so wird das Pferd mit dem Halfterstricke an die Jurte des Verstorbenen gebunden. Unter Klageliedern schneidet man dem Pferde den Schweif ab. Ein solches Pferd wird nicht mehr bestiegen, es heisst verwitwet (tuldagan at). Stirbt der Kirgise auf der Reise, so wird das Pferd mit umgekehrtem Sattel nach Hause gebracht und dann erst beim Hause Mähne und Schweif abgeschnitten.

Das Pferd ist auch das einzige Thier, welches würdig ist den Preis des Menschen zu bezeichnen. Nach Pferden wird der Kalym, das Brautgeld, berechnet, nach Pferden werden die Strafgelder als Aequivalent für Menschenleben und verletzte Körpertheile veranschlagt.

Die Producte, die der Kirgise vom Pferde bezieht, sind folgende:

1. Die Milch. Die Stutenmilch wird ungekocht in den grossen Lederschlauch (saba) gegossen und muss dort stundenlang mit dem Pistäk geschlagen werden. Wenn die Milch vier Tage gesäuert hat, so ist das beliebteste Getränk der Kirgisen, der Kumys, fertig. Der Kumys hat einen sehr feinen säuerlichen Geschmack und ist ein wenig berauschend. Dabei darf er kein Gas entwickeln, sonst gilt er als übersäuert. Der Kumys der angesiedelten Tataren in Russland und in den Kurorten an der Wolga ist dem kirgisischen nicht ähnlich. Derselbe ist ein höchst angenehmes Getränk, wenn man sich an den eigenthümlichen, von dem Saba herrührenden Geruch gewöhnt hat. Er hält sich stets kühl und löscht zu gleicher Zeit den Durst und stillt den Hunger; nach der Menge des Kumys wird der Reichthum des Menschen geschätzt. Von weit und breit sammeln sich die Armen im Hause des Reichen, um sich an diesem Nectar zu laben. Bei grossen Gastmählern werden unglaubliche Massen Kumys zusammengebracht, denn Hunderte von Personen berauschen sich dabei an diesem Getränke, und zum Berauschen gehören für einen an den Kumys gewöhnten Menschen etwa 4—6 Quart. Ich habe oft und sehr viel getrunken, aber nie ein Gefühl von Berauschtsein empfunden, wohl aber wirkte er auf mich einschläfernd, so dass ich mich hüten musste, viel Kumys zu trinken, wenn ich noch einen weiten Ritt im Sonnenbrande vorhatte.

Der Kumys wird beim Ausschenken mit grosser Ehrfurcht behandelt. Derselbe wird nur von Männern und zwar gewöhnlich vom Wirthe oder dem ältesten Anverwandten des Hauses ausgeschenkt. In der besten Schüssel, die im Hause ist und die von jedem Stäubchen gereinigt, wird der Kumys von der Hausfrau vor den Hausherrn gestellt. In der Jurte herrscht dann allgemeine Stille und man sieht den ehrfurchtsvollen Gesichtern der Anwesenden an, wie sie schon im Voraus, gleich unseren Weinschmeckern, in Gedanken den Labetrunk über die Zunge gleiten lassen. Mit einer reinen zinnernen oder neusilbernen Schöpfkelle wird der Kumys gerührt und umgelöffelt. Dann wird er entweder in Porzellan- oder lackirten Holzschalen den Gästen verabreicht. Einem vornehmen Gaste ein anderes Getränk als Kumys vorsetzen, heisst den Gast beleidigen.

Ist der Kumys noch nicht ausgesäuert, so heisst er *sau-mal*. Ausserdem ist dies aber auch der poetische Ausdruck für Kumys überhaupt. Derselbe hält sich nur wenige Stunden, höchstens einen halben Tag, dann fängt er an zu moussiren und gilt als übersäuert. Nicht ausgesäuerter Kumys ist von widerlich süsssaurem Geschmack und verursacht Uebelkeit.

An einigen Orten wurde mir mit Wasser verdünnter Kumys vorgesetzt (schalap); dies geschieht aber nur, wenn der Kumys zu Ende geht. Nur im Süden sah ich, dass man Kumys mit geröstetem Mehl oder mit gerösteter Hirse als Speise genoss; aber auch dort geschieht dies nur selten.

Andere Milchspeisen werden aus Stutenmilch nicht bereitet.

2. Das Fleisch. Das von den Kirgisen am höchsten geschätzte Fleisch ist das Pferdefleisch, denn dieses wird nicht nur dem Rindfleisch, sondern auch dem Schaffleisch vorgezogen. Die ärmeren Kirgisen kaufen im Frühjahr oder Sommer alte Pferde bei den Russen auf und lassen sie im Sommer auf guter Weide fett werden, dann schlachten sie dieselben im Herbst nach dem ersten Schnee. Reiche Leute schlachten junge Stuten, die noch nicht geboren haben, und Füllen. Bei Gastmählern sind junge, fette Stuten der grösste Leckerbissen. Sie werden vor dem Schlachten bestiegen und so lange geritten, bis sie mit Schaum bedeckt sind, dann werden sie sogleich umgeworfen und geschlachtet. Man sagt, dass durch das Reiten das Fleisch sich erhitze und das Fett gar werde und einen lieblichen Geschmack erhalte.

Der grösste Leckerbissen ist das Bauchfett (kasy), das gesalzen und in Därme gestopft wird, dann wird es geräuchert und wie Wurst verzehrt. Der Geschmack dieser Fettwürste ist in der That sehr angenehm und pikant. Dem Ehrengaste wird beim Mahle stets Bauchfett vorgesetzt. Als zartestes Stück gilt das Kreuz. Das Halsfett wird ebenfalls gesalzen und geräuchert. Die Därme des Pferdes gelten als rein und werden gegessen, während sie bei allem übrigen Vieh als unrein gelten und fortgeworfen werden. Vom Pferde essen die Menschen nur die Lunge nicht, welche gleich nach dem Schlachten den Hunden vorgeworfen wird. Ein Pferd soll 15—18 Pud Fleisch und 1 Pud Fett haben. Das Fett der Pferde ist nach Angabe der Kirgisen sehr scharf und durchdringend, so dass es mit Leichtigkeit das dickste Leder durchziehen soll. Aus diesem Grunde

wird es zum Einschmieren des Leders vielfach benutzt. Handel mit Pferdefett wird jedoch nirgends getrieben.

3. Das Fell. Ein Pferdefell steht gewöhnlich im Preise von 2 Rubel Silber. Es werden aber im Ganzen wenige verkauft, sondern meist von den Kirgisen selbst verarbeitet. Es eignet sich vortrefflich zum Schneiden von ganz feinen Riemen, die zu feinem Flechtwerk verarbeitet werden. Die Kirgisen sind nämlich Meister im Riemenflechten und verfertigen sehr feine Geflechte, die zu Zügeln, Zäumen, Bauch-, Schwanzriemen und vor allem zu Peitschen verwendet werden. Die Peitsche besteht aus einem etwa 2 bis $2^1/_2$ Spannen langen Peitschenstiele aus Tobulguholz und einer etwa $3—3^1/_2$ Spannen langen Schnur von einem Finger Dicke, welche einen Lederkern besitzt, der mit einem aus 24 Riemen geflochtenen Ueberzuge versehen ist. Geflochtene Pferdeleinen oder Pferdegeschirre werden vielfach an die benachbarten Russen verkauft, da diese von ausserordentlicher Festigkeit sind.

4. Das Pferdehaar. Das Pferdehaar (kyl) steht bei den Kirgisen in hohem Preise, da sie die Mähnen und Schweif ihrer Pferde nicht gern beschneiden. Es wird deshalb nur wenig verkauft und meist nur zum Verfertigen der breiten Jurtenstricke, die in sehr schönen Mustern geflochten werden, verwendet. Aus Pferdehaaren gewundene Leitstricke sind bei den Kirgisen selten anzutreffen und werden häufig von den benachbarten Kalmücken eingeführt. Einen eigenen, irgendwie bedeutenden Handelsartikel bildet bei den Kirgisen das Pferdehaar durchaus nicht.

Das Kameel.

Das Kameel wird im Verhältniss zu dem anderen Vieh bei den Kirgisen in sehr geringem Maasse gehalten und ist bei den südlichen Kirgisen in grösserer Menge als bei den nördlichen anzutreffen. Selten besitzt ein reicher Kirgise über 50 Kameele, die ärmeren haben höchstens 3—4 Stück. Das Kameel lebt nicht in Familienheerden, sondern alle Thiere eines Aules werden gemeinschaftlich auf die Weide getrieben.

Als Gattung heisst das Kameel bei den Kirgisen *tüö*. Der Kameelhengst heisst *būra*, die Stute *ingän*, das beschnittene Kameel *atan*. Die Kameelfüllen heissen in den verschiedenen Jahren: im ersten Jahre *bota*, im zweiten *tailak*, im dritten

kunanscha, im vierten *dönönschö*, im fünften *bestätüö*. Die weiblichen Kameelfüllen heissen im dritten Jahre *kunaschyn*, im vierten *dönöschün*.

Fast ausschliesslich wird das doppelhöckrige Dromedar (airy örkösch tüö) gezüchtet. Selten trifft man einhöckrige Kameele (nar) an. Bei den Mongolen kommt das einhöckrige Kameel gar nicht vor, in Mittelasien ist es aber schon sehr häufig. Ausserdem kommt noch eine Racenmischung beider Kameele vor (kospak), die wegen ihrer Stärke sehr gerühmt wird. Bei dieser Mischgattung stehen die Höcker so dicht nebeneinander, dass sie einen zweigipfligen Höcker bilden.

Das Kameel ist im Ganzen sehr fromm, es lässt sich leicht einfangen und gehorcht willig dem Rufe des Herrn. Auf den Ruf: *Tschok! tschok!* kniet es nieder und wird so belastet. Wenn die Last zu rutschen anfängt, hält das Kameel von selbst an. Nur die Kameelhengste sind in der Brunstzeit sehr wild und fallen dann Menschen und Thiere an. Wer immer dem wüthenden Thiere in den Weg kommt, ist unrettbar verloren, denn welches Pferd könnte wohl dem riesigen Läufer entrinnen? Daher werden die Kameelhengste in der Brunstzeit mit Eisenketten gefesselt. Die Brunstzeit der Kameele dauert aber nur bis zum Mai; sobald das frische Grün dem Boden entsprossen, ist der Hengst fromm und zahm wie die beschnittenen Kameele.

Die Kameelstute trägt das Junge über ein Jahr. Sie gebärt im fünften Lebensjahre. Während des Sommers werden die Kameelstuten bei den Jurten gehalten und gemolken und zwar geschieht das Melken fünfmal am Tage. Eine Dromedarstute giebt bedeutend weniger Milch als die einhöckrigen Stuten, die jedesmal einen ganzen Melkeimer voll Milch geben.

Zum Reiten werden die Kameele selten benutzt und auch dann nur auf kürzeren Touren. Man reitet sie meist ohne Sattel und zwar gewöhnlich zu zwei Personen, manchmal reiten auch drei Personen auf einem Kameele, dann sitzt die dritte Person hinter dem hinteren Höcker und klammert sich mit den Händen an demselben fest. Auch für weitere Strecken sattelt man wohl ein Kameel, dann wird der Bauchriemen des Sattels um den vorderen Höcker, der Schwanzriemen aber um den hinteren Höcker geschlungen.

Die Hauptaufgabe des Kameels ist das Tragen von Lasten. Wenn man ein Thier belasten will, so wickelt man zuerst rings

um die Höcker Filzstücke, dann werden zu beiden Seiten der Höcker Stangen mit dicken Filzstücken gebunden, die man *Kom* nennt. Diese Stangen werden bei dem Dromedar nur mit zwei Bauchriemen befestigt; bei dem einhöckerigen Kameele hat der Kom einen Brust- und Schwanzriemen. Auf den Kom wird die Last gebunden und festgeschnürt. Beim Belasten ist hauptsächlich darauf zu achten, dass die Last auf beiden Seiten gleichmässig vertheilt ist. Die Höcker des Kameeles sind sehr zart und durch die geringste Beschädigung derselben wird das Thier zur Arbeit untauglich. Ueberhaupt sind die Kameele die zartesten von allen Hausthieren der Kirgisen. Im Winter darf man sie nicht auf den Schnee niederknieen lassen, sondern muss ihnen jedesmal eine Decke unterbreiten. Ebensowenig darf man die Kameele überanstrengen, denn wenn sich ein Kameel vor Mattigkeit niedergelegt hat, stirbt es gewöhnlich an der Stelle, wo dies geschehen. Auch die Stiche der Mücken und anderen Ungeziefers kann das Kameel nicht vertragen, von dergleichen Stichen wird die sonst helle Haut des Thieres schwarzbunt und es stirbt, wenn die Haut an vielen Stellen verletzt ist.

Ein Dromedar trägt etwa 25—30 Pud Last, ein einhöckeriges Kameel bis 40 Pud. Mit dieser Last läuft das Kameel im Laufe des Tages 25—30 Werst. Hat man eine längere Reise vor sich, so kann man mit belasteten Kameelen nicht über 20 Werst den Tag zurücklegen; Kameele ohne Last oder berittene können den Tag 50—60 Werst laufen. Das belastete Thier geht im Schritt, man darf es sogar nicht traben lassen, da durch das Schaukeln die Stricke, mit denen die Last festgebunden ist, locker werden.

Das Kameel steht bei den Kirgisen in hoher Achtung, ja es wird sogar gewissermassen als ein heiliges Thier betrachtet. Nach seiner Erschaffung soll Allah einen grossen Aulija (Heiligen) als Kameeltreiber eingesetzt haben. Der Genuss des Kameelfleisches gilt als besonders heilbringend für die Seele (tüönüng eti kässijäti köp). Deshalb schlachtet man meist nur dann Kameele, wenn dem Hause ein grosses Unglück zugestossen ist. Sehr reiche Leute schlachten zum Feiertage Kurban ein Kameel, das dann gleich sieben Schafen gilt. Im Allgemeinen gilt Kameelfleisch nicht als Speise. Ein Kameel soll nicht mehr Fleisch liefern als ein Pferd, aber es liefert 7—8 Pud Fett. Das Fett

soll nicht sehr schmackhaft sein und daher nicht gegessen, sondern an Händler verkauft werden.

Das einzige Produkt, das die Kirgisen vom Kameele gewinnen, ist das Haar, natürlich ausser der Milch, die zu der Stutenmilch gegossen wird und mit ihr zu Kumys säuert.

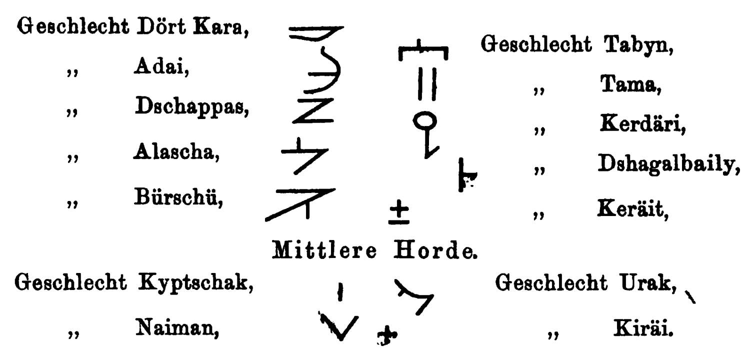
Das Kameel verliert im Frühling sein starkes Winterhaar, das sich in grossen, meist verfilzten Fetzen loslöst. Diese Fetzen werden nun gesammelt und verarbeitet. Ein Kameel giebt im Frühjahr nicht über ein Pud Haare, da die Hälfte auf der Weide verloren geht. Ein Pud Kameelhaare kostet 4—5 Rubel. Das beste Haar sitzt bei dem Kameele an der Brust, an den Vorderfüssen, am Nacken und am Halse. Das Kameelhaar wird theils fein zerzupft und zum Wattiren der Winterkleider benutzt, theils wird es gesponnen (irädi). Die Kirgisen befestigen beim Spinnen einen Klumpen Kameelhaare (schükö) am Mittelfinger der rechten Hand und drehen mit der linken Hand die Spule (urschuk), der gedrehte Faden wird in kopfgrosse Knäuel (tumalak) aufgewickelt. Kameelgarn ist das einzige Garn, das die Kirgisinnen beim Nähen gebrauchen. Aus dem gesponnenen Kameelgarn weben die Kirgisen ein Kameeltuch, ein etwa $^1/_4$ Elle breites Zeug (örmök), aus dem sie eine Art Regenmäntel fertigen. Die Instrumente beim Weben sind sehr primitiver Natur, sie bestehen aus in die Erde gesteckten Stöcken, zwischen denen die Längfäden (usun dship) ausgespannt sind. Der Einschlag (arkau) geschieht von oben nach unten. Nach jedem Durchstecken des Einschlages wird derselbe mit einem Stabe (küsü agasch) festgeschlagen.

Kameelzeug ist sehr dauerhaft, es werden deshalb Röcke aus Kameelzeug in grosser Menge zu den Russen ausgeführt.

Die Kirgisen benutzen Eigenthumszeichen zur Bezeichnung ihres Viehes viel seltener als ihre altajischen Nachbarn. Lewschin führt folgende Eigenthumszeichen der Kirgisen an:

Kleine Horde.

Geschlecht	Sahakly,	Geschlecht	Maschkar,
„	Kara Kisäk,	„	Taslar,
„	Schümököi,	„	Scherkäs,



Zum Beschluss meiner Nachrichten über die Hausthiere der Kirgisen will ich noch in kurzen Worten die Krankeitsformen aufführen, die in den Steppen oft seuchenartig wüthen und zwar berichte ich ganz in der Form, wie mir über dieselben von den Kirgisen selbst gemeldet wurde.

Topsalan. Bei Rindern, Schafen und Ziegen, auch bei Kameelen. Herrscht im Frühling und in der Hitze des Sommers. Krankheitssymptome: der Bauch schwillt an, die Augen werden roth, das Fleisch schwärzlich. Wüthet meist nur in grossen Heerden. Heilmittel nicht anwendbar.

Kül (bei Schafen und Ziegen), die Pocken. Der ganze Körper bedeckt sich mit Pocken, besonders um die Augen. Tritt gewöhnlich im Frühling auf und zwar nach zwei- bis dreijähriger Unterbrechung. Es sterben nur wenige. Heilmittel werden nicht angewendet.

Jelim. Bei Schafen und Ziegen. Im Leibe bildet sich Eiter, auch fliesst solcher aus den Augen. Es sterben sehr viele. Kein Heilmittel.

Sarpy (bei allem Vieh), Klauenseuche. Die Hufe faulen, auch in der Rachenhöhle Eiterbildung. Tritt alle 2 — 3 Jahre auf. Krankheit währt 20 Tage. Es sterben nicht viele Thiere. Schafe werden oberhalb des Hufes zur Ader gelassen und um die Füsse wird Salz gebunden. — Den Kühen wird, wenn der Mund krank ist, als einzige Nahrung Mehlbrei gegeben. Kameelen und Pferden werden die Füsse mit Seife eingerieben, sonst liegen die Pferde, bis die Füsse heilen. Dauert die Krankheit bis zum Winter, so fallen die Hufe ganz ab.

Tafel 12.



Mittelasiatische Kirgisen.





Kirgisentypen.

Dschyldandy, Drehkrankheit bei Schafen.

Ak Bas, bei Pferden. Der Huf eines Fusses fault und wird blutig, heilt stets, aber das Pferd bleibt hinkend.

Yssyk ölüm (hitziger Tod), Milzbrand bei Pferden.

Mälik (bei allem Vieh), Blutdurchfall. Kommt oft vor, sowohl im Winter wie auch im Sommer, besonders beim Rindvieh. Es sterben an dieser Seuche ganze Heerden aus. Die Thiere liegen meist 5—6 Tage krank und sterben dann. Die wenigen Thiere, die genesen, kränkeln mehrere Wochen. Nach der Ansicht der Kirgisen, erscheinen dem Herrn des Viehes zwei alte Weiber und zwei Mädchen im Traume. Unter lustigen Gesängen treiben sie das Vieh fort.

Karasan (bei allem Vieh), Blutleere. Das Vieh wird sehr matt und sein Fleisch ganz weiss. Die Krankheit währt nur einige Tage. Nur wenige Thiere erliegen dieser Seuche.

Kebänäk, bei den Ziegen. Die Lunge wird weiss und es bilden sich auf ihr Geschwüre. Aus den Augen fliessen Thränen und aus dem Munde Eiter. Die Krankheit trifft besonders grosse Heerden, aber nur die Ziegen, nie die mit ihnen weidenden Schafe. Die Seuche tritt alle 4—5 Jahre einmal auf. Die Thiere kränkeln 4—5 Tage und sterben zum grössten Theile.

Die Kirgisen wohnen, wie es ihre Lebensweise als echtes Nomadenvolk mit sich bringt, in transportablen Wohnungen, den von allen türkischen und mongolischen Nomaden seit den ältesten Zeiten angewendeten runden Filzjurten. In ihrer inneren Eintheilung und Einrichtung unterscheidet sich die kirgisische Jurte durchaus nicht von der früher genau beschriebenen altajischen. Der einzige Unterschied ist der, dass die kirgisischen Jurten viel besser gebaut, reinlicher gehalten und grösser sind als die Jurten der Altajer. Das Gestell der Jurte ist überall in gleicher Weise solid und sauber gearbeitet. Der Rauchlochkreis (schangyrak) hält wohl $1^1/_2$—2 Arschin im Durchmesser und ist kreisrund gearbeitet und mit gleichmässig vertheilten Löchern versehen. Damit die Rauchlochdecke nicht hineinfällt, sind über's Kreuz zwei Paar gebogene Stäbe im Inneren des Rauchloches angebracht. Die Dachstäbe (küldröüsch) sind nicht gerade wie bei den altajischen Jurten, sondern am unteren Ende nach unten gekrümmt. Ebenso besteht das Jurtengitter nicht aus geraden,

sondern etwas geschweiften Stäben. Die Jurtengitterköpfe entsprechen der Zahl der Dachstäbe und der Löcher im Rauchlochringe. Die Thür hat stets einen sauber gearbeiteten Rahmen, eine Schwelle (bosaga) und zwei Thürflügel. Das ganze Gitter ist braun gebeizt und bei besseren Jurten sogar mit Schnitzereien versehen. Nachdem das Jurtengitter aufgestellt ist, wird es mit breiten Bändern aus Pferdehaaren festgeschnürt. Ein solches Band wird in der Mitte des Jurtengitters horizontal gewunden, zwei bis drei andere Bänder beginnen beim Rauchlochringe und ziehen sich, allmählich sich senkend, quer über die Stäbe des Jurtendaches bis zum ersten horizontal angebrachten Bande. Rings um das Jurtengitter wird dann von aussen eine aus feinen Halmen des Schilfgrases *Schi* und Wolle gefertigte Matte gebunden. Diese ist bei reicheren Jurten mit bunter Wolle verziert. Die äussere Jurtenbekleidung besteht, wie bei den altajischen Jurten, aus Filzdecken, nur sind die Filzdecken der Kirgisen sauber und aus gutem Filze, bei reicheren Leuten sogar aus hellgrauen, eigens dazu gefertigten starken und ausgewählten Haaren gefertigt. Bei solchen werden auch unterhalb des Dachfilzes gestickte Teppiche, Quasten und andere Verzierungen angebracht.

In ihrer Einrichtung ist die Jurte der Kirgisen auch nur durch die Reichhaltigkeit der Geräthe bemerkenswerth. Die Saba sind sehr regelrecht gefertigt, die Rührstäbe (pistäk) haben an den Köpfen reiche Metallverzierungen. Die Zahl der Schüsseln und Näpfe ist grösser und sind die letzteren oft schön geschnitzt. An Stelle der Säcke treten meist Kästen, da der Transport derselben auf Kameelen keine Schwierigkeiten bereitet. An der Stelle, wo die Küchengeräthe stehen, ist ein Wandschirm aus Schilf aufgestellt, und endlich sind die Betten sauber und mit guten Kissen versehen, der Vorhang häufig aus Seidenzeug und überall an den Plätzen der Familie und der Ehrengäste liegen Teppiche und an denjenigen für niedere Gäste Filzdecken ausgebreitet.

Gerade Dachstangen haben nur die kleinen Jurten (kosch), welche reisende reiche Kirgisen oder Kaufleute mit sich führen.

Die Kleidung der Kirgisen ist vielfach von den die Steppe umwohnenden mohammedanischen Tataren beeinflusst. Die Männer und Frauen tragen die mittelasiatischen Kaftane (schapan), lange bis zum Knöchel reichende weite Röcke, mit oben weiten,

unten aber ziemlich engen, bis zu den Fingern reichenden Aermeln, die bis zum Handgelenk zurückgeschoben werden und daher faltenreich sind. Diese Schapane haben einen schmalen, stehenden Shawlkragen und sind vorn offen. Sie werden vorn wie ein Schlafrock übereinandergelegt und mit einem Gürtel zusammengehalten. In der Nähe der mittelasiatischen Städte tritt an Stelle der Hemden ein ebensolcher Schapan aus weissem Baumwollenzeug, im Norden werden diese Hemden nur von alten Männern getragen, alle jüngeren Männer und Knaben tragen das weite, lange Hemd der russischen Tataren, das aus buntem Kattun genäht ist, bis über's Knie reicht, einen etwa $2^1/_2$ Zoll breiten umliegenden Kragen und weite, lange Aermel hat. Während die Tataren diese Hemden aus feingemustertem Kattun tragen, sind die Hemden der Kirgisen oft mit grossen Mustern versehen. Ueber den Hemden tragen die Männer im Sommer gewöhnlich zwei Schapane aus gestreiftem bucharischen Baumwollenzeug, im Winter aber drei, vier und fünf Schapane und ausserdem noch einen Pelz. Die Schapane sind von sehr verschiedenem Stoffe, bei Reichen aus Sammet, Tuch, Seide, Atlas, Halbseide (meist mittelasiatische Gewebe). Am verbreitetsten sind unter den Wohlhabenden die Schapane aus Durja (buntgeflammte, Taschkendische Halbseide), welche sie gleich über dem Hemde tragen. Der Kirgise hält viel auf Kleidung und die reicheren Leute unterscheiden sich stets durch den Stoff der Schapane von den Aermeren.

Aermere Kirgisen tragen Schapane aus selbstgefertigtem Kameelgarngewebe (örmök). Auch die Pelze, die alle in Form der Schapane gefertigt werden, sind sehr verschieden. Schafpelze mit und ohne Ueberzug, Lammpelze, Iltis-, Marder-, Fuchspelze. Ausserdem haben die Kirgisen noch Pelze aus Füllenfell mit dem Fell nach aussen, die Dshaky genannt werden. Das Hemd tragen die Kirgisen über weiten Hosen aus hellem Baumwollenzeug (Kattun oder Bäs), die sie in die Stiefelschäfte stecken. Die eigentlichen Kirgisenstiefel haben nicht sehr hohe Schäfte und sind aus sehr starkem Leder gefertigt. Vorn ist der Stiefel sehr spitz und etwas nach oben gebogen. Der Hacken ist spitz und befindet sich auf der halben Sohle. Diese Stiefel sind bei reicheren Leuten mit buntem Leder und Schnüren benäht. Der Hacken ist mit Eisen beschlagen. Diese Stiefel sind vortrefflich beim Reiten brauchbar, aber sehr beschwerlich für den Fuss-

gänger. Jetzt kommt der kirgisische Stiefel immer mehr aus der Mode, so dass man ihn in der Nähe mittelasiatischer Städte oder in der nördlichen Steppe fast nirgends mehr antrifft; dort werden überall, besonders von Reichen, ausschliesslich Tatarenstiefel aus weichem Schafleder und Galoschen getragen. Diese Stiefel sind theils durch den religiösen Eifer der tatarischen Lehrer verbreitet worden, theils aber auch dadurch, dass sie für die am Boden Sitzenden sehr bequem sind.

Wenn der Kirgise sich auf einen weiten Ritt macht, so zieht er noch weite lederne Reithosen an (schalbar), die so weit sind, dass die Schösse aller Schapane hineingesteckt werden können. Diese Hosen sind aus weichem Leder und meist hellgelb gefärbt, bei reicheren Leuten vielfach mit Stickereien versehen. Man trägt aber auch Schalbare aus Tuch oder Plüsch. In solchen Hosen macht der Kirgise einen höchst komischen Eindruck, da die in dieselben gesteckten langen Schösse des Schapans oder des Pelzes auch den Magersten von riesigem Umfange erscheinen lassen.

Auf dem Kopfe tragen die Kirgisen jetzt meist gewöhnliche tatarische Mützen mit einer etwa handbreiten Pelzverbränung oder weisse Mützen aus Worlok eigenen Fabrikates. In der südlichen Steppe hingegen sieht man vielfach die Mützen der Sart oder Turbane. Die spitzen Mützen mit Ohrenklappen (tumak), aus schwarzem Lammfell oder aus Zobel und mit Tuch überzogen, werden jetzt in der nördlichen Steppe schon bedeutend seltener; allgemein fand ich diese Mützen nur noch östlich von Kokbektinsk bei den Kiräi, die jetzt auf chinesischem Gebiete wohnen; diese trugen auch im Sommer Tumake aus weissen feinen Filzen, die oben und an den Klappen mit Taschkender Halbseide (durja) besetzt waren. Die spitzen Sommerhüte mit an den Seiten aufgebogenen Krempen, die das Bild des Kirgisen in Lewschins Beschreibung der Kirgisen zeigt, sind jetzt nirgends mehr zu finden.

Zur vollen Ausrüstung des Kirgisen gehört noch der Gürtel, den er stets um den Schapan oder den Schalbar legt, sobald er sich zu Pferde setzt. Dieser Gürtel besteht theils aus Seidenzeug, theils aus einem breiten Lederriemen, der reich mit Metall beschlagen ist. Bei den reicheren Kirgisen sind die Metallbeschläge am Gürtel aus Silber und manchmal sogar mit Edelsteinen verziert. An dem Gürtel sind das Seitenmesser in

Tafel 13.

4

1

2

5

3

1. 2. Kirgisinnen. 3. Junger Kirgise mit Malachei-Mütze (Tumak). 4. 5. Tatarische Lehrer (Mulla) in den Aulen.

einer Scheide und auch oft eine Ledertasche befestigt, in der Feuerstahl, Barteisen, Scheermesser und andere Kleinigkeiten sich befinden; wenn der Kirgise auf die Jagd reitet, hat er in dieser Tasche den nöthigen Schiessbedarf. Die Tasche ist, wie der Gürtel, bei reichen Kirgisen oft sehr reich mit Metallbeschlag verziert.

Alle Kirgisen scheeren den Kopf; nur den kleinen Knaben, den Lieblingssöhnen, lässt man zu beiden Seiten des Kopfes das Haar lang wachsen. Sonst habe ich nur einen zum Theil nicht geschorenen Kopf bei einigen Baksa (Zauberern) gesehen. Den Bart um die Lippen zwicken die Kirgisen mit einer dazu gefertigten kleinen Zange aus.

Die Oberkleider der Frauen sind im Allgemeinen dieselben wie die der Männer; sie tragen meist einen oder mehrere Schapane; kürzere, anschliessende, glatte Röcke, vorwiegend aus Halbseide und manchmal mit Pelz verbrämt, die auf der Brust mit Knöpfen geschlossen werden, habe ich nur bei reicheren, erwachsenen Mädchen angetroffen. Das Hemd der Kirgisinnen der östlichen Steppe ist lang und weit und reicht bis über das Schienbein; es nähert sich in seinem Schnitte schon den weiten Hemden, welche die Tatarinnen tragen. Der Einschnitt auf der Mitte der Brust ist mit breiten seidenen Bändern eingefasst, die bei Reicheren mit Tressen, Münzen und Knöpfen verziert sind. Ueber den Hemden tragen die Frauen meist einen baumwollenen oder seidenen Gürtel, der bei reicheren Frauen oft sehr schön gestickt ist.

Der Kopfputz der Frauen besteht aus zwei grossen viereckigen, weissen Tüchern, von denen das untere so um den Kopf gelegt wird, dass es fast eine hohe spitze Mütze bildet, während das obere nur den unteren Rand desselben umgiebt und dann über die Schultern und den Rücken herabhängt. Die Mädchen tragen anstatt der Tücher eine sehr kleidsame, mit Fell verbrämte Mütze, an welcher einige Flaumfedern befestigt sind. Die Mützen sind natürlich dem Wohlstande der Besitzerin gemäss sehr verschieden, oft aus Sammet, Plüsch, Tuch oder Seide und mit Biber- oder Affenfell verbrämt. Die spitzen Mützen, die die Kirgisinnen noch vor einigen Jahrzehnten trugen, sind jetzt ganz aus der Mode gekommen.

Hosen und Stiefel sind bei den Frauen fast von derselben Form wie bei den Männern, nur tragen jetzt die Kirgisinnen

ausschliesslich weiche Tatarenstiefel und Galoschen. Reitstiefel mit spitzen Hacken auf der Mitte der Sohle habe ich bei den kirgisischen Frauen nicht angetroffen.

Durch die Haartracht unterscheiden sich Frauen und Mädchen ebenfalls; während die Ersteren ihr Haar in zwei und drei Flechten theilen, von denen gewöhnlich zwei über den Schultern liegen und mit Muscheln, Metallplatten, Perlen und Münzen verziert sind, tragen die Mädchen viele dünne Zöpfe, an denen, ebenso wie bei den Frauen, Bänder und Metallschmuck angebracht sind.

Reiche Kirgisinnen lieben sehr viel Schmuck, der meist aus Silber gefertigt ist, Ringe, Armbänder, Ketten u. dgl. mehr. Sie pflegen ausserdem sehr reichlich weisse und rothe Schminke anzuwenden und sich die Finger gelb zu färben.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass sich die Kirgisen, sowohl Männer wie auch Frauen und Mädchen, zu putzen lieben und dass man in Folge dessen reiche, wohlhabende und ärmere Leute auf den ersten Blick unterscheiden kann. Nachlässigkeit in der Kleidung findet man nur bei den verheiratheten Frauen; dies ist besonders deshalb auffällig, weil gerade die Mädchen sich besonders gut zu kleiden pflegen und meist sehr sauber und ordentlich gehen. Kaum ist aber das Mädchen verheirathet, so vernachlässigt es ihr Aeusseres und besonders ärmere Frauen laufen abscheulich lüderlich und schmutzig umher, was noch besonders wegen der Kopftücher in die Augen fällt, die meist so schmutzig sind, dass man die weisse Grundfarbe nicht mehr erkennen kann. Anständig sehen nur ältere Frauen und solche sehr wohlhabender Leute aus.

Ueber das Leben der Kirgisen in den Jurten ist wenig zu sagen, es ist natürlich im Allgemeinen dem der nomadisirenden Altajer sehr ähnlich. Die häuslichen Arbeiten werden von den Frauen, die Bewachung der Heerden von den Männern besorgt; trotzdem ist hier schon ein bedeutender Fortschritt im Vergleich mit den Altajern zu erkennen, das Leben ist hier gewissermassen geregelter geworden. Die Arbeitsvertheilung zwischen Männern und Frauen ist eine sehr gleichmässige, da z. B. Ackerbau, Besorgung von Brennmaterial, Herstellung aller Gefässe als: Eimer, Schläuche u. s. w., den Männern zufällt. Es tritt schon eine Klasse von Dienenden auf, die ich in jedem irgendwie wohlhabenden Hause angetroffen habe. Man sieht, dass hier in

der Vertheilung und Behandlung der Heerden vom Hausherrn nach gewissen Grundsätzen gehandelt wird und dass die Leute stets beschäftigt sind. Bei den Heerden sind meist angestellte Hirten und diese werden einer Art Controlle unterworfen. Alles dies in seinen Einzelheiten darzulegen, hiesse den Leser unnütz langweilen.

Auch die Vertheilung der Arbeitszeit in der kirgisischen Jurte ist vollkommen dieselbe wie in der altajischen; das ist verständlich, da ja bei den Kirgisen die Kühe und Schafe ebenfalls bei den Jurten übernachten und vollkommen zu derselben Zeit gemolken werden. Ueber die Behandlung des Viehes und die Milchwirthschaft der Kirgisen habe ich schon vorher genügend gesprochen. Ausser mit der Viehzucht beschäftigen sich die Kirgisen noch mit dem Ackerbau und zwar in einer viel ausgedehnteren Weise als die Bewohner des Altai. So treffen wir an allen irgendwie zum Ackerbau passenden Stellen der ganzen Steppe überall von den Kirgisen bebaute Aecker. Die Besorgung der Aecker wird gewissen Personen des Aules oder von reichen Leuten einigen von ihnen gemietheten Ackerbau-Familien überlassen. Diese Ackerbauer bleiben während des Sommers in der Nähe der Aecker wohnen und werden von dem herumziehenden Aule aus mit dem für ihren Unterhalt nöthigen Vieh versehen. Ausserdem wird ihnen wöchentlich noch Mundvorrath geschickt.

Die Aecker sind zum grössten Theil nicht von den Kirgisen selbst angelegt, sondern meistens sehr alten Ursprungs, die jetzt von den Kirgisen benutzt werden. Die Bearbeitung der Aecker ist in der Steppe insofern schwierig, als die Trockenheit und die Hitze eine ziemlich häufige künstliche Bewässerung erfordern. Es muss somit jeder Acker in der Weise angelegt werden, dass man die Möglichkeit hat, eine dem Terrain entsprechende Menge Wasser dorthin zu leiten. Dann muss ein Hauptkanal angelegt und unterhalten werden, der das Wasser aus der Ferne herleitet, und ausserdem sind noch Schutzwälle herzurichten, die einerseits den Acker vor Ueberschwemmung schützen, andererseits eine gleichmässige Wasservertheilung möglich machen. Da die Art der Wasservertheilung überall dieselbe ist, so will ich zur Veranschaulichung der Anlage der kirgisischen Aecker hier einen von Lewschin mitgetheilten Plan eines kirgisischen Ackers der westlichen Steppe abdrucken, der

von einem russischen Ingenieuroffizier am Irgis aufgenommen worden ist.

Der Acker liegt dicht am rechten Ufer des Flusses. Damit das Wasser das niedrig liegende Ackerland nicht überschwemmen kann, hat man am Ufer des Flusses in einer Länge von etwa 150 Faden einen das Ufer begleitenden, wohl 3 Fuss über das Niveau des Flusses emporragenden Wall angelegt (der auf dem beiliegenden Plane (Taf. 14 a) mit *b c d* bezeichnet ist. Aus dem Flusse führen drei Kanäle, die bei den Punkten *b c d* den Wall durchschneiden. Ist eine Bewässerung des Ackers nicht nöthig, so sind die Anfänge der Gräben vom Flussufer bis zu den drei Punkten verschüttet. Will man aber den Acker bewässern, so werden bei diesen Anfängen die Kanäle und Gräben vertieft und dann strömt das Wasser in die drei auf den Acker führenden Hauptkanäle. Im Frühling, wenn das Wasser die (Taf. 14 b Durchschnitt *A B*) bezeichnete Höhe hat, genügt das Oeffnen der Kanäle. Fällt aber im Sommer das Wasser des Flusses, so muss vorher bei dem Punkte *a* (Taf. 14 a) der Flus gehemmt werden, dann werden erst die Kanäle geöffnet, wenn das Wasser im Flusse bis auf das Frühlingsniveau gestiegen ist. Jetzt füllt das Wasser die Kanäle. Dann werden die einzelnen kleinen Kanäle und Ackerfurchen geöffnet und allmählich die kleinen Ackerstücke mit der für sie nothwendigen Quantität Wasser versehen. Da das ganze Ackerfeld, wie der Plan zeigt, drei grosse, unter dem Niveau der Aecker liegende Abzugskanäle durchschneiden und diese an die grossen Kanäle reichen, so ist man stets im Stande, die Wassermenge der grossen Kanäle genau zu reguliren. So öffnet man Kanal auf Kanal, Furche auf Furche, bis endlich das ganze Ackerfeld gleichmässig mit der den Verhältnissen nach nöthigen Wassermenge versorgt ist.

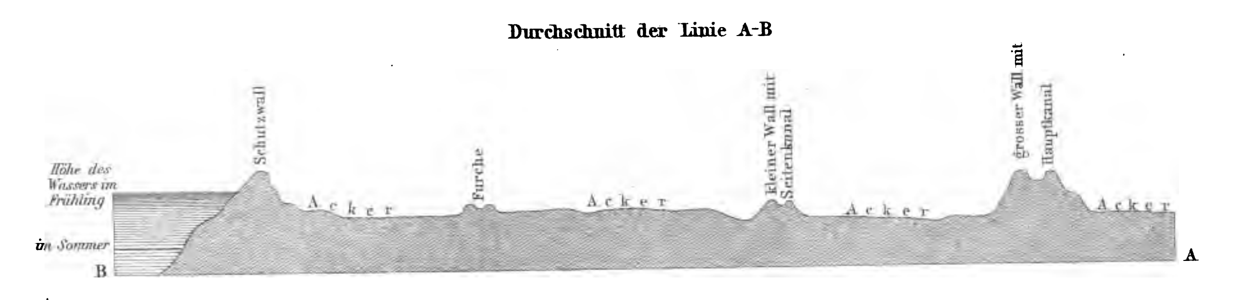
Nicht überall ist die Bewässerung so leicht auszuführen, wie bei dem auf Taf. 14 a abgebildeten Acker. An vielen Orten muss das Wasser zu den Hauptkanälen aus dem Flusse künstlich gehoben werden. Reiche Leute richten zu diesem Zwecke Wasserräder ein, mit denen das Wasser sich leicht zu der Höhe des Kanals heben lässt, ärmere Leute bringen das Wasser in Lederschläuchen oder Holzgefässen zu einer in den Hauptkanal führenden Röhre. Natürlich kann auf diese Weise nur ein sehr unbedeutendes Feldareal bewässert werden. Dieser Umstand er-

Tafel 14 a.

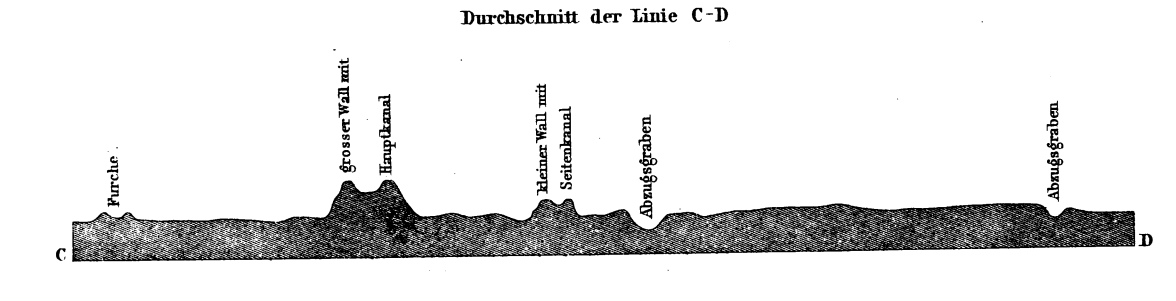
Bewässerungsanlage in der kirgisischen Steppe.

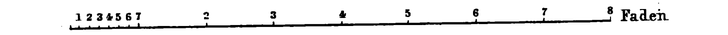
Tafel 14 b.

Durchschnitt der Linie A-B



Durchschnitt der Linie C-D

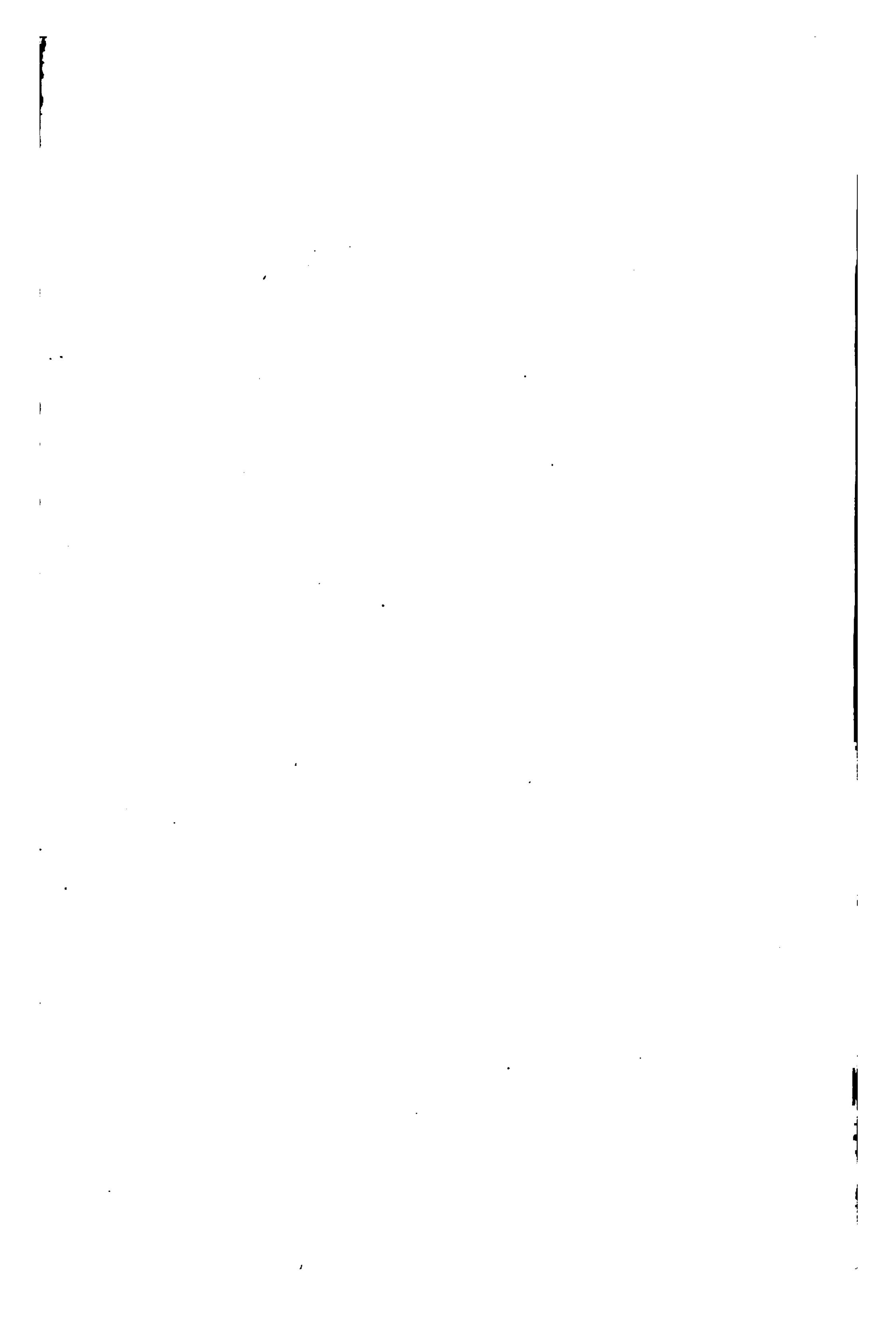




Zu: Radloff, Aus Sibirien.

Bewässerungsanlage in der kirgisischen Steppe.

T. O. Weigel in Leipzig.



klärt schon hinlänglich, weshalb eigentlich nur der Reiche in der Kirgisensteppe sich mit Ackerbau beschäftigen kann.

Die Zeit der Bewässerung hängt natürlich ganz von den Umständen ab, da dabei das Wetter, die Oertlichkeit, das Klima und die Wassermenge in Betracht kommen.

In der nördlichen Steppe ist bei Lehmboden die Bewässerung in der Regel nur einmal im Jahre nothwendig, in der südlichen Steppe und bei sandigem Boden muss der Acker in trockenen Jahren während der ersten Monate wohl allwöchentlich bewässert werden.

Die Ackergeräthe der Kirgisen sind sehr primitiv. Die Pflüge bestehen aus einem ovalen Pflugeisen, an das eine Stange gesteckt ist. Man spannt vor den Pflug gewöhnlich zwei Thiere, d. h. Kameele, Ochsen oder Pferde. Arme Leute bearbeiten ihre Aecker mit der Hacke. Die Kirgisen machen die Pflugfurchen sehr wenig tief und sehr unregelmässig und säen das Getreide ungleichmässig aus. Ich habe selbst mehrmals gesehen, dass der Pflügende in einem Sacke Saatgetreide hatte und gleich beim Pflügen säete. Oft sollen sie sogar zuvor das Getreide aussäen und dann erst den Acker umpflügen. Anstatt der Eggen treiben die Kirgisen Pferde über den Acker, denen man mehrere Baumäste an den Schweif gebunden hat. Das Getreide schneiden sie mit kleinen Sicheln oder mit Messern ab. Das abgeschnittene Getreide wird auf festgetretenen ebenen Stellen ausgebreitet und dann dadurch ausgedroschen, dass man an Stricken gebundene Pferde oder Ochsen über die Tenne treibt.

Da die Bearbeitung des Ackers Arbeitskräfte während des ganzen Sommers erfordert und das Nomadisiren der betreffenden Arbeiter unmöglich macht, so kann die Bearbeitung meist nur von reicheren Leuten ausgeführt werden, die die Ernährung der Arbeiter von ihrem Viehüberflusse während des ganzen Sommers durchführen können.

Von Getreidearten habe ich in der mittleren Steppe zwischen Ajagus bis Kopal Weizen, Hirse und Erbsen angetroffen; in der nördlichen Steppe säet man auch vielfach Roggen, den die Kirgisen *kök naisa* (blaue Lanze) nennen. Bei Taschkend habe ich bei den Kirgisen selbst Reisbau vorgefunden. Dass der Ackerbau von reichen Leuten in bedeutendem Maasse betrieben wird, beweist mir die Angabe des Sultans Barak am Ajagus, der mir mittheilte, er habe 17 Säcke Weizen aussäen lassen

und zwar jeden Sack zu 2 Pud. Barak erzählte mir auch, er zahle seinen Ackerbauknechten 5—10 Rubel jährlich, habe aber dafür die Verpflichtung, ihnen mit ihren Familien Winter und Sommer Nahrung zu geben.

Das gewonnene Getreide wird nur zum Theil auf Handmühlen gemahlen, denn es existiren an vielen Orten auch von Kirgisen gehaltene Wassermühlen, auf denen man das Getreide mahlen lassen kann.

Ich traf eine solche Mühle zwischen den Piquets Sary Bulak und Kara Bulak, südlich von Kopal. Die Wassermühle bestand aus einem kleinen, aus Balken gezimmerten Häuschen, in dessen Nähe sich einige als Speicher dienende Erdhütten befanden. Die Mühle war von sehr primitiver Einrichtung und mahlt in einem Tage 20—30 Pud Getreide; sie wurde von einem Kirgisen unterhalten, welcher für jedes Pud Mehl 3 Kopeken erhielt.

Ausser der Viehzucht und dem Ackerbau treiben die Kirgisen im Allgemeinen keine anderen Beschäftigungen, denn die Jagd wird nirgends als Erwerbszweig, sondern zum Vergnügen betrieben. Es giebt zwar einzelne Kirgisen, die Jagdzüge auf Gemsen, wilde Schweine und im Süden auf Luchse, Leoparden und Tiger unternehmen, dies sind aber nur sehr vereinzelte Ausnahmen. Dies kann man schon daraus deutlich erkennen, dass man im Allgemeinen in den Jurten nirgends Gewehre und Jagdutensilien zu sehen bekommt. Verbreiteter als die Jagd mit der Flinte ist die mit Hilfe der Jagdvögel und die Hetzjagd.

Bei der Hetzjagd wenden die Kirgisen etwa $1^1/_2$ Faden lange Stöcke an, die der Reiter bei dem dünnen Ende fasst; indem er nun bei dem fliehenden Thiere vorbeireitet, versetzt er ihm mit dieser Waffe einen tödtlichen Schlag. Mit diesem Stocke bewaffnet, liebt man besonders Wölfe, Füchse und Eber zu jagen. Ich habe solchen Jagden beizuwohnen nicht Gelegenheit gehabt, aber die Jagdbeute, Wölfe und Eber, häufig genug gesehen und zwar stets mit vollkommen zertrümmerten Schädeln.

Am meisten verbreitet und die Lieblingsbeschäftigung besonders reicher Kirgisen ist die Jagd mit Hilfe abgerichteter Jagdvögel, mit Sperbern, Falken, Habichten und Berkut. Diese Jagdvögel werden im Allgemeinen in ganz gleicher Weise abgerichtet. Man fängt die Vögel jung ein und hält sie stets mit

einer ledernen Kappe über den Augen in der Jurte; dabei füttert man den Vogel, indem man ihn auf den linken Arm nimmt und mit der rechten Hand das Fleisch reicht. Es wird vor der Fütterung stets eine kleine Locktrommel gerührt, so dass der Vogel sich daran gewöhnt, den Ton der Trommel als den Vorboten der Fütterung anzusehen. Später wird der von der Kappe befreite Vogel durch den Laut der Trommel auf den Arm des Herrn gelockt und dann gefüttert. Erst wenn der freigelassene Vogel stets nach Ertönen der Locktrommel augenblicklich zu seinem Herrn sich wendet und sich füttern lässt, werden die Jagdversuche vorgenommen. Diese Jagd wird in folgender Weise ausgeführt: der Reiter trägt den Vogel auf dem linken Unterarme und zwar stets mit verdeckten Augen; bietet sich nun eine dem Vogel entsprechende Jagdbeute, so nimmt der Jäger ersterem die Kappe ab und veranlasst ihn, indem er einen bestimmten Laut ausstösst, aufzufliegen. Der Vogel erhebt sich nun hoch in die Luft und stürzt sich aus der Höhe auf die Jagdbeute. Der Reiter selbst folgt dem Vogel, so lange derselbe seine Beute verfolgt, was oft mit der grössten Schwierigkeit verbunden ist. Hat der Vogel sich auf seine Beute gestürzt und sie eingefangen, so hält er sie auf dem Boden fest, bis sein Herr vom Pferde steigt, sie ihm abnimmt und dem Vogel die Kappe wieder aufsetzt. Ist der Vogel aber vorbeigeschossen, so wird er durch den Laut der Locktrommel angelockt, kehrt sogleich zu seinem Sitze auf den linken Arm des Reiters zurück, erhält dann sein Futter und wird wieder mit der Kappe versehen. Das Jagen mit Sperbern und Falken ist mehr eine Spielerei junger Mädchen oder halberwachsener Knaben, da diese Thiere nur kleine Vögel als Jagdbeute einbringen. Dieselben werden meist auf der linken Hand getragen. Mit Habichten werden wilde Enten und Gänse gejagt, mit dem Berkut endlich Hasen, Trappen und grosse Steppenhühner und in der südlichen Steppe Fasane. Grössere Vögel werden auf dem linken Unterarme getragen, der durch eine starke Holzstütze, die auf dem Sattelholze ruht, gestützt ist. Selbstverständlich trägt der Jäger, der den Vogel hält, auf dem linken Arme einen Handschuh aus starkem Leder, damit ihn die spitzen Krallen des Jagdvogels nicht verwunden.

Die Jagd mit den Vögeln bildet bis heute noch das Hauptvergnügen der reichen Jugend und gute Jagdvögel stehen in

30*

hohen Ehren und werden mit theuerem Preise bezahlt. Der Jagdvogel ist daher der Liebling seines Herrn, er wird ebenso wie das Lieblingsross im Liede besungen.

Hier einige Strophen aus dem Trauerliede, das ein alter Kirgise um seinen von einem Hunde getödteten Jagdvogel singt:

Blauer Vogel, sausend wie der Wind, so flogst du,
Nie dein Leben achtend, Gänse viel ergriffst du;
Dich hat nun der Bösewicht getödtet,
Weh mir, dunkle Gänse trefflich fassend, fingst du.

Denk' im Hause, in der Steppe dein, mein Vogel!
Viele Vögel hab' ich aufgezogen, Vogel!
Doch sie fassten nur der Enten bunte Schaar,
Keiner kam an Kraft dir gleich, mein Vogel!

Vögelchen mit langem Hals und kurzem Flugschlag,
Jagen liess ich gern dich, doch du bist entflohen, ach!
Fünfzehn Enten und sechs Gänse fingst auf einen Stoss du,
Wie, hast keine Trappe du gefangen? Freund, sag'!

Blauer Vogel, alt warst du, und ich bin alt nun,
Wenn du blind auch, konnt' kein Vogel es dir gleich thun,
Fingst sechs Gänse stets auf einen Stoss du,
Selbst im Alter wollt'st vom Jagen du nicht ausruhn.

Von der Tiefe zu der Höhe du erhobst dich,
Hattst 'ne Ente, Vogel, wenn der Hunger quält' dich,
Wenn der Abend nahte und der Trommel Schlag ertönte,
Jagtest wild du, stolz dich rühmend: schaut mich!

Blauer Vogel, heute kommst du in den Sinn mir,
Täglich schauten deiner Schwingen Kraft wir,
Reihenweise lagen todte Enten immer,
Wenn des Jagens Freude wir genug gegönnt dir.

Weniger verbreitet als die Jagd mit dem Vogel ist die Hetzjagd mit Hunden; nur wenige und sehr reiche Leute halten Hetzhunde und jagen mit diesen Hasen, Rehe und junge Saiga. Ich kann mir dies nur dadurch erklären, dass der Kirgise als echter Mohammedaner den Hund für ein unheiliges Thier hält und daher nicht gern zu seinem Gefährten macht.

Wir sehen somit, wie bei den Kirgisen gerade diejenigen Jagdarten beliebt sind, die sie zu Pferde ausüben und bei denen sie sich auch am wilden Reiten und an der Kraft ihres Lieblingsrosses ergötzen können.

Ausser allen diesen Beschäftigungen finden wir auch bei den Kirgisen ganz bestimmte Anfänge von anderen Industriezweigen und Handwerken. Die Bereitung des Leders, die Riemenflechterei, die Bereitung der Filzdecken und das Weben des Kameelzeuges habe ich schon erwähnt und alle diese Produktionen, als im Zusammenhange mit der Viehzucht stehend, ausführlich beschrieben. Von Handwerken sind besonders Holz- und Metallarbeiten zu erwähnen, die die Kirgisen selbst ausführen. Diese Arbeiten beschränken sich natürlich nur auf Gegenstände, die zum eigenen Gebrauche der Kirgisen dienen. Von Holzarbeiten verfertigen sie: Jurtengitter, Dachstäbe, Thüren, Kasten; ferner Küchengeräthe: Schüsseln, Näpfe, Eimer und die Schnitzereien an den Pistäk, dann besonders auch die Sattelhölzer. Alle diese Arbeiten vermag im Nothfalle wohl jeder Kirgise herzustellen, jedoch giebt es bei allen Geschlechtern *agasch-ustassy* (Holzarbeiter), die alle diese Gegenstände mit grösserem Geschick herzustellen vermögen. Die meisten Gegenstände werden mit der Hand geschnitzt, nur die Schüsseln und Näpfe werden auf rohen Drehbänken gedreht. Gestrichen werden diese Holzarbeiten nicht, wohl aber gelb gebeizt. In der nördlichen Steppe haben die russischen Holznäpfe und die Irbitsche Kasten zum grössten Theile die entsprechenden eigenen Produkte verdrängt und man findet hier nur noch flache Schüsseln eigener Arbeit. Von Holzgestellen für die Sättel arbeiten die Kirgisen nur die für männliche Sättel, die Gestelle der Frauensättel werden aus Taschkend bezogen.

Metallarbeiter sind bei den Kirgisen seltener als Holzarbeiter, sie zerfallen in Schmiede, Kupfer- und Silberarbeiter. Meistentheils versteht aber jeder Metallarbeiter diese drei Handwerke, wenn er auch in einem derselben geschickter ist als in dem anderen. Die Schmiede verfertigen Messer, Lanzenspitzen, Pferdegebisse, Steigbügel; alle übrigen Eisenarbeiten werden von den Nachbarn (Russen oder Sart) durch Kauf erworben. Von Silber- und Kupferarbeiten verfertigen sie nur Verzierungen, Sattelbeschläge, Gürtelverzierungen von Silber, Kupfer und Messing, die oft mit Glas, Achat und Edelsteinen verziert werden; ferner silberne Finger- und Ohrringe, Gürtelschnallen, Agraffen und Verzierungen am Pistäk. Ausserdem besitzen sie meistens eine grosse Kunstfertigkeit im Auslegen von Eisenbeschlag mit Silber, Gold und Kupfer. Bei einigen reichen Leuten, so bei

Tütö in der nördlichen Steppe und beim Sultan Tesek bei der grossen Horde, habe ich solches mit Gold und Silber ciselirtes Pferdezeug von bewundernswürdiger Schönheit gesehen. Steigbügelränder, Sattelbeschlag und auch der Riemenschmuck auf dem Zaume, Brust- und Schwanzriemen waren mit feinen silbernen und goldenen Arabesken bedeckt. Das ciselirte Pferdezeug des Sultans Tesek wurde mir im Werthe von 200 Rubel angegeben. So schöne Ciselir-Arbeiten wie bei den Kasak-Kirgisen habe ich weder bei den schwarzen Kirgisen noch bei den Mongolen angetroffen.

Handarbeiten mit der Nadel, welche Kirgisinnen anfertigen, wie Stickereien auf Leder, Tuch und Filz, zeugen von grosser Geschicklichkeit; diese Arbeiten werden aber von allen Kirgisinnen verfertigt, denen ihr Wohlstand Musse zu dergleichen Arbeiten lässt. Bei reicheren Kirgisen ist die Innenwand der Jurte reich mit dergleichen Stickereien versehen. Als Gewerbe werden diese weiblichen Handarbeiten wohl nie ausgeführt und die gefertigten Artikel kommen nirgends in den Handel.

Was die Kirgisen am Schärfsten von den türkischen Nomaden des Altai unterscheidet und sie in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise auf eine höhere Kulturstufe erhoben hat, ist die mohammedanische Religion, zu der die Kirgisen sich schon seit vielen Jahrhunderten bekennen. Grössere Ordnung in Kleidung und Hauseinrichtung, Reinlichkeit, geordnetere Familienverhältnisse und ein mehr ausgebildetes ethisches Bewusstsein sind unbedingt durch den Einfluss der mohammedanischen Religion eingedrungen. Es ist vielfach die falsche Ansicht verbreitet, als ob die Kirgisen erst in der letzten Zeit sich ganz zum Mohammedanismus bekehrt hätten und sogar jetzt noch fast Heiden seien. Die Kirgisen sind schon seit Jahrhunderten vollkommen zum Islam bekehrt und sind mit Recht als strenge, man möchte sogar sagen fanatische Mohammedaner zu bezeichnen, wenn auch natürlich der kirgisische Mohammedanismus eine eigenthümliche Färbung angenommen hat, die durch die eigenartige Lebensweise der Steppennomaden veranlasst ist.

Streng hält der Kirgise an allen äusseren Satzungen des Islam. Die Beschneidung wird aufs Strengste durchgeführt, die Männer tragen stets einen glatt rasirten Kopf (die einzigen Ausnahmen machen die Baksa, auch lässt man bei sogenannten *erkä bala*, den Lieblingssöhnen, bis zum zehnten Jahre zu beiden Sei-

ten des Kopfes Haarbüschel wachsen), der Schnurrbart ist stets beschnitten und ausrasirt. Die Gebetstunden werden im Allgemeinen streng eingehalten, wenn auch in der inneren Steppe häufig trockene Waschungen die vorgeschriebenen ersetzen. Die Todten werden streng nach mohammedanischem Ritus beerdigt. Dagegen ist man im Halten der Fasten weniger streng. Almosen und geistliche Abgaben reicht man nach Vorschrift des Korans. Ausserdem kennt man eine ganze Reihe von arabischen Formeln, die, wenn auch in verdorbener Form, als sehr heilig und glückbringend stets im Munde geführt werden. Diese Forderungen des Islams führt man, wie gesagt, streng aus, denn sie bereiten dem Menschen ein seliges Jenseits, den Eingang zu den Pforten des Paradieses, während jede Unterlassung die Qualen der Hölle nach sich zieht.

Die benachbarten Mohammedaner tadeln die Kirgisen wegen der Unterlassung vieler Forderungen des Scheriat und wegen ihrer Unkenntniss der Glaubenssätze und nennen sie häufig Kafir (Ungläubige). Es ist wahr, dass sich bei den Kirgisen so manche heidnische Gebräuche erhalten haben, die dem wahren Mohammedaner ein Gräuel sind, und dass sie im Grunde recht wenig von den Lehren des Islams verstehen. So unterlassen junge Leute fast durchgängig, die Tagesgebete auszuführen. Ebenso nimmt man es mit dem Fasten nicht streng und betrachtet z. B. durchgängig das Schnupfen während des Fastens als erlaubt. Die Waschungen werden vielfach absichtlich unterlassen, da auch bei den Kirgisen noch der Aberglaube herrscht, dass das viele Waschen dem Gedeihen des Jungviehes Schaden bringe. Diejenigen, die die Tagesgebete halten, kennen oft nur die äusseren Ceremonien und sprechen statt der Gebetesworte oft unsinnige türkische Phrasen. Man schlachtet zwar das Vieh nach mohammedanischem Ritus, nimmt es aber dabei nicht so genau. Wenn ein Pferd gefallen ist, so führt der arme Kirgise oft längst nach dem Tode die Ceremonie des Schlachtens aus, überredet sich selbst, das Thier sei noch am Leben gewesen, und geniesst das Fleisch des gefallenen Thieres. Allgemein geschieht dies, wenn das Vieh bei ungünstigem Wetter im Frühjahre aus Mangel an Futter fällt. Dem Thiere werden ausserdem die Zähne nicht ausgeschlagen, wie es der mohammedanische Ritus verlangt, da das Ausschlagen der Zähne für das Jungvieh schädlich sein soll. Ja, man geniesst sogar das Blut, das beim Schlachten

heimlich aufgefangen wird, was natürlich dem strengen Muselmane ein wahrer Gräuel ist.

Wir können aber beobachten, wie besonders in den letzten Jahrzehnten die benachbarten ansässigen Mohammedaner einen stets zunehmenden Einfluss auf die Kirgisen ausüben. Die Sitte des Haltens von Lehrern ist bei den Kirgisen der Nordsteppe jetzt allgemein verbreitet. Es sind hauptsächlich Tara- und Tobolsker Tataren, die jährlich zu Hunderten in die Kirgisensteppe gehen und dort von reichen Kirgisen als Lehrer gemiethet werden. Der reiche Kirgise eröffnet dann in seiner Jurte eine Freischule für die Kinder der benachbarten Aule. Ich selbst habe öfter dergleichen Schulen angetroffen. Ein solcher Lehrer vermiethet sich gewöhnlich auf 2—3 Jahre und es gelingt ihm meistens, 30—50 Kinder im Lesen, Schreiben und in der Kenntniss der Glaubenssätze des Islams zu unterrichten und in echte Mohammedaner zu verwandeln. Einen nicht geringen Einfluss üben die die Steppe bereisenden Kasaner Kaufleute aus, die überall auch die Rolle der Missionäre übernehmen. In der westlichen Steppe ist der Einfluss des Islams schon so stark geworden, dass jetzt Hunderte von kirgisischen jungen Leuten, die daheim eine Elementarbildung erhalten haben, zu den tatarischen Medressen des nördlichen Russlands sich begeben und dort die Wissenschaft des Islams gründlich studiren. So leben schon seit Jahrzehnten in der Medresse im Dorfe Sterlebasch im Ufaer Gouvernement bis 150 Kirgisen, die dort wenigstens zehn Jahre zubringen. Ja, in der Stadt Kasan habe ich 5 Individuen aus der Steppe getroffen, von denen eines 15 Jahre in einer Medresse in Kasan gelebt und im vorigen Jahre zur Steppe zurückgekehrt ist.

Trotz alledem ist die Kenntniss der Schrift und das Studium der arabischen Sprache nicht weit in die Steppe eingedrungen und häufig wird noch, wie ich einmal selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, der im Koran lesende tatarische Gast aufgefordert, die Jurte zu verlassen, da in derselben Niemand gestorben sei und der Wirth sich fürchtet, dass das Lesen des Korans einen schädlichen Einfluss ausübe. Fluchworte murmelnd und mit vor Verachtung und Hohn verzerrten Zügen verliess der Rechtgläubige die Jurte, setzte sich etwa 50 Schritte abseits und las dort weiter.

Am meisten Propaganda für den Islam machen in der Steppe die sogenannten Büchergesänge, wie Sar Saman (die Zeit

des Jammers), Achyr-saman (der jüngste Tag) und viele andere, die in Form kirgisischer Lieder, Dogmen und Legenden den Islam verbreiten. Ueber diese werde ich in der Folge noch genauere Angaben machen.

Interessant sind die vielen Anklänge an alte heidnische Gebräuche, die noch bis heute vielfach bei den mohammedanischen Kirgisen verbreitet sind. Die Heilungen der Baksa, der Vertreter des jetzt vollkommen verschwundenen Schamanenglaubens, und ihre Gesänge werde ich bei Gelegenheit des Schamanismus genauer behandeln. Ausser diesen finden wir noch vielfach Wahrsager, die aus Schafmistkügelchen und Schulterblättern die Zukunft verkünden.

Das Wahrsagen aus Schafmistkügelchen nennen die Kirgisen *kumalak aschady* oder *bal aschady*. Diese Art des Wahrsagens ist allgemein verbreitet, sowohl bei den Wahrsagern von Profession, den Baksa, und bei den Chosha, wie auch bei gewöhnlichen Kirgisen.

Man bedarf zu diesem Wahrsagen 41 Kumalak (Kügelchen). Zuerst legt der Wahrsager diese Kumalak auf eine weisse Filzdecke, dann mischt er sie untereinander, indem er eine Segensformel murmelt, darauf nimmt er einzelne Kumalak und legt sie an die Stirn, indem er den Kopf neigt und „bismilla“ (im Namen Gottes) sagt. Dann theilt er den Haufen in drei Theile, indem er zugleich mit der rechten und linken Hand eine Anzahl Kügelchen bei Seite schiebt. Nun zählt er von jedem Haufen so lange zu vier Körner ab, bis endlich 1—4 Körner übrig bleiben. Diese Körner legt er in eine Reihe an drei verschiedenen Stellen. Dann verfährt er mit dem Rest der Körner in derselben Weise, mischt sie, segnet sie, theilt sie in drei Haufen und zählt wiederum zu je vier Körner ab, bis er von jedem zu 1—4 Körner behält, diese werden in einer zweiten Reihe vertikal unter die ersten drei Häufchen gelegt. Dieselbe Prozedur wird noch einmal mit dem Reste vorgenommen, so dass 1—4 Kügelchen an neun Stellen zu liegen kommen. Aus der Constellation der einzelnen Kügelchen wird nun geweissagt. Die Lage der Kügelchen stellt nachfolgendes Täfelchen dar:

Die rechten drei Haufen c, f, i heissen „die eigene Seite“ (ös dshak), d. h. die Seite der Person, welcher man weissagt. Die linken drei Haufen (a, d, g) heissen „die fremde, feindliche Seite“ (duspan-dshak; die mittlere Vertikalreihe (b, e, h) heisst

„der Weg“ (dshol). Die Stellen a und c in der oberen Horizontalreihe heissen Kissen (dshastyk), a das feindliche und c das eigene.

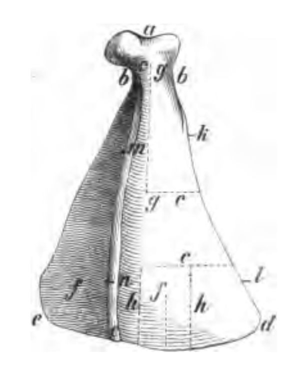
a	b	c
d	e	f
g	h	i

In der zweiten Horizontalreihe heissen d und f „die Seiten“ (bür), d die feindliche und f die eigene; in der dritten Horizontalreihe heissen g und i „die Thürschwellen“ (bosaga) oder „das hinter den Sattel Gebundene“ (böktönschök). Auf der mittleren Vertikalseite heisst b „die Stirn“ (mangdai), e „das Herz“ (dshürök), h „der Schwanzriemen“ (kuiskan). Die eigentliche Entzifferung ist wie das Weissagen aller Völker vage und unbestimmt und es soll eine grosse Kunst sein, die Combinationen richtig zu erkennen und zu lesen. Ich konnte nur so viel in Erfahrung bringen, dass, wenn gerade Zahlen von Kügelchen (2 und 4) auf einen Haufen kommen, dies als unglückbringend betrachtet wird, während die Zahlen 1 und 3 als glückbringend angesehen werden. Ich habe eine ganze Reihe von Weissagungen gesammelt, aber vergebens gesucht, die Ursachen der Deutungen zu verstehen. Die Kirgisen halten dieses Weissagen für eine Gott wohlgefällige Handlung und betrachten die Gabe der Weissagung als ein Geschenk des Propheten.

Eine zweite Art des Wahrsagens, die bei den Kirgisen sehr verbreitet ist, ist das Wahrsagen aus den Sprüngen eines eine Zeit lang in das Feuer gehaltenen Schulterblattes eines Schafes. Diese Kunst wird ebenfalls sowohl von Wahrsagern von Profession als auch von anderen Leuten ausgeübt. Der Weg eines verloren gegangenen Pferdes, ein Fingerzeig für die Verfolgung eines Diebes oder die Erlangung eines gestohlenen Gegenstandes lassen sich am leichtesten aus den Sprüngen eines Schulterblattknochens auffinden. Die Schulterblätter müssen unter gewissen Segenssprüchen gereinigt werden, man darf sie weder mit den Zähnen abnagen, noch den Knorpel mit einem Messer abschneiden. Ebenso darf das Schulterblatt, das zum Wahrsagen gedient hat, nicht gleich den Hunden vorgeworfen werden, sonst bringt es dem Hause Unglück, man muss es erst mit den Händen unter gewissen Sprüchen in Stücke zerbrechen. Wenn der Wahrsager seine Prophezeihung beendigt hat, wobei er stets mit dem Rücken gegen die Thür gewendet sitzt, so wirft er das Schulterblatt hinter sich, trifft dies dann die obere Lage der Thür, so geht alles Vorausgesagte in Erfüllung.

Ich will hier die von Potanin gegebene Zeichnung eines Schulterblattes mit der Bezeichnung der Theile und Risse als Erklärung für das Gesagte beifügen:

a der Kessel (kasan); *b b* der Hals des Schulterblattes (bausdau); *c* das Rückenstück (arkalyk), der Grat; *d* der rechte Winkel des Schulterblattes (das Ohr, kulak); *e* die Stirn (der linke Winkel) [mangdai]; *f* der Schooss des Schulterblattes (dschaurundyng etägi); *b e* der Rand (kyr); *b d* der Hauptweg (kara dshol); *g g* der Schwanzriemen (kuiskau), d. h. parallele Spalten zu beiden Seiten des Grates; *h h* die Rede, Nachricht (til); *i i* die Scheidewand, Hinderniss (bögöt); *k* der Weg beim nahen Volke (dshakyn äldägi dshol); *l* der Weg beim weiten Volke (alys äldägi dshol); *m* gute Nachricht (süinschü); *n* der Mund des Pferdes (at aus).



Das ganze Schulterblatt heisst bei den Kirgisen *dschaurum*, die glatte Fläche *alakan* (Handfläche).

Ein Riss bei *b* auf der glatten Fläche bedeutet, dass man die Diebe gebunden bringen wird.

Das Wahrsagen aus den Sprüngen des Schulterblattes finden wir bei allen Völkern, die noch jetzt dem Schamanenglauben anhängen.

Andere heidnische Gebräuche, die noch bis jetzt allgemein bei den Kirgisen verbreitet, sind die Verehrung des Feuers und das Opfern bei einzelnen in der Steppe stehenden Bäumen, bei Quellen und an Ufern grösserer Flüsse. Die Verehrung des Feuers wird fast ausschliesslich von jungen Frauen ausgeübt, da sie sich sowohl beim ersten Betreten der neuen Jurte wie auch bei der Geburt des ersten Kindes vor dem Feuer verneigen und Fettstücke in dasselbe werfen. Das Opfern bei einzelnen in der Steppe befindlichen Bäumen und Quellen oder an Ufern von Flüssen geschieht von Seiten der Frauen, die unfruchtbar sind und gern ein Kind haben möchten. Solche Frauen begeben sich heimlich zu Fuss zu solchen Stellen und opfern daselbst ein Schaf dem Schutzgeiste des Ortes, der jetzt allmählich den Namen einer den Mohammedanern heiligen Person angenommen hat.

Es ist gewiss auch ein heidnischer Gebrauch, wenn sich bei Schwerkranken in der Nacht Jünglinge und Mädchen um die Jurte versammeln und gemeinschaftlich Lieder singen, wahrscheinlich um die bösen Geister zu bannen.

Die meisten Feierlichkeiten und Gebräuche, die das Leben der Kirgisen begleiten, sind ein Gemisch von ursprünglich kirgisischen, d. h. heidnischen und mohammedanischen Gebräuchen.

Die Feierlichkeiten bei der Geburt des Kindes bieten nichts Besonderes. Die arme Mutter wird, wie bei allen ungebildeten Völkern, schrecklich gepeinigt und gequält, muss allerlei unnatürliche Stellungen und sinnlose Ceremonieen durchmachen, die die Geburtswehen noch vergrössern. Bei der Namengebung und Beschneidung werden Gastmähler gegeben und gewöhnlich Chodsha berufen, die durch Segenssprüche und Wahrsagung dem Kinde Glück bringen sollen. Ist das neugeborene Kind ein Sohn, so herrscht im Hause die grösste Freude, während das Erscheinen einer Tochter mit der grössten Gleichgültigkeit aufgenommen wird. Knabe und Mädchen wachsen zusammen gleichmässig auf, nur wird der Knabe vom Vater häufig bevorzugt, besonders wenn er der einzige Sohn ist. Zwischen dem einzigen Sohne und dem Vater herrscht oft das zärtlichste Verhältniss; der Knabe wird so hoch über die Mädchen, ja selbst über die Mutter gestellt, dass es auf den Zuschauer oft einen komischen Eindruck macht. Dabei zeigt der Vater oft die eigenthümlichsten Erziehungsprinzipien; so habe ich mehrmals gesehen, wie der Vater den eigensinnigen Sohn von drei bis sechs Jahren zärtlich in die Arme schloss und halb lachend, halb ärgerlich den Sohn mit den Worten „scheschängdi bokta!“ (schimpfe deine Mutter), durch Vorsagen von Schimpfwörtern zum Schimpfen ermunterte. Dem Lieblingssohn und der Lieblingstochter des Vaters wird buchstäblich Alles gestattet.

Wenn der Knabe etwa das zehnte Jahr erreicht hat, wirbt der Vater für ihn eine Braut, und wenn er nicht reich ist, so sucht er von dieser Zeit an allmählich das Brautgeld (Kalym) zu bezahlen, welches in der That bei den Kirgisen meist sehr hoch ist. Der gewöhnliche Kalym beträgt nämlich 7 mal 7 Stück oder 9 mal 9 Stück Vieh. Es ist aber schwer, sich einen Begriff von diesem Ausdruck zu machen, man hat ihn mir mehr als einmal erklärt, ich habe aber dennoch nie die Rechnung verstehen können. Meist heirathen die Jünglinge erst nach dem

Bartzustutzen (burut kessimi), eine Feierlichkeit, die einer Grossjährigkeitserklärung gleichkommt. Manchmal verheirathet aber auch der Vater einen Lieblingssohn als zehn- oder zwölfjährigen Knaben mit einem ebenso alten Mädchen; die Kinder werden dann zusammen auf ein Lager gebettet und wachsen natürlich zuerst wie Geschwister auf. Solche Verheirathung wird wie ein Scherz behandelt und natürlich nur von wohlhabenden Leuten vollzogen. Im Allgemeinen geht aber die Verheirathung des Sohnes folgendermassen zu: Zuerst wird durch Werber die Verhandlung über das Brautgeld im Allgemeinen festgesetzt, dann begiebt sich der Vater des Bräutigams zum Vater der Braut, wo ihm und seinen Begleitern ein Gastmahl vorgesetzt wird. Bei dieser Gelegenheit beschenkt nun der Vater des Bräutigams den Vater der Braut mit dem „Kīt“, der, je nach dem Reichthum, aus einem Pferde, Rocke u. s. w. besteht. Gegen Abend wird das Heirathsgeschäft in Ordnung gebracht, die beiden Väter verzehren dabei Kopf, Bruststück, Schwanz und Leber des geschlachteten Hammels.

Wenn ein grosser Theil des Kalym bezahlt ist, so hat der Bräutigam das Recht, die Braut zu besuchen; dies geschieht aber gleichsam ohne Wissen der Eltern. Die Schwägerinnen und Geschwister stellen eine eigene Jurte auf, in der sie die Braut schlafen lassen. Dann erscheint der Bräutigam in der Nacht, steigt in der Nähe des Aules vom Pferde und erwartet die Schwägerinnen, die ihn heimlich zum Lager seiner Braut führen. Er muss aber vor Sonnenaufgang, ehe die Eltern der Braut sich vom Lager erheben, das Aul verlassen. Diese Besuche dauern sehr oft Jahre lang, ehe die wirkliche Trauung stattfindet. Selbstverständlich regt ein solches Verhältniss die Bräute vielfach zur Unsittlichkeit an, da sie sich jetzt ungestraft mit anderen Jünglingen der benachbarten Aule in Liebesverhältnisse einlassen können.

Ist endlich der ganze Kalym abgezahlt, so findet die Verheirathung statt. Für den Sohn wird nun eine eigene Jurte ausgerüstet. Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst sind die mohammedanischen. Es wird das Nikah, die Trauformel, im Hause der Braut in Abwesenheit des Brautpaares gelesen und dann werden Gastmähler im Hause der Braut und des Bräutigams hergerichtet.

Wenn man die Braut aus dem Hause ihres Vaters fort-

führt, wird ihr nach alter Sitte ein Kleid von rothem Tuche, das mit Tressen benäht ist, angezogen und eine spitze Brautmütze, Säükälä, die mit allerlei Flitter und Metallschmuck besetzt ist, aufgesetzt. Früher trugen die jungen Frauen die Säükälä ein ganzes Jahr lang, jetzt fehlt sie oft schon beim Hochzeitszuge. Ehe man nun die Braut fortführt, versammeln sich die Jünglinge und Mädchen der Nachbarschaft, man bewirthet diese mit Kumys und nun beginnen einige Sänger das Mädchen mit den Dshar-Dshar genannten Brautliedern zu trösten.

In diesen Liedern wird das Mädchen darüber beruhigt, dass es alle bisherigen Verwandten verlieren muss, es würde an Stelle des Vaters der Schwiegervater und an Stelle der Mutter die Schwiegermutter u. s. w. treten. Es genügt, die sich bei jedem Verwandten wiederholenden beiden Strophen nur ein Mal aufzuführen. Ich habe drei dieser Dshar-Dshar-Lieder aufgezeichnet:

Knie und Knöchel sind am Beine, dshar, dshar.
Vieler Menschen Geist hat nur der Fürst, der Eine, dshar, dshar.
Wein' nicht um den Vater, armes Mädchen, dshar, dshar,
Hier ist jetzt der Schwiegervater ganz der Deine, dshar, dshar.

Sag', das weisse Flockenspiel, wo ist es? dshar, dshar,
Unser Füllen Schäkerspiel, wo ist es? dshar, dshar.
Wenn der Schwiegervater hier auch noch so gut ist, dshar, dshar,
Wie mein Vater ist er nicht, o wisst es, dshar, dshar.

Hebe auf den Bettvorhang und schau den Vater! dshar, dshar,
Thränen möge weinen er um seine Tochter, dshar, dshar.
Jahr für Jahr hab' ich gekauft viele Waaren, dshar, dshar,
Eine Schuld bin ich jetzt los, so sagt der Vater, dshar, dshar.

Schwarzes Zeug hab' ich gekauft, bracht' es Bräutchen, dshar, dshar,
Eine dunkle Säükälä trägst jetzt, Bräutchen, dshar, dshar.
Weine nicht, „o Vater“ sagend, armes Bräutchen, dshar, dshar,
Schwiegervater wird jetzt hier sein statt des Vaters, dshar, dshar.

Wenn die Braut bei des Bräutigams Haus angelangt ist, verschleiert sie sich und wird so in das Haus geführt. Hier begrüsst sie zuerst das Feuer und nimmt dann an dem Sitze der Hausfrau Platz. Jetzt versammeln sich die Geschwister und Verwandten des Bräutigams, um die Braut von Angesicht zu sehen. Sie verbirgt sich aber hinter dem Schleier. Dann setzt sich ein Sänger neben die junge Frau, und indem er mit einem

Stöckchen den Schleier der Braut ein wenig aufhebt, singt er folgendes Lied:

Sprich, o Braut, du liebe Braut,
Zieh des Pferdes Kopf, o Braut,
Braut, du keuscher als die Elster,
Braut, du weisser als ein Ei.

Braut, o Braut, du liebe Braut,
Du der dunklen Stute Füllen,
Ein Kameel drängt jetzt nach vorn,
Zerrt nach hinten dann ein andres!

Weil das eine so nach vorn drängt,
Schlag den Rücken nicht, mein Bräutchen,
Weil das andre zerrt nach hinten,
Schlag den Kopf nicht, liebes Bräutchen.

Stehst am Morgen auf du, Bräutchen,
Geh' nicht mit erhob'nem Kopfe,
Naht der Jurte sich das Vieh,
Schlag's nicht mit der Jurtenstütze.

Früh vom Lager dich erhebend,
Stiehl nicht Käse, liebes Bräutchen!
Liegt dein Mann noch schlafumfangen,
Störe ihn nicht auf, o Bräutchen!

Mund und Nase hässlich rümpfend,
Sprich nicht Lügenworte, Bräutchen!
Vor des Mannes älterm Bruder
Schreite nicht vorbei, mein Bräutchen.

Schlampernd mit den weiten Stiefeln,
Lauf nicht durch den Wald, mein Bräutchen!
Schlampernd mit den Lederstiefeln,
Lauf nicht durch das Aul, mein Bräutchen!

Sehet hier die Braut, das Bräutchen!
Gebet schnell ihr Schaugeschenke,
Macht nicht schöne Redensarten,
Sondern nennt des Viehes Farbe!

Hierbei nennen die Verwandten die Schaugeschenke (körümdük), d. h. sie bezeichnen ein Vieh, das sie der jungen Frau verehren, damit es ihnen vergönnt sei, das Antlitz zu sehen. Jedesmal, wenn ein solches Schaugeld genannt wird, hebt der

Sänger mit dem Stäbchen den Schleier auf und zeigt das Antlitz der jungen Frau. Dabei singt er folgende Aufforderung an die Verwandten:

Giebst ein Pferd du, gieb ein graues!
Gieb ein starkes, das im Pass geht!
Einen Gruss dem Schwiegervater!

Von Kameelen gieb ein weisses!
Eins, das glücklich ist im Wachsen.
Einen Gruss der Schwiegermutter!

Giebst 'ne Kuh du, gieb 'ne schwarze!
Sie wird nicht an Wunden sterben.
Einen Gruss dem ältern Schwager!

Giebst ein Schaf du, gieb ein fahles!
Die sind gut im Wachsen, hörst du?
Einen Gruss der Schwägerin!

Von den Ziegen gieb 'ne gelbe!
Jammervoll klingt ihre Stimme.
Einen Gruss dem jüngern Schwager!

Messergriffe giebt ihr Horn uns
Und ihr Fell giebt Lederhosen,
Ihre Weichen sind ein Milchborn
Und ihr Inn'res voll von Zicklein!

Ausser diesen Hochzeitsliedern werden sowohl im Hause des Brautvaters wie auch im Hause des Vaters des Bräutigams viele andere von den Altersgenossen und Verwandten Beider gesungen. Diese Lieder haben besonders dadurch Interesse, dass sie uns ein Bild der Pflichten geben, die die kirgisische Sitte der jungen Frau auferlegt.

Man fordert die Braut vor Allem auf, nicht stolz das Haupt zu erheben, denn es geziemt der jungen Frau, bescheiden das Antlitz zu neigen, da sie keinem der älteren Verwandten des Mannes gerade in's Gesicht schauen darf. Bescheiden soll sie stets den älteren Verwandten den Vortritt lassen und nie vor ihnen vorbeigehen. Ebenso wie sie sich schämen muss, ihnen ihr Antlitz zu zeigen, so darf sie auch ihren Namen nicht aussprechen. Ja sogar, wenn der Name eines älteren Verwandten gleichlautend ist mit dem Namen eines anderen Gegenstandes, muss sie für diesen Gegenstand eine neue Bezeichnung wählen und sich durch Umschreibungen zu helfen suchen. Heisst z. B.

der ältere Verwandte Kaskyr Bai (wörtlich Wolf-Herr), so nennt sie den Wolf tatarisch „börü“ oder „ululama“ (den Heulenden); heisst er Köischy (Schafhirt), so nennt sie das Schaf „mangrama“ (das Blökende); heisst er Kosha, das dem Worte kosy (Lamm) ähnlich klingt, so nennt sie die Lämmer „mangramanyng balassy“ (das Junge des Blökenden). Diese Sitte soll oft zu den komischesten Scenen Veranlassung geben. So erzählt eine kirgisische Anekdote, dass eine junge Frau wegen der Namen ihrer Schwäger die Wörter: Wolf, Lamm, Wasser und Schilf nicht aussprechen durfte. Nun sah sie zu ihrem Schrecken eines Tages, wie jenseits des Wassers der Wolf ein Lamm durch das Schilf trug. Da rief sie ihrem Manne, der sich nicht weit von der Jurte aufhielt, zu: „Sieh dorthin, da trägt der Heulende jenseits des Glitzernden eines Blökenden Junges durch das Rauschende!“

In allen Liedern wird das Mädchen aufgefordert, sich die Trennung von den Verwandten nicht zu Herzen zu nehmen, im elterlichen Hause bleibe sie ja stets eine Fremde, denn das Loos des Mädchens sei: nicht im eigenen Volke, sondern in einem fremden Volke das Haupt des Hauses zu sein. Nur in der Fremde könne sie ein ganzer (selbständiger) Mensch werden und darnach stehe doch ihr Sinn.

Jedes Mädchen denkt an Heirath,
Möchte sein des Hauses Haupt,
Möchte Vieh ihr eigen nennen,
Ihrer Menschenpflicht genügen.

Treten will in's weisse Haus ich,
Mich in Tuch und Seide kleiden,
Dies wünscht sich ein jedes Mädchen,
Möcht' ein Kind in Schlummer singen!

Wenn die junge Frau in ihre neue Familie eintritt, so soll sie gut Acht geben, denn es kommen die Altersgenossen des Mannes und werden sie mit Scherzen ausforschen, da möge sie dann, wie es sich gehört, sprechen und gute Antwort geben. Unter den Augen ihrer Schwiegereltern soll sie die Leute wie es sich gehört behandeln und nicht die Augenbrauen im Zorn verziehen. Ihre Pflicht ist, das Auseinandergeworfene zu sammeln, wie ein Knecht das Vieh zu hüten, Mägdedienste zu verrichten und Alles den Schwiegereltern nach dem Sinne zu thun. Dann nennen die

Schwiegereltern sie mit Freuden Tochter und loben sie bei dem neuen Volke, so dass sie sich überall Achtung erwirbt. Vor Allem habe sie ihrer Menschenpflicht bis in's Kleinste nachzukommen. Einem Menschen, der wahrhaft seine Pflicht thue, werde es überall gut gehen.

Du, behüte deinen Gatten!
Zeige seinem Haupte Ehrfurcht!
Denn so viel du dich erzürnest,
Ihr könnt nimmer von einander.

Du, zerreiss' nicht deine Kleider!
Wirf nicht fort die schöne Habe!
Kommt dein Mann zu deiner Seite,
Mach' ihm leichter, was ihm schwer ist.

Wenn ihr stets einander ehret,
Freudig eure Tage fristet,
Wenn du deine Pflicht erfüllest,
Lebst du wohlig wie der Jagdfalk'.

Mache viel die karge Speise,
Mach' zum See die viele Speise!
Lass zum Meere an sie wachsen,
Reich bewirthe deine Gäste!

Freuen wird sich dann dein Gatte,
Loben wird er deine Dienste,
Da die Frau zum Rechten siehet,
Nennet rein dann er die Habe.

Unrecht thue nie der Magd du,
Kränk' sie nicht, wenn sie auch irret.
Hast du süsse Zuckerspeise,
Nasche nicht davon, mein Bräutchen!

Schlage ja nicht deinen Knecht,
Thue ihm kein Unrecht an,
Denke nur, er ist verwaist;
Glaube allen meinen Worten!

Geizig darfst du nimmer sein,
Komm' nicht in den Ruf des Geizes,
Kommt ein Gast zu deinem Hause,
Reich' ihm nicht Gedärm' und Magen!

Zuletzt wird das Wesen der schlechten Frau der Braut als abschreckendes Bild vorgehalten. Die schlechte Frau kennt keine

Sitte, ihr Schlaf ist fest, ihre Haut mit Schmutz bedeckt und übelriechend. Sie reicht den Leuten gebranntes Korn als Speise; wird der Ehrenplatz beschmutzt, so bringt sie den Schmutz zum Feuer. Zur Waschkanne dient ihr ein Napf, sie schöpft aus demselben mit der Hand beim Waschen, ihr Aeusseres, ihr Kopf sind schmutzig. Ihr Kopftuch hängt flatternd herab, ihre Hosenbeine schlottern über den Stiefeln, ihre Stirnhaare flattern im Winde und ihre Brüste hängen herab. Sie schämt sich nicht vor den Menschen, hält ihre Habe nicht zusammen und kennt nicht einmal ihr Vieh.

Ganz anders klingt das Brautlied, das die Mädchen der aus der väterlichen Jurte scheidenden Braut zurufen. Es wird nicht ohne Interesse sein, auch aus einem dieser Lieder einige Strophen mitzutheilen, die die Ansicht der Mädchen über die Heirath charakterisiren.

Sieh', ein Schimmel ist dein Reitpferd,
Und dein Bräutigam ist ein Knabe,
Auch Propheten gaben ihre Töchter,
Dies ist eine alte Sitte.

Schön gestickt ist die Schabracke,
Dshar, dshar! sing' ich, jamm're nicht,
Gutes Kind, die vierzig Pferde,
Der Kalym, ist schuld an Allem!

Sieh, dein Reitpferd ist ein Fuchs,
Er steht ruhig, bis du aufsteigst,
Du wirst jetzt vernünftig werden,
Auch das Füllen wird 'ne Stute.

Eure Hochzeit ist am Mittwoch,
Sausend fliehen dann die Schafe,
Härmen wird sich deine Mutter,
Doch sie wird sich endlich trösten.

Wenn die Brems' zum Himmel auffliegt,
Lässt sie sich im Schatten nieder,
Bleibt im Hause keine Schwester,
Wird's die Mutter schwer empfinden.

Ist ein' Schecke ja, dein Reitpferd,
Hier sind deine Spielgenossen,
Steig' zu Pferde, wein' nicht, Mädchen,
Herbst und Frühling kommst ja heim du.

Apfelschimmel ist dein Reitpferd,
Hier sind deine Spielgenossen,
Giebst ein Tuch du, gieb ein seidnes,
Dann wird hier man stets dich loben.

Reiche Gaben vor die Thüre
Streuet aus dein Mütterchen,
Er, der hergebracht das Brautgeld,
Wird am Abend sich erleichtern.

Kommt ein Schmetterling geflogen,
Sieh', dein Bräutigam ist ein Dummkopf,
Wenn du seine Frau geworden,
Schlägt er dich, zeigt nicht den Tag dir.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Stellung der Frau dem Manne und Haushalte gegenüber eine viel schlechtere ist als bei den benachbarten Altai-Kalmücken. Der Kirgise betrachtet seine Frau als sein Eigenthum, das er durch den verhältnissmässig sehr hohen Kalym erworben hat, er behandelt seine Frau viel strenger und häufig sogar hart. Nicht selten habe ich Zank zwischen Eheleuten vernommen. Der Kirgise stellt seine Forderungen an die Frau in schroffer Weise und in einem scharf befehlenden Tone. Dies mag auch zum Theil daher kommen, dass er schon genug Mohammedaner geworden, um in der Frau eine untergeordnete Menschengattung zu sehen. Er macht nicht häufig von dem Rechte der Vielweiberei Gebrauch, und noch seltener entschliesst er sich, seine Frau nach mohammedanischem Rechte einfach zu entlassen. Selten trifft man zwei oder drei Frauen in einem Hause. Vielweiberei kommt meist nur dann vor, wenn die älteste Frau kinderlos ist oder wenigstens keinen Sohn geboren, was der Kirgise für das grösste Unglück hält. Dann ist die jüngere Frau, welche Tokal katyn (Tokal heisst Kuh ohne Hörner) heisst, in einer sehr schlimmen Stellung; natürlich liebt sie der Mann mehr, aber dafür lässt die ältere Frau, die sich nach der kirgisischen Sitte ganz allein als Herrin des Hauses betrachtet, es sie entgelten. Die Nebenbuhlerin wird von ihr viel schlechter behandelt als eine Magd und muss häufig genug selbst körperliche Züchtigungen dulden. Reiche Kirgisen, die Jurten an verschiedenen Stellen besitzen, halten oft mehrere Frauen an verschiedenen Orten und haben so getrennte Familien, bei denen sie in gewissen Zeiten des Jahres als Hausherr leben. Nur einmal traf ich eine Jurte, in der ein

alter weissbärtiger, reicher Kirgise mit drei blutjungen Frauen von 16—20 Jahren hauste, welche alle drei fast wie Schwestern zu leben schienen. Es war dies bei der grossen Horde, nicht weit von der Station Kök-su. Sie spielten zusammen wie die Kinder und lachten und scherzten den ganzen Tag miteinander, besonders wenn der gestrenge Herr Gatte abwesend war.

Ja, die durch den Kalym erkaufte Frau ist nicht nur das Eigenthum des Mannes, sie gehört gewissermassen auch der Familie an und geht, wenn ein jüngerer Bruder im Hause ist, als Erbtheil auf diesen über. So habe ich mehrmals Frauen gefunden, die nach dem Tode des Mannes kleinen Knaben angetraut waren, welche nicht älter als zwölf Jahre waren. Dass ein solches Verhältniss nicht zur Verbesserung der Sittlichkeit beitragen kann, ist selbstverständlich. Auch bei den Kirgisen liegt die Hauptarbeit des Haushaltes auf der Frau, während der Mann, wenn er auch mehr arbeitet als der Kalmück, doch einen grossen Theil seiner Zeit auf Besuch reitet oder mit Gästen in seinem Hause verbringt. Trotzdem geniesst die Frau doch eine grössere Freiheit als bei den Kalmücken. Sie nimmt an den Festgelagen Theil, bei denen eigene Jurten für die Frauen aufgeschlagen werden. Frauen benachbarter Aule besuchen sich häufig unter einander, ja es finden oft Gastmähler und Festgelage statt, wo sich nur Frauen besuchen.

Von einer eigentlichen Scheidung der Geschlechter, wie sie bei den angesiedelten Mohammedanern stattfindet, kann natürlich bei einem Nomadenvolke nicht die Rede sein. Weder Mädchen noch Frauen verschleiern sich; dieselben nehmen an jeder Versammlung Antheil, sie betheiligen sich bei den Spielen und singen mit den Männern bei Chor- und Wettgesängen. Bei Gesprächen gehen die Scherzreden zwischen Männern und Weibern hin und her, ja kirgisische Frauen erlauben sich einen viel freieren Verkehr mit den Männern als z. B. russische Frauen und Mädchen.

Die eigentlichen Begräbnissfeierlichkeiten gehen jetzt bei den Kirgisen ganz nach mohammedanischem Ritus vor sich. Es wird bei dieser Gelegenheit ein Mulla, d. h. ein Schriftkundiger, gerufen, der auf die Ausübung der Vorschriften des Koran bei den Waschungen, Gebeten und der Beerdigung achtet. Die Festlichkeiten hingegen und das Benehmen der Frau und Anverwandten gegen den Todten geschieht noch jetzt nach echt kir-

gisischer Sitte, was dem angesiedelten Muselman ein Gräuel ist. Frauen und Anverwandte brechen beim Anblicke des Todten in ein geheul- und schreienähnliches Klagen aus, die Frauen zerfetzen sich mit den Nägeln das Gesicht, raufen sich die Haare aus und begleiten unter solchem Gebahren den Todten bis zum Grabe, ja nach seinem Tode sitzt die Frau noch bis zum siebenten Tage als Klagende in der Jurte und singt täglich vor den Kleidern des Todten lange Klagelieder. Das Singen der Trauerlieder in der Jurte dauert ein ganzes Jahr nach dem Tode fort. Stirbt der Mann, so singt die Frau die Trauerlieder; stirbt der Sohn oder die Tochter, so thut dies die Mutter; stirbt die Frau, so wird sie, wenn sie eine erwachsene Tochter hat, von dieser besungen, wo nicht, so übernimmt eine der nächsten weiblichen Anverwandten diese Pflicht. Von Männern singen nur berühmte Sänger oder Chodsha's zu Ehren eines im Volke berühmten Mannes Trauerlieder und auch nur in der Volksversammlung oder bei dem grossen Gelage, das zum Andenken des Todten abgehalten wird.

Es wird genügen, eines der Trauerlieder anzuführen, um so diese Feierlichkeit zu charakterisiren. Als des Sultan Batyr Bek Tochter Balgyn gestorben war, sang die Mutter:

Auf der Stange seh' ich deine Mütze,
Nutzlos blinkt das weisse Silber,
Heimkehrst du von diesem Wege nicht,
Darum jammert so mein Herz.

Als du sieben Jahr alt warst,
Gab ich dich zum Unterricht dem Mulla.
Da im Hause keine Schwester blieb,
Weshalb gab dem Mann ich dich, die Einz'ge?

Binden will mein Pferd ich an und singen,
Angebunden mög' es stehen bleiben,
Armer Batyr, der jetzt fünfzig Jahr alt,
Wird ein Kind gleich Balgyn dir geboren?

Loben will ich dich, mein Lieb, schön warst du,
Gleich dem Brot, in Butter schön gesotten,
Mir gereicht dein Lob zur Ehre,
Warst die Beste unter den Genossen.

Reich war ich, als du, mein Liebchen, lebtest,
Jetzt hat mich der Kummer bleich gemacht,
Kam der Jammer über mich im Winter,
Da entrissen mir das einz'ge Kind.

Zu dem Zicklein kommt die weisse Ziege,
Milch giebt sie aus ihrem Euter,
Komm zu mir und lass uns beide weinen!
Wird es nicht zum Ohre Gottes dringen?

Weisse Ziege, du gebarst zwei Zicklein,
Eins der Zicklein ist gestorben dir,
Sei getrost, du liebe, weisse Ziege,
Denn gebären wirst du noch manch Zicklein.

Weisse Ziege, traurig sind wir beide
Und in Kummer sind wir Alle,
Sei getrost, du liebe, weisse Ziege,
Gott wird sicher dir noch Kinder geben.

Am Döshön ist Volk vorbeigezogen,
Frierend steh' in leichter Kleidung ich,
Jammernd steh' ich hier und weine,
Balgyns Glanz ist fortgezogen.

Auf dem Döshön ist ein einzig Grab,
Ohne Mitleid nahm mir Gott mein Kind,
Armer Batyr, da du alt geworden,
Trennt dich Gott von deinem Liebling.

Nach dem Tode werden mehrere Erinnerungsfeste gegeben, zu denen man Verwandte und Bekannte einladet. Diese Festlichkeiten (as = Speise) finden am siebenten, vierzigsten und hundertsten Tage im Jahre und manchmal auch neun Jahre nach dem Tode statt. Zu diesen Festlichkeiten werden möglichst viele eingeladen. Arme Leute laden natürlich nur die Verwandten ein und begnügen sich damit, zu Ehren des Todten ein Schaf zu schlachten. Reiche Leute hingegen richten grosse Festlichkeiten her, besonders zur Feier, die ein Jahr nach dem Tode stattfindet, werden zum Andenken angesehener Personen oft viele Tausende von Menschen eingeladen.

Die Gedächtnissfeier am siebenten Tage gehört mit zur Leichenceremonie. An diesem Tage werden dem Leibross des Todten Schweif und Mähne abgeschnitten, wie ich dies schon vorher geschildert habe.

Bei der grossen Horde habe ich einem Jahresfeste, das der Kirgise Ata Bek zu Ehren seines Vaters nördlich vom Flusse Meikä gab, beigewohnt. Dasselbe dauerte, wie alle diese Gedächtnissmähler, vier Tage. Am ersten Tage, an welchem man die Kochheerde herrichtet, d. h. wo man in einer Reihe Löcher für

die Feuerstellen ausgräbt, auf die man die Kessel zum Fleischkochen stellt, versammeln sich nun die Verwandten und die Bewohner der nächsten Aule. Wir langten am zweiten Tage Abends an, an welchem man die zum Gastmahle nöthigen Thiere schlachtete und die Jurten für die am nächsten Tage eintreffenden Gäste aufstellte.

Wir fanden hier schon nahe an 100 Jurten für die Gäste aufgestellt und etwa 4—500 Menschen versammelt, die alle damit beschäftigt waren, die Jurten herzurichten und das Vieh zu schlachten. Die Jurten waren alle aus weissen Filzdecken und im Inneren mit gestickten Teppichen oder Filzen bedeckt; im Allgemeinen waren die Jurten leer, nur in einzelnen, die für die hohen Gäste hergerichtet waren, hatte man am Fussboden Teppiche ausgebreitet. Es wurde mir eine Jurte angewiesen, in der wir uns ganz häuslich einrichteten. Wir begaben uns zu den Schlachtstellen und fanden dort Berge von Fleisch bei den Kesseln aufgeschichtet. Es sollten hier im Ganzen 30 Pferde und 150 Schafe geschlachtet werden. Dieser Schlachtplatz bot ein buntes Bild; an einigen Stellen wurden Thiere geschlachtet, an anderen war man mit dem Abhäuten beschäftigt oder zerlegte das Fleisch und häufte es in der Nähe der Kessel auf. Haufenweise umstanden Zuschauer diese Schlachtstellen. Hunderte von Hunden schlichen umher, um einen Antheil an der Beute zu erhaschen. Eingeweide und schlechtere Stücke wurden sogleich an die Armen vertheilt, die mit ihren Schätzen beladen davonzogen.

Spät am Abende langten schon einige angesehene Gäste an, die mir noch ihren Besuch abstatteten. Der mit mir hier angekommene berühmte Sänger der Kara-Kirgisen pries nach einer Aufforderung die hohen Gäste in einem wohlgesetzten Lobliede und entzückte die Zuhörer, die hier fast alle der karakirgisischen Sprache mächtig sind, so sehr, dass der Sultan Adam Kul voller Freude seinen seidenen Schappan von den Schultern zog und ihn dem Sänger als Geschenk für das Loblied zuwarf. Erst spät in der Nacht verliessen die Gäste meine Jurte.

Am dritten Tage begannen früh vor Sonnenaufgang die Gäste einzutreffen. Sultan Tesek und Sultan Ali mit ihren Verwandten waren schon in der Nacht angekommen. Es strömten immer neue Schaaren herbei, denn die Einladungen waren an beide Sultanschaften der grossen Horde und an das Geschlecht Bugu von den schwarzen Kirgisen ergangen. Bis Mittag hatten sich

wohl bis 5000 Menschen versammelt. Alle Jurten waren mit vornehmen Gästen gefüllt, während das gemeine Volk rings um den Jurten lagerte. Das Fleisch und die Speise wurden in grossen Holzschüsseln zu den Jurten gebracht, grosse Schläuche voll Kumys wurden vertheilt und man ass und trank bis zum späten Abend. Mein Sänger hatte eine gute Einnahme, überall forderte man ihn zum Singen auf, und jedesmal brachte er reiche Ehrengeschenke nach Hause. Er hat wenigstens 10 Röcke erhalten. Da er ein armer Kerl war, so kamen ihm die Geschenke sehr zu statten. Das Speisen ging ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich. Der höchste Gast hatte an der Ehrenstelle der Jurte Platz genommen und einer der Verwandten des Gastgebers vertrat bei ihm die Stelle des Wirthes. Der Ehrengast vertheilte den Bäsch-baimak an die übrigen Gäste. Nach dem Mahle wurden Kumys und Airan gereicht. Dann würde überall geschwatzt und gescherzt. Es herrschte eine so animirt fröhliche Stimmung, dass auch nicht das geringste Anzeichen an die traürige Ursache des Festes erinnerte. Am Abende bot das ganze Lager einen eigenthümlichen Anblick; rings umgaben uns ganze Reihen von Feuern, so dass trotz der Dunkelheit der Nacht die ganze Ebene erleuchtet schien. Um und zwischen den Feuern sah man die ganze Nacht hindurch ein reges Leben. Bis spät in die Nacht trafen immer noch neue Gäste zum Hauptfeste ein.

Am vierten Tage des Festes erhoben wir uns sehr früh, da das Wettrennen (baiga) schon bald nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Als wir aus der Jurte traten, sahen wir rings umher zahlreiche Gruppen mit dem Frühmahle beschäftigt. Wir nahmen zuerst die Preise in Augenschein, die am Ende der Jurtenreihe aufgestellt waren.

Es waren im Ganzen zehn Preise für die Wettrennen. Der Erste bestand aus einer kleinen Jurte aus rothem Tuche mit allem nöthigen Hausrathe; vor derselben sass auf einem gesattelten Pferde ein Mädchen im Brautschmucke mit dem Säükälä auf dem Kopfe, ausserdem befanden sich bei der Jurte je fünfzig Thiere jeder Gattung (Kameele, Pferde, Kühe und Schafe). Der zweite Preis bestand in zehn Jamben Silber und je zehn Thieren jeder Gattung u. s. w. Der letzte Preis bestand aus fünf Pferden. Das als Preis aufgestellte Vieh war offenbar in einem weniger als mittelmässigen Zustande, auch die Braut des ersten Preises zeichnete sich nicht gerade durch Schönheit aus.

Bald versammelte sich das Volk zum Rennen. Das ganze Publikum stieg zu Pferde und stellte sich in zwei lang hingezogenen Haufen zu beiden Seiten der Rennbahn, die durch Stangen bezeichnet war, auf. Abgesondert von den Zuschauern sammelten sich die Rennpferde, meist prächtige, grosse Thiere, die von kleinen sechs- bis zehnjährigen Knaben geritten wurden. Zuerst zogen die Rennpferde in einer Reihe langsam durch die Zuschauer und wurden überall mit Beifallsrufen empfangen. Ueber jedes schöne Pferd gerieth das Publikum in Entzücken. Ueberall bildete das berittene Publikum eifrig sprechende Gruppen und von allen Seiten hörte man Urtheile und Vermuthungen über die Pferde. Der Zug der Rennpferde setzte sich dann langsam in Bewegung und ritt zu dem etwa 25 Werst entfernten Ausgangspunkte der Rennbahn. Eine Anzahl der Zuschauer sah man in einiger Entfernung die Thiere begleiten.

Nachdem sich die Letzteren einige Werst entfernt hatten, füllte sich der Platz vor den Jurten wieder mit Publikum und es begannen nun Wettkämpfe verschiedener Art. Rechts von meiner Jurte fanden an einer mit einem Seile umzäunten Stelle die Ringkämpfe statt. Es traten wohl 50 Ringer in die Arena, sie hatten alle Kleidung bis auf die Hose, deren Beine sie hoch aufgerollt hatten, abgeworfen und nur einen breiten Gürtel von Zeug um die Hüften gebunden. Die Ringenden traten dicht an einander, fassten sich mit beiden Händen bei den Gürteln und suchten nun einander niederzuwerfen. Die herkulischen Gestalten mit ihren angespannten Muskeln boten einen prächtigen Anblick. Es kämpften immer drei Paare zu gleicher Zeit. Die Niedergeworfenen verliessen die Arena, die Sieger erhielten gute Preise: seidene Röcke, ein Schaf, Gürtel, Sättel, silberbeschlagenes Zaumzeug u. s. w.

An einer anderen Stelle fanden andere Spiele statt: eine silberne Jambe wurde auf den Boden gelegt; jetzt musste der Reiter im Trabe vorbeireiten und sich plötzlich auf der einen Seite herablassen und mit der Hand das Silberstück ergreifen. Es erregte jedesmal ein allgemeines Gelächter, wenn einer der Reiter im Augenblicke, wo er die Münze ergreifen wollte, vom Pferde stürzte; ich habe nur zwei Mal gesehen, dass es einem Reiter gelang, das Silberstück zu ergreifen; nach jedem Gelingen ertönten laute Beifallsrufe, und der Geschickte durfte das Silberstück als Lohn behalten.

An einer anderen Stelle wiederum wurden Kraftproduktionen ausgeführt. Ein Reiter ergriff vom Pferde herab ein am Boden stehendes Schaf beim Hinterschenkel, warf es mit geschwungenem Arm in die Luft und schnellte es von sich, so dass er den einen Fuss und einen Theil des Felles in der Hand behielt, während das Thier todt fortgeschleudert wurde. Dieses höchst rohe Schauspiel wurde auch von lauten Jubelrufen der Zuschauer begleitet.

Die ganze Scenerie glich einem Jahrmarkttreiben in einer grösseren europäischen Stadt, nur das gab der ganzen Scene ein eigenthümliches Gepräge, dass alles Publikum beritten war. Plötzlich ertönte überall der Ruf: *at kälä* (die Pferde kommen). Nun stürzte Alles zur Rennbahn und bald sammelten sich zu beiden Seiten der Bahn dichte Zuschauerhaufen. Ein kleiner Theil der Zuschauer ritt den Pferden entgegen, um, wie man mir mittheilte, dieselben anzufeuern.

In der Ferne wurden mehrere Gestalten erkennbar; es waren etwa 25 Pferde, die die übrigen weit überholt hatten. Jetzt begann eine wilde Scene. Kaum hatten sich die Pferde auf 1 Werst dem Ziele der Rennbahn genähert, als die Besitzer der Pferde und ihre Verwandten sich den laufenden Thieren näherten und die nachbleibenden mit Pfeifen, Steinwürfen, Schreien und Knutenschlägen zur Eile antrieben. Als dieser wilde Haufe sich jetzt dem Ziele näherte, war nichts mehr zu erkennen. Es war nur ein Knäuel von über 100 Pferden, die unter dem heftigsten Getöse daherflogen, so dass ich nicht im Stande war, die Rennpferde mit den Augen zu verfolgen.

Man rieth mir, mich zur Seite zu begeben, da bald eine Scene entstehen werde, der beizuwohnen nicht ohne Gefahr wäre, und in der That dankte ich später meinem Begleiter für den guten Rath, denn jetzt begann ein so wildes Durcheinanderreiten, dass man leicht von den daherstürmenden Reiterhaufen vom Pferde geworfen und zerstampft werden konnte. Das ganze Publikum stürzte nämlich zu den Preisen, theils um an dem Schauspiele theilzunehmen, theils um dem, der gewonnen hatte, die Beute zu entreissen. Ich war nicht im Stande, das Gewirr vor meinen Augen zu enträthseln. Man hörte Schreien, Toben, Schimpfen, man sah, wie Leute von den Pferden gerissen wurden, wie das Publikum sich auf die Preise warf, so dass in wenigen Augenblicken nichts mehr von den letzteren zu sehen war. Man

erzählte mir später, dass die Gewinner nur wenig von ihren Preisen erhalten hätten, den grössten Theil hätten die anwesenden Zuschauer erbeutet und im Triumphe entführt. So soll es stets beim Wettrennen hergehen. Des Preises wegen schicke Niemand sein Pferd zum Wettrennen, denn denselben erhalte der Herr des Pferdes nie. Es sei nur der Ehrgeiz des Besitzers, der den Ruhm, ein gutes Rennpferd zu haben, jedem Preise weit vorziehe. Wenn es selbst dem Herrn des Pferdes gelingt, den ganzen Preis zu erhalten, so muss er der Sitte gemäss alles Gewonnene den Verwandten und den Aulnachbarn überlassen, sonst wird er überall als der grösste Geizhals verschrieen.

Ausser den bisher genannten Festen giebt es noch gewisse mohammedanische Festtage, wie den Feiertag nach dem Ramasan, der Kurban und Naurus, die mit allerlei Spielen, Wettrennen u. s. w. gefeiert werden; endlich giebt es aber in vielen Orten auch örtliche Feiertage und Familienfeste, die man durch dergleichen Feierlichkeiten begeht. Bei allen diesen Festen kommen auch Spiele der jungen Mädchen und der Jünglinge vor. Dies sind Chorgesänge, Wettgesänge, Wettlaufen, Kraftproduktionen und die Reiterspiele. Die letzteren sind sehr eigenthümlich: Mädchen und Jünglinge reiten paarweise; dem Mädchen wird einige Pferdelängen Vorsprung gegeben und der Jüngling muss jetzt die Gegnerin einholen; gelingt ihm dies, so hat er das Recht, dieselbe zu umfassen und mit beiden Händen ihre Brüste zu berühren. Des Mädchens Recht aber ist es, von ihrer Knute Gebrauch zu machen. Dieses Spiel bietet einen prächtigen Anblick, wenn Mädchen und Jünglinge geschickte Reiter sind und gute Pferde haben. Pfeilschnell eilen die Rosse dahin. Jetzt hat der Reiter das Mädchen eingeholt; wie er sich aber eben vorbiegt, um sie zu erfassen, saust die Knute durch die Luft, aber der Jüngling ist nicht müssig, schnell biegt er sich hernieder, und der Schlag fährt bei seinem Haupte vorbei. Gelingt es dem Jüngling, seine Beute einzuholen, so begrüsst die Zurückkehrenden lautes Jubelgeschrei. Oft stürzen die ungeschickten Reiter vom Pferde und kehren mit blutigen Streifen im Antlitz unverrichteter Sache zurück, dann frohlockt die weibliche Hälfte der Spielenden. Manchmal soll aber durchaus nicht die Geschicklichkeit entscheiden. Wenn das Mädchen den Jüngling gern hat, soll sie sich ihm häufig freiwillig als Beute darbieten.

Im Winter spielen die jungen Leute natürlich in den Jurten und dann treiben sie andere Kurzweil, z. B. das Knochenspiel: Jünglinge und Mädchen setzen sich im Kreise nieder; dem Letzteren legt man einen kleinen Knochen in den Schooss, dann kniet jeder Jüngling vor dem Mädchen nieder, legt die Hände in die Seiten und bewegt den Vorderkörper nach vorne, bis er mit dem Munde den Knochen von den Knieen des Mädchens aufhebt. Gelingt das Kunststück, so ertönen überall Freudenrufe; misslingt es aber, so versetzt das Mädchen dem Ungeschickten einen leichten Schlag mit der Knute. Wenn alle jungen Männer ihr Glück versucht haben, so nimmt einer der Jünglinge den Knochen in den Mund, dann treten die Mädchen an jenen heran und suchen den Knochen ebenfalls mit den Zähnen zu erfassen, ehe der Jüngling denselben mit den Lippen bedeckt. Misslingt dem Mädchen das Kunststück, so muss sie zur Strafe dem Jünglinge einen Kuss geben.

Zwischen allen diesen Spielen werden Chor- und Wettgesänge ausgeführt, die Wettgesänge und Improvisationen zwischen zwei Jünglingen oder einem Jüngling und einem Mädchen, in denen Jeder den Anderen zum Schweigen zu bringen sucht. Bei grösseren Volksfesten finden solche Wettgesänge zwischen berühmten Sängern verschiedener Geschlechter statt. Um eine Idee von diesen Wettgesängen zu geben, will ich einen derselben hier aufführen. Ich muss dabei bemerken, dass die Wettgesänge wie alle Improvisationen der Kirgisen in vierzeiligen Gaselen gesungen werden und zwar in der Weise, dass der Sänger eine Anzahl von Reimpaaren als erste beide Verse fertig hat und nur die letzten beiden Verse, von denen der letzte auf das Reimpaar sich reimt, den eigentlichen Inhalt der Strophe bilden.

Wettgesang zwischen dem Jüngling Mönök und dem Mädchen Opan Kys.

Zu den Naiman kam der Jüngling Mönök, um Vieh zu stehlen, er fiel aber in die Hände der Feinde; da gerade ein Gastmahl war, so erhob sich Mönök, der gefesselt demselben beiwohnte, zum Wettgesange, als Opan Kys die Anwesenden zum Singen aufforderte.

M.: Meine Mützenfeder schwanket hin und her,
Weich sind meiner schwarzen Haare Wurzeln sehr;
Der mein friedlich' Volk jetzt plötzlich aufgestört,
Der zu Fuss Gekommne, sagt mir, wo ist der?

J.: Deine Mützenfeder schwanket her und hin,
Suchst du Nutzen, schwer nur find'st du ihn,
Kam von fern zu Fuss des Nutzens wegen her,
Wo ist Opan Kys nur, nach ihr steht mein Sinn.

M.: Erd' und Himmel, Jüngling, hast durchritten du,
Erd' und Himmel, Jüngling, hast durchschritten du,
Fesseln hast am Fuss du, wie der Ackergaul,
Sag', wer ist dein Volk, o nenn' den Namen du.

J.: Das Geschlecht der Baganaly, hoch ist es geehrt,
Unser Reichthum ist die graue Rossesheerd',
Wenn der Held Naur Kul jetzt all sein Volk vereint,
Setz' ich dich, mein Kindchen, hinter mich auf's Pferd.

M.: Wie gehst du zum Vater, wie zurück nur, sprich,
Reitend durch das Volk, willst du jetzt nehmen mich,
Gehst zu Fusse gar, barfuss bist du hier,
Wie willst du Opan nur setzen hinter dich?

J.: Wenn du singst, Opan, so ordnest du dein Wort,
Schickt Gott den Befehl, so stirbst du aller Ort',
Wenn ich jetzt versammle Naur Kul's Leute hier,
Sieh, dann zieht das Häufchen Naiman eilig fort.

M.: Sprich wie's sich gebührt, ach du Aermster, heut',
Sag', was lobst du Armer deine Trefflichkeit,
Da du barfuss jetzt stehest hier vor uns,
Sag' nur, lobst du so dann deine Tapferkeit?

J.: Kenne ich mein Lied, so sag' ich's offen dir,
Kennte ich es nicht, was würd' es nützen mir,
Bin ich doch der Sohn von einer ältern Frau,
Darum preis' ich ganz mich nach Gebühr.

M.: Sprichst so stolz, du Armer, der zu Fusse geht,
Wie ein Reicher, dessen Haus in Wohlstand steht,
Müde werden nimmer wir beim Singen hier,
Sag' mir, wie's den Helden deines Volkes geht.

J.: Mädchen Opan, Dörfer sind in Niederung und Höhe,
Bei steht Gott mir Armen, wenn ich flehe;
Jung an Jahren blieb' bei unserm Volke
Held Schorman, auf dessen Seit' ich stehe.

M.: Ohne Unterbrechung, armer Jüngling, singst du,
Folgen meinem Jurtenzug im Lederpelze willst du,
Der die Schuldigen und Schlechten nimmer anhält,
Diesen jungen Schwätzer Schorman lobst du.

J.: Schong Bi hat verlassen dieses Leben,
Schorman hat an seiner Statt jetzt hier zu reden,
Er, der Treffliche, ging muthig in den Kampf,
Lebt mit Maiky und Boschan in heft'gen Fehden.

Das Mädchen fand keine Antwort, da fuhr der Jüngling, jetzt zum Angriffe übergehend, fort:

J.: Sieh, der Kaufmann, er verkauft den bunten Rock,
Was zum Gehen bringt den Armen, ist der Stock,
Gieb mir, Liebchen, jetzo einen Napf Kumys,
Arme Leute, wie wir sind, verdienen's doch.

M.: Sind zu Fuss wir auch, traben singend wir,
Wenn geirrt du beim Gesang, so macht es Kümmer dir,
Wenn du durstig singst, der zu Fuss du gehst,
Fühlst gesättigt dich, als hätt'st Kumys in dir.

J.: Da getrunken ich, so ist mein Durst gestillt,
Bei Opan zu bleiben, bin ich jetzt gewillt,
Opan's weisse Brust möcht' ich erklimmen gern,
Dann hab' meines Volkes Sitte ich erfüllt.

M.: Habe in der Hand, sieh her, die Peitsche ich,
Treff' dein Auge ich, so klag' nicht über mich,
Da besteigen du jetzt einen Menschen willst,
Mög' behaartes Vieh niemals dir zeigen sich.

J.: Ausgezogen bin ich, da man mich geschickt,
Und der Wunsch nach Vieh mich heftig hat berückt,
Ohne es zu wissen, nahmest du dein Vieh,
Nachts sieht nicht der Dieb, wenn er um sich blickt.

M.: Wenn mein Volk gezogen, kommt's nach Esil's Flur?
Wenn der Dieb auch schwört, hält er seinen Schwur?
Rein ist all' mein Vieh, mir gehört's mit Recht,
Doch erreicht's der Dieb, denkt an's Rauben nur.

J.: Wahrheit ist mein Wort, Mädchen glaub' es mir,
Bin ich trefflich doch, reite stets mit dir,
Bin ich doch das Kind von der ältern Frau,
Mittags deine Heerde lassen weiden wir.

M.: Schwarze Stepp' ist meines Volkes Sommersitz,
Geht dein Lied auch schnell, schwach ist nur dein Witz,
Sing' dein Lied, o Sänger, trefflicher Mönök,
Liegt mein Bruder schwer an Wunden nieder jetzt.

J.: Halt' des Pferdes Kopf, so dass es geht im Trott,
Sieh', ich schlug die Naiman wie die Schafe todt,
Da vergossen deines Bruders schwarzes Blut ich jetzt,
Sterb' ich gern, hab' keine Sorge mehr vor Gott.

Da fand das Mädchen keine Antwort und blieb weinend sitzen. Statt ihrer erhob sich ein anderes Mädchen, um die Stelle von Opan einzunehmen, eine treffliche Sängerin, die aber schon ein Kind geboren hatte, und begann:

Ach du Dieb mit schwarzer Fessel dort,
Schlecht geht es dem Diebe allerort,
Sag', wo Opan dich, den Armen, fand?
Auf Kameelen führt man jetzt dich Armen fort.

J.: Ach ich hab' die Fessel nimmer mir erkoren,
Wenn sie mich auch drückt, bin ich doch nicht verloren,
Komm zurück zu meinem Volke, bin ein Mann ich,
Doch vor dir behüt' mich Gott, du hast ein Kind geboren.

Als das Mädchen dieses hörte, eilte sie schleunigst von dannen.

Bei allen öffentlichen Festlichkeiten der Kirgisen, wo grössere Volksmassen sich versammeln, pflegen Sänger (Akyn) aufzutreten, die mit ihren Improvisationen entweder in Lobliedern oder in Wettgesängen, oder durch Vorträge, Singen historischer Lieder das Volk ergötzen. Diese Sänger sind sehr zahlreich und werden überall mit Freuden empfangen und gern bewirthet. Ueberhaupt sind die Kirgisen sehr gewandt in der Rede und lieben zu erzählen und sich in Wortspielen zu ergehen. Ihre Unterhaltung ist stets neckend und pikant. Es ist somit nicht wunderbar, wenn sich bei ihnen eine recht reiche Volkspoesie ausgebildet hat.

Die Kirgisen theilen die Produkte ihrer Volkspoesie in zwei Abtheilungen, in Volksworte oder schwarze Worte (kara-sös) und in Bücherworte (kytap-sös). Zu den ersteren gehören alle diejenigen Geistesprodukte, die nicht niedergeschrieben werden, sondern in der Tradition fortleben. Sie sind meist nur den

Schriftunkundigen bekannt, da der Mulla, d. h. der Schriftkundige, in ihnen etwas Unheiliges ahnt und deshalb mit Verachtung auf sie herabblickt. Die Büchergesänge führen ihre Namen daher, weil der Sänger sie meist nicht auswendig hersagt, sondern aus einem geschriebenen Buche abliest. Verfasser dieser Büchergesänge sind die Mulla, die den Stoff mohammedanischer Erzählungen, Legenden und Glaubensbücher der kirgisischen Volksanschauung angepasst haben.

Während also die Volksworte das Eigenthum und die Aeusserungen des kirgisischen Volksgeistes sind und daher eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung beim Volke geniessen, sind die Büchergesänge die Vertreter des Islams, die wenigen, schon fest in das Kirgisenthum verpflanzten Bäume der Religion, welche den Zweck haben, die Lehren des Islams allmählich zu verbreiten und den Volksgeist mehr und mehr zu verdrängen. Sie wirken in der That wie ein langsam schleichendes Gift und üben einen sich stets noch vergrössernden Einfluss aus. Der schriftkundige Theil des Volkes, der zwar noch im Ganzen ziemlich gering ist, ist durch diese Gesänge schon dem Volksgeiste entfremdet und sucht mit Hilfe derselben die noch unberührten Elemente mit den Lehren des Islams bekannt zu machen. Grössere und kleinere Erzählungen, wie: Bos Dschigit, Hämra, Säipül Mälik, Kik, Schar-jar sind dem Volksgeiste so gut angepasst und erhalten den Glaubensstoff so eng mit der Erzählung verwebt, dass sie besonders in der nördlichen Steppe eine grosse Verbreitung beim Volke gefunden haben und schon jetzt zum Theil von den der Schrift unkundigen Sängern als reine kirgisische Geistesprodukte vorgetragen werden. Gerade durch diese Erzählungen wird die Masse des Volkes für die Hauptlehren des Islams empfänglich gemacht. Die Gesänge: „Die Lerche“, „Die Jammerzeit“, „Das Ende der Welt“ und „Der Schädel“ sind reine Lehrgedichte, die beim Volke gleichsam als Katechismus dienen. Um diese verständlich zu machen, will ich den Gesang „Die Lerche“ im Auszuge sowie einige der charakteristischsten Strophen wörtlich mittheilen.

Zur Zeit des Herrn Ali lebte ein Armer. Gott nährte ihn dadurch, dass er ihm täglich, wenn er angelte, einen kleinen Fisch gab. So lebte jener mit seinem Weibe eine Zeit lang; eines Tages, als er nun wieder die Angel auswarf, fing er nichts, und da ihn hungerte, begab er sich zu einem Ungläubigen, um Speise

zu erbitten. Der böse Ungläubige aber gab ihm die Speise nicht umsonst, sondern forderte für jeden Tag einen Rubel; da nun der Arme nirgends etwas finden konnte und täglich seine Angel umsonst auswarf, wuchs seine Schuld auf 1000 Rubel an und er beschloss, sich endlich in seiner Noth zum Propheten Mohammed zu begeben. Grüssend trat so der Arme mit dem Ungläubigen bei Mohammed ein. Mohammed begrüsste den Armen mit folgenden Worten:

Auch dir sei Glück, du Armer,
Was ist das für ein Ungläubiger an deiner Seite?
Deine beiden Augen sind voll Thränen, Armer,
Wohin bringt er dich? sprich!

A.: Wenn du betest, bete zuvor zu Gott,
Ist das Unglück da, ist das Beten schwer,
Ich schulde diesem Ungläubigen tausend Rubel,
Keinen Kopeken habe ich gefunden, ihm zu geben.

M.: Geschaffen hat uns der alleinige Gott,
Er erschuf und liess leuchten Sonne und Mond;
Wenn du keinen Kopeken zu geben hast,
Wo gehst du hin, die Schuld zu bezahlen?

A.: Geschaffen hat uns der alleinige Gott,
Er erschuf und liess leuchten Sonne und Mond,
Ihr seid die Herrscher von achtzehntausend Welten,
Werdet ihr mir nicht beistehen können?

Für sich sammelte der Prophet keine Habe,
Die reichen Begleiter sind engherzig,
Die rundherum sitzenden Begleiter,
Als sie nachsahen, sass Mohammed still da.

Jetzt wurde der Held Ali erzürnt.
Gott hatte seinen Geist erschaffen wie den Schalkarsee,
Mein Vater schaut zur Erde, spricht Ali,
Gieb deinen Segen, ich will zahlen, spricht er aufstehend.

Gieb deinen Segen, ich will zahlen, spricht er, aufstehend.
Heftig erzürnte der Held Ali,
Das Haar, das auf seinem ganzen Körper gewachsen,
Kam durch die Kleidung wie Lanzenspitzen hervor.

Mohammed giebt seinen Segen. Ali überlässt nun dem Ungläubigen seine beiden Söhne Hussain und Hassan als Geisseln und zieht aus, um das Geld zu schaffen. Ali erschaut in der Steppe ein Grabmal und betet dort; da sass auf demselben

eine Lerche, die war so schön, dass Ali sie fangen wollte, um sie seinen Söhnen Hussain und Hassan zur Belustigung zu geben. Als er aber nach ihr griff und sie beim Fusse fasste, flog die Lerche auf und dieser kleine, faustgrosse Vogel trug den mächtigen Helden leicht durch die Lüfte dahin. Die Lerche führte ihn weit am Himmel entlang über ein Gebirge zu einem Volke, das er nicht kannte. Er tritt in ein dunkles Haus ein und trifft daselbst eine Alte, die ihm mittheilt, dass sie ein Volk von Ungläubigen seien, und dass jetzt alle Männer sich zu einem Gastmahle begeben hätten. Ali ist erregt, überredet die Alte zuerst, das Glaubensbekenntniss der Moslim zu sprechen; da sie sich weigert, so fasst er sie voll Wuth und erhenkt sie; darauf begiebt er sich zu dem Gastmahle. Ali berückt die Augen der Ungläubigen und mischt sich ungesehen unter sie. Der Mulla der Ungläubigen besteigt nun das Minaret und beginnt den ungläubigen Gebetruf, sonst folgenden Inhalts:

Er verfluchte Fasten, Gebet und das Bekenntniss,
Er verfluchte das Buch, den Koran,
Die vierundzwanzigtausend Propheten verfluchte er,
Kein Heiliger war, den er nicht verfluchte.

Jetzt will er reden, es bleibt ihm aber der Athem stecken, denn des Ali Geisteskraft ist zu stark. Da der Mulla dieses Mal kein Wort hervorbringen kann, bedrängen ihn die Ungläubigen; da spricht endlich der Mulla:

Ich weiss, dass es ein schwieriger Weg zum Jenseits ist,
Ich weiss, dass vier Chalifen des Propheten sind,
Ich habe keines der täglich gesprochenen Worte,
Ich weiss, dass hier einer der Propheten ist.

Als die Leute jetzt den Propheten suchen, finden sie ihn nicht, da er ihre Augen berückt hat; sie beschuldigen daher den Mulla des Abfalles und drohen, ihn zu tödten. Da entbrennt Ali's Zorn, in seine Adern dringt die Kraft des Bismilla (des Rufes: im Namen Gottes), er steht auf und zeigt sich den Ungläubigen, die ihn sogleich umringen. Sie wollen ihn tödten, der Mulla aber spricht, er wolle schon mit diesem fertig werden und wolle ihn mit Spott tödten, wenn er sich mit ihm in einen Glaubensstreit einlasse. Darauf wendet er sich an Ali mit dem Vorschlage, ihm zehn Fragen vorzulegen. Ali ist einverstan-

den, verlangt aber seinerseits, dass auch der Mulla ihm drei Fragen beantworte.

Mulla: Ich tödte dich sonst, finde schnell ohne nachzudenken; was ist nur eins und nicht zwei: was meine ich?

Ali: Weshalb sollten es zwei sein, du Bösewicht! Der uns alle geschaffen, es ist der eine Gott.

Mulla: Gleich schneide ich dir den Kopf ab, finde schnell, was sind nur zwei und nicht drei, was meine ich?

Ali: Weshalb sollen es drei sein, du feindlicher Ungläubiger. Die Gott geschaffen, sind zwei: Sonne und Mond.

Mulla: Ich tödte dich sonst, finde es schnell: was sind nur drei und nicht vier, was meine ich?

Ali: Was sollen es vier sein, feindlicher Ungläubiger. Am Schlusse des Nachtgebetes ist das Oturashyp.

Die Fragen werden in derselben Weise fortgesetzt und Ali antwortet ferner: Es giebt vier Chalifen, zwei sind: Omar und Osman; einer ist Ali, der vom Volke befreit; einer ist Abu Bekr, er ist gerecht; was sollen es fünf sein, du feindlicher Ungläubiger.

Dann nennt Ali die fünf Gebete mit den Waschungen, die sechs Worte des Bekenntnisses, die sieben Höllen, die Stellen der Sünder, die acht Paradiese, den Ort der Sündlosen, die neun Söhne des Propheten Ibrahim, die zehn Monate, während welcher die Frau das Kind im Schoosse trägt.

Der Mulla bekennt, dass Ali auf alle seine Fragen eine passende Antwort gegeben, weigert sich aber, nun auf die drei Fragen Ali's zu antworten. Das Volk drängt den Mulla, er solle antworten, und dieser willigt endlich ein, die Bitte zu erfüllen, wenn alle Anwesenden versprechen, mit ihm die Antwort zu wiederholen. Das Volk willigt ein und Ali fragt: Was hat Gott auf des Paradieses Thür geschaffen?

Der Mulla antwortet: „Im Jenseits ist die Pferdehaarbrücke, ihre Länge ist mehr als ein Jahr Weges; ich habe gestanden an der Thür des Paradieses, da steht geschrieben: Bismilla ir Rachnan, ir Rachīm“ (im Namen Gottes des Allgütigen, des Allbarmherzigen).

Darauf fragt Ali, was auf den Ehrenplatz des Paradieses geschrieben sei, und der Mulla antwortet: La illa illalahi (ausser Allah ist kein Gott). Darauf fragt Ali, was auf des Paradieses

Ruheort geschrieben sei, und der Mulla antwortet von Neuem: La illa illallahi.

Durch das Sprechen dieser Worte war der Mulla ein Muselman geworden und alle Anwesenden wiederholten seine Rede und bekannten sich dadurch ebenfalls zum Islam. Alle freuen sich des neuen Glaubens und fragen Ali, wie sie sich ihm erkenntlich zeigen können. Er verlangt nun Gold und Silber für seinen Armen und kehrt, nachdem die neuen Muselmane ihm einen ganzen Berg diesen Metalles aufgeschichtet haben, mit Hilfe der Lerche nach Medina zurück, wo er mit dem Gold und Silber den Armen von seiner Schuld erlöst.

Von den Volksworten sind in poetischer Form: Sprüche, Segensworte, Hochzeits- und Trauergesänge, Wettgesänge, kleine Lieder und Improvisationen, zuletzt poetische Erzählungen, Legenden und Heldengesänge, die alle eine hervorragend lyrische Färbung haben. Von diesen geistigen Produktionen der kirgisischen Volksliteratur habe ich schon genug Proben mitgetheilt, die vollkommen genügen, um diese Dichtungsarten zu charakterisiren.

Was die rhythmischen Gesetze betrifft, durch welche die gebundene Rede der Kirgisen geregelt wird, so sehen wir, dass hier die persische Poesie einen grossen Einfluss geübt hat. Die ursprünglich türkischen Versmaasse sind verloren gegangen und an Stelle der charakteristischen Reime sind Verse mit Endreimen getreten. Als Grundlage aller Verse kann man zwei Arten anführen, die die Kirgisen als Ölöng und Dshyr unterscheiden.

1. Das Ölöng besteht aus vierzeiligen Strophen, von denen die erste, zweite und vierte Zeile einen Endreim haben. Jeder Vers besteht aus drei Versfüssen. Jeder Versfuss hat auf der ersten und letzten Silbe einen scharfen Ton. Die Cäsur zwischen den Versfüssen muss stets zwischen zwei Wörter fallen. Der Reim erstreckt sich meist auf die letzten drei Silben, besteht aber oft nur aus einem vokalischen Gleichklange. Das gewöhnliche Schema für den Ölöng ist folgendes:

´— — — `— | ´— — `— | ´— ⌢ ⌢ `⌢
´— — — `— | ´— — `— | ´— ⌢ ⌢ `⌢

–́ — — –̀ | –́ — — –̀ | –́ — — –̀

–́ — — –̀ | –́ — –̀ | –́ ⌒ ⌒ –̀⌒

Regelmässig treten Verkürzungen der Versfüsse ein, z. B. der erste Versfuss ist dreisilbig:

satkany sündägärding bojaktary

–́ — –̀ | –́ — — — | –́ — — –̀

oder der zweite Fuss ist zweisilbig:

karkaramnyng üschü aidas aidas

–́ — — –̀ | –́ –̀ | –́ — — –̀

Selbst der erste Fuss ist manchmal zweisilbig, aber nur dann, wenn eine der Silben eine natürliche Länge darbietet, die dann für zwei Silben gerechnet wird.

rumdu surasang baganagy

–́ –̀ | –́ — –̀ | –́ — — –̀

Ganz unregelmässig sind Verse wie:

e dschigittär maida maida

–́ — — –̀ | –́ –̀ | –́ –̀

Verlängerungen von Versen durch Hinzufügung eines vierten Verses gehören zu den Seltenheiten:

karkarangdy basynga koigusain küjük kylyp

–́ — — –̀ | –́ — –̀ | –́ — –̀ | –́ — — –̀

Das Ölöng ist besonders bei Liedern und bei Improvisationen in Gebrauch. Grössere Legenden werden nur selten im Versmaasse des Ölöng abgefasst. Das Ölöng ist die vorherrschende Form aller Büchergesänge.

2. Das Dshyr ist ebenso wie das Versmaass der Heldengesänge bei den Minussinskischen Tataren bedeutend weniger an strenge Regeln gebunden als das Ölöng. Es besteht meistens aus drei Füssen (oft aber nur aus zweien), die ganz ohne Regel aus zwei bis vier Silben bestehen. Die Endreime sind allgemein in Gebrauch, werden aber ganz nach Willkür des Sängers vertheilt. In Produktionen, die sich durch eine vollendete Form auszeichnen, zieht sich ein Endreim durch eine ganze Reihe von Versen hindurch. Hier ein Beispiel:

Kara bir taudung dshylgassy,
Kalkyna baglan kuldshassy,
Stündüktüng agassy,
Altynnan ssalgan ssyrgassy,
Alaschtan tuspan sös kelssä,
Aldynda dshelär dshorgassy,
Kara bir taudung ülgüssü,
Aty Altaidyng serkässi,
Dshorlygy dshalgan bolmagan,
Kan karanyng erkässi,

Er war eines schwarzen Berges Fluss,
Ein Vortrefflicher seinem Volke,
Des Sündük älterer Bruder,
Ein von Gold gefertigter Ohrring;
Wenn von anderm Volk eine Rede kam,
War er der Passgänger, der vor ihnen herging;
Eines schwarzen Berges Bildniss war er,
Der Leitbock des ganzen Altaistammes,
Seine Entscheidung war nie ungerecht,
Der Liebling der Sultane und des Volkes war er.

Im Dshyr treten oft Spuren der ursprünglich türkischen Rhythmengesetze auf, d. h. Alliterationen, akrostichische Verse und Versreime; dies findet besonders oft in alten Sprüchen statt; als Beispiel folge nachstehender Spruch, von dem ich im Schema durch $\overset{a}{-}$ die Alliteration, durch $\overline{\frown}$ den Endreim und durch $\overline{\wedge}$ die Versreime bezeichne.

Ülköngö kirsäng kaldy da,
As kujundu tegäschkä,
Ülkön bilär kalganda
Kuldar kirdi kengäskä,
Kengäskändä ne destä?
Tyrnadai moinun tengästi;
Tengäskändä ne desti?

Birinä biri sert kyldy,	— — — | — — | — — —
Üigö kedäi kelgändä	— — | $\overset{a}{—}$ — | $\overset{a}{—}$ — —
Bir ajak as bermäskä.	— — | — — | $\underset{\frown}{—}$ $\underset{\frown}{—}$ $\underset{\frown}{—}$

Trittst du bei Vornehmen ein, vor dem Mächtigen
Wird Speise in den grossen Napf gegossen;
Sind die grossen Herren fortgegangen,
Treten die Sklaven zum Rath zusammen,
Sich berathend, was sprachen sie?
Wie Kraniche bogen sie die Hälse zusammen,
Sich berathend, was sprachen sie?
Untereinander verschworen sie sich,
Wenn ein Armer in's Haus tritt,
Ihm keinen Napf Speise zu geben.

Ausser diesen beiden Versarten giebt es noch einzelne andere, seltener angewendete Strophen. Es sind meist Verse nach der Structur des Dshyr, die in Strophen abgetheilt sind und regelmässig Endreime und Refraine darbieten.

Die Lieder der Kirgisen werden stets gesungen, ebenso die Legenden und Heldenlieder. Ich habe etwa 14—15 verschiedene Melodieen für das Ölöng gehört. Sänger begleiten das Ölöng stets mit einem der russischen Balalaika ähnlichen Instrumente mit zwei Saiten. Andere Musikinstrumente sind der Kobys, eine Art Geige mit zwei Saiten, der fast ganz so beschaffen ist wie der Kobys der Minussinskischen Tataren (ich habe dieses Instrument nur bei den Baksa gesehen); die Rohrpfeife (sybysgy) und endlich das Brummeisen.

In ihrem ganzen Wesen sind die Kirgisen das direkte Gegentheil der Altajer. Während diese im Allgemeinen ruhig und überlegt sind, ist der Kirgise stets beweglich und veränderlich. In jeder Kirgisen-Jurte herrscht immer ein buntes Drängen. Weder Frauen noch Männer bleiben lange auf einem Platze sitzen; Männer, Weiber, Kinder, Alles schwatzt unaufhörlich, überall wird gescherzt, gelacht, geneckt. Man zankt und keift oft im lautesten, ungehörigsten Tone, ja nicht selten hat der Fremde Gelegenheit, Prügeleien beizuwohnen.

Kaum ist der Reisende in einer Jurte angelangt, so füllt sich dieselbe in kürzester Zeit mit Männern, Weibern und Kindern. Zuerst verhalten sich diese dem unbekannten Ankömmling

gegenüber beobachtend, bald aber rücken sie näher, und nun hat der Arme von der Zudringlichkeit der Gäste zu leiden, bis er endlich in Zorn geräth und den grössten Theil der Anwesenden geradezu aus dem Hause wirft. Das hilft aber nicht für lange Zeit, denn bald ist das Haus wieder voll, und das Hinauswerfen muss von Neuem vorgenommen werden. Besonders unangenehm ist die Zudringliehkeit der Kirgisen während des Essens. Sobald die Speisen aufgetragen werden, finden sich stets Gäste ein, die mit gierigen Blicken in die Teller schauen und irgend einen guten Bissen zu erhaschen suchen. Mein kirgisischer Diener Sapy, der mich während mehrerer Reisen durch die Steppe begleitete, reichte immer den Anwesenden einen Theil des Mahles, da er meinte, man würde sonst als geizig verschrieen, hauptsächlich aber deswegen, weil er durch diese Spenden uns unentgeltlich mit Kumys versorgte. Er wusste aber die Vertheilung so einzurichten, dass die Gäste stets dasjenige erhielten, was wir doch nicht gegessen hätten, d. h. Knorpel, Hautstücke, Fett u. s. w. Dagegen verstand er die als Besch-Baimak gereichte Ehrengabe stets geschickt durch Hinzufügung von Fett zu einem viel werthvolleren Bissen zu machen. Geniesst ein Reisender unbekannte oder seltene Speisen, so werden die Zuschauer stets um einen Theil bitten. Vor allem lieben sie Zucker und Zwieback. Um den ersteren wird man stets unter dem Vorwande angegangen, dass Zucker eine gute Medizin für Augenkrankheiten sei. Dann wird erzählt, man habe zu Hause eine Frau oder ein Kind, das stark an den Augen leide, deshalb bitte der Betreffende um ein Stück Zucker. Giebt man das Stück, so wird es sauber in einen Tuchzipfel eingebunden. Es dauert nicht lange, so holt der Beschenkte das Stück Zucker wieder hervor und beginnt es in unserer Gegenwart zu verzehren. Wie klein aber das Stück auch sein mag, stets wird er es noch in mehrere Theile zerlegen, um seinen Nachbaren auch ein wenig von dem Hochgenusse zukommen zu lassen.

Besonders zudringlich sind oft junge verheirathete Frauen, wenn ihre Männer im Aule nicht zugegen sind, sie fallen dann durch ihre Bitten um Süssigkeiten und Leckerbissen lästig. Die Mädchen sind stets zurückhaltend.

Im Allgemeinen muss man aber sagen, dass die Zudringlichkeit der Kirgisen auf den Gast keinen unangenehmen Eindruck macht, man sieht, dass die Leute trotz ihrer Bärte und

oft grauen Haare nichts als grosse Kinder sind, welche von Neugierde, Naschhaftigkeit und dem Wunsche nach Abwechslung beherrscht werden. Wirkliche Unverschämtheit und Frechheit sind sehr seltene Erscheinungen.

Besonders lästig werden dem Reisenden die kirgisischen Besucher durch ihre Gesprächigkeit und Zungenfertigkeit. Sind mehrere Kirgisen versammelt, so sind sie nicht im Stande, ihre Zunge im Zaume zu halten. So lange die Umgebung ihnen neu erscheint und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, verhalten sie sich ziemlich still; kaum haben sie sich aber an den Anblick des Fremden gewöhnt, so beginnt das Gespräch und bald umgeben ihn schwatzende Gruppen, die sich nicht weiter um den Ankömmling bekümmern. Hat man mehrere kirgisische Dienstleute um sich, wie es bei mir oft der Fall war, wenn ich, wie am Berel oder in der südlichen Steppe, Kurgane öffnete und 20 bis 30 kirgisische Arbeiter gemiethet hatte, so hört man buchstäblich Tag und Nacht ein ununterbrochenes Sprechen und Lachen. Weil ich am Berel nicht zu schlafen vermochte, verlegte ich mein Zelt hundert Schritte weit von der Jurte meiner Arbeiter, denn in der Nacht wachten und schwatzten sie truppweise; während die eine Partei sich der Nachtruhe überliess, sassen die anderen im süssen Geplauder traulich am Feuer und kaum hatten sie sich hingelegt, als sich jene wieder erhoben und das vorher unterbrochene Gespräch neu fortspannen. Schnurren, Märchen, Erzählungen und Heldenlieder wurden vorgetragen; dazwischen ward gezecht, gescherzt und gestichelt.

Zungenfertigkeit gilt für eine Haupteigenschaft der Frau, ebenso wie die Redegewandtheit in der Versammlung als Pflicht des Mannes betrachtet wird. Dies sagt schon der alte Spruch:

Bring' zur Heerd' den kleinen Hengst nicht,
Weil ihm Schweif und Mähne buschig;
Nimm dir nicht ein schlechtes Weib,
Weil das Brautgeld nur gering ist;
Bringst den kleinen Hengst zur Heerd' du,
Wird kein Kriegsross dir geboren;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Wird kein tücht'ger Sohn geboren,
Der im Rath zu sprechen weiss;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Kannst du nicht zurück sie senden,
Liegst nicht gut auf ihrem Lager;

Kommen deine Jugendfreunde,
Findet keine gute Antwort sie,
Schande wird sie dir nur bringen.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass ein Volk, das so zu schwatzen liebt wie die Kirgisen, auch eine grosse Sprachgewandtheit erlangt hat. Die Kirgisen zeichnen sich von allen ihren Nachbaren durch Beredtsamkeit aus. Jedem Kirgisen rollt das Wort fliessend und geläufig über die Zunge. Der Kirgise beherrscht nicht nur die Sprache so, dass er im Stande ist, lange Improvisationen in gebundener Rede vorzutragen, nein, auch seine gewöhnliche Rede zeigt eine gewisse Rhythmik im Satz- und Periodenbau, die häufig das Sprachmateriel versartig anordnet. Seine Sprache ist reich an Bildern, sein Ausdruck scharf und präcise, so dass man den Kirgisen sehr treffend den Franzosen Westasiens nennen könnte. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn bei einem solchen Volke sich eine besonders reiche Volksliteratur ausgebildet hat, wie ich schon vorher auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte.

Natürlich hat die Vielsprecherei der Kirgisen auch mancherlei Laster erzeugt, wie Schwatzhaftigkeit, Prahlerei, Lügenhaftigkeit, Klatscherei, von denen der mit den Kirgisen Verkehrende häufig zu leiden hat. Man kann einem Kirgisen, den man nicht genau kennt, nie trauen, er sucht jede auch noch so unbedeutende Erzählung auszuschmücken, um seine Rednergabe in ein besseres Licht zu stellen. Nachrichten über örtliche Verhältnisse von dem Kirgisen einzuziehen, ist sehr schwer, er antwortet stets ohne zu stocken, wenn er auch von dem Gegenstande, über welchen er Mittheilung macht, keine Ahnung hat. Sich, sein Dorf, seinen Stamm, sucht er stets ruhmrednerisch in das beste Licht zu stellen und hängt gern allen, ihm nicht nahestehenden Nachbaren einen Makel an. Daher giebt es keinen unzuverlässigeren Uebersetzer und Berichterstatter, als einen Kirgisen. Aber auch mit allen diesen Fehlern ist eine gewisse gutmüthige Kindlichkeit gemischt, so dass uns die Aufschneidereien nur ein Lächeln entlocken, und wir oft mit Wohlgefallen dem schnöderednerischen Rodomontaden zuhören. Weil sich hiermit noch eine angeborene Schlauheit, man möchte sagen Pfiffigkeit, paart, so muss der die Kirgisensteppe Bereisende stets auf der Hut sein, seiner kirgisischen Umgebung gegenüber nicht den Kürzeren zu ziehen, man muss diese fortwährend scharf beobachten, um nicht auf

Schritt und Tritt hinters Licht geführt zu werden. Nun ich muss gestehen, dass dieser stete Kriegszustand auch gewissermassen seine Reize hat. In List und Schlauheit kommen den Kirgisen nur unsere sibirischen Kosaken gleich, die auch meist Begleiter der Reisenden sind; da muss man sich denn vorsehen, nicht aus der Scylla in die Charybdis zu gerathen.

Reiste man früher auf Podwody (d. h. auf pflichtmässig den Beamten gestellten Pferden), so hatte man nach allen Seiten scharf aufzupassen, dass einerseits der Kosak nicht zu viel Pferde forderte und dann sich durch Geschenke veranlassen liess, die Zahl derselben herunterzusetzen, dass aber auch andererseits die Kirgisen ihn nicht an falsche Heerden führten, um sich und ihren Stammesgenossen das Stellen der Pferde zu ersparen, und oft zu weiten Umwegen zwangen. Bald klagten die Kirgisen über die Kosaken, bald diese über die Kirgisen und eine richtige Entscheidung zu fällen, war nicht immer leicht. Trotzdem ich des Kirgisischen vollkommen mächtig war, konnte ich es doch nicht verhindern, dass die Packsäcke des mich begleitenden Kosaken sich stets mit Zwangs-Geschenken füllten. Es liesse sich leicht ein ganzes Buch mit Erzählungen füllen, das die gegenseitige Uebervortheilung von Kirgisen und Kosaken behandelt. Die auf der Poststation früher stationirten Kosaken bemühten sich auf alle Weise, Fleischvorräthe aus den Kirgisen-Aulen herbeizuschaffen, während die Kirgisen ebenso darauf bedacht waren, Postpferde von den Kosakenstationen zu stehlen. Hier nur eine lustige Kosaken-Anecdote, die mir ein Kosaken-Obrist erzählte:

„Ich war eben auf einer Station zwischen Kopal und Ajagus angelangt und hatte mich gemüthlich im Postzimmer eingerichtet, als mich ein Schelten und Schreien veranlasste, wieder in's Freie zu treten. Da sah ich vier Kirgisen zu Pferde, die den Kosaken die Spur eines gestohlenen Rindes zeigten, der sie gefolgt seien und zwar genau bis in den Hof der Station. Die Kirgisen hatten mich kaum erblickt, als sie sich an mich wandten und meinen Schutz gegen die Kosaken beanspruchten, die ihnen einen jungen Ochsen gestohlen hätten. Die Spur führe direkt in den Hof und das Thier müsse sich noch hier befinden. Die Kosaken leugneten, das Thier gesehen zu haben; da aber die Spur deutlich zu sehen war, so erlaubte ich den Kirgisen, alle Räumlichkeiten der Station zu untersuchen; aber

Alles war vergebens. Die Spur endigte mitten auf dem Hofe; das Thier war nicht auf der Station, aber auch keine Spur führte von hier weg und auf dem weiten Umkreise von mehreren Werst war davon nirgends auch nur etwas zu sehen, obgleich sie ganz frisch war, und der Diebstahl erst vor einer Stunde ausgeführt sein sollte.

„Die Kirgisen zogen also unverrichteter Sache ab. Ich übernachtete in der Station. Am anderen Morgen kommt der Urjadnik zu mir und fragt mich, ob ich nicht frisches Fleisch wünsche. Ich musste lachen, weil dies einem Bekenntnisse des Ochsendiebstahls gleichkam, und bat ihn, mir aufrichtig zu sagen, wie sie die Kirgisen betrogen hätten. Erst wollte der Urjadnik nicht mit der Sprache heraus, endlich aber erzählte er mir, sie hätten das Thier mitten auf dem Hofe in die Postkibitke geladen, in der ich eben angekommen sei, und als die Kirgisen sich in den Hof gedrängt hätten, sei der Jamschtschik langsam aus dem Hofe gefahren. Die Kirgisen hätten dem Fuhrwerke keine Aufmerksamkeit zugewendet und so habe der Kosak das Thier ruhig nach der nächsten Station bringen können, wo man es geschlachtet und die Hälfte des Fleisches heute früh hierher gesendet habe. Ich lachte herzlich, meinte aber doch, es sei ein Unrecht, sich fremdes Eigenthum anzueignen. „Ach, Euer Hochwohlgeboren“, sagte der Kosak ganz ruhig, „jene Hunde haben uns erst in der vorigen Woche aus der Station drei Pferde gestohlen, das ist für uns ein viel herberer Verlust als der junge Ochse für sie. Sowas ist kein Diebstahl; wir befinden uns immer mit ihnen im Kriegszustande“.

Dieser Kosak hatte vollkommen Recht, es ist eine Art Kriegszustand, der die Eigenthumsverletzungen der Kirgisen untereinander und mit den nächsten Nachbaren veranlasst, und man würde vollkommen im Irrthume sein, wenn man wegen der häufigen Verletzungen des Eigenthums die Kirgisen für eigentlich diebisch halten würde. Ich habe mich oft längere Zeit unter den Kirgisen anfgehalten und nie ist mir nur die geringste Verletzung meines Eigenthums vorgekommen. Der schlechte Ruf, den die Kirgisen unter ihren Nachbaren geniessen, ist unverdient und nur in Folge der eigenthümlichen socialen Verhältnisse des Volkes entstanden.

Dass den Kirgisen noch manches Laster der auf niedriger Civilisationsstufe stehenden Naturkinder innewohnt, ist richtig.

Verglichen mit den angesiedelten Nachbaren, sind sie meist als arbeitsscheu, unsauber, unüberlegt und abergläubisch zu bezeichnen, wenn auch alle diese Fehler bei ihnen in weit geringerem Maasse entwickelt sind als bei den in jeder Beziehung tief unter den Kirgisen stehenden Altajern. Was sie aber hoch über die Altai-Bewohner erhebt, ist ihr Selbstbewusstsein und ein gewisser kriegerischer, ich möchte sagen, ritterlicher Geist, der bis jetzt noch allen Kirgisengeschlechtern innewohnt.

Was das sittliche Verhältniss der Geschlechter betrifft, so soll es in dieser Beziehung nicht zum Besten bestellt sein. Die Sitte, den vertraulichen Umgang zwischen Braut und Bräutigam noch vor der Heimführung zu gestatten, macht es dem Mädchen möglich, sich während der letzten Jahre ihres Brautstandes ungestraft in allerlei Liebesverhältnisse einzulassen. Vorher muss sie sich sehr in Acht nehmen, denn der getäuschte Bräutigam hat das Recht, die Jurte, in der er sich mit der Braut gelagert hatte, einzureissen und die Braut öffentlich zu beschimpfen, sowie den Kalym zurückzufordern. Aber auch in der Ehe sollen die Kirgisen es nicht streng nehmen und sowohl der Mann wie auch die Frau heimliche Liebesabenteuer nicht verschmähen. In ihrem Umgange sind die Geschlechter durchaus nicht so decent wie die Altajer. Die Scherze zwischen den Altersgenossen des Mannes und der oft sehr jungen Frau sowie die Reden zwischen Mann und Frau in Gegenwart von Zeugen arten oft in reine Zoten aus, die häufig das Gepräge der stärksten Sinnlichkeit und Lüsternheit an sich tragen. Ich habe einmal an der Buchtarma einer Tanzvorstellung zweier Kirgisen beigewohnt, die die Freude der Kirgisen an gemeiner Sinnlichkeit deutlich beweist. Beide Tänzer stellten hier in einer Art Pantomime verschiedene Liebesverhältnisse vor. Zuerst wurden die verschiedenen Vieharten in ihren geschlechtlichen Verhältnissen recht drastisch und treffend nachgeahmt und alsdann dasselbe Verhältniss beim Menschen; dies Alles in so lüsterner Weise, dass es nicht schamloser vom Abschaum europäischer Prostituirten hätte geschehen können. Das Publikum bildeten nicht nur Männer, sondern auch alte und junge Frauen, ja sogar junge Mädchen, und alle sahen, vor Vergnügen jauchzend, dem fast ekelerregenden Schauspiele zu. Da spreche man noch von Verderbtheit der Civilisation und gar den Folgen der falschen Moral des

Christenthums, das durch sein Verbot der geschlechtlichen Neigung das Laster der lüsternen Entsagung hervorgerufen haben soll!

Das Uebel der Trunksucht ist den Kirgisen durchaus fremd. Die Kasakkirgisen kennen nur ein berauschendes Getränk, das ist der Kumys, den sie, wenn er in reichem Maasse vorhanden, oft in solcher Quantität zu sich nehmen, dass er endlich eine Art von Angetrunkenheit hervorruft. Als ich einst einen in mein Zelt kommenden Angetrunkenen zurechtwies, bat er um Entschuldigung und meinte, er habe ja nicht getrunken, „die schöne Speise hat mich benommen“. Milchbranntwein bereiten nur die schwarzen Kirgisen, aber auch nur in sehr geringer Menge. Auch wenn die Kirgisen in russischen Städten wohnen, geniessen sie keinen Branntwein und zwar weisen sie stets darauf hin, dass Branntwein eine vom Gesetz verbotene Speise sei; sie sind in dieser Beziehung rechtgläubiger als die die Städte bewohnenden Tataren, die in letzter Zeit häufig dem Trunke ergeben sind. Das Rauchen kennt der Kirgise nicht, aber dafür schnupfen alle Männer der Steppe stark und leidenschaftlich.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem socialen Leben der Kirgisen zu, so sehen wir aufs Deutlichste, wie dieses in engem Zusammenhange mit ihrer Lebensweise steht. Der Kirgise ist echter Nomade und bedarf als solcher eines bedeutenden Terrains, um zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Sommer- und Wintersitze liegen oft mehrere Meilen weit auseinander und sind, wie ich oben gezeigt, nur die letzteren als Besitzstand des Einzelnen zu betrachten. Auf diesem Terrain zieht nun der Kirgise mit der beweglichen Habe (seinem werthvollen Viehstande) umher, die leichter als jeder andere bewegliche Besitz die Beute der Nachbaren werden und aus dem Gesichtskreise des Besitzers entführt werden kann. Denn die Steppe ist frei und offen, und der feindliche Nachbar kann mit grosser Geschwindigkeit viele Meilen Weges zurücklegen und den Besitzstand bedrohen. Diese Verhältnisse zwingen die Steppennomaden, sich nicht in einzelne Familien zu zersplittern, wie die Gebirgsnomaden und jagenden Waldbewohner. Der Kirgise bedarf ja stets eines kleinen Heerhaufens, der bei etwaigem Ueberfalle ihm seinen Besitz schützen hilft und im Nothfalle dem Feinde die entführte Beute wieder abjagt. Andererseits zwingt der Erhaltungstrieb das Volk häufig, das Eigenthumsrecht der

Nachbaren zu verletzen. Der Besitzstand der Kirgisen, das Vieh, fordert zu seinem Gedeihen eine bestimmte Quantität Gras; ist dieses Quantum nicht vorhanden, so geht das Vieh zu Grunde, ohne dass die Speculation oder Thätigkeit des Besitzers im Stande ist, diesem Uebelstande abzuhelfen. Das Gedeihen und Missrathen des Viehes ist also von der Thätigkeit des Besitzers unabhängig, und zwar schliesst der Verlust des Viehes eine Vernichtung der socialen Bedeutung des Besitzers in sich, die ihm unwiederbringlich die Möglichkeit raubt, je wieder die verlorene Stellung einzunehmen; der arm gewordene Kirgise verkommt als Einzelwesen unbedingt. So ist, um ein Beispiel zu geben, oft die Witterung schuld, dass ganze Districte ihren Viehstand einbüssen. Wenn im Frühjahr nach dem ersten Thauwetter plötzlich starker Frost eintritt und die dünne Schneeschicht sich in einer Nacht mit einer zolldicken Eiskruste bedeckt (diese Witterungserscheinung nennen die Kirgisen „ujut"), so ist das Vieh nicht im Stande, das Gras aus dem Schnee zu scharren und der Besitzer hat keine Möglichkeit, für seine Heerde auf irgend eine Weise das nöthige Futter herbeizuschaffen; dann fallen oft, wenn die Kälte länger anhält, in wenigen Wochen Hunderttausende von Stücken Vieh, und ganze Districte, die in grossem Reichthume lebten, werden plötzlich arm, ja fast vollständig besitzlos (wie dies z. B. im Jahre 1861 im Karkaralinskischen Kreise der Fall war). Hier kann keine noch so angestrengte Thätigkeit den Besitz des Volkes heben, der Betroffene kann entweder nur rathlos die Hände in den Schooss legen und sich vollkommen dem Schicksal überlassen, oder durch einen Einbruch in das Besitzrecht des Nachbars, durch Verletzung des Eigenthumrechtes sich die Möglichkeit der Verbesserung seiner Lage selbst schaffen. Sobald das Ujut eintritt, verlassen die Kirgisen ihre Wohnsitze und dringen in das Gebiet der Nachbaren vor und zwar so lange, bis sie zu einer Stelle gelangen, wo sie Futter für ihre Heerden finden. Gelingt ihnen dies, so ist wenigstens ein Theil ihres Viehstandes gerettet; dann kehren sie nach Eintritt des Witterungswechsels mit den Ueberresten ihrer Heerden wieder in ihre alten Wohnsitze zurück. Stirbt aber ihr Vieh aus, so müssten sie verhungern, wenn sie sich nicht auf den reichen Nachbar stürzen und ihm einen Theil seines Viehstandes mit Gewalt entreissen wollten, der jetzt bei ihnen die Grundlage für einen neu erwachsenden Viehstand bilden

muss. Aber auch dieses aggressive Verfahren ist nur möglich und erfolgbringend, wenn sich eine möglichst grosse Menge von Individuen zu gemeinschaftlichem Unternehmen verbindet, d. h. wenn sich im Volke eine stark ausgesprochene Gruppenbildung von Individuen mit gemeinsamen Interessen vollzogen hat.

Den Kern für die den Nomaden nöthige sociale Gruppenbildung bot selbstredend die natürliche Zusammengehörigkeit der Familie; die Familienglieder, welche in nächster Verwandtschaft standen, waren durch einen gemeinschaftlichen, ungetheilten Besitz, der für kleinere Heerden eine Existenzbedingung ist, in ihren Interessen eng aneinander gekettet, an sie schlossen sich einzelne fernere Verwandte und durch andere Verhältnisse nahestehende Familien an und so bildete sich die kleinste sociale Einheit: „das Aul!“ (der Name *aul* ist aus dem Worte *agyl*, was eigentlich „Umzäunung, Hürde“ bedeutet, entstanden). Dieses Aul bleibt Winter und Sommer zusammen, es besteht aus sechs bis zehn Familien. Der Leiter des Auls ist das älteste Familienglied derjenigen Familie, die den grössten Besitzstand und die meisten Verwandten im Aule besitzt. In den Wintersitzen vereinigen sich einige Aule zu einer grösseren Gruppe, da zur Winterzeit ein Theil der Heerde nicht beim Aule ist, die Bewachung der Heerden auch mehr Menschen erfordert und die böse Winterzeit mit ihren Entbehrungen grösseren Gesellschaften minder fühlbar wird. So entsteht die Geschlechtsabtheilung, die im Winter in gemeinschaftlichem Sitz zusammenwohnt, aber im Sommer sich auf einem grösseren Terrain zerstreut, ohne auch dann eine gewisse Fühlung und Zusammengehörigkeit zu verlieren, damit man bei etwaigen Angriffen energisch gegen den gemeinsamen Feind auftreten kann. In der Geschlechtsabtheilung giebt es schon gemeinsame und Einzel-Interessen der Aule, die häufig in Conflict miteinander gerathen. Daher bedarf es hier schon einer Autorität, welche diese Conflicte zu lösen und die streitigen Punkte zu entscheiden hat. Sothane Autorität concentrirt sich in Persönlichkeiten, die sich durch Reichthum, geistige Fähigkeiten, Gerechtigkeitssinn und durch eine zahlreiche Verwandtschaft, die im Nothfall durch ihre Clienten das Wort mit der That zu unterstützen vermag, auszeichnen. Diese Persönlichkeiten werden von den Kirgisen *Bī* (Beg = Herr) genannt und üben eine richterliche Gewalt aus. Sie schlichten die Streitigkeiten über die Besitze der Wintersitze, gleichen Gegensätze zwischen den Aulen aus und

richten die Vergehen Einzelner, welche im Gefühl der Ungerechtigkeit der Vertheilung des Besitzes sich durch Gewaltmittel ihren eigenen Viehstand vergrössern wollen. Da das Nomadenvolk durchaus keine Wahl des Häuptlings kennt, so ist die Bī-Gewalt gewöhnlich eine Machtusurpation der betreffenden Persönlichkeit und nur selten eine allgemein unbedingt anerkannte. Der Richterspruch des Bī ist also meist ein Schiedsgericht, dem beide Parteien sich freiwillig unterwerfen. Uebrigens lässt sich in dieser Beziehung keine allgemeine Regel aufstellen. Es giebt Bī's, denen das Volk unbedingt gehorcht, die sich diese Stellung durch ihre Gerechtigkeit und ihren Scharfsinn erworben haben; andere behaupten diese Stellung nur durch Familienausdehnung und Reichthum; manche endlich werden nur von einem kleinen Theile der Geschlechtsabtheilung anerkannt und haben mehrere Nebenbuhler. Eines lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass das Ansehen und die Macht der Geschlechtsabtheilung unbedingt von dem Ansehen und Einflusse des Bī abhängt, und dass sich Geschlechtsabtheilungen, die von einem angesehenen Bī beherrscht werden, sehr schnell vergrössern, indem sich ihnen sowohl einzelne Familien wie auch neue Aule eng anschliessen. Ja es ballen sich häufig kleine Geschlechtsabtheilungen zu einem neuen Geschlecht zusammen, das auch den Namen des die Neubildung leitenden und vertretenden Bī annimmt. Viele Geschlechtsabtheilungen bilden von altersher grössere und kleinere Geschlechter. Dies sind historische Gruppirungen, die sich durch gemeinsame Abstammung, Einwanderung, durch Kriegsverhältnisse schon vor Jahrhunderten gebildet haben. Die Geschlechter bilden ebenfalls ein Ganzes, das gemeinsame Interessen den benachbarten Geschlechtern gegenüber zusammenhält. Die Conflicte innerhalb des Geschlechtes werden durch Vereinigung einzelner Bī's im reinen Schiedsgerichtsverfahren geschlichtet. Hier treten als Richter mehrere Bī's auf, von denen jeder die Rechte seiner Geschlechtsabtheilung vertritt. Auch hier hängt die Autorität der Bī's von den Verhältnissen ab, es giebt solche, die allein durch ihren Spruch oder Befehl die tiefgehendsten Streitigkeiten zu schlichten vermögen, während andererseits trotz der Vereinigung mehrerer Bī's der gemeinschaftlich gefällte Spruch von keiner Seite befolgt wird. Aus den Geschlechtern haben sich in früheren bewegten Zeiten abermals neue Volksconglomerate, die Stämme, gebildet, die sich ihrerseits wiederum zu grossen Horden (jüs =

„Hunderten") zusammenfügten. Die Horden sowohl wie die Stämme und Geschlechter bilden nur insofern ein geschlossenes Ganzes, als sie anderen Horden, Stämmen und Geschlechtern gegenüberstehen. Die Horde schützt ihre Theile den übrigen Horden gegenüber, ebenso thut dies der Stamm und das Geschlecht. Alle drei sind also im eigentlichen Sinne Assecuranzvereinigungen zur Wahrung gemeinsamer Interessen.

Die Stamm- und Hordenbildung gehört, wie ich schon erwähnt, einer früheren Zeit an, wo die Kirgisen ein selbständiges Nomadenreich bildeten, und grosse politische Bewegungen solche Massenconglomerate nöthig machten. Jetzt ist sie nur als historische Erinnerung geblieben, da den den Russen unterworfenen Kirgisen jede grössere politische Bewegung längst unmöglich gemacht ist. Die bewegte Vorzeit hatte auch einigen Stammältesten und ihren Familien die Fürstengewalt übertragen, deren Spitzen Kane genannt wurden. Die Verwandten der Kane nahmen unter den übrigen Kirgisen eine Ausnahmestellung ein und bildeten den Adel des Volkes. Das Volk nannte sie: „ak sōk", d. h. „weisse Knochen" oder vielmehr weisse Geschlechter, da das Wort „sōk" als Synonym des Wortes „rū" = Geschlecht gebraucht wird. Im Gegensatze zu den Adeligen (törö, die Russen nennen sie Sultane) wird das gemeine Volk (kara kalk), auch „kara sök" (schwarze Geschlechter) genannt.

Den Adeligen war natürlich während der Zeit der selbständigen Kirgisen-Kane eine grosse Macht gegeben, denn sie bildeten gleichsam die Stützen der Herrschermacht. Die Entstehung der Kanswürde und die Zeit ihrer Herrschermacht liegt für uns in einer vorhistorischen Zeit, die uns keinerlei genauere Nachrichten hinterlassen hat. Jedenfalls bestand sie in einer Reihe von Machtusurpationen, von denen aggressive Bewegungen der Kirgisenhorden jedesmal begleitet waren. Zur Zeit, wo uns sichere Nachrichten von den Kirgisen überliefert sind, war die eigentliche Macht der Kasak-Kirgisen schon herabgesunken, die Horden bildeten getrennte Vereinigungen und diese wählten aus den Adelsgeschlechtern Kane, die zum Theil nur dem Namen nach die Herrschaft ausübten. Die Russen und Chinesen unterstützten diese Kane, indem sie sie anerkannten, denn durch ihre Vermittelung dachten sie die Nomaden-Schaaren am besten in ihrer Gewalt zu halten.

Die Wahl der Kane zu Anfang dieses Jahrhunderts beschreibt uns Lewschin folgendermassen:

„Sobald sich das Volk an einem bestimmten Orte versammelt hat, bilden sich sogleich einzelne Gruppen, die zur Berathung zusammentreten wegen der Wahl des zukünftigen Würdenträgers. Nachdem man sich längere Zeit in den einzelnen Gruppen bemüht hat, eine Einigung zu erreichen, wird die allgemeine Wahl vorgenommen. Man breitet reihenweise Teppiche und Filzdecken aus, auf denen die Sultane, Bī's und Aeltesten, sich nach Alter und Bedeutung ordnend, Platz nehmen, während das gemeine Volk sich hinter ihnen aufstellt. Zu Anfang ist eine solche Versammlung stets ruhig und still, später aber geht sie in einen immer heftigeren Lärm über. Die ältesten und angesehensten Leute eröffnen die Versammlung, die Kühnsten suchen durch Reden die Gemüther zu erregen, während die Einflussreichsten den Ausschlag geben. Dabei giebt es stets Zänker und Schreier, und manchmal zieht sich die Verhandlung zwei bis drei Tage lang hin.

„Wenn der Kan erwählt ist, so begeben sich die angesehensten Sultane zu ihm und theilen ihm die Wahl mit, dann setzt man ihn auf eine dünne, weisse Filzdecke, hebt ihn in die Höhe und setzt ihn wieder nieder. Haufenweise drängt sich das Volk heran und sucht den Kan ebenfalls aufzuheben und niederzusetzen. Zum Schlusse der Ceremonie wird die weisse Filzdecke, auf der der Kan gesessen, und oft ein Theil der Kleidung desselben, in kleine Stücke zerrissen und jeder der Anwesenden sucht einen kleinen Fetzen als Erinnerungszeichen, dass er bei der Wahl zugegen gewesen, mit nach Hause zu nehmen.

„Der neuerwählte Kan richtet sogleich nach der Wahl ein Gastmahl aus, durch welches er seine Erkenntlichkeit für die Wahl beweist. Bei diesem Gastmahle, an dem das ganze versammelte Volk theilnimmt, werden eine grosse Anzahl Schafe und Pferde geschlachtet und nicht wenig Kumys dargereicht."

Die so ertheilte Kanswürde war aber nichts mehr oder weniger als ein leerer Titel, denn dem Kan fehlte jede Macht, seine Unterthanen seinem Willen zu unterwerfen. Die Kanswürde hatte überhaupt nur Bedeutung, so lange in Kriegszeiten die einzelnen Stämme und Geschlechter durch die Kriegszüge des Kans einen direkten Vortheil durch Besetzung guter Wintersitze

oder durch Erlangung von Kriegsbeute (wie zur Zeit der Kalmückenkriege) sahen, oder andererseits, so lange die Macht des Kans ihnen Schutz gegen den Ueberfall feindlicher Heere gewährte und ihren Besitzstand sicherte. So lange diese Vortheile augenscheinlich waren, ergaben sie sich der Nothwendigkeit, einem fremden Befehle zu gehorchen und die Kosten der Kanswürde zu tragen. Leuchtete dem Volke dieser Vortheil nicht mehr ein, so trennten sich sogleich die Stämme, Geschlechter und Geschlechtsabtheilungen in einzelne Gruppen, deren Bestreben es war, möglichst unabhängig von einander zu nomadisiren und ihren Viehstand zu unterhalten. Aber jede äussere Gefahr führte sogleich wieder zu einem neuen Stamm-Conglomerate, welches den zeitweiligen Umständen am besten zu entsprechen schien.

Unter derartigen Verhältnissen war und ist also eine feste Verwaltung und Gesellschaftseinrichtung eines so ausgeprägten Nomadenvolkes wie die Kirgisen gar nicht möglich gewesen, es ist und war ein steter Wechsel der Machtverhältnisse der Stämme, wie er zum Schutze und zur Erhaltung des Reichthums eines echten Nomadenvolkes nothwendig ist, und wie ihn der naturgemässe Ausgleich der Viehvertheilung im Umfange des ganzen Volkes unbedingt fordert. Dieser Zustand der Flüssigkeit ist meiner Ansicht nach die Hauptbedingung des Wohlstandes eines Nomadenvolkes. Da aber diese Flüssigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, des socialen Zustandes der Nomaden bei jeder Berührung mit einem angesiedelten Volke zu einem unvermeidlichen Zusammenstosse führt, so sind die Nomaden stets bei angesiedelten Völkern als Räuber und Diebe verschrieen und ungern gesehene Nachbaren. Während der Nomade die Spur des ihm geraubten Eigenthums verfolgt und gleich die für die Verhältnisse nöthige Macht zur Erlangung seines Rechtes zusammenzubringen vermag, steht der angesiedelte Ackerbauer dem Nomaden gegenüber wehrlos da, das Geraubte wird aus seinem Gesichtskreise entfernt, und er hat keine Möglichkeit, es zu verfolgen. Führt die Spur des geraubten Viehes zu einem fremden Geschlechte, so treibt der Kirgise mit Hilfe seiner Geschlechtsabtheilung das geraubte Vieh von dem ersten Aule des Geschlechtes, dem der Dieb angehört, ein. Entweder wird nun die Forderung anerkannt und das Aul, das den Verlust erlitten, erhält von dem Diebe eine Recompensation, oder es entsteht ein Kriegszustand, wo beide feindlichen Geschlechter sich so lange Scha-

den zufügen, bis der Streit durch ein Schiedsgericht beigelegt wird. Allen diesen Phasen der Rückerstattung des Verlorenen steht der Angesiedelte fremd gegenüber, es fehlt ihm sogar für dieselben jedes Verständniss. Wie kann ein Bauer verstehen, dass irgend ein Nachbar, dessen Knecht einen Kirgisen beeinträchtigt hat, sich nun am Eigenthume des vollständig Unbetheiligten schadlos halten will? Ja, wenn selbst der Angesiedelte ein Verständniss für die Rechtsverhältnisse der Nomaden hätte und es verstände, das ihm gestohlene Vieh einzutreiben, so würde er doch immer im Nachtheile sein, denn der Kirgise erhält nach Ablauf der Kriegszeit alles Verlorene voll zurückerstattet. Die Mühen dabei rechnet er nicht, sie sind eine Abwechslung bei seinem eintönigen Leben, und da er zu Hause nicht arbeitet, so bringt ihm der Zeitverlust keinen Schaden. Der Ackerbauer aber verliert Arbeitszeit für sich und sein Reitthier, welche er später nicht ersetzt erhalten kann.

Die Klagen der Grenzbewohner der die Steppe umwohnenden Kulturvölker veranlassten daher die Regierung derselben, die Kirgisen stets als sociale Feinde und Ruhestörer zu betrachten und erregte in ihnen den Gedanken, dieselben ihrer Herrschaft unterzuordnen und so Frieden und Ruhe für die Grenzbewohner zu schaffen.

Wie es den Russen allmählich gelungen, die Kirgisen sich unterzuordnen, haben wir in einem früheren Kapitel in kurzer Skizze geschildert; jetzt kommt es darauf an, darzulegen, welche Veränderung in den Verhältnissen der Kirgisen durch die Unterwerfung unter das russische Scepter vor sich gegangen ist. Das erste Gesetz, welches es unternahm, Ordnung in die Verwaltung der mittleren Horde zu bringen, war das Statut der sibirischen Kirgisen, welches allmählich über alle Kirgisen der mittleren Horde ausgedehnt wurde. Dieses Statut versuchte, die ganze kirgisische Bevölkerung in feste Formen der Verwaltung zu bringen.

Die Kirgisen wurden zwei Districten untergeordnet, dem Omsker District (Omskaja Oblast) und dem Semipalatinsker Districte (Semipalatinskaja Oblast), an deren Spitze eine Gouvernementsregierung und ein Kriegsgouverneur standen, die ihren Sitz in den Städten Omsk und Semipalatinsk hatten. Das Omsker Gouvernement zerfiel in die Kreise Koktschetaw, Atbassar, Akmola, Bajanaul und Karkaraly; das Semipalatinsker Gouvernement in die Kreise Pawlodar, Semipalatinsk, Sergiopol, Kok-

betki, Kopal und Almaty. Diese Kreise wurden unter Militärkreischefs gestellt, die in den Kreisstädten ihren Sitz und ihre Verwaltung hatten. Die Kirgisen jedes Kreises bildeten eine Volksabtheilung, die eine eigentliche kirgisische Verwaltung (zuerst Prikas, später Kreisverwaltung genannt) hatte, welche die Polizeigewalt und die höchste Gerichtsbarkeit für den Kreis ausübte.

Bei der weiteren Eintheilung der Kirgisen sucht das Statut sich an die kirgisischen Gesellschaftsverhältnisse anzuschliessen. Etwa 50—70 Jurten bilden eine Einheit, die unter dem Namen Aul zusammengefasst wird. An der Spitze jedes Aules steht ein Aulnyi Starschina (Aul-Aeltester), dessen Thätigkeit und Rang ungefähr denen eines russischen Dorfältesten entsprechen sollen. Der Aulnyi Starschina wird auf drei Jahre vom Volke des Auls gewählt und zwar durch einfache Stimmenmehrheit der Versammelten. Der gewählte Aul-Aelteste tritt erst sein Amt an, wenn er die Bestätigung des Kreis-Chefs erhalten. 10—12 Aule werden zu einem Wolost vereinigt, an dessen Spitze ein Wolost-Aeltester steht, der früher ein erblicher Sultan (Adliger) war, dessen Würde sich in gerader Linie forterbte. Die Sultane erhielten dadurch eine Anerkennung ihres Adels und eine legitime Macht, indem ihnen sogar eine Beamtenrangklasse zuertheilt wurde. Später wurde den Adligen das Recht der Wolostverwaltung genommen und vom Volke erwählte Pravitel (Verwalter) an ihre Stelle gesetzt, die nun ebenfalls auf drei Jahre bestätigt wurden. Jeder Kreis bestand aus 15—20 Wolost und die Kreisverwaltung aus einem Vorsitzenden, dem Starschi-Sultan (Sultan-Aeltesten = Aga Törö), zwei russischen Beisitzern und zwei Beisitzern von angesehenen Kirgisen. Der Sultan-Aelteste wurde von den Sultanen gewählt und hatte drei Jahre zu dienen, die kirgisischen Beisitzer wurden vom Volke aber nur auf zwei Jahre gewählt.

Die Pflicht der Kreisverwaltung bestand darin: 1. vom Volke Unglück abzuwehren und ihm rechtzeitig Hilfe zu leisten; 2. Fortschritte und Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten; 3. alle Unordnungen (Kriegsverhältnisse, Raub, Diebstahl u. s. w.) zu unterdrücken; 4. die Rechtspflege zu beaufsichtigen; 5. eine Statistik der Bevölkerung zusammenzustellen; 6. die Handelsbewegung zu verfolgen; 7. die richterliche Gewalt in der Criminaljustiz auszuüben. Allen obengenannten kirgisischen Beamten

wurde ein bestimmtes Gehalt aus der Kreiskasse ausgezahlt. Ausserdem wurden bei den Kreisverwaltungen Hospitäler, Schulen, Kreisärzte, Magazine angelegt.

Von den Kirgisen wurde jetzt eine bestimmte Abgabe (Jassak) erhoben und zwar von dem Vieh, mit Ausnahme der Kameele, der hundertste Theil seines Werthes. Ausser dem Jassak hatten die Kirgisen die Verwaltungspost zwischen den Aulen, Wolostverwaltungen und der Kreisverwaltung durch besondere Boten zu unterhalten und endlich noch Pferde für die im Dienste reisenden Beamten zu stellen.

Was das Gerichtswesen der Kirgisen betraf, so wurden nur folgende Criminalfälle von der Kreisverwaltung nach russischem Gesetze gerichtet: Hochverrath, Mord und Todtschlag, Raub und Weigerung des Gehorsams der Verwaltung gegenüber. Alle anderen Prozesse wurden als Civilprozesse bezeichnet und nach Steppenrecht von dem Bī gerichtet. Gegen Entscheidungen des Bī (dessen Einsetzung und Bestätigung in dem Statut nicht erörtert wird) kann jeder Kirgise an die Gouvernementsverwaltung appelliren; ist der Einwand stichhaltig, so wird die Sache der Kreis-Behörde überwiesen, die auch nach kirgisischem Rechte entscheidet.

Durch das Statut wurden den Kirgisen ferner die vollen Rechte der russischen Unterthanen eingeräumt, sie konnten die Steppe verlassen und sich mit Pässen in das innere Russland begeben, sie durften in russische Lehranstalten treten und nach Erwerb von Diplomen aus dem Kirgisenverbande ausscheiden. Innerhalb der Steppe aber durften sie nur in ihrem eigenen Wolost in bestimmten, ihrem Aul gehörigen Gegenden nomadisiren. Zu jeder Uebersiedelung in ein anderes Aul war die Einwilligung der betreffenden Gesellschaftsabtheilung einzuholen.

Indem das Statut die Wählbarkeit eines Theiles der Kirgisen-Beamten einführte und dabei die leibliche Macht der Sultane beibehielt, entstand vom Anfange an ein Zwiespalt in der Verwaltung, der sich immer mehr vergrösserte und bald die Abänderung veranlasste, die Macht der Sultane zu beschränken und nur den Vorsitzenden der Kreisverwaltung, den Aga-Sultan, aus den Sultanen wählen zu lassen.

Die Einführung des Statutes führte in der That zu einer Beruhigung in der Steppe und gab der kirgisischen Verwaltung eine grössere Festigkeit und Gewalt in der mittleren Horde und

nach der Unterwerfung von Taschkend auch in der grossen Horde. Die Macht der Regierung nahm von Jahr zu Jahr zu, während die Freizügigkeit der Kirgisen immer mehr eingeengt wurde. Der Jassak aber war viel zu unbedeutend, da die russische Regierung nicht die Möglichkeit hatte, den Viehbestand zu controlliren, die Kirgisen aber kaum den zehnten Theil ihres Viehbestandes anzeigten, denn die reicheren Leute nahmen ja selbst die Verwaltungsposten ein. Es wurde daher in der Mitte der sechziger Jahre eine neue Verwaltung der Kirgisen eingeführt, die an Stelle der Viehsteuer eine Steuer von 3 Rubel für jeden Rauch, d. h. für jede bewohnte Jurte, als Abgabe fixirte. Es wurde durch eine Zählung die Menge der Jurten festgestellt, davon wurde von je zehn Jurten ein Zehnjurten-Mann zur Ausübung der Polizeiaufsicht gewählt. Dann für je fünfzig Jurten ein Deputat. Diese Deputaten versammelten sich jährlich in jedem Wolost, um die Normalabgaben den Vermögensverhältnissen nach zu vertheilen. Alle Beamten wurden erwählt und die Macht der Sultane vollkommen beseitigt. Dabei wurden die Kirgisen von der Verpflichtung befreit, für die reisenden Beamten Pferde zu stellen. Die Einführung einer so radicalen Umwälzung der kirgisischen Verwaltungsverhältnisse war natürlich erst dann möglich, als die russische Machtsphäre sich nicht nur über die ganze Kirgisensteppe ausgedehnt, sondern sich auch in allen die Kirgisensteppe umgebenden Ländern befestigt hatte.

Ueber die Wirkungen der neuen Verwaltungsregierung vermag ich durchaus kein Urtheil zu fällen, da ich die Kirgisen nur gleich nach der Einführung derselben besuchte, wo es noch nicht möglich war, die Folgen der Neuerungen zu beobachten. Klagen habe ich nicht wenige gehört, sowohl von Seiten der Kirgisen wie auch von Seiten der Beamten. Das will aber nicht viel sagen, denn jede Neuerung wird angefeindet.

Die Wirkungen des früheren Statuts habe ich aber wohl zu beobachten Gelegenheit gehabt: Ordnung ist durch dasselbe hergestellt und ausserdem sind die den Kirgisen benachbarten angesiedelten Ackerbauer durch dasselbe geschützt worden. Dagegen ist nicht zu leugnen, dass der Reichthum des Volkes proportional mit der Herstellung der Ordnung abgenommen hat. Die innere Horde von Semipalatinsk, die ganz vollkommen pacificirt ist, ist am meisten heruntergekommen, während der Reichthum des Volkes immer mehr zunimmt, jemehr man sich der

grossen Horde nähert. Dabei lässt sich auch das Factum beobachten, dass diejenigen Theile der Kirgisenhorde, die China unterworfen waren und noch jetzt unterworfen sind, einen unvergleichlich höheren Wohlstand zeigen, als die Russland unterworfenen Kirgisen. Dasselbe müssen wir auch von anderen Nomaden sagen, die sich unter chinesischer Botmässigkeit befinden, wie von den Kalmücken und Mongolen. Trotzdem ist auch die Pacification dieser chinesischen Nomaden vollkommen hergestellt. Ausserdem muss noch erwähnt werden, dass Russland jährlich riesige Summen zahlen muss, um das Budget der Steppenverwaltung aufrecht zu erhalten, während China nicht nur keinen Pfennig zu der Steppenverwaltung zuzahlt, sondern noch einen bedeutenden Tribut von seinen Nomaden bezieht. Es wird nicht uninteressant sein, das Verhalten der chinesischen Regierung den Nomaden gegenüber kurz zu erörtern.

Die Chinesen nennen alle Steppennomaden äussere Leute (wai-gu-shin), die gerade in dem Zustande, in dem sie leben, als nützliche Unterthanen des Reiches betrachtet werden. Die Regierung thut daher absichtlich nichts, um die Lage der Nomaden zu verbessern, sie zu Ackerbau zu veranlassen oder ihnen bessere Einrichtungen zu octroyiren. Die frühere Verwaltung hat sie dadurch befestigt, dass sie alle Beamten der freien Mongolen bestätigte und ihnen chinesische Rangklassen gab, sie in ein Steppenheer eintheilte und dieses Heer einer obersten chinesischen Verwaltung unterordnete. Die Poststrassen und alle chinesischen Beamten mussten von den Mongolen bezahlt werden, ja alle Reisespesen der reisenden Beamten wurden durch directe Naturalabgaben geleistet. Dann wurde ein Theil der Bevölkerung als Postbevölkerung, ein anderer als Ackerbauer zur Proviantbeschaffung angesiedelt und zuletzt der Piquet- und Garnisondienst den Mongolen anvertraut. In die innere Verwaltung der Nomaden mischte sich aber die chinesische Regierung in keiner Weise, liess auch keinerlei Annäherung der Steppenbewohner an die angesiedelten Einwohner Chinas und keinerlei Verlassen des Nomadenlebens zu.

Ich will diese Art der Verwaltung durchaus nicht als Ideal hinstellen, ich glaube aber, dass die Wirkungen des chinesischen Regims uns beweisen, dass es schädlich ist, der Nomadenbevölkerung neue Anschauungen aufzuzwingen, während der Nomade am besten weiss, was für ihn das Nützlichste ist, und dass die

humanistischen Bestrebungen der russischen Verwaltung, durch Einengung der den Nomaden nöthigen Freiheit dem Wohlstande des Volkes mehr Schaden gebracht haben als eine bedeutend höhere Abgabe, wie sie die Chinesen von ihren Unterthanen eintreiben. Der sociale Bau und die Rechtsanschauungen der Nomaden sind eben, wie ich oben weitläufig auseinander gesetzt habe, andere und müssen naturgemäss andere sein, als der sociale Bau und die Rechtsanschauungen angesiedelter Völker. Eine Fortentwickelung der Verhältnisse muss in der Steppe natürlich ganz von selbst vor sich gehen; von aussen kommende, auf leere Theorieen gegründete Anordnungen können den wahren Fortschritt nur hindern. Ein grosser Theil der Steppe aber kann, den natürlichen Bedingungen des Landes gemäss, nur von Nomaden bewohnt werden, und es würde ein unbedingter Rückschritt, eine Entvölkerung eintreten, wenn man die Nomaden in Ansiedler verwandeln wollte.

Bevor ich meine Schilderung des Zustandes der Kasak-Kirgisen schliesse, will ich noch eine kurze Uebersicht über das Gewohnheitsrecht der Kirgisen geben. Das alte kirgisische Recht kannte nur wenige Criminalfälle, die eine Bestrafung des das Verbrechen verübt Habenden forderten; dies waren Todtschlag, Ehebruch, Nothzucht, bei denen von den Verwandten die Tödtung des Verbrechers gefordert werden konnte. Ausserdem konnte derjenige, welcher ein Glied durch die Schuld eines Anderen verloren hatte, fordern, dass dem Verschulder dasselbe Glied seines Körpers abgehauen werde. Jeder Kläger hatte aber das Recht, eine Civilklage gegen den Verbrecher zu richten und eine Bezahlung von Strafgeldern als Sühne für das Verbrechen zu fordern. Die Strafgelder zerfallen in zwei Arten: 1) in Strafgelder, die für Criminalverbrechen gezahlt werden und *Kun* heissen, und 2) in Strafgelder, die man für kleinere Verbrechen und Vergehen fordert und *Aip* genannt werden.

1. *Kun.* Die Einheit des Kun ist das Sühnegeld für Tödtung eines freien Mannes (nähere Umstände, wie Absicht, Rache, Mord werden nicht in Betracht gezogen), sie beträgt 100 Pferde (= 1000 Schafe).

Für Tödtung eines Sultans muss den Verwandten der Kun von sieben Menschen gezahlt werden.

Bei Tödtung von Frauen, Mädchen und Sklaven wird ein

halber Kun, 50 Pferde (500 Schafe) gezahlt und ausserdem als Aip ein Neunt (bir togus), d. h. neun Köpfe allerlei Viehes.

Wird eine Ehefrau mit Gewalt entführt oder ein Mädchen genothzüchtigt, so hat der Gatte der Frau oder die Verwandtschaft des Mädchens das Recht, einen halben Kun, also den Preis für Tödtung zu fordern.

Für Tödtung eines Kindes unter zehn Jahren muss ein drittel Kun, d. h. 30 Pferde (200 Schafe) gezahlt werden.

Schlägt man einem Manne ein Auge aus oder verletzt man ihm den rechten Arm so, dass er zu keiner Arbeit mehr fähig ist, so wird ebenfalls ein halber Kun gezahlt. Verletzt man in dieser Weise eine Frau, so kann eine Forderung auf einen viertel Kun gestellt werden.

Tödtet der Mann seine Frau, wenn er sie beim Ehebruch trifft, auf der Stelle, so geht er straflos aus; ebenso wurden Eltern nicht bestraft, die ihre Kinder tödteten, oder Herren, die ihren eigenen Sklaven das Leben nahmen. Dagegen wurde die Frau, die ihren Mann getödtet hatte, oder der Knecht, der seinen Herrn um's Leben gebracht hatte, unbedingt mit dem Tode bestraft.

2. *Aip.* Das höchste Strafgeld sind drei Neunt (üsch togus), d. h. dreimal neun Stück Vieh, und zwar wird ein solches Strafgeld für einen zerbrochenen Oberarm, für den Verlust der linken Hand oder eines Fusses, ebenso für einen gegen einen Sultan geführten Schlag bezahlt.

Zwei Neunt (eki togus) hat derjenige zu entrichten, der vom Ehemann bei dessen Frau angetroffen wird.

Ein Neunt (bir togus) endlich zahlt man für einen zerbrochenen Daumen oder für die Beleidigung eines Sultans.

Wer eine schwangere Frau niederwirft, so dass sie in Folge dessen ein todtes Kind gebärt, hat für das Kind, wenn es unter fünf Monate alt war, für jeden Monat ein Pferd, war es aber über fünf Monate alt, für jeden Monat ein Kameel zu zahlen.

Ein Pferd und einen Rock zahlt man für einen ausgebrochenen Zahn, für einen zerbrochenen Finger und für eine Verwundung am Kopfe. Für den zerbrochenen Zeige- oder Mittelfinger wird noch ausserdem ein öffentlicher Fussfall als Sühne auferlegt.

Diebstahl wird mit drei Neunt (üsch togus) bestraft. Bei der Berechnung der Strafe wird 1 Kameel gleich 3 Pferde oder

30 Schafe gerechnet. Ein Dieb, der mit einem gestohlenen Pferde ergriffen wird, wird folgendermassen bestraft: 1) nimmt man ihm das Pferd, auf welchem er reitet (kandy at, d. h. das blutige Pferd); 2) muss er noch zwei Pferde Strafe zahlen, und zwar eins für den Hals des gestohlenen Pferdes als Zugabe (moinuna kossak), sowie eins als Stütze für den Hintern (kötünö tirkäü).

Der betreffende Prozess wird stets vor einem Schiedsgerichte (einem oder mehreren Bī) geführt, wobei jede der betheiligten Personen vorher das Urtheil des Richters als für sich bindend anerkennen muss. Der Richter fordert stets zwei oder drei Zeugen; kann der Kläger diese Zeugen nicht stellen, so muss ein Eid geleistet werden, und zwar hat nicht der Verbrecher denselben zu leisten, sondern eine als rechtlich bekannte Persönlichkeit, die durch einen falschen Eid die Sünde des Verbrechers auf sich nimmt. Die Eidesleistung geschieht gewöhnlich über dem Lauf einer geladenen Flinte. Leistet Niemand für den Verbrecher den Eid, so wird er verurtheilt. Frauen und Diener können nicht als Zeugen auftreten.

Kann der Verurtheilte das Strafgeld nicht zahlen, so kann es von den Verwandten oder Aulgenossen des Schuldigen eingetrieben werden. Weigert sich aber der Schuldige zu zahlen, so wendet sich der Beeinträchtigte an den Jurtenältesten oder an den Verwalter der Geschlechtsabtheilung, dann wird mit Bewilligung des eigenen Stammes ein Kriegszustand erklärt und das Vieh mit Gewalt von den Stammesgenossen des Schuldigen eingetrieben. Als Bezahlung für ihre Müheleistung erhalten die Richter den zehnten Theil der einzutreibenden Summe.

Das neue Statut für die Verwaltung der Kirgisen sucht die Gerichtsbarkeit dadurch zu ordnen, dass über den Richtern (Bī) noch eine Berufungsstelle der vereinigten Richter des Kreises eingesetzt ist.

Aus dem Strafcodex des kirgisischen Rechtes sehen wir, dass die Kirgisen, nach ihrer Eintheilung in Sultane und gemeine Kirgisen, nicht auf einer Stufe stehen. Obgleich die neue Verwaltungsordnung die Rechte der Sultane aufhebt und dadurch auch das Ansehen derselben immer mehr verblichen ist, so hatte ich doch überall nach Einführung der neuen Verordnungen Gelegenheit, zu beobachten, dass die Sultane noch immer eine gewisse Achtung geniessen. So gab mir der frühere Aga-Sultan

der grossen Horde, Tesek, im Jahre 1869 einen offenen Brief an seine Freunde mit, in Folge dessen ich bei sämmtlichen Stämmen, welche das Schreiben anging, mit grosser Zuvorkommenheit empfangen wurde. Bis heute tragen die Sultane noch die Eulenfedern auf dem Käpsel. Ueberall redet sie das Volk mit dem Worte „taksyr" (edler Herr) an, und zwar indem man die Hände über Kreuz auf der Brust zusammenlegt. Jeder, der sich einem Aule des Sultans nähert, steigt eine Strecke vor demselben vom Pferde und geht auf die Jurte zu, indem er das Thier am Zaume führt. Niemand wagt mit der Knute am Handgelenk in die Jurte des Sultans zu treten, sonst hat Letzterer das Recht, dem Schuldigen sein Reitpferd abnehmen zu lassen. Ist der Sultan reich und angesehen, so wird jeder Kirgise sich unbedingt dem gewohnten Ceremoniel fügen; ob aber auch armen und herabgekommenen Sultanen dieselbe Ehre erwiesen wird, bezweifle ich. Die früheren Leibeigenen und Sklaven der Sultane, die schon seit mehreren Jahrzehnten freigelassen sind, suchen noch immer in der Nähe der Sultane zu nomadisiren und werden, obgleich sie jetzt den übrigen Kirgisen vollkommen gleichberechtigt sind, noch immer Tölöngüt genannt. Ich kann mir diesen Namen nicht anders erklären, als dass viele Leibeigene ursprünglich Kriegsgefangene von den Teleuten waren und daher aus Gewohnheit der Eigenname Tölöngüt allmählich zu einem Appellativum in der Bedeutung Kriegsgefangener überhaupt und dann zuletzt in der Bedeutung „Leibeigener des Sultans" wurde.

Die Bezeichnungen „kul" (Sklave) und „küng" (Sklavin) haben sich jetzt in Diener und Dienstmagd verändert.

2. Die Kara-Kirgisen.

Ganz auf einer ähnlichen Civilisationsstufe wie die Kasak-Kirgisen stehen ihre südöstlichen Nachbaren, die schwarzen Kirgisen (Kara Kyrgys). In Sprache, Sitten, Kleidung und Einrichtung der Wohnungen, ebenso in Erwerb und Lebensweise unterscheiden sich die Kara-Kirgisen nur in geringem Maasse von den Kasak. Der Typus der Kara-Kirgisen ist unbedingt ein anderer als der der Kasak, dies fiel mir besonders scharf bei meinem ersten Besuche der Kara Kyrgys vom Geschlechte Bugu auf, das ich im Jahre 1862 am Karkara-Flusse antraf. Die Physiognomieen der Kara-Kirgisen erinnerten mich stark an diejenigen der altajischen Bergkalmücken und Teleuten. In ihrer

Kleidung unterscheiden sich die schwarzen Kirgisen nur sehr wenig von den Kasak. Die einzigen Unterschiede, die mir aufgefallen, sind die mit bunten Schnüren besetzten Kaftane, die Patronen und Kugeltaschen und die weissen Filzhüte, die man bei den Kasak nur selten findet und die dem Volke auch den Namen Ak-Kalpak (Weiss-Hüte) eingetragen haben. Ebenso unterscheidet sich die Jurteneinrichtung kaum von derjenigen der Kasak, nur sieht man in ihren Jurten weniger Teppiche und gestickte Bänder und ausserdem neben jeder Jurte einen Speer aufgestellt, was man bei den Kasak nicht antrifft.

Die Beschäftigungen der schwarzen Kirgisen sind fast dieselben wie bei den Kasak. Die Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, die hier ganz in der früher beschriebenen Weise betrieben wird. Es ist aber zu erwähnen, dass die schwarzen Kirgisen verhältnissmässig mehr Pferde und Rindvieh halten als Kleinvieh und Kameele. Die Pferde sind kleiner und der mongolischen Race sehr ähnlich. Ausser den vier Viehsorten der Kasak halten die schwarzen Kirgisen noch den tibetanischen Gjak (bos gruniens), der von ihnen Kudas genannt wird. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die schwarzen Kirgisen weniger Vieh besitzen als die Kirgisen der grossen Horde. Leute, die 2000 Pferde und 3000 Schafe haben, gelten schon für ausserordentlich reich.

Die Art des Nomadisirens der schwarzen Kirgisen unterscheidet sich von der der Kasak. Die schwarzen Kirgisen wohnen nicht aulweise, sondern in ganzen Geschlechtern, im Winter an den Ufern der Flüsse in einer ununterbrochenen Jurtenreihe, die sich oft 20 und mehr Werst lang hinzieht. Sie führen in derselben Art auch ihre Jurtenzüge im Sommer immer höher in's Gebirge, so dass dann jedes Geschlecht einen besonderen Bergriegel abweidet. Diese Art des Nomadisirens ist zum Theil durch die Verhältnisse des Landes bedingt, zum Theil aber auch durch den viel kriegerischeren Charakter des Volkes. Bei dieser Jurtenaufstellung der schwarzen Kirgisen ist es möglich, dass in wenigen Stunden ein ganzes Heer zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit steht. In früherer Zeit mag diese Art des Nomadisirens auch bei den Kasak in Gebrauch gewesen sein, denn sie ist für den Kriegszustand der freien Nomaden die einzig mögliche. Als ich im Jahre 1864 die Soltu besuchte, erzählten mir die Beamten, dass die schwarzen Kirgisen nach der end-

gültigen Unterwerfung durch die Russen ihre Jurtenaufstellung zu ändern beginnen und, ganz wie die Kasak, sich in Aule abzutheilen anfangen.

Die Jagd wird, ebenso wie bei den Kirgisen, fast nur als Belustigung betrieben. Es giebt nur wenige Jäger von Profession und diese treiben ihr Gewerbe auch nur im Frühlinge, wo sie Marale mit frischen Hörnern erlegen, welche von den Chinesen zu einem hohen Preise gekauft werden. Die Jagd mit Jagdvögeln ist ebenso verbreitet wie bei den Kasak.

Der Ackerbau ist bei den schwarzen Kirgisen noch mehr verbreitet als bei den Kasak. Sie bearbeiten das Land sorgfältiger und ernten im Durchschnitte etwa das 10te bis 15te Korn. Die Felder müssen künstlich bewässert werden; die Bewässerungsarbeiten der schwarzen Kirgisen sind meist sorgfältiger ausgeführt als bei den Kasak. Die Bugu haben ihre Felder hauptsächlich am Ufer der Seen Terskei, Küngäi, Tuikal; die Sary Bagysch hingegen zwischen den Flüssen Kürmet und Kissinggir. Die schwarzen Kirgisen säen Weizen, Gerste und mehrere Hirsearten. Als Pferdefutter benutzen sie Gerste und eine feine Art Hirse. Aus der Hirse bereiten die schwarzen Kirgisen eine Art Bier (busu) und aus diesem destilliren sie Branntwein, den sie im Winter trinken. Im Sommer bereiten sie, wie schon oben erwähnt, Milch-Branntwein.

Alle übrigen Handarbeiten sind dieselben wie bei den Kasak, nur verstehen die Frauen vortreffliche weisse Filzschuhe aus den Flaumhaaren der Ziegen zu bereiten und auch Filzmäntel mit Aermeln, die sie „kibenek“ nennen. Diese Industrie kennen die Kasak nicht.

Die schwarzen Kirgisen sind alle Mohammedaner (Bussurman) wie die Kasak, sie sollen aber den Islam viel später angenommen haben als diese. Die Tataren behaupten, dass die Kara-Kirgisen vollkommene Heiden seien, die weder Fasten noch Gebete und Glaubenssätze kennen, ja der Name des Propheten selbst sei ihnen unbekannt. Sie sollen geistige Getränke über Alles lieben und es für keine Sünde halten, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken. Es sollen bei ihnen noch vielerlei Erinnerungen des früheren Heidenthums vorhanden sein. So wurde mir erzählt, dass sich sowohl Männer wie Frauen vor dem Feuer verneigen, indem sie in dasselbe Fett giessen. Eine ähn-

liche Ceremonie sollen sie am Donnerstag vor neun Lichtern ausführen. Die Männer sollen manchmal Lampen bei heiligen Hainen anzünden, wo einst, der Volkssage nach, Heilige gelebt haben. Ferner theilte man mir bei den Bugu mit, dass in der dortigen Gegend drei Orte exsistiren, die die schwarzen Kirgisen für heilig halten: der Berg Küngrämän an der Schu-Quelle, der Berg Tschulpassa am Flusse Koi-su und der Berg Ala-Baschy-Ata am Tess. Alle diese Gebräuche sollen sogar von den Kasak der grossen Horde als Götzendienst verurtheilt werden, obgleich diese selbst nicht allzustrenge Mohammedaner sind.

Ich meinerseits kann nur sagen, dass die schwarzen Kirgisen sich für strenge Mohammedaner halten und sich scharf von den Kalmücken absondern, die sie als Ungläubige betrachten. Trotz ihrer geringen Kenntniss der Religion sind sie fanatischer Andersgläubigen gegenüber als die Kasak und ihre Sagen sprechen von Glaubenskämpfen. Dies mag zum Theil daher kommen, dass sie dicht neben den Ungläubigen wohnen.

Ihre religiösen Anschauungen giebt am besten eine Episode des Volksepos wieder, in der geschildert wird, wie der Kalmücken-Fürst Alman Bet zum Islam übergeht:

Alman Bet trifft am Ufer des Issik Kul den dort jagenden Köktschö und redet ihn mit kalmückischem Grusse an. Köktschö sagt, er verstehe ihn nicht. Darauf erklärt Alman Bet seinen Gruss und fährt fort:

„Wenn wir diese Welt verlassen,
Um zum Jenseits zu gelangen,
Giebt es für uns einen Weg?“
Darauf antwortete Köktschö:
„Wenn den Schnurrbart du beschneidest,
Wenn den Bart du wachsen lässt,
Scheerst vom Haupte dir das Haar,
Nimmst den Mützenknopf vom Haupte.
Von dem Freitag bis zum Freitag,
Sind's im ganzen sieben Tage,
Mit dem Freitag sind's acht Tage,
Dann kommt man in's Paradies;
Gott, der Herr, der Allerhabne,
Lässt die Sonn' am Himmel glänzen,
Lässt den Mond am Himmel glänzen,
Lässt die Erde durch sie wärmen.“
Darauf sprach der Alman Bet:
„Wenn den Schnurrbart ich beschneide,

Wachsen lasse meinen Bart,
Kommt die Fahn' mit gold'nem Glanze,
Kommt ein Heer von sechzig Schaaren.
An der Seit' hast du die Scheere,
Hast zur Seite auch das Messer,
Hast im Busen auch das Buch,
Hast am Halse den Koran;
Zeig' den Koran, will ihn sehen,
Will aus deinem Buche lesen!"

Köktschö stellt nun sein Zelt auf und will den Alman Bet mit Thee bewirthen. Jener weigert sich aber, den Thee anzurühren, ehe er Muselman geworden sei. Da stellt Köktschö noch einmal das vorerwähnte Anerbieten.

Alman Bet, der Tigergleiche,
Er beschnitt sich seinen Schnurrbart,
Liess den untern Bart sich wachsen,
Schor sich ab des Hauptes Haar,
Oeffnet' die erhab'ne Schrift,
Legte sie dann vor sich hin,
Las den Koran ohne Hilfe,
Ohne Beistand las das Buch er,
Sprach der Sohn des Kara Kan,
Alman Bet, der Tigergleiche:
„Will ein Muselman jetzt werden."

Darauf schliesst er mit Köktschö Freundschaft und fährt dann fort:

„Will zu meinem Volk jetzt gehen,
Will zu meiner Jurte gehen,
Will zu meinem Volke sprechen,
Will zu meiner Jurte sprechen!
Folgt mein Volk nicht meiner Rede,
Streu' ich meine Schätze aus;
Wenn der glüh'nden Oirot Fürsten
Ich getödtet, will ich fliehen.
Hört mein Volk auf meine Worte,
Will ich des Oirot sechs Söhne,
Die aus Furcht flussabwärts flohen,
In der Mitte der Moslim,
Dreier Väter Söhne siedeln,
Will ihr Vieh aufschreibend zählen,
Heilig machen all ihr Vieh,
Will auch ihre Habe zählen,
Heilig ihre Habe machen,
Will dann mit den Moslim leben."

Hierauf reitet Alman Bet zu seinem Vater.

Als in seines Vaters Haus
Eintrat dieser Alman Bet,
Sprach er: „Salam aläi küm“ Vater.
Ob er gleich den Gruss gesprochen,
Ward der Gruss doch nicht erwidert,
Niemand stand vom Platze auf.
Alman Bet ganz dicht beim Feuer
Stellte dort sich auf und sprach:
„Ohne Kinder mögt ihr bleiben!
Sie nicht auferziehend, altern!
Hier ist nur die Lügenwelt,
Jenseits ist die wahre Welt;
Lasst für jene Welt uns hier
Schon das Gute ganz erkennen,
Kukuldabat kualdat,
Lass' des Korans Red' erkennen,
Zwischen Paradies und Mekka,
Lasst die Mitte uns erflehen,
Lasst uns Muselmane werden!
Haltet ihr jetzt euren Rath,
Morgen komm' ich, will ihn hören.“

Als Alman Bet am anderen Morgen erscheint, fordert er seinen Vater abermals auf, Muselman zu werden, indem er die gestrige Rede wiederholt und noch hinzufügt:

„Lieber als ein Fürst der Kafir,
Will der Moslim Knecht ich sein.“

Vater und Mutter weigern sich aber, der Aufforderung des Sohnes nachzukommen, ebenso das ganze Volk der Oirot; da verlässt Alman Bet die elterliche Jurte und besteht den Kampf mit den Heeren der Kalmücken.

Alman Bet pflanzt' auf sein Banner,
Trieb die glühenden Oirot
Weit nach Sonnenaufgang hin.
„In der Brust, du Seele, einz'ger Freund!
Zunge, du im Halse, einz'ger Freund!
Mögen uns die Engel beistehn!
Von den glüh'nden Oirot
Floh ich, nicht den Bunten nehmend,
Floh ich, nicht dem Falben folgend.
Schöpfer, was hab' ich verbrochen,
Herrgott, was hab' ich gethan?“

Alman Bet rüstet sich nun zum Kampfe und stösst den Schlachtruf hervor.

Das Geschrei unzähl'ger Männer,
Stiess hervor jetzt Alman Bet,
Das Getrappel vieler Pferde
Bracht' hervor sein rothes Reitpferd;
Berge machte er aus Mützen,
Häuser aus Kalmückenjacken,
Er zerstreut' all' seine Habe.
Als der glühenden Oirot
Fürsten er getödtet, floh er.
Es erblasst des Mondes Schein,
Aidar's Sohn, den Kan Köktschö
Fest umarmend, ward sein Freund er,
Um ein Muselman zu werden.

Diese Episode verräth in der That nur höchst dürftige Kenntnisse vom Islam und es hat fast den Anschein, als ob die Religionskenntnisse der Kara-Kirgisen sich überhaupt nicht weiter erstrecken, als dieses Lied schildert. Und doch — o wunderbare Natur des Menschen! — sind diese oberflächlichen Kenntnisse im Stande, einem ganzen Volke den Stempel einer Religionsgemeinschaft aufzudrücken und sie sogar zum Fanatismus und Glaubenseifer anzufachen.

Die schwarzen Kirgisen sind allgemein bei ihren Nachbaren sehr verrufen. Man bezeichnete sie mir als schlau und unzuverlässig, neugierig und schmeichlerisch, stets viel versprechend und nie ihren eingegangenen Verpflichtungen nachkommend. Besonders machen sie sich aber bei ihren Nachbaren durch ihre Räubereien und Kriegszüge verhasst, bei denen das ganze Volk eine Einigkeit zeigt, wie man sie vergebens bei den Kasak suchen würde. Ich erlaube mir kein Urtheil, da ich zu wenig bei den schwarzen Kirgisen gelebt habe; ich glaube aber sicher, dass sie viel besser sind als ihr Ruf. Sie sind seit Jahrhunderten der Spielball ihrer Nachbaren gewesen. Bald sind sie von Kalmücken, bald von Chinesen und bald von Kokandern bedrängt, an ihrem Besitzstande geschädigt worden. Ist es wunderbar, dass ein Volk, das so kriegerisch und muthig ist wie die schwarzen Kirgisen (und diese Eigenschaft heben alle Feinde hervor), sich für die Unbill der Nachbaren zu rächen sucht? Man höre nur, was z. B. die Kokander früher von den schwarzen Kirgisen an Abgaben eintrieben: 1. Tünlük säkät (die Jurten-Abgabe), ein

Schaf von jeder Jurte; 2. Alal Säkät (Vieh-Abgabe), von je 50 Stück Vieh ein Stück; 3. Charadsch (die Getreide-Abgabe), von jeder Tenne drei Schafe. Ausserdem wurde 4. von Zeit zu Zeit eine Kriegssteuer erhoben und zwar von jeder Jurte eine Goldmünze (dilla) = 3 Schafe. Alle diese Abgaben wurden stets mit Gewalt eingetrieben.

Dass die Kara-Kirgisen nicht schlimmer sind als ihre nördlichen Nachbaren, die Kasak, scheint mir am Deutlichsten der Umstand zu beweisen, dass die Sary Bagysch und Solty, die ich im Jahre 1869 besuchte, kaum 5 Jahre nach ihrer Unterwerfung unter Russland schon vollkommen pacificirt waren und dass ich ganz ohne jeden Convoi bei ihnen allein umherreiste und nirgends auch nur eine Spur von feindlicher Gesinnung vorfand. Sie hatten sich sogar ohne jeden Widerstand die neue Verwaltungsordnung auferlegen lassen und sich schneller in die neuen Verhältnisse gefügt als ihre nördlichen Nachbaren.

Jetzt noch einige Worte über die frühere Verwaltung und die socialen Verhältnisse der schwarzen Kirgisen. Der Name Kara-Kyrgys (schwarze Kirgisen) wurde dem Volke nach Angabe der Kasak deswegen gegeben, weil bei ihnen nie Kane geherrscht hätten und sie keinen Adel besässen, den ja die Kasak als weisse Geschlechter bezeichnen. Auch bei den Kirgisen selbst herrscht die Sage, sie hätten stets ohne Kane gelebt und deshalb den grossen Kan gebeten, ihnen seinen Sohn Dshudshi als Fürst zu geben. Derselbe, ein kleiner Knabe, sei aber auf dem Wege unter eine Heerde Kulane gerathen und von diesen entführt worden. Aksak Kulan Dshudshi Kan sei der erste und letzte Kan der Kyrgys gewesen.

Die Geschlechtseintheilung ist ganz wie bei den Kasak-Kirgisen. An Stelle der Sultane aber waren bei ihnen aus dem schwarzen Volke gewählte Herren, die sie Manap nannten. Die Manape hätten, wie man mir erzählte, fast despotische Gewalt über ihre Unterthanen ausgeübt. Die Kirgisen erzählen, dass die Manape bei ihnen erst seit dem vorigen Jahrhundert entstanden seien, und zwar wird der Name von einem der Bī's der Sary Bagysch hergeleitet, dieser hätte die Herrschaft über die Sary Bagysch ganz in seine Hände genommen und deshalb hätten sich auch die übrigen Bī's nach seinem Tode den Namen Manap beigelegt. Die Erzählung scheint mir etwas unwahrscheinlich.

Bei den Kara-Kirgisen hätte sich noch am längsten die

alte Kampfart der Steppenvölker bewahrt. Sie hätten früher immer auf offenem Kriegsfuss mit allen Nachbaren gelebt. Auf den Ruf des Manap hätten alle kampffähigen Männer des Geschlechtes augenblicklich zu den Waffen greifen müssen, um entweder einen Angriff abzuwehren oder einen Ueberfall zu machen. Ihre Waffen seien meist Feuerwaffen gewesen und zwar hauptsächlich Kokander Arbeit. Ausserdem hätten sie auch kasakkirgisische Waffen Lanze, Schlagstock (Sojil) und Mondbeil (aibalta) angewendet und sich in dichten Haufen auf den Feind gestürzt, indem sie Ur! ur! schreien und ausserdem den Urān (Kriegsruf des Geschlechtes) ausstossen, gerade wie es die Kasak-Kirgisen thaten. Der Kriegsruf der Stammabtheilung Sol soll „Kunek“ sein, der der Stammabtheilung Ong hingegen „Dshan-Kuras“.

Bei den Bugu und Sary Bagysch ist die Tamga (das Eigenthumszeichen) ═══, welches Dshagalbei genannt wird, im Gebrauche, bei den Soltu hingegen die Ai Tamga (Mond-Tamga). ⌒

Was die Kara-Kirgisen am meisten von den Kasak unterscheidet, ist die Sprache, die dem altajischen Dialecte viel näher steht und ein sehr alterthümliches Gepräge hat; ebenso der Charakter der Volksliteratur. Die Kara-Kirgisen befinden sich nämlich in der Periode der echten Epik. Die einzelnen Sagen und Legenden der übrigen Türkvölker haben sich bei den Kara-Kirgisen zu einem grossen Epos verschmolzen, dessen Hauptbelden der Muselman-Fürst Manas und der Held der Ungläubigen Joloi ist. Dieses Epos giebt, gerade wie die Epen der Griechen, ein klares Bild des geistigen Lebens und der Sitten des ganzen Volkes; in epischer Breite schildert es Kriegszüge, Freiwerbung, Todtenfeste, Wettrennen, das häusliche Leben u. s. w. Alle Figuren der Sagen treten hier gleichsam in Fleisch und Blut und werden zu wirklichen Charakteren, die wir vor uns handeln und denken sehen. Das bewegende Moment der ganzen Darstellung ist das Uebergewicht der Moslim über die Ungläubigen. Jeder schwarze Kirgise kennt einen Theil dieses Epos, es lebt eben im Volke und lässt gar keine andere poetische Schöpfung neben sich auftreten. Daher hat auch das Versmass des Dshyr das Ölöng vollkommen verdrängt. Einzelne Specimina aus dem Epos hier aufzuführen wäre unnütz, da es unmöglich ist, aus ihnen sich ein Bild der ganzen Dichtung zu entwerfen.

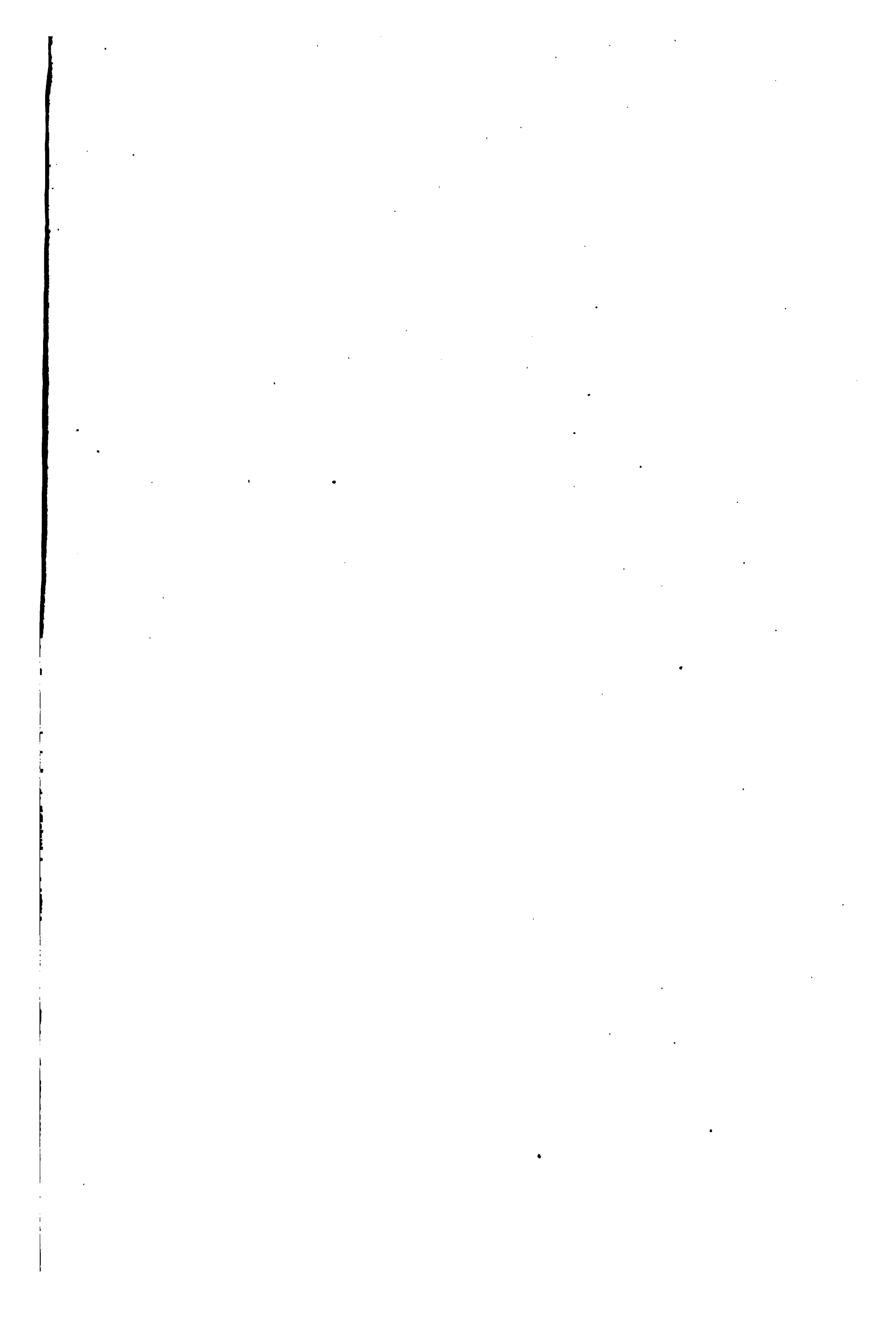
Inhalts-Verzeichniss
des
ersten Bandes.

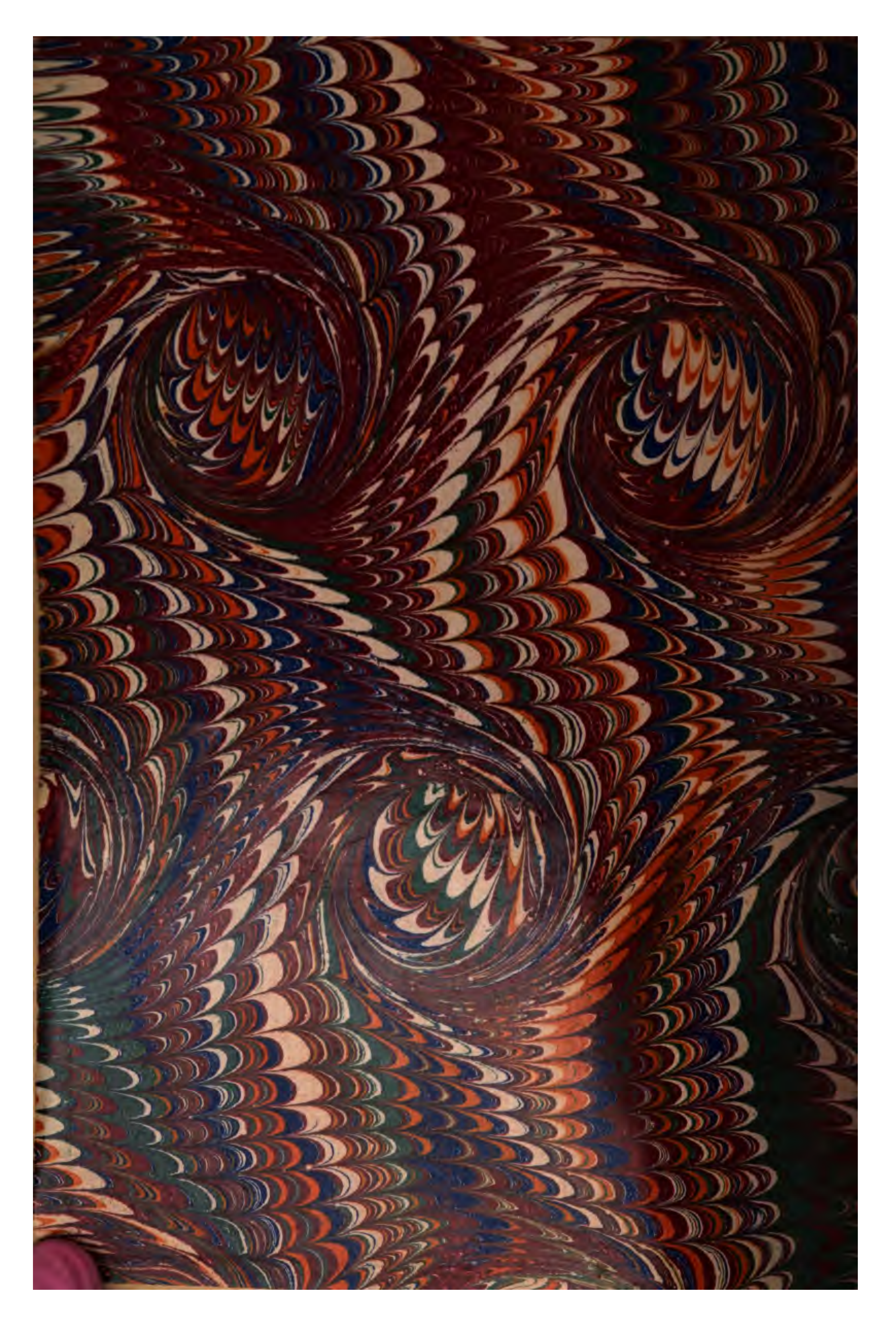


Verzeichniss
der
Tafeln des ersten Bandes.



Julius Mäser, Leipzig-Reudnitz.






3 2044 010 478 048
spec
eturn
THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.
WIDENER
WIDENER
SEP 0 9 2004
SEP 1 0 2004
CANCELLED
BOOK DUE
WIDENER
FEB 1 0 1997
NOV 1 2 1996
CANCELLED
WIDENER
WIDENER
FEB 1 0 1998
BOOK DUE
CANCELLED